This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

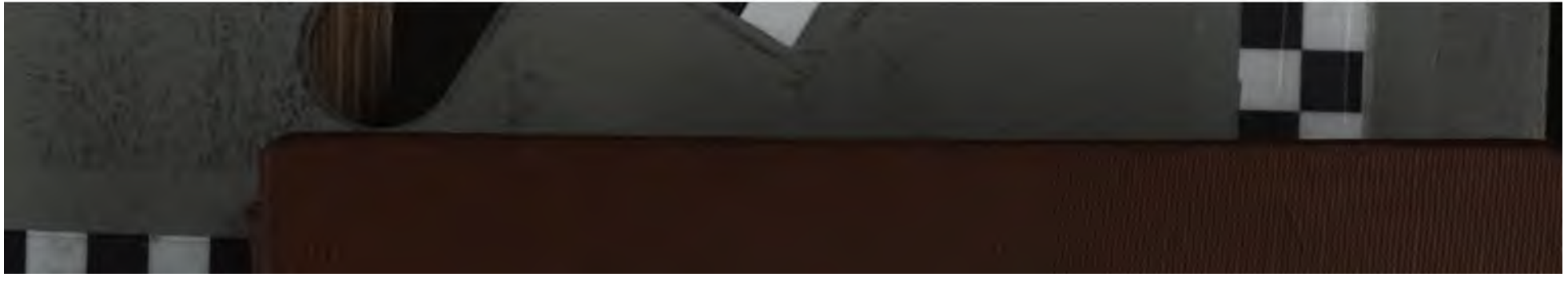
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

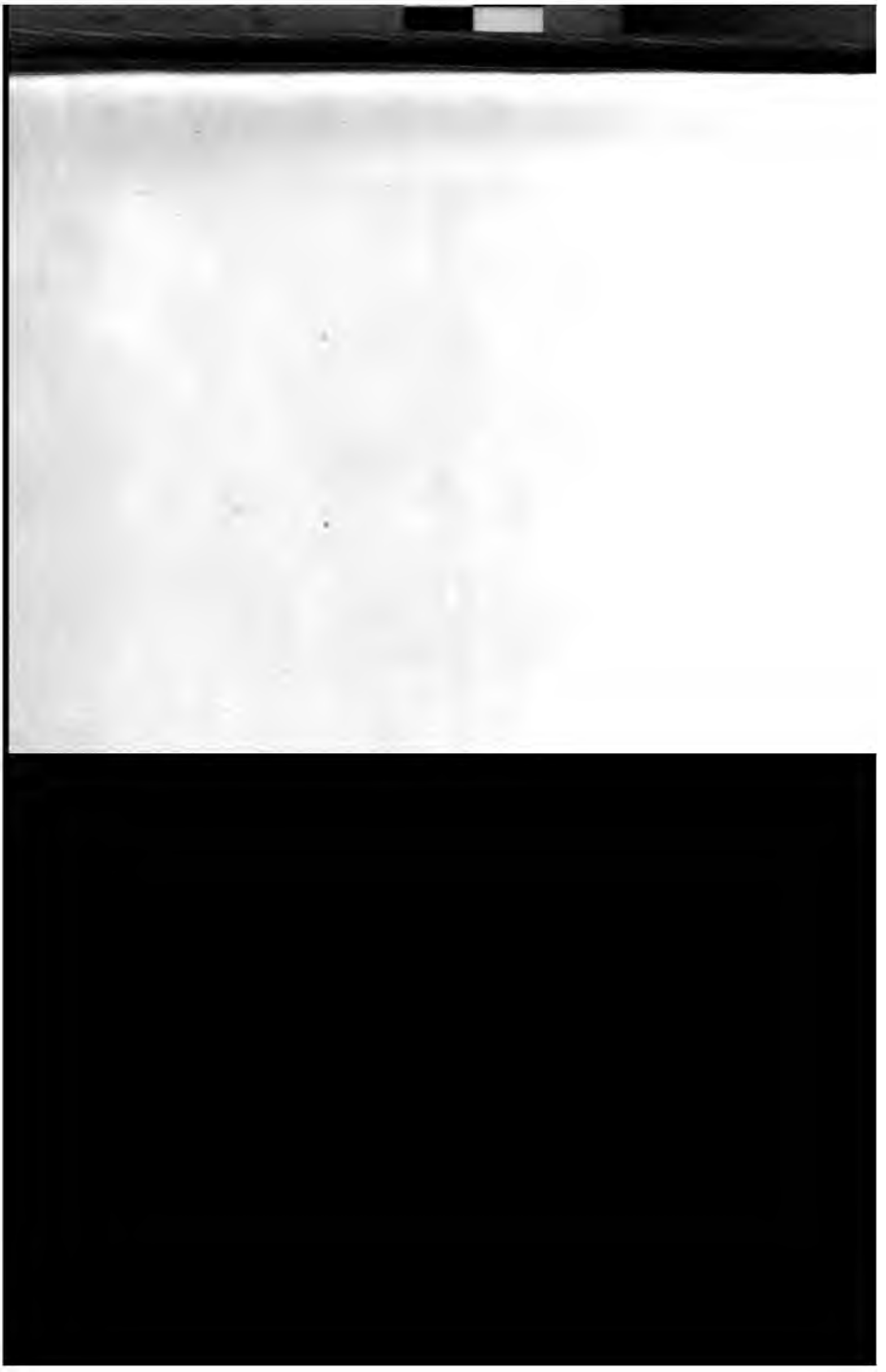
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





(Maschenbauer

Der
aus dem Reiche der Wissenschafften
wohlversuchte

Referendarius,

oder

auserlesene Sammlungen

von allerhand

vermischten Schrifften und Versuchen

aus

der Naturlehre, Arzeneiwissenschafft, natürlichen Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, Politic, Haushaltungskunst, und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen Wochenschrifften und neuen Büchern von wirthschafftlichen, Policei- und Finanz-Sachen, Vorschläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Historie und Critik, zumal aus denen schönen Wissenschafften, Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
samt denen Gelehrten Sachen
des hiesigen Intelligenzwesens,
mit
Einrukung einiger seithero eingeschikten curiosen Anmerkungen,
sorgfältigst zusammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maschenbauer.

I. Theil.

(Mit zerschiedenen Kupfferstichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfassers Schrifften.
1750.

AN

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
363561A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Vorrede.

* * *
** ** **

Je ſo begierige Aufnahme meiner ſeit 5. Jahren Wochentlich zum gemeinen Kuzen heraus-gegebenen Obrigkeitlich-verwilligten Intelligenzzetteln, und der ſo geneigte Beifall der in den vorigen 2. Jahren mitangefügten gelehrten Sachen, hat mich zu dem Entſchlus gebracht, dasjenige, was in dieſen Intelligenzzetteln oder ſonſt benamsten wochentlichen Anzeigsblättern öffters von den ſchönen Wiſſenſchafften nur Stukweiſe vorgetragen worden, in einem Zuſamenhang mit einigen dazugehörigen Anmerkungen druken zu laſſen, wodurch ich ſowohl derjenigen ihrem Verlangen, die mich ſo offt darum

ngegangen, als meinem damaligen in der Vorrede
es 1748ſten Jahrgangs derer wochentlichen Nach-
ichten des Augſpurgiſchē Intelligenzweſens gemach-
e Verſprechen, [die dariñ angeführte Gelehrte Ab-
andlungen und Neuigkeiten nach der Ordnung, alle
Jahr in einem Band heraus zugeben] disfalls ein
Genüge zu leiſten, geſichert bin. Ich habe es aber bei
ieſem nicht allein bewenden laſſen: ſondern 2. Drit-
el mehr, als die gelehrte Sachen der Intelligenz-
ettel ausmachen, jenem noch Auszugsweiſe beigefü-
et, und alſo nur die dem Publico nüzliche Stellen von

auch der Ueberflus von vielen beklaget: dann wie viele Millionen finden sich in manchen Königreichen, die von der Geistlichkeit leben, und sonst keine Hand anrühren. Und es wird allein von den Königl. Preussischen Landen geglaubet; daß darinnen in die zwölf tausend Familien, mit Weibern und Kindern, von den geistlichen Aemtern lebten. Und in Frankreich haben einige die Rechnung machen wollen: daß der zehende Theil Menschen aus Aebten, Licentiaten und Advocaten beſtünde. der Aerzte aber an manchen Orten fast mehr, als der Patienten wären. Welche fast alle etwas zu schaffen, es vor schimpflich hielten. ** Wañ aber auch diesem Unrath nicht zu steuren seyn möchte: so finden andre noch dieſes schädlicher; daß über dem Bücherschreiben, druken und lesen, vielē Millionen Menschen die edle Zeit benomen würde, dem gemeinen Wesen, mit nüzlicher Handarbeit, zudienen. Wäre aber das Erste nicht; so würden auch die beide Leztere unterbleiben. Diese nun richten so viele Verwirrungen, unter den Studirenden, an; daß Metusalems Alter nicht zureichen

ingekleidet, und alſo nur das auserleſene dieſen Samlungen, beigedrukt worden.

Die Beförderung der Wiſſenſchaften kan von einem Gelehrten auf zweierlei Art erhalten werden: wenn er ihre Gränzen mit neuen Erfindungen erweitert, und wenn er ihre ſchon erfundene Wahrheiten bekanter macht. Durch das leztere kan den Wiſſenſchaften oft eben ſo viel Vortheil gebracht werden, als durch das erſte. Nicht nur, weil ſie dadurch dem gemeinen Weſen nüzlich werden; ſondern, weil auch ſelbſt die Erweiterung der Wiſſenſchaften glük-

vegen, ausserdem vielen würden unbekannt geblieben eyn. Der Übersezer einer wichtigen Abhandlung hut also vieleicht der Gelehrsamkeit einen grösern Dienst, als mancher Originalschriftsteller mit einem öchst entbehrlichem Werke.

Und was kan mehr von einem Buchdruker gefordert werden, ls wann er dergleichen nüzliche Schrifften übersezter zusamen asset, und durch Herausgabe gegenwärtiger Sammlungen, un- er gleichen Absichten, als bei dem vor etlichen Jahren edirten cu- iosen Dollmetscher, dem Publico sucht gefällig zu werden. Ich würde dem Leser allzuverdrüslich fallen, wann ich von der Ver-

in die Thiere, als Bäume und Früchte gelegt hat? 107.
ob es erweislich, daß jede Nation ihr besondres Laster habe? 109.
Uebersezung einiger Entdekungen, die Ausdünstung betreffend, welche mit dem Vergrösserungsglase sind gemacht worden, 113.
Anderwärtige neue Versuche, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten, 114.
Was bei den Hochzeiten der Moscowitter vor Gebräuche vorfallen, 116.
Was ein Galant'home seye, 120.
Vorläufige Anzeige eines unmasgeblichen Vorschlags zur Verbesserung der Stubenöfen 125.
Abris der verdüslichen Schwäzern und Plauderern, 132.
Anmerkung vom Heuschreken und Raupenfras. Und Mittel dafür, 136.
Wohlgem. väterl. Antwort an einen Sohn 140.
Vorschlag, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zumachen, 141.
Sendschreiben von der wahren Ursache des Brands im Getraide, 147.
Von der merkwürdigen Veränderung unserer Oberfläche, 152.
Neue Betrachtung des Todes, 157.
Die Schlittenfarth, in einer Poesie, 160.
Von denen Heiligen; ins besondre aber von dem
Nachrichten von Heeringen mit neuen Entdekungen, 227.
Zufällige Gedanken vom Baurenstande, 240.
Die abgeschilderte wahre Hochheit, 242.
Warum man grösser ist nach dem Essen, als vor dem Essen, 246.
Warum man des Nachts grösser werde? 247.
Warum die Statur des Tags wieder kleiner werde? 248.
Phisicalische Anmerkungen und nüzliche Erinnerungen wegen der Gärtnerei und des Feldbaues, 248.
Vergleichung des Irrthums mit dem Laster 256.
Der sterbende Vater, 263.
Vernunfft- und Erfahrungs-mäsige Diät- oder Lebensordnung, wie ein Mann in seinem Alter das Leben ohne grosse Beschwerungen vollens beschlüssen könne, 264.
Der Tod, die Fliege und die Müke, 269.
Von einem wunderbaaren Seefisch, mit der Abbildung, 269.
Von Geistern und Gespenstern, 270.
Ausserordentliche Gespenstergeschichte, 273.
Von dem Niessen, und was dasselbe in und ausser Krankheiten zu bedeuten habe, 281.
Untersuchung, ob das Wasser oder das Feuer nüzlicher seye, 286.
Von der weisen Kunst, Magie, und sogenante

Ueberſezte Betrachtungen über den Geſchmak der SATYREN, oder ſinnreiche Spottſchriften.

Mores hominum multorum vidit & urbes
Horat.

Boileau iſt von einem Engliſchen Kunſtrichter deswegen getadelt worden, daß er in ſeiner vierten Satyr nicht ſo wohl einen beſtimmten Eifer gegen ein gewiſes einzelnes Laſter, als vielmehr eine algemeine Begierde zu ſpotten, und das ganze menſchliche Geſchlecht zum Narren zu haben, an den Tag gelegt habe. Was hat man nöthig, ſagt dieſer Kunſtrichter, ſich über Schwachheiten luſtig zu machen, von denen man geſteht, daß ſie unvermeidlich ſind, und bei denen ſich ein jeder damit befriedigen kan, daß er ſie in Geſelſchafft aller andern Menſchen begehen mus? Der angemeſene Gegenſtand der Satyre kan vernünftiger weiſe nichts anders enthalten, als ſolche Fehler und Thorheiten, welche abzulegen und zu vermeiden in unſrer Gewalt ſteht. Wenn man aber darüber lacht, daß alle Menſchen närriſch ſind, ſo iſts eben ſo viel als wenn man ſagt, daß ſie es alle ſeyn müſſen. Eine ſolche Strafpredigt hat nicht Zueignung genug, und dient nur den Wiz zu üben. In Abſicht auf die Beſerung geht es ihr ſo, als den Predigten der Heidenbekehrer, die damit einen Eindruk zu machen ſuchten, daß ſie den Mexicanern zuriefen: Alle eure Vorfah-

ren ſind beim Teuffel! Und denen man antwortete: wo alle unſere wakre Vorfahren ſind, da wollen wir auch ſeyn. In der That iſt die Thorheit ſchon an ſich ſo flüchtig, daß ſie ſich kaum faſſen läſet. Sie weis den Abbildungen auszuweichen, die am meiſten nach dem Leben gezeichnet ſind, und ich geſtehe daher ſelbſt, daß mir diejenigen Moraliſten am beſten gefallen, die mit den Narren ſo zureden Kopf für Kopf ſprechen, und ihre Charactere mit gewiſſen eigenthümlichen Zügen ſo zu unterſcheiden wiſſen, daß ſie die Herzen einzeln treffen. Man verſteht die Schreibart nicht, wenn man glaubt, daß dieſes nothwendig auf Schmähungen und Perſöhnlichkeiten hinaus laufften müſſe. Im geringſten nicht.

tyren, die nur gemacht ſcheinen, den Wiz und das Urtheil zu ſchärffen, mag man auch diejenigen rechnen, welche die offtmals gleichgültigen Gebräuche ganzer Staaten und Völker durchziehen, davon gleichwohl kein einzelner Menſch abgehen darf, ohne in der That lächerlich zu werden. Weil keine Sach in der Welt iſt, die nicht auf einer luſtigen Seite könnte vorgeſtellt werden, ſo hat man in dieſem Geſchmake ſinnreiche Spottſchrifften auf die Häuſer, Kutſchen, Sänften, Perrüken und Beinkleider des menſchlichen Geſchlechts geſehen. Man wird ſich darum nicht entſchlieſſen, anders zu ſeyn als man iſt, und z. E. ein Bedenken tragen, lieber in Palläſten als in Zelten zu wohnen, weil es lä-

An vielen Orten in Europa hat man die Gewohnheit, die Haare und Kleider mit gemaalnem Getraide zu bestreuen, welches sonst die Natur eigentlich nur zur Nahrung der Menschen gibt. Man heiset dis Mäl Puder, und klopft es jeden Abend mit grosser Mühe und Arbeit aus, um einen neuen Vorrath davon wieder auszustreuen. Eine andre Gewohnheit, die mir nicht weniger lächerlich geschienen hat, ist diese: Sie bedienen sich gewisser Dekel oder Hüte, womit sie die Köpfe wieder die Kälte bewahren; diese Kopfdekel aber tragen sie mitten im Winter unter dem Arme, welches mir eben so lächerlich vorkam, als wenn ich jemanden sehen solte, der mit dem Rok oder den Beinkleidern in der Hand durch die Stadt gienge, den Leib aber, für welchen diese Kleidungen gemacht sind, der Lufft und Witterung preis gebe.

Die Religion der Europäer enthält gesunde Begriffe, die mit der Vernunfft übereinstimmen. Die Bücher, worinn ihre Glaubenslehren und Pflichten enthalten sind, verordnen, daß man sie Tag und Nacht lesen und ihren wahren Sinn durch Nachforschen heraus bringen soll; sie rathen ferner Nachsicht gegen die Irrenden und Schwachen, dem unerachtet aber wenn jemand eine Sache anders begreift, wird offt der gröste Theil der Bürger wegen dieser Schwäche des Verstands, mit Gefängnis, Geisseln, ja zuweilen gar mit dem Scheiterhauffen bestrafft. Dieses kam mir eben so vor, als wenn man einen schielenden oder übersichtigen deswegen mit Prügeln schlagen wolte, weil ihm vielleicht die Gegenstände rund vorkommen, die bei mir viereckigt aussehen. Ich habe vernommen, daß hierüber einige tausend Menschen auf Befehl der Obrigkeit getödtet oder verbrannt worden sind.

In den meisten Städten und Dörffern findet man Leute, die auf erhöhten Orten stehen, und die Sünden, welche sie täglich ausüben, an andern ernstlich bestraffen, welches eben so viel ist, als wenn ich einen Betrunknen gegen die Trunkenheit eifern hörte.

Wer allhier puklig, krum oder hinkend zur Welt gekommen ist, der strebt nach dem Titel Wohlgebohrn; und wer eine schmuzige Abkunfft hat, sucht den Titel Edelgebohrn. Dis ist eben so ungereimt, als wenn der Zwerg ein Riese, oder der Greis ein Jüngling heissen wolte.

In grössern Städten geht der Gebrauch im Schwange, daß sich gute Freunde nach der Mittagsmahlzeit auf einen schwarzen Trank einladen, der aus gebrannten Bohnen gemacht wird. Man heiset disen Trank Caffee. Nach den Orten, wo er getrunken wird, lassen sie sich in einer Schachtel, die auf vier Rädern ruht, von zwei sehr starken Bestien hinziehen, dann man hält es unter den Europäern für unehrlich, zu Fusse zu gehen.

Am ersten Tage des Jahrs werden diese Völker von einer Krankheit befallen, die uns Unterirdischen unbekannt ist. Die Zufälle dieser Krankheit sind gewisse wunderbahre Verwirrungen und Stürme des Gemüths, denn kein Mensch kan an diesem Tage auf einer Stelle sizen bleiben. Sie lauffen als rasend von einem Hause zum andern, und wissen selbst nicht warum. Diese Krankheit quält manche ganze vierzehen Tage hindurch. Endlich wenn sie durch das beständige Herumlauffen ermüdet und erschöpft sind, kommen sie wieder zu sich, und erhalten die vorige Gesundheit.

In grossen Städten werden alle Leute, die zu Ehren und Würden gelangen, sogleich gichtbrüchtig, so daß sie sich als die Bettlägrigen in Sänfften die nach Art der Schachteln gebaut sind, müssen durch die Strassen tragen lassen.

Die meisten Europäer lassen sich das Haupthaar abscheeren, und deken die kahlen Köpfe mit falschen und fremden Haaren.

Die Streitigkeiten, welche insgemein auf den Europäischen Schulen getrieben

werden, betreffen Sachen, deren Natur zu unterſuchen den Menſchen gar keinen Nuzen bringt, oder welche der menſchliche Verſtand nicht faſſet. Die gelehrteſten Sachen aber, worüber man in Europa Abhandlungen ſchreibt, betreffen die Pantoffeln, Schuhe, Halsbänder, Stieffel oder Mäntel einiger alten ausgeſtorbnen Völker. Uebrigens urtheilen die meiſten von den geiſtlichen und weltlichen Wiſſenſchafften nicht ſo wol ſelber, als ſie vielmehr nur die Meinungen andrer unterſchreiben.

Die Engelländer ſind groſſe Liebhaber ihrer Freiheit, und niemandes Sclaven, auſſer ihrer Weiber. Sie verwerffen heute den Glauben den ſie geſtern annahmen, und den geſtern das geſamte Volk verwarf, den nimt heute das geſamte Volk an. Ich leitete dieſen Wankelmuth von der Landeslage her, weil die Engelländer Inſulaner und Seeleute

Diejenigen werden unter den Europäern am meiſten geachtet, die am koſtbarſten leben, und die Früchte der Erden verſchluken: nur die Bauren und diejenigen, welche die Schwälger ernähren, werden verachtet. Wie viel ſehr böſe Neigungen die Europäer haben müſſen, erhellet aus den Rädern, Galgen und Gerichtsplätzen, die man allenthalben antrifft. Eine jede Stadt hat ihren eignen Scharfrichter. Nur Engelland iſt ausgenommen, wo ich glaube daß es keine Henker gibt, weil ſich die Engelländer ſelbſt aufhängen.

Des Morgens früh trinken die Europäer Waſſer, um die Hize des Magens abzukühlen; kaum aber iſt dieſes geſchehen, da ſie ſchon wieder glühenden Wein trinken um den Magen zu erhizen. Sonſt haben ſie einerlei Nahrung mit uns Unterirrdiſchen, nur die Spanier leben von der Luft. In dieſem Lande iſt die Faul

ein jeder, der mir begegnete, erklärte sich für meinen Sclaven (Schiavo.) Ich befahl darauf zur Probe dieses vorgegebenen knechtischen Gehorsams, daß mir der Wirth in einer gewissen Nacht sein Weib heraufbringen solte. Dieser aber hiese mich voller Grimm mich fortpaken, und als ich damit verzögerte, schmise er mich mit Ungestüm zum Hause hinaus.

Ob das Wesentliche im Ehestand, das Wesen der Erbsünde ausmache?

Diese Frage ist zu Wittenberg philosophisch untersucht, und in 5. Bogen stark gedrukt worden; Und hierzu hat eine vor etlich Jahre heraus gekommene Schrifft Anlas gegeben, welche den Titel führet: Vom Zustande des Menschens in der Erbsünde.. Der Verfasser hat darinn unter anderen die paradoxe Meinung, welcher schon viele beigepflichtet, behauptet, daß das Wesentliche im
" Ehestande das Wesen der Erbsünde
" ausmache; Zu dem Ende erkläret er
" die Historie, so Moses von Erschaffung
" derer ersten Menschen erzehlet, auf eine ganz andere Art; Er hält den Garten Eden vor die Wollust, als dem Wesen des Ehestandes; den Baum der Erkänntnis des Guten und Bösen, soll
" dasjenige an Adam bedeuten, wodurch
" er unser Stammvatter worden; vom
" Baume der Erkenntnis Guten und Bösen essen, erkläret er vor das Werke
" des Fleisches ausüben; das göttliche
" Verbott an Adam und Even, soll eine
" Enthaltung alles fleischlichen Umgangs
" anzeigen; die Schlange im Paradies
" soll diejenige Empfindung seyn, die einem zur Zeugung anreizet, und zugleich das Organum von unserer Geburt; der Bewegungsgrund, dessen
" sich die Schlange bedienet, um die ersten Menschen zur Sünde zu überreden;
" Ihr werdet mit nichten des Todes
" sterben, sondern GOtt gleich seyn, soll
" so viel seyn, als ihr werdet durch die Fortpflanzung eures Geschlechts unsterblich
" werden, und GOtt also gleich seyn, die
" ihr Schöpffer anderer Menschen wer-
" det; das Verbrechen der ersten Eltern,
" habe in dem hochmüthigen Triebe,
" GOtt nachzuahmen, und einen Men-
" schen nach seinem Ebenbilde zu machen,
" bestanden, dahero selbige den Zorn der
" Gottheit verdienet, weil sie ungehor-
" sam gewesen, und es vor der bestimm-
" ten Zeit gethan." Dieses Systema des Philosophischen Untersuchens der Erbsünde prüfet nun gegenwärtige Schrifft, und zeiget sowohl aus den sunden Vernunfftsreglen der Hermetic, Hebräischen Grundsprachen Alterthümer, daß all[illegible] bloße Verte Gedanken und Erfindungen, unwahrscheinlich[illegible] Blut im Verdrehungen der Schrifft seyn.

Die Gefahr vom Tabacschnupffen und wie ein geschwindwürkendes Narcoticum, blos durch die Nase in sich gezogen, dem Menschen einschläfern und gleichsam tödten kan.

Ein fremder Kaufmann, welcher en gros mit wollenen Tüchern handelt, besuchte die Leipziger Ostermesse im 1747. Jahre. Zu diesem kommt eine Frau in sein Quartier, und gibt vor, daß sie einen Vetter habe, der gern etliche hundert Stük Tuch bey ihm bestellen wolle, der sie alsobald abgeschikt, sich zu erkundigen, ob der Herr zu Hause wäre? Gleich darauf kommt auch der sogenannte Herr Vetter, behandelt etliche hundert Stük Tuch, und gibt dem Kaufmann 500. Ducaten auf die Hand, welcher seine Gold-Börse heraus langt, und diese 500. Ducaten darzu hinein stekt. Der Kaufmann sezt sich an den Tisch, und notirt in sein Manual des Vetters Namen, die Farben der Tücher ꝛc. Unterdessen langt dieser Vetter eine Tabattiere aus seiner Tasche, nimmt eine Prise, und fragt den

Kaufmann: Ob er auch Schnupftabac brauchte? Als diſer mit Ja geantwortet, präſentirte der Vetter dem Kaufmann die Doſe, der, ſobald er den Tabac in die Naſe gezogen, umfällt, und als tod liegen bleibt. Vermuthlich iſt dieſe Doſe doppelt geweſen, da in einem Behältniß ordinairer Tabac, davon der Vetter genommen, und in dem zweiten das narcotiſche Pulver, welches er dem Kaufmann präſentiret, aufbehalten geweſen. Hierauf hat der ſpizbübiſche Vetter dem Kaufmann ſeine ganze Goldbörſe, darinn er ſeine 500. Ducaten mit geſtekt, abgenommen, und iſt mit der Frau Baſen [illegible] Wege gegangen. Nach etlichen [illegible] der Kaufmann vermiſſet, [illegible] heute den Glaſer in der Stube, als tod nahmen, angetroffen. Der herbeigeholte Medicus hat ihn endlich ermuntert, da er Vorſtehendes, und wie es ihm mit dem Schnupfftabac ergangen, ſelbſt erzehlet hat.

und ſehr wohl gerathenen Schreiben öffentlich bekannt gemacht, wie er nicht nur einem Frauenzimmer ſondern auch einem gewiſſen gelehrten Manne zwei gelähmte Finger durch eine einzige Electrification dergeſtalt gleich wieder zurechte gebracht und geheilet, daß lezterer hernach wieder auf dem Clavier ſpielen können. Herr Krazenſtein hat es verſucht, was die Electrification vor eine Veränderung in unſern Cörpern zu verurſachen vermögend iſt. Er hat in dieſer Abſicht, nach einer Secundenuhr während der Electrification die Geſchwindigkeit des Pulſes bemerket, und gefunden, daß derſelbe im Anfang 88. nach dieſem aber 96. mal in einer Minute geſchlagen, da

lectricität antreffen. Den
:fel riechen wir, und daß ein
hes Salz gegenwärtig ſeyn
können wir aus dem Praſ-
:er electriſchen Funken ſchlieſ-
Die erdigten Theile werden
das Reiben von dem Glaſe
ndert. So genau aber auch
denen erwehnten Stüken die
he Materie mit allen Arznei-
überein ſtimmt: So hat ſie
h vor denſelben einen ſehr
Vorzug. Denn wo iſt doch
:znei, die ſo ſchnell; ſo gelin-
unvermerkt durch alle und je-
eile des menſchlichen Cörpers
ch würken kan, als wie eben
:ctricität? Dieſe dringet wie
len gemachten Experimenten
:, in einem Augenblik durch
ierſten, und kleineſte Glied-
, Nerven und Adern unſers
rs, und treibet, wie Herr
nſtein ſchon erwieſen hat, eine
Menge ſchweflichter und ſal-
Theile aus demſelben heraus.
er nun das Blut, wie bekand
eiſtentheils aus ſchweflichten
lzigten Theilgen beſtehet; wer
nicht, daß durch die Electrici-
Menge des Bluts ungemein
gert werden mus? Die Voll-
keit, die Mutter ſo viler Krank-
, wird alſo freilich, wie man
ichtig folgert, eben ſowol, ja
eſſer durch das Electriſiren, als
das Aderlaſſen und Schröpf-
hoben werden: dann bei der
ification wird nur allein das
, ſcharffe und ſchweflichte im
t, keinesweges aber die Lym-
pha, die das Geblüte flüſiger ma-
chet, wie doch bei dem Aderlaſſen
und Schröpffen ganz gewis geſchie-
het, mit vermindert. Und dero-
wegen iſt auch die Electrification ein
fürtrefliches Mittel wider die Dik-
blütigkeit. Ja da durch ſie, wie
oben erwieſen, der Umlauf der Säf-
te einen ganzen Cörper viel freier und
lebhafter, folglich auch bei angezeigter
Verminderung der ſchweflichten und
ſalzigten Theile das Blut dünner
flüſiger wird: ſo werden [illegible] früh-
leichtlich Krankheiten [illegible]
Verdorbenheit, [illegible] Blut im H[illegible]
ner Congeſtion des Geblüts her[illegible]
ren, damit curiret werden können.
Kopfſchmerzen, Bruſtbeſchwerden,
Malum hypochondriacum, Schnupf-
ſen, Podagra und hundert andere
Dinge werden alſo vom Electriſiren
auſſen bleiben müſſen, wie ſolches
alles der geſchikte Herr Krazenſtein
nebſt andern, ausgeführt. Man
braucht alſo die Kranken eben nicht
mehr mit bittern und ekelhaften Ar-
zeneien zu plagen. So etwas arti-
ges und nüzliches iſt die Electricität.

Ob? und wie man ins Waſſer gefallene, und als tod heraus gezogene wieder zu ſich ſelbſt bringen könne?

Zu Erläuterung dieſer Frage könte man viele Beweiſe aus dem in ganz Frankreich publicirten Avis pour donner du ſecours à ceux, que l'on croit noiés, hier anführen, ſo man anders geſonnen wäre, was ausführlich davon zu handlen. Dieſer Frage nach aber iſt 1) zu antworten: daß es möglich ſeye, einige ins Waſſer Gefallene und als tod Herausgezogene wieder zu ſich ſelbſt zu brin-

bringen; aber nicht alle. Und eben deswegen ſeye an einem jeden, wo man nicht Zeichen der Verweſung, oder vorher geſchehener Ermordung, erſiehet, an aller nur erſinnlichen Hülfe nichts zu unterlaſſen. Solche Möglichkeit und Unmöglkeit kommt darauf an, je nach dem ein im Waſſer verſunkener Menſch mehr oder weniger Schaden an ſeinen Eingeweiden davon erlitten hat. Es gehet aber nach der Auſſag der Wiedererretteten, und nach dem Befund an denen Todgebliebenen mit dem Ertrinken alſo zu: So bald der Menſch ins Waſſer fällt, lauft ihm das Waſſer in die Naſe und Ohren, auch in [illegible] Mund, wenn er ihn offen hält, er [illegible] ein und andermal wieder nahmen [illegible] lich ſinkt er unter, da Volk zu ſeinem unentbehrlichen Athem keine Lufft, ſondern wenn er Athem holen will, da bekommt er an ſtatt der Lufft Waſſer in Mund, dieſes aber kommt deswegen doch nicht in die Lungen, denn das

der Ertrunkene liegen, bis er anfangt verweſen, da in dann das Waſſer au wirft. Im Leichnam findet man das N zurükgezogen; Naſen und Därme au gedehnt, aber gar nicht mehr Waſſ darinn, als ein geſunder Menſch ohr Ungelegenheit ertragen mag; das Zwerc fell entweder aufwärts getrieben und d Lungen eingefallen und mit Blut unte loſſen, und keine Lufft, aber auch kei Waſſer darinn, oder gedachtes Zwerc fell niedergedrukt, und die Lungen ohn Waſſer und allein von Lufft und Blut a gefüllt und blau, je nachdem der Ertru kene ſeinen Athem entweder ausgeſtoſſe oder in ſich behalten hat; Innen im Ko ſind die Hirnhäute feſt angeſpannt; al Adern voll Blut; und zu unterſt, wo d Nerven im Hirn heraus gehen, auch i den Hölen des Hirns, etliche Löffel vo wäſſriges Blut; Bei einem Ertrunkene aber, welcher gar lang unterm Waſſ irgendwo hangen geblieben, findet ma

chenhülf, zuforderſt aber durch GOttes unerforſchliche Schikung, ſeines Leibes wieder habhafft wird. Wie lang er unter dem Waſſer ſo dauren kan, das kan ich nicht genau beſtimmen, und liegt an des Menſchen Natur, Alter, Geſundheit, Kräften, Geblüt, Nerven, Einbildungen, erlittener Beſchädigung, und andern Umſtanden. Litte es der Raum, ſo wolte ich gern etliche Exempel erzehlen, als 1. Von einer Kindsmörderin, welche zu Todesſtraf in einem Sak 25. Minuten im Waſſer gehalten worden, und da ſie zur Anatomie liefern wollen, unverſehens von ſich ſelber wieder lebend, aber dem Nachrichter, der das Fuhrlohn nicht umſonſt laſſen wolte, verdroſſelt worden. 2. Von einem Gärtner, welcher unter Eis im Waſſer 18. Ellen tief 16. Minuten lang geblieben, und dannoch wieder heraus und durch vielen Fleiß zu ſich ſelber gebracht worden, und andere mehr. Den andern Theil der Frag anlangend; Wie man ins Waſſer gefallene wieder zu ſich ſelbſt bringen könne? Das Hauptwerk dieſes, daß man ſie erſtlich aus dem Waſſer heraus ziehe, und wieder in Wärme und das ſtillſtehende Geblüt und Athem in Gang bringe. Derowegen ſoll man ihnen die naſſe und kalte Kleider alle ausziehen, den Mund aufthun, und ſie bis an Kopf in einen Mantel oder wollene Deke einmachen, nie auf dem Ruken, ſondern allemal auf den Seiten legen, mehrmalen von der Erde aufheben, und ſo ſtark man kan, rütteln ein und andermal ſtürzen, oder mit einem Fas oder Zuber hin und her rollen, daß der Bauch einwärts gedrukt, und der Magen zum Ubergeben und die Lunge zum Athemſchöpffen gereizt werde. Wann ſie hierauf nicht ein Lebenszeichen geben, ſo mus man ſie, den Bauch unter ſich gekehrt, in ein Haus tragen, in warme Stuben und Bett bringen, aber nicht ruhzg liegen laſſen, ſondern bald bald auf den Bauch, bald auf die Seite legen, bald in die Aerme nehmen, und verſchütteln, warme Küſſen oder herſſe Tücher unterlegen, mit warmen wollenen Tüchern allenthalben um die Bruſt, am Kopf, Ruken, Bauch, und Füſſen, und mit einer Bürſte an den flachen Händen und Fusſolen reiben, worzu dann Leute genug anzuſtellen, ferners eine Feder mit dem Bart in Oel gedunkt, in den Hals hinunter ſchieben, um Athem und Erbrechen zu erregen, desgleichen eine andere Feder in die Naſe hinauf ſteken, darinn umdrehen, und damit küzeln, daß Blut geht, Schlagwaſſer in Mund gieſſen, auch aufs Herz überſchlagen; junge Leute in ein Anfangs laues Bad ſezen, und nach und nach heiſſes Waſſer zugieſſen, immittelſt auch ohne Verzug einen Doctor und Chirurgum darzu holen. Wann nun ich darzu käme, ſo lies ich über alles obige eine Ader am Halſe öffnen, um das ſtillſtehende Blut im Hirn und Herzen wieder in Bewegung zu bringen, und wofern hierauf Puls und Athem nicht bald gienge, auch die Lufftröhr auf behörige Art öffnen, und Athem hinein blaſen, welches leichte Hülfsmittel ſchon vor 33. Jahren ein alter Medicus unſerm ſeel. Herrn D. Schrök in einem beſondern gedrukten Schreiben gar weislich fürgeſchlagen hat. Benebens lies ich mit Tabac cliſtiren, und mit obigem erwärmen, reiben, rütteln, ſchütteln, hin und her legen, u. a. m. wenigſtens 6. Stunden unausgeſezt fortarbeiten, ehe ich die Hofnung aufgebe, ob gleich auf ſchon vermerktes Leben ein und andermal eine Ohnmacht käme. Wie alsdann, wann der Patient wieder anfangt zu Athmen und zu ſchlinden, mit weiterer Erwärmung und Labung zu begegnen, iſt eine leichte Sach, und den geneigten Leſer damit nicht länger aufzuhalten. Mit welchem Gurachten und Rath für ſolche verunglükte zu dienen der ſchuldigen Liebe des Nächſten und oberherrlich aufgetragenen Stadtphyſici Stelle gemäs zu ſeyn, erachtet.

D. Georg Friedrich Gutermann,
Wohllöbl. R. Stadt Augſpurg, Phyſicus ordinarius, der Kayſerl. Academiæ naturæ curioſorum, und des hieſigen Löbl. Collegii Medici Mitglied.

VI. Beſchreibung von des Herrn von Reaumur Art, die Eier ohne Hüner auszubrüten, und einigen electriſchen Verſuchen des Herrn Abt Nollet.

(Aus einem Briefe aus Paris mitgetheilet.)

Der Herr von Reaumur, der beſtändig für das gemeine Beſte ſo eifrig iſt, hat das Geheimnis der Aegipter entdekt, Eier ohne Beihülfe der Hennen auszubrüten. Nach viel vergebenen Verſuchen iſt ihm endlich folgendes gelungen:

Er hat ein altes Faß in einen Stall oder eine Scheune ſezen laſſen, und einige Körbe mit etwa 200. Eiern hinein gehangen. Darauf iſt diſes Faß mit zwo Schichten Miſt umgeben, und mit einem Dekel zu

junge Hüner mit 45000. Eiern halten, und das Flügelwerk t mein zu vermehren, weil vor Hünern kaum 6. ſind, die gut ten, und die es thun, doch 2. 3. Monate, ohne zu legen, zu gen. Der Miſt bei dem Faſſe nige Kräuter, etwas Kleien, auch etliche ſchlechte Körner ſin Nahrung dieſer jungen Hüner, keine Glukhennen werden nöthi ben, wenn man ihnen nur, n Aegipten, einen kleinen Führer g der die Grade der Wärme zu Ausbreitung verſteht, und ſie z ringer Zeit fütteret. Sein Gär hat dieſe Verrichtung ohne Abb ſeiner Geſchäffte verwaltet. Grad der Wärme zu beſtimmen, der Herr von Reaumur ein unt

Daß alſo die Electricität das Wachsthum der Pflanzen befördert.

2. Wenn man ein Gefäß voll Waſſer electriſirt, aus welchem das Waſſer durch ein Haarröhrchen im Boden herausläuft, ſo bereitet es ſich wie ein Büſchelchen aus, und läuft verſchiedene Secunden geſchwinder, als aus eben dergleichen Gefäſſe, das nicht electriſirt worden. Wenn das Rohr, durch welches das Waſſer flieſet, ohngefehr dreimahl ſo gros iſt, als das Haarröhrchen, ſo wird die Electricität in dem Ausfluſſe keine Veränderung verurſachen, wenn aber dieſe Röhre eine halbe Linie im Diameter hat, wird das Waſſer langſamer aus einer electriſirten Röhre, als aus einer unelectriſirten von eben der Art flieſſen.

3. Sich zu verſichern, daß ein fünfſtündiges und längeres Verharren im electriſirten Zuſtande für Menſchen und Thiere nicht gefährlich iſt, hat Hr. Nollet, der Klugheit gemäs, von den leztern angefangen. Er hat zween Sperlinge von gleichem Gewichte, und zwo junge Kazen von einem Alter und Gewichte genommen, und eine von jeder Art electriſirt. Die Kaze ward in einem Käficht eingeſperrt: Sie lärmte erſtlich ein wenig wegen ihrer Gefangenſchafft, und darauf fiel es ihr, von 5. Stunden, da das Electriſiren dauerte, 3. bis 4. Stunden zu ſchlafen. Man hat ſie gegen ihren Cameraden, der während der ganzen Zeit in einem Winkel geſchlaffen hatte, gewogen, und 55. Gran leichter befunden: der electriſirte Vogel iſt auch etwa 18. Gran leichter, als der andere, befunden worden. Beide waren ohne Speiſe geblieben. Nachgehends hat er einen Knaben electriſirt, der nach fünfſtündigen Electriſiren etwa vierthalb Unzen leichter befunden worden: Aber Herr Nollet behauptet, die Kleider des Menſchen könnten dazu viel beitragen. Er hat bemerkt, daß Thiere von aller Art, die er electriſirt hat, nach dem einen erſtaunlichen Appetit haben.

Nachricht von der Cur einer Art der Waſſerſucht, Anaſarca genannt, nebſt dem Gutachten darüber.

Ew. Hochedelgeb. werden mir erlauben, daß ich mir die Freyheit nehme, folgenden Caſum Ihnen nicht allein zu berichten, ſondern auch dero gewiſſenhafftes und gegründetes Gutachten darüber zu verlangen. Eine Frau von einigen 50. Jahren, melancholiſch ſanguiniſchen Temperaments, welche viel Kinder gebohren, verfiel, nachdem ihr im 48. Jahre die Menſes auſſen blieben, und ſie viele Alterationes gehabt, in eine Cachexie, welche mit einem aſthmate und vielen affectibus ſpaſticis durch den ganzen Cörper begleitet war. Ein berühmter Medicus curirte an ihr Tag und Tag, konnte aber nichts ausrichten. Er conſulirte daher einen auswärtigen Medicum desfalls, und beide bemüheten ſich ein gutes halbes Jahr gemeinſchafftlich die Patientin wieder herzuſtellen, allein es ward mit derſelben immer ſchlechter, und endlich verfiel ſie in eine hydropem Anaſarcam. Der auswärtige Medicus wurde gebeten zu überkommen, und die Patientin ſelbſt in Augenſchein zu nehmen: er entſchuldigte ſich aber eines theils mit ſeiner ſtarken Praxi, die ihm die Reiſe nicht erlauben wolte, andern theils aber hielt er dafür, daß der Patientin nicht zu helffen ſtünde. Es trug ſich zu, daß ihr ordentlicher Medicus krank ward, und ich muſte die Patientin in die Cur nehmen. ich kam des Abends zu ihr, und fand ſie mit halben Augen ſchlummernd, in ſo traurigen Umſtänden, daß ich wegen heftiger Bewegung der Bruſt und Röcheln der Materie nicht glaubte, daß ſie die Nacht überleben würde. Ich weigerte mich anfangs, in ſo deſperaten Umſtänden etwas zu verſchreiben; auf inſtändiges Bitten der Angehörigen aber und auf wiederholte Verſicherung, daß die Patientin ein groſſes Vertrauen zu mir gefaſſet, verordnete ich ihr eine auflöſende und ſtärkende Mixtur. Hievon hatten ſie ihr alle

Stunde unter dem Schlummer eingegeben, da ſie dann gegen Morgen ein paar Stunden in einen wirklichen Schlaf gekommen, auch gelinde dabei geſchwizt, und nach dem Aufwachen ſich ſehr erleichtert befunden. Ich wurde in eine nicht geringe Verwunderung geſezt, als ich den andern Morgen die Patientin in etwas beſſern Umſtänden antraf. Dis machte mir Muth, etwas weiter zu gehen. Es wird nöthig ſeyn, ihre Umſtände vorher kürzlich zu beſchreiben. Die Geſchwulſt war nicht allein über die Bruſt, ſondern auch nach dem Geſichte gezogen, an den Armen fand ſich dergleichen, auch im Rüken; am Leibe und an den Füſſen war ſie am allerſtärkſten, dergeſtalt, daß die letſten gar keine Proportion mehr hatten. Die Bruſt war in dem ſchlechteſten Zuſtan-

[redacted]

indem das aſthma ſpasmodicum convulſivum der Patientin öfters ſo heftig zuſezte, daß ſie vermeinte, darinn zu bleiben. Der Urin gieng faſt gar nicht

[redacted]

von dem Liegen der Patientin; vom Lenden zog ſie ſich nach den Füſſen, ſelbe waren ſehr weich, und beſtändig in dem heftigſten Schweis. Ich kan mit Wahrheit ſagen, daß ich dieſer Art Krankheiten durch GOttes Seegen mehr curirt, aber bei keiner haben die Arzeneien ſo ſchleunig und kräfftig gewirkt, als bei dieſer. Ich überredete mich daher einer gewiſſen Cur zumal da mein Vorhaben war, die Sache bei anwachſenden Kräften der Patientin noch nachdrüklicher zu treiben. Allein da ich ſie acht Tage in der Cur gehabt, kam der berühmte auswärtige Herr Medicus der vormals dafür gehalten, daß der Patientin keine Hülfe zu leiſten ſey, ein mal des Abends an, und ſeine groſſe praxis hinderte ihn nicht mehr, zu der Patientin zu reiſen, wovon man die Hauptbewegungsurſache gar leicht errathen kan. Er erkundiget ſich mehr bei der Patientin nach ihren Umſtänden, als bei mir, welches leztere der Wohlanſtändig-

[redacted]

r aus bittern Extracten drei ſolte. Bei dem erſten berief en aphoriſmum des berühm ens. Seine Meinung war, tientin fünf Loth jedesmal men könnte. Weil mir nun ſtark zu ſeyn ſchien: So trieb Gewiſſen und meine geringe m vorzuſtellen, daß man beſ rde, wenn die Patientin zuerſt th nähme, man könnte her ſin allezeit vergröſſeren. Und habe durch dieſen Rath ein rhütet; denn die erſte doſis o gewaltige Wirkung, daß die über zwanzigmal brach, und figmal purgirte. Ich ſahe us, daß dieſe gewaltſame Art, ich in neun Tagen gebeſſert, al zu Grunde richten würde, tzog ich mich der Cur, und lies mten Medico die Ehre allein. ſichtbar ſchädlichen *Operation* er, muſte ſie um den andern fahren, das zweite mal brach zwölfmal und purgirte auf al. Hernach iſt es zwar nicht kommen, die Patientin aber n ſechsmaligen Gebrauch, in eſten und bejammernswürdig nd geſezt worden. Hierauf ch ein rarer Trank geſand. Da Zuſtand der armen Frau auch rn wolte, ſo hies es, der Pa nicht mehr zu helfen; Damit Sache gründlich decidirt, und m halben Jahre wurde die Pa Grabe getragen. Vorher aber ſie ihr Heil noch mit einem jun o. Dieſer befand für gut, die thig verworfenen gelinden Mit ch gelindere, als ich vorgeſchrie der zu gebrauchen. Was ge Die Patientin erholte ſich, und en einigen Wochen in leidliche ; in der Folge der Zeit wurde eſſer, und der Ruf breitete ſich würde völlig geneſen, welches wenn ich mein Vorhaben unge ertſezen können, wol möglich ge weſen wäre; nachdem aber durch die violente Cur die viſcera der Patientin mehr geſchwächet und verhärtet, der tonus aller Theile verderbet, die ſe-et excretiones gehindert, und die ganze Krankheit verwirret worden, war es nicht möglich, ob es ſich gleichwohl anlieſe, und die Patientin faſt dreiviertel Jahr noch ſo hinlebte. Dieſes ſind alſo die Hauptumſtände dieſes Caſus, welche Ewr. Hochedelgeb. ich aufrichtig überſchrieben, ohne etwas zuzuſezen oder abzuthun. Ich erwarte mit aller Conſideration dero Gutachten. N. N.

Antwort.

Ew. Hochedelgeb. haben mir zwar eine groſſe Ehre erwieſen, daß ſie mir eine beſonders merkwürdige Cur einer Waſſerſucht berichtet, mir aber, da ſie meine Meinung verlangen, eine Arbeit aufgelegt, deren ich mich lieber entziehen, als unterziehen wollte. Schreibe ich die Wahrheit, ſo beleidige ich denjenigen, der ihre gute Cur gehindert, heuchle ich aber und trage den Baum auf beiden Schultern, ſo verleze ich mein Gewiſſen, und gebe der Schwachheit derjenigen Vorſchub, welche Leute rühmen und bewundern, die zuweilen nichts weniger, als Ruhm und Bewunderung verdienen.

Es iſt an dem, daß die bemeldete Patientin in den ſchlechteſten Umſtänden des Lebens ſich befunden, ſo daß es, nach ihrem Bericht, vergeblich geſchienen, ihr etwas zu verordnen; noch weniger konnte man davon einige, und am allerwenigſten eine ſo unvermuthete und erſtaunend machende Wirkung hoffen. Wir ſehen aber daraus, wie gros des Allmächtigen Barmherzigkeit ſey, und wie ſich der Medicus niemals durch die Krankheit und deren allerſchlimſte Zufälle müſſe abſchreken laſſen, das äuſſerſte zu verſuchen: ob er gleich bei ſolchen, dem Anſehen nach, unheilbaren Umſtänden etwas gewiſſes zu verſprechen, ſich hüten mus. Mir ſind, dem Höchſten ſey Dank, mehrmals uns

möglich ſcheinende Curen möglich wor-
den, ich habe aber bei höchſt Schwachen
und Elenden mit ihren Kräften den Uber-
ſchlag gemacht, nichts als meinen Fleis
verſprochen, und durch gewaltſame Me-
dicin nichts zu erzwingen geſucht.

Ich ſollte ihnen billig einen groſſen
Lobſpruch machen, daß ſie mit der Pa-
tientin als ein geſezter und erfahrner Me-
dicus verfahren: Sie wiſſen aber, wie
wenig ſowohl ich als Sie von Worten hal-
ten, ſondern wie ſcharf und nachdrüklich
wir auf die That ſehen.

Es wäre zu wünſchen, daß alle Me-
dici ſich auf den Fus ſezten, aus dem exa-
mine aegri und der cognitione morbi rich-
tige indicationes zu ziehen, und darauf
die ſich ſchikende indicata zu appliciren;
aber ſo ſieht man leider das Gegentheil,
wie ſo gar berühmte und ſonſt geſchikte
Männer offt nur aufs Gerathewohl Arz-

Ermeſſens ſchikte ſich es nicht, daß
in Unterſuchung der Krankheit, m
die Patientin als an Sie gewend
Sie von den Umſtänden beſſer inf
waren, oder doch ihm beſſern B
geben konnten, als die kranke Frau
gebe zu, daß er durch die Frage:
Patientin brechen könne, eine beſ
Stärke ſeiner Einſicht zu Tage gele
be. Aber was das heist, Waſſer
gen das Trinken zu verbieten, M
Butterbrod und kalten Braten, w
alten Wein anzurathen, begreife ich
Was ſezt das für eine Idée, von
corpore anaſarcodeo voraus? Ein
oder trübe? Will man ſagen, vi
ken macht bei der Waſſerſucht Angſt
die liquida nicht gut durch die verſt
und verhärteten glandulas meſ
fortkommen können, ſondern im
bleiben und denſelben ängſten:
ich zwar der Meinung, daß viele
ken auf einmal den Magen aus

ornach ſie verlanget. Hier-
ergleichen trokene Sachen ei-
Magen, wie die Patientin
is laſtig und ſchwer verdau-
, wenn ſie noch dazu wenig
n. Gegen den alten Wein
en nichts zu erinnern; doch
für, daß ein gutes Gewächs
ljahren dergleichen Patienten
ſeye, als ein alter feuriger
her dem unterlaufenden heim-
r keinen Vortheil bringt.

komme ich an die kräftige Ver-
es aquae benedictae Rulandi.
hte von Herzen, daß es nicht
äre, und daß ſie mein Gutach-
rüber verlangten. Mir ſtehen
u Berge, wenn ich an den Vor-
d noch mehr, wenn ich an die
gedenke, am allermeiſten wenn
, daß, der gewaltſamen Ope-
geachtet, das Waſſer ſechsmal
der um den andern Tag genom-
n müſſen. Es iſt recht erſchref-
en, daß, wenn ein Kranker
Arznei bei zwanzig mal bricht
e dreiſig mal purgirt, man
dennoch damit ſechs mal fort-
. Iſt die Operation einer Arz-
altſam: So gebeut die medici-
lis entweder weniger zu geben,
amit inne zu halten. Man hat
als erzehlet, welcher ich aber
en wollen, und doch wahrhaf-
en iſt, daß ein berühmter Me-
n Apotheker, der am fomitu ma-
ntaneo laborirte, und etwas
ne Füſſe hatte, auch Aquam
m Rulandi verordnete; der Herr
geſelle aber war, klüger, als der
Dann als er ſahe, daß ſein
ig brach und purgirte, gab er
ndernmale die Helfte; als auch
efftig war und ſeinen Herrn ab-
gab er zum drittenmale noch we-
ie nun ſein Herr dem unerachtet
ward, lieſe er ihn lieber ſterben,
einmal Rulands geſegnetes
ehmen. Indeſſen ſoll es doch
einmal einer Judenfrau geholfen und
dieſelbe ſo kauſcher gemacht haben, als
wenn der Rebbe bei ihr geweſen wäre. Wie
gut iſt es, daß durch ihre Erinnerung
von den fünf Loth zwei abgenommen, und
dadurch ein gröſſer Unglük verhütet wor-
den! Und wie wohl hätte der groſſe Mann
gethan, wenn er ihren Indicationen ge-
folget wäre, und ſein falſches indicatum
weggelaſſen hätte, zumal da er in wenig
Tagen die herrliche Wirkung ihrer gründ-
lichen Art zu heilen ſahe, welche Wirkung
ſo auſſerordentlich geweſen, daß ich ſol-
che eben ſo wenig, als das gegenſeitige
heftige Verfahren glauben könnte, wenn
ich nicht wüſte, daß ich es mit einem ehr-
lichen Manne zu thun hätte.

Es iſt ja eine, unter den Medicis
ausgemachte Sache, daß diuretica
droſtica, deren eines dieſes auch iſt, d.
viſcera in hydrope anaſarca durch ihre
heftige operation, mehr verſtopfen als
öfnen, mehr verhärten als erweichen,
mehr ſchwächen als ſtärken. Denn da ſie
durch ihr cauſtiſches Salz den Magen hef-
tig irritiren und zuſammen ziehen, daß
derſelbe oben und unterwärts alle conten-
ta auswirft, ſo hebt er unter dem Brechen
durch heftige Bewegung des diaphrag-
matis die Leber und durch ſein Zuſammen-
ziehen die Milz in die Höhe, daß ſie gedrukt
und conſtringiret werden. Hiedurch wird
denn der Um- und Zulauf des Geblüts
durch die venam portae wie auch der lym-
phae nutritiae durch dieſe viſcera gewäl-
tig gehindert, woraus hernach mehrere
Verſtopfungen und Verhärtungen in der
Leber und Milz entſtehen und endlich der
Weg zur völligen Waſſerſucht gebahnet
wird. So gewaltſam der Vorſchlag mit
obigen Brech- und Purgierwaſſer war,
ſo gut war der mit dem Elix. balſ. aus bit-
tern extractis, allein dieſes gute Mittel
konnte den verurſachten Schaden nicht
wieder verbeſſern. Da nun durch eine
ungegründete gewaltſame Cur, die an-
fänglich unbegreiflich ſcheinende und auf
eine ordentliche Uberlegung ſich gründen-
de Cur gehindert, und die Patientin

hin-

binnen 12. Tagen, auf eine gar begreifliche Art in den elendeſten Stand geſezet worden und der nachgeſezte rare Trank, wie ſie ihn nennen, auch nicht helffen wollen, ſo war wohl kein richtigerer Schlus, als dieſer, daß wenige Hoffnung zur Geneſung da ſey. Aber es hätte doch der junge Medicus bald ein anderes gezeiget, da er auf eine gelinde und fürſichtige Art verfahren, die gute Natur der Patientin wieder excitirt, und durch Zeit und Mühe die Patientin in ſolchen Stand geſezt, daß ſie ſich ziemlich erhohlet und der Ruf ſich ausgebreitet, ſie würde nicht in tantum ſondern in totum curiret werden, welches leztere wohl, ehe ſie ſo heftig angegriffen worden, meiner Meinung nach, [illegible] möglich, aber in der lezten Cur unmöglich geweſen. O wie hat ein jeder tige [illegible] es ſorgfältigſte dahin zu ſehen, daß er nicht zur Ruthe, ſondern zum Heil ſeines Nächſten geboren ſeyn möge, und daß er nicht die Krankheiten durch eine fal-

dern dis dependirt von den Umſtänden und von dem Willen deſſen, der Leben und Tod der Menſchen in ſeiner Hand hat. So viel aber folgt gewis daraus, daß man einen ſolchen Medicum niemals wird beſchuldigen können, daß er den Patienten unfürſichtig tractiret und über den Haufen geworfen. Es taugt daher nicht, daß ich ohne gründliche Abſicht auf die Urſachen der Krankheit, gewiſſe Methoden zu heilen erwehle, die unmöglich bei allen beſondern Fällen ſich anwenden laſſen; und worüber ſich ein Moliere mit Recht luſtig macht. Was ich hier geſchrieben habe, gedenke ich vor GOtt und vor dem Richterſtuhle der Wahrheit allemal zu verantworten. Solte mir die Wahrheit Feindſchaft erweken: So halte ich es dennoch für beſſer, um der Wahrheit willen gehaſſet, als falſcher Curen halber gerühmet zu werden.

Schöpffer.

wir weiters, so würden wir allen verschwenderischen Frauen freigebige, oder reiche und dumme Männer; allen ausschweifenden blinde oder gedultige Ehherren; allen stolzen, neue Ehrentittel für ihre Hausvätter anwünschen ꝛc. ꝛc. Damit wir endlich auch was Ernsthafftes hinzusezen: so würden wir auch allen Teutschverderbern eine Hochachtung gegen ihre Mutterſprache; allen Einfältigen und Unverständigen eine gesunde Vernunft, und allen Lasterhaften eine herzliche Liebe zur Tugend anwünschen. Doch was würde dieses helfen? Wann unsre Wünsche gleich die ernsthaftesten von der Welt wären; wenn sie mit aller ersinnlichen Aufrichtigkeit abgefasset, und mit dem brünstigen Eifer ausgesprochen würden: So würde doch niemanden dadurch geholfen werden. Ein Thor bleibt ein Thor, man mag ihm die Klugheit wünschen, so lange man will. Wer nicht Hand anleget, und ihm durch seinen Unterricht zu statten kömmt, der wird ge-

rühmen, daß er seine Pflicht in
Stüke niemahls aus den Augen
habe? Ist es nun mit dem verfl
Jahre so bewant: Warum soll ich
den Glük wünschen, daß ihme
Gelegenheiten, Gutes zu thun,
schet sind? daß er so vielmal seiner
vergessen? Daß er so manche
auszuüben unterlassen, die er viell
benslang nicht mehr ins Werk zu
Anlas haben wird? O wie vern
würde derjenige handlen, der am
jahrstage seine Anrede an gute B
te so einrichten möchte: Ich bekla
herzlich, mein lieber Freund, d
abermal ein Jahr verlohren hast, da
du viel Gutes hättest thun können;
du vernünftiger gewesen wärest, al
so bist. Ich betrübe mich über die
re Verantwortung, so du deswege
ablegen müssen; und wolte herzli
alles das Meinige hergeben: We
nur das verflossene Jahr zurüke ka
dasselbe von neuem anfangen, u

Nüzliche Anmerkung von dem Wein.

Wir haben in unſerm curioſen und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher von dem Wein eine beſondere Abhandlung gemacht, wodurch erwieſen wird, daß deſſen Erfinder und erſter Pflanzgärtner der Noa ſeye; und dabei angeführet, daß ein temperirter und nicht gar zu ſaurer Wein unter denen beſten ſtärkenden Mitteln billich die Oberſtelle verdiene, weil dadurch der Umlauf des Geblüts und die Ausdünſtung vortreflich befördert, und der Magen ſo wol als der abgemattete Leib wieder geſtärket wird; ſonderheitlich bei denenjenigen, die kalter und feuchter Natur

Man pflegt ſonſt zu ſagen: der Wei
ſchmekt nie beſſer, als auf dem Wein
berge; zum wenigſten findet man ihn d
noch am reinſten, und dieſes läſt ſich a
ſo begreifen: Der Moſt, wenn er in
Keller oder nach anderer Gewonheit i
einen Schuppen, der wol verwahrt, g
faſſet worden iſt, pflegt manchmal ſta
zu brauſen, nach dem die Witterung ein
fällt, und zwar ſo ſtark, daß er die Bö
den ausſtöſet und niemand um ſich leide
wie dann ſchon öfters einige Wengerte
vor tod aus dem Keller getragen worden
Dieſes kommt daher, wenn er gähre
und man die Kuffen zu voll und die Ke
lerlöcher nicht offen hat. Wenn er all
noch in ihm geweſene Unreinigkeiten aus
gegoren hat, wird er wieder geſelli
und man kan alsdann die Spundlöche
mit hölzern Spunden zumachen, da ma
vorhero nur ſtroerne oder Steine brau
chen müſſen. Nach der Gährung gehe
es dem Moſt wie den Mägdchen, wen

glette darinnen befindlich seye. Es sollen auch warhaft die Aufseher hierinne ein wachsames Auge haben; doch was thut nicht ein Fäsgen Sekt? Hieraus können sie warnehmen, was man von den fremden Weinen der redlichen Kieper halten kan.

Wir schlieſſen übrigens dieſes Capitel mit einer Anmerkung von dem Unterschied u. Güte der Wein, auf folgende Art, wie wir solches in dem oft-belobten curiosen Dollmetscher, angeführet haben:

Was für Schaden und Unheil allzuflieſsige, oder allzu saure, oder gar zu hizige, oder starke, narcotiſche, und wie man zu sagen pflegt, Kopfzerbrechende Weine, wenn sie in übermas hineingeſchüttet werden, dem menſchlichen Leibe zufügen können, ist leider am Tage. Süſſe Weine machen viel Geblüte, und geben also An-

Schwerigkeit des Haupts, S
rigkeit, Kopfweh, Lähmung,
de Seuche und dergleichen.

Anmerkung vom Duelli

Die Alten hielten sehr viel a
Duelliren, heut zu Tag hält
vor infam; so verändern sich d
ten. Das leztere weiset des
Roques moraliſche Betrachtun
das Duelliren, angesehen da
sowohl überhaupt als insond
gezeiget wird, daß ein Duellc
Ungehorsamer und ein Aufr
sey, und daß er die heiligſten
bindlichkeiten, die ihm als
Christen, als einem Bürge
als einem Soldaten obligen, b

Clemens von Alexandrien ſchreibet ausdrüklich, er habe ſich von denen Künſtlern mit Hörner abbilden laſſen. Der gleichermaſſen in den Alterthümern wol bewanderte Athenäus meldet, daß er ſich bisweilen unter anderm Schmuke auch Hörner habe anlegen laſſen. Aus den obangezogenen Bildniſſen iſt auch wol wahrzunehmen, daß ihm die Hörner nicht aus der Stirne gewachſen, ſondern, daß ſie an einen beſonders darzu verfertigten Zirkel geſezet geweſen, den man gleich einer Crone auf und abthun können. Solcher geſtalt mus es wol damit eine andere Bewandnis gehabt haben, als wenn mancher vor Gram und Herzeleid Hörner auf dem Haupte wachſen. Es iſt der Mühe werth, daß ich kürzlich unterſuche, wenn und auf was Weiſe die Menſchen zuerſt zu den Hörnern kommen ſind. Ohne Zweifel iſt dieſes anfänglich eine Tracht vor Kriegsleute und Helden geweſen: Denn ſie hielten davor, daß man ſeinen Feinden noch eins ſo tapfer und ſchreklich

zu ſeiner wohl anſtändigen Zierd
ſehen dieſes an den Teutſchen un
uralten kriegeriſchen Völkern, a
in dieſem Habit recht geprange
Der Griechen ihr allererſter He
Hercules, ſoll ſich einer Löwenha
net haben. Viel alte Könige un
ja der Alexander ſelbſten, haben
eine Ehre geſchäzet, in der Tr
Hercules auf ihren Münzen und
Bildnis zu erſcheinen. Ob man
hernach ſchon eines ſtälernen H
diente, ſo muſte derſelbe doch
Haut von eines ſtreitbaren Thier
überzogen, oder wenigſtens au
Form mit Hörnern und andern
chen Zierrathen ausgearbeitet
Wie denn aus der Urſache ſolche
des Helms, in denen noch heu
üblichen Wappen zu ſehen iſt.
meines Erachtens der erſte Urſp
an den Menſchen befindlichen
Hörner geweſen. Daß aber die
auch mit ihren eigenen zu ſtolzir

dachten, durch dieſe kleine Oefnung dringen kan. Daher kommt es, daß das Glas durchſichtig iſt, und von keinen andern Körpern, als den kleinen Lichttheilchen, durchdrungen werden kan.

Daher entſteht auch die Zerbrechlichkeit des Glaſes; denn weil es aus keinen rauhen Theilchen zuſammen geſezet iſt, die ſich in einander fügen, ſondern die nur blos, vermittelſt ihrer Flächen, an einander verbunden ſind, und noch dazu nicht einmal ſo genau, daß ſie den Durchgang der ätheriſchen Materie hemmen können, ſo folget klärlich daraus, daß dieſelben einer gar leichten Trennung unterworfen ſind. Hieraus aber folget gar nicht, daß einige andere Körper auſſer dieſer Materie durch die kleinen Oefnungen des Glaſes dringen können; denn wir wiſſen aus der täglichen Erfahrung, daß auch die feineſten Spiritus in gläſernen Gefäſen ſicher aufbehalten werden, wenn ſie nur völlig und ſorgfältig vermachet

dieſes vermachte er ganz dichte, und
es in einen dunkeln Winkel des Zim
Hierauf lies er einen Hünerhund i
Zimmer, der lange genug darinn l
lief. Und dennoch merkte weder der
noch das Rebhun das geringſte d
daß ſie einander ſo nahe wären.

Können nun die ſubtilen riech
Cörperchen nicht durch die Löcherch
Glaſes dringen, um ſo viel wenige
den die gröbſten Theilchen der Luf
des Waſſers durch dieſelben einen
gang finden. Man hat zum Exem
ne Bouteille heis gemacht, dieſell
getroknetem und wolgeſtoſſenem
angefüllet, und hernach hermetiſc
ſiegelt. Man hat dieſe Bouteille vi
Tage in dem Waſſer eines Brunne
gen laſſen. Wenn man ſie wieder he
gezogen, ſo hat man das Salz noc
ſo troken und unverlezt gefunden,
geweſen, da es zuerſt in die Bo
hineingethan worden. Ich will
nicht leugnen, daß es bei ne

Sie werden aber ſagen, die Verderbung der Früchte entſtehe von einer innerlichen Urſache, als von der Gährung ihrer Säfte, welche zwar durch die Wirkung der Luft, und die nitröſen, wäſſerigten und heterogeniſchen Cörperchen, ſo ihre Theilchen in ihren Höhlungen enthalten, vermehret würde; die aber doch noch nicht ganz und gar aufhöre, wenn man gleich einen Theil deſſen, wodurch ſie verurſachet wird, wegnimmt. Uber dieſes ſey die Gährung weicher und zarter Früchte, als Kirſchen, Erdbeeren, Hindbeeren, Corinthen, Johannisbeeren, Pflaumen, Feigen, Trauben, und dergleichen, auſſerordentlich geſchwind, und könne in dieſen gläſernen Gefäſſen noch zufälliger Weiſe durch das natürliche Gewicht und den Druk dieſer Früchte vermehret werden, als welche vermöge ihrer Lage gegen den Boden des Glaſes gerichtet ſind, und daher nothwendig einander die Häute verlezen, ſich vermiſchen und deſto heftiger gähren müſſen, weil weder Plaz noch Oefnung zur Ausdünſtung da iſt.

Dieſe Schwierigkeit ſcheinet alle vorige Betrachtungen über einen Haufen zu werfen. Ehe ich ſie aber verlohren gebe, werde ich mich auf folgende Urſachen, Experimente und Muthmaſſungen gründen. 1) Wenn die Früchte einen gewiſen Grad der Reife erlanget haben; ſo bleiben ſie eine Zeitlang in ſolchem Zuſtande, wenn ſie nicht zu der Zeit abgebrochen, und alſo der Wirkung der Sonne entzogen werden. 2) Wenn ſie nachgehends anfangen zu gähren und zu verfaulen; ſo kommt dieſes entweder von dem Druke, den ſie ſich einander geben, oder auch von dem Eindruke der aeriſchen, nitröſen und wäſſerichten Cörperchen. 3) Wenn dieſes nicht ſo wäre, ſo könnten keine Früchte eine Woche lang aufbehalten werden. 4) In den ſüdlichen Theilen Frankreichs hat man eine bequeme Art Weintrauben, ſo gar bis in den April oder Mai aufbehalten. Man ſchneidet ſie bei ſchönem Wetter, und nimmt ſolche, die weis, nicht gar zu dichte an einander gewachſen, von gehöriger Reife und etwas gros von Trauben ſind. Man hänget ſie an einen ſchattigten Ort, wo ſie ſo viel als möglich für die Wirkungen der Sonne und des Windes beſchüzet werden: und wenn die Witterung nicht auſſerordentlich feucht iſt; ſo geſchiehet es niemals, oder doch ſehr ſelten, daß ſie verfaulen: ſie werden blos allmählig troken, und verlieren mit der Länge der Zeit ihren Geſchmak.

Aus allem dieſem iſt klar, daß die Gährung der Früchte entweder von dem Druke, den ſie auf einander haben, oder von der Würkung der Luft und der Sonne herrühre, und daß Früchte, ſo in einem hermetiſch verſiegelten Glaſe eingeſchloſſen, und an einem ſchattigten und gemäſigten Orte aufbehalten werden, blos der erſten Unbequemlichkeit unterworfen ſind; ſo daß, wenn nur ein Oel könnte ausfündig gemacht werden, welches keinen Geruch oder Geſchmak hätte, darinn die Früchte ſchwimmen müſten, und wenn alsdenn beides in ein auf obgedachte Art vermachtes Glas eingeſchloſſen würde, die Sache dadurch vollkommen würde ausgerichtet werden können: denn da ein ſolches Oel keine ſo dünne Theilchen hat, die in die Löcherchen der Früchte eindringen können; ſo würden die groben und fetten Theilchen deſſelben, die gedachten Löcherchen verſtopfen, die Uberflieſſung der Säffte und folglich die Gährung verhindern.

Indem ich dieſes ſchreibe, erhalte ich von einem anſehnlichen Manne, der ein groſſer Liebhaber von der Phiſic iſt, von einem merkwürdigen Experimente Nachricht, vermittelſt welches er Fiſche ein ganzes Jahr friſch erhalten hat, nachdem er ſie zuvor gereiniget, und in ein Glas mit Olivenöl angefüllet hinein gethan, welches hiernächſt ſorgfältig zugemacht worden, ſo daß weder das Oel, noch die Fiſche das geringſte von ihrem Geſchmake verlohren.

Um der Mühe überhoben zu ſeyn, das Glas hermetiſch zu verſiegeln, und die Gefahr zu verhüten, es beim Zuſchmelzen zu zerbrechen; ſo würde es vielleicht ſchon genug ſeyn, die Fuge des Stöpfels und des Glaſes mit verſchiedenen Lagen von Papier und Kitt zu vermachen; denn daß dieſes zureichend ſey, die Luft und Feuchtigkeiten abzuhalten, erhellet aus der täglichen Erfahrung der Chimiſten, die in langhälſigten Bouteillen, ſo auf ſolche Art vermacht worden, nicht nur ihre Salze und Oele, ſondern auch ſogar ihre flüchtigſten und ſpirituöſeſten Feuchtigkeiten aufbehalten ꝛc.

Von der Staatsverfaſſung der alten Teutſchen.

Es wäre eine groſſe Schwachheit, wann ſich jemand einbilden, oder bereden laſſen wollte, daß die Regierungsform bei denen ſten teutſchen Völkern Deme befand. Waren ja einige nigen oder Fürſten verſehen, de ihnen doch gar keine abſol walt und Regierung zugeſ ſondern ſie dependirten in d tigſten Verrichtungen von de und Verſammlung des geſ Volks. Im übrigen war der bei denen meiſten alten T Völkern dergeſtalt eingericht ſolcher hauptſächlich auf die tung und Vergröſſerung der macht abzuzielen ſchiene. dieſes auch kein Wunder, fänglich ſo waren die Teutſ ihrer erſten Ausflucht aus de genehmen Gegenden Aſiens,

[redacted]

gehalten. Als ſie mit Fremden ziemlich fertig worden, ſo geriethen ſie einander ſelber in die Haare, weil ſie ſich einmal zu dem Kriegsmetier ſo gewöhnet, daß ſie darinnen ihr gröſtes Vergnügen fanden. Viele teutſche Völker, denen es im Kriege oft geglüket, wurden hierüber hochmüthig und trozig, und waren auf nichts mehr bedacht, als wie ſie die übrige unter ihre Botmäſigkeit bringen mögten. Endlich machten ſich auch die Römer an ſie, welche die Herrſchaft der ganzen Welt im Kopfe führten. Demnach ſo konnte es nicht anderſt ſeyn, die Teutſchen, welche von Natur zum Kriege tüchtig und geneigt waren, muſten das gröſte Wohl, und die vornehmſte Abſicht und Intereſſe ihres Staats in einer anſehnlichen Kriegsmacht ſuchen. Daß ſie es auch dabei nicht übel getroffen, hat der Ausgang ſattſam gelehret, immaſſen ſie nicht nur den Römern, welche ſchon die halbe Welt beſieget, tapfern Widerſtand gethan haben, ſondern auch diejenige geweſen ſind, durch welche hauptſächlich das Römiſche Reich in dem Occident zerſtöret und vernichtet worden. Es wird nicht undienlich ſeyn, wann man ſich in einem kurzen Begrif vor Augen ſtellet, wie der alten Teutſchen Sitten und Gebräuche groſſen Theils auf dieſen Endzwek abgerichtet geweſen, und man wird zugleich hierinnen die Urſache und den Urſprung vieler derſelben wahrnehmen können. Man betrachte nur anfänglich ihre harte und ſtrenge Auferziehung und Lebensart. Der Tacitus, welcher die löblichen Sitten der Teutſchen ſeinen Landsleuten (die ſonſt auch auf das Kriegsweſen mehr als alles Andere geſehrn) gleichſam zu ihrer Beſchämung vorhält, weis in Anſehung der Auferziehung keinen Unterſchied zwiſchen Herren und Knechten zu finden, weil ſich in der Jugend einer ſo ſchlecht als der andere behelfen, und auf der bloſſen Erde unter Küh und Schaafen liegen müſſen. Die Muttermilch war der Kinder einzige Speiſe, von Säugammen wuſte man gar nichts. Wie dann auch überhaupt der Teutſchen ihre beſte Koſt in Milchwerk, Käſe, Obſt, (welches wohl den Römern nicht beſſer als unſere Holzäpfel mag vorgekommen ſeyn,) und halb rohen Fleiſch und Wildpret beſtanden iſt. Die Völker, ſo um den Rhein gewohnet, und alſo auch die Teutſchen, pflegten noch dazu die neugebohrnen Kinder in dem kalten Fluſſe zu baden, welches auch die Alten ſelbſt fleiſig practiciret. Ihre Kleidung war ſo beſchaffen, daß ſie kaum den halben Leib vor Kälte beſchüzen und bewahren konnten. Welches alles dazu gedienet, daß die Leiber bei Zeiten abgehärtet, in völliges Wachsthum gebracht, und etwas auszuſtehen, angewöhnet wurden. Wie wir dann leſen, daß ſie aus Hunger und Froſt gar wenig gemacht haben. Nur konnten ſie die Hize und Durſt nicht eben ſo wol als die Italiäner vertragen. Welches nicht zu verwundern

iſt, wenn man ihr kaltes Clima und groſſe Statur in Betrachtung ziehen will, zu geſchweigen, daß dieſe Begierde zum Trunk einiger maſſen von einer üblen Gewohnheit hergerühret, welcher auch andere kriegeriſche Nationen ſehr ergeben geweſen ſind. Die überigen pflegten ſich ſonſt zu erfahrnen Leuten zu halten, von welchen ſie in dem Kriegsmetier etwas zu lernen verhoffen. Wenn ſolches geſchahe, ſo kriegten ſie zuerſt den Degen an die Seite. Es muſte aber vorher bei öffentlicher Verſammlung angebracht und unterſucht werden, ob ſie ſich darzu geſchikt befänden, oder nicht, und hierauf wurden ihnen mit beſondern Ceremonien in eben derſelben Verſammlung die Waffen gereichet, welchen des arbeitſamen und kriegeriſchen Lebens war, worinnen ſich die Braut in Zukunft würde müſſen ſchiken lernen. Denn es muſte ihr der Bräutigam gleichſam zur Brautgabe ein paar Ochſen, ein gezäumtes Pferd, einen Spies und Degen zubringen. Sonſt war auch dieſes keine geringe Avantage vor die alten Teutſchen, daß ſie ſich anfänglich gar keines Geldes bedienet noch aus Gold oder Silber etwas gemacht haben. Denn was vor Unheil hat nicht oft die allzugroſſe Begierde nach Geld und Reichthum einem Staate zugezogen?

Betrachtungen über das Aufſteigen der Dünſte.

ist von grossen Naturforschern be-
tet worden. Man stellt sich mit
te vor, daß in dem Wasser Luft be-
ch, in die kleinsten Theilchen zer-
t, und mit den Wassertheilchen aufs
este verbunden ist. Ein solches
heilchen, das von einem Wasser-
chen ringsherum eingeschlossen ist,
t sich aus, wenn es erwärmet wird.
urch zwinget er das Wassertröpfchen,
benfalls auszudehnen, welches aber
n ihrer Zähigkeit zusammen, und die
wischen sich eingeschlossen hält. Dar-
ntstehet eine Blase, von der diejeni-
in Bild, aber vergrössert vorstellen,
on Kindern aus Seifenwasser ge-
t werden, und die man wenigstens
rinnerungen der menschlichen Ver-
lichkeit wird abgemalt gesehen ha-
venn man sich auf die Zeit nicht mehr
iet, da man sie selbst gemacht. Ein
ltheilchen also ist nach den Gedanken
Naturlehrer ein Wasserbläschen,
aus einer zähen Haut, und einer
n eingeschlossenen verdünnten Luft
et.

4. Die Gesetze, nach welchen flüs-
rper vermöge ihrer Schwere wir-
zeigen bald, wie ein solches Bläs-
n der Luft sich erheben könne. Ein
dichtes Glas sinkt in dem Wasser zu
, in dem eine hole Glaskugel schwim-
Die hole Glaskugel nemlich nimmt
grossen Raum ein. Wenn man die-
aum mit Wasser ausfüllte, würde
mehr wiegen, als die dünne Glas-
, so die Kugel ausmacht, zusamt
ft, die in ihr eingeschlossen ist, an
hte betragen. Unter diesen Um-
n ist ausgemacht, daß die Glasku-
n dem Wasser in die Höhe getrieben
Man wende dieses auf die Dunst-
en an. Ihr dünes Wasserhäutchen
, was vorhin das Glas war. Die
nte Luft in ihnen stellt die ordent-
uft vor, so sich in der Glasku-
fhält, und sie schwimmen also in
sserlichen dichten Luft auf eben die
vie das Glaskügelchen in dem Was-
vimmet.

5. Man begreift auf diese Weise leich-
te, wie die Dünste nur auf eine gewisse
Höhe steigen können. Einerlei Glasku-
geln werden sich tiefer in Wein als in Was-
ser sezen, und in sehr leichten Feuchtig-
keiten vielleicht gar zu Boden sinken. Die
Luft aber wird wegen ihrer elastischen
Kraft immer dünner, je weiter sie von
der Erde wegkömmt. Das Dunstbläs-
chen also, das in der untern Luft, seiner
Leichtigkeit wegen in die Höhe steigt, wird
eine Gegend in der Höhe antreffen, wo
die Luft, deren Raum daselbst annimmt,
ihm am Gewichte gleich ist; daselbst wird
es stehen bleiben, woferne sich die Luft da
verdiket, noch weiter steigen; wo sie aber
dünner wird, herabfallen.

6. Es ist nicht zu verwundern, daß
eine so wahrscheinliche Meinung, bald
grosse Männer eingenommen. Ich nen-
ne unter diesen nur den Herrn von Leib-
niz, der im ersten Theile der Schriften
der königl. preus. Societät der Wissen-
schaften dieselbe behauptet, und wider
einige Einwürfe zu vertheidigen gesucht,
und den Englischen Naturforscher, Der-
ham, so die Dünste aus einem Beken
mit heissen Wasser, mit dem Vergrösse-
rungsglase, durch den Sonnenstrahl in
einem verfinsterten Zimmer, als Kügel-
chen durchfahren sehen.

7. Wer etwas von einer Luftpumpe
auch nur gehöret hat, dem wird gleich ein
Versuch einfallen, der in Beurtheilung
des bisher erklärten Gedankens, von be-
sonderer Wichtigkeit seyn kan. Wenn
das Wasser in einem Raume, woraus
durch die Maschine die Luft so weit ist
weggeschaft worden, daß der Rest keine
empfindliche Wirkungen mehr haben kan;
wenn, sage ich, das Wasser in einem sol-
chen Raume eben so ausdünstet, wie in
der freien Luft, so ist die vorige Erklärung
falsch, oder wenigstens nicht für alle Aus-
dünstungen allgemein. Es ist daher kein
Wunder, daß gewisse Naturlehrer die
Ausdünstung in luftlehren Raume ge-
len

geweſen: Sie war gebunden, und das Feuer erregte nur eine Bewegung, dadurch ſie die Freiheit zu wirken bekam. Auf eben die Art wird bei einem ausdünſtenden Cörper das Feuer nur die gebundenen Theile losmachen, und in die Umſtände ſezen, daß ihre Kräffte ſich wirkſam zeigen können. Es iſt ja ausgemacht, daß erhiztes Waſſer eine ungemeine ſtarke elaſtiſche Kraft zeige. Herr Hauſen bemerkt, daß ein Waſſertropfen, den man in einem Haarröhrchen an die Flamme einer Lampe bringt, mit einem Plazen zerſtreuet werde. Eine eiſerne Handgranate, in die man nicht eben allzuviel Waſſer gieſt, ſie alsdenn feſte vermacht und auf glühende Kohlen legt, zerſpringt mit eben dem Knalle und eben der Gewalt, als ob ſie mit Pulver gefüllt wäre.

12. Dergleichen Gedanken hat Herr Hauſen in ſeiner vorhin erwehnten Schrift angenommen. Wer dasjenige, allerdings, daß ſich alles, was man bei den Dünſten bemerkt, wenn man Herrn Hauſens vorhin erwehnte Gedanken dazu nimmt, daraus wird erklären laſſen. Um aber das Richtige darinnen vollkommen einzuſehen, mus man überlegen, daß nicht die Erhebung der Dunſttheilchen, ſondern blos ihre Abſonderung, die Trennung ihres Zuſammenhangs mit dem übrigen Cörper der Wärme zugeſchrieben wird. Dadurch läſt ſich der Einwurf heben, daß die Dämpfe z. E. aus ſiedenden Waſſer, fortfahren zuſteigen, wenn ſie ſchon ihre Wärme verlohren haben. Die Wärme trennete ſie nur durch ihre Bewegung vom Waſſer, und übergab ſie der Luft, ſolche weiter fortzuführen. Es kömmt auch hier nicht darauf an, daß dieſe Dunſttheilchen ſchwerer als die Luft ſind. Carthefius hat ſich ſchon darauf berufen, daß der Staub, welcher im Gehen erregt wird, in der Luft hängen bleibt, ohngeachtet er

das ganze Waſſer: und wie man da keinen Tropfen koſten kan, der nicht geſalzen iſt; ſo folgt, daß überall Salztheilchen im Waſſer herum ſchwimmen. Man kan alſo die Zertheilung der Dünſte in die Luft ſich als eine Art von Auflöſung vorſtellen, wo die Luft dasjenige thut, was in vorigem Falle das Waſſer verrichtete. Selbſt der Umſtand wird damit übereinſtimmen, daß das Feuer erſtlich ungemein kleine Theilchen von den Cörpern abſondern mus, ſie dieſer Gewalt der Luft zu unterwerfen. Die Erfahrung lehrt, daß die Auflöſung nicht ſo gut, oft gar nicht, von ſtatten geht, wenn die aufzulöſenden Cörper nicht in kleine Stüken zertheilet ſind. Es iſt mir genug, dieſes hier aus der Erfahrung anzunehmen, weil der Grund davon, wie er ſich aus den Geſetzen der anziehenden Kraft herleiten läſt, zu erklären, mich zu weit führen würde.

15. Die Wärme kan die Ausdünſtungen hervorbringen, entweder nur mit derjenigen Stärke wirken, wie ſie im Sommer von der Sonne entſtehet, oder ſie kan noch heftiger ſeyn. Das Maas, wie weit Cörper von der Sonne erwärmet zu werden pflegen, ſezt Herr Kraft im 50. Abſ. auf den 100. Gr. des Fahrenheitiſchen Thermometers. Wenn nun z. E. das Seewaſſer, und das Blatt einer Pflanze, von der natürlichen Sonnenwärme ausdünſtet, kan dieſes eine natürliche Ausdünſtung genennet werden, wie ſie im Gegentheil gewaltſam heiſſen kan, wenn ſiedend Waſſer ausdünſtet. Es iſt leichte, den Urſprung der gewaltſamen Ausdünſtung nach dem vorhergehenden zu begreifen. Der ausdünſtende Cörper iſt bei derſelben allezeit wärmer als die Luft, die ihn umgiebt. Die Wärme aber geht allemal aus warmen Cörpern in kältere: Sie wird alſo dieſes auch hier thun, und die zärteſten Theilchen des Cörpers mit ſich fortreiſſen. Da aber der erhizte Cörper zugleich die Luft um ſich herum erwärmet, und hierdurch verdünnert; ſo wird die obere dichtere Luft dieſelbe auf die Seite drüken, und dadurch die Ausdünſtungen mit ihr ausbreiten, das übrige kan die Bewegung der Luft, und was vorhin bemerkt worden, verrichten.

16. Aber die natürliche Ausdünſtung ſcheint mehr Schwierigkeiten zu zeigen, weil das, was ich vorhin von dem Übergange der Wärme in die kältere Luft geſagt, ſich hier nicht anbringen läſt. Man müſſe verſuchen, ob ſich nicht eine Art erdeken lieſſe, wie wenigſtens auf der Oberfläche eines ausdünſtenden Cörpers unter dieſen Umſtänden, eine gröſſere Wärme als in der übrigen Luft entſtehen könne. Die Erfahrung lehret, daß flüſige Weſen von verſchiedener Art mit einander vermiſcht, in ein Wallen gerathen, woraus Wärme, und öfters Feuer entſteht. Die Verſuche von dieſer Art, die man in Boerhavens Chymie findet, ſind theils bekannt, theils zu weitläuftig, zu gegenwärtiger Abſicht beſchrieben zu werden. Da nun die Luft beſtändig mit Theilchen von allerlei Art erfüllt iſt; ſo iſt es leicht möglich, daß ſie mit dem Waſſer oder anderen flüſigen Weſen, über deſſen Oberfläche ſie ſich zunächſt befindet, in ein ſolches Aufwallen geräth, und dadurch Wärme verurſacht, ſo die Ausdünſtung hervorzubringen zureichend iſt. Dieſem Gedanken ſcheint vortheilhaft, daß die natürliche Ausdünſtung eben wie das vorhin erwehnte Aufwallen, insbeſondere bei flüſigen Cörpern, ſtatt findet. Wenn die Ausdünſtung aus andern kräftigern Urſachen entſtehet, ſo wird dieſes Aufwallen einen ſehr geringen Theil davon ſich zuſchreiben können, hier aber kan es das Hauptwerk ausmachen. Dieſes ſind Herr Krafts Gedanken von der natürlichen Ausdünſtung. Wie ich ihre Richtigkeit zu beſtreiten nicht begehre; ſo deucht mich, daß man auch, was ich im 11. und 14. Abſ. erwehnt, gebrauchen könne, ſich dieſe Begebenheit begreiflich zu machen. Die durch die Wärme gelöſten Theile eines Cörpers können von ihm fliehen; ſie können von der Luft aufgelöſt

werden, wenn er gleich mit der Luft um ihn herum gleiche Wärme hat.

17. Herr **Kraft** hat bewieſen, daß dasjenige, was ich vorhin erzehlt, was mehr als eine bloſſe Erdichtung iſt, die man nur, das Lehrgebäude zu unterſtützen, annimmt. Joſeph Acoſta berichtet in ſeiner Geſchichten von **Weſtindien**, daß in einigen Gegenden dieſes Welttheils die Metalle von der mit Salze geſchwängerten Luft ſo angegriffen würden, daß man ſie mit Fingern zermalen könnte: und **Varenius** erzehlet, auf den Aſoriſchen Inſeln ſey die Luft und der Wind ſo ſcharf, daß eiſerne Platten dadurch in kurzer Zeit verzehrt und in Staub verwandelt werden. Selbſt der Umſtand daß die Winde wie bekannt iſt die Ausdünſtung befördern, bekräftiget dieſen Gedanken. Die Wärme, aus der Vermiſchung verſchiedener Feuchtigkeiten, dauret nur ſo lange, bis ihre Theilchen völlig unter einander gebracht ſind. Wenn dahero die Luft mit dem ausdünſtenden Waſ-

gleich hat er bemerkt, daß ſich beiderſeits auf der Oberfläche des Waſſers ein dünnes etwas zähes Häutgen erzeuget. Der Verſuch iſt zu wiederholten malen eben ſo abgelaufen. Wer nicht ſo lange Gedult hat, kan ſtatt des Waſſers rectificirten Weingeiſt gebrauchen, wenn er das in einer halben Stunde ſehen wird, was beim Waſſer Tage erfordert. **Muſchenbröck** hat nach Herr **Krafts** Berichte eben das erfahren.

19. Herrn **Krafts** Erklärung von dieſer Begebenheit kömmt darauf an. Er ſtellt ſich vor, daß auf den beiden Oberflächen dieſer Gefäſſe, wegen der vorerwehnten Aufwallung, Wärme erreget werde. Der Kürze wegen, will ich dasjenige, indem das Waſſer hoch ſtehet, das erſte, und das, wo es nicht ſo hoch iſt, das zweite nennen. Dieſe erregte Wärme breitet ſich in beiden Gefäſſen durch das durch darinnen enthaltene Waſſer aus, und da ſie auf beiden Oberflächen, weil ſolche von einer Gröſſe ſind,

[redacted]

Gekochtes Waſſer dünſtet nicht aus, als ungekochtes. Dieſes r rühren, weil durch das Kochen die ſubtilſten Theilchen des Waſ- s auch die Luft, einiger maſſen eben ſind. Denn da die Luft zu g und Erhaltung der Wärme be- nöthig iſt; ſo wird da, wo ſich niger befindet, auch bei dem Auf- ringere Wärme entſtehen. Hin- alzwaſſer wird deswegen weni- ſüſſes ausdünſten, weil jedes n davon, durch die anhängen- theilchen ſchwerer gemacht; und eben den Grad der Wärme, der n fortttreiben würde, weniger be- ſt. Dabei iſt das zu bemerken: n das Meerwaſſer ausdünſtet, theilchen deſſelben liegen bleiben. ſt vermuthet, daß dieſes daher weil die Salze des Waſſers alle machen, und folglich nur eine rne begleitete Aufwallung aus richten Theilen entſtehen könnte, em dabei befindlichen Salze noch t werde.

Ich kan nicht leugnen, daß mir n Gedanken Herrn Krafts, das ſer betreffend, ein Zweifel übrig Ich bin noch nicht überzeugt daß Die Salze machen das Waſſer alt; alſo verhindern ſie auch die wenn geſalzen Waſſer mit an- gen vermiſcht wird. Das Oleum r deliquium entſtehet ja, indem von der Feuchtigkeit in der Luft Und doch giebt dieſe Art von ſer, unter ſaure Säfte gegoſſen, rne, die von gemeinen Waſſer ntſtehen pflegt. Die natürliche irken in der Verbindung mit an- ſt ganz anders, als man vermu- e, wenn man ihre Wirkungen rachtet. Vielleicht lieſſe ſich der warum das Salz nicht mit in fortgehet, von ſeiner zu groſſen , oder vielmehr von der zu groſ- ere des irdiſchen Weſens, wel- ches bei ihm befindlich iſt, herleiten. Ein Verſuch, den Boerhave anführt, ſcheint dieſes zu erläutern. Man nimmt Salz, es mag gegraben, geſotten, oder aus Pflanzen herausgebracht ſeyn, troknet es unbedekt über dem Feuer ſtark aus, und ſezt es klein geſtoſſen an die freie Luft, in einer gläſernen Schale. Von der Feuchtigkeit der Luft wird es aufgelöſet, und man erhält alſo ein Salzwaſſer, indem ſich ein Theil irdiſches Weſen zu Boden ſezt, welches zuvor im Salze nicht erſchiene. Man gieſt das Salzwaſſer ſorgfältig ab, läſt es ausdünſten, und ſezt das zurükbleibende Salz wieder auf eben die Art an die Luft. Es zergehet wieder, und giebt einen neuen Theil Erde. Die vorige Arbeit öfters wiederholt, läſt endlich nur irdiſches Weſen zurüke, das von der Feuchtigkeit der Luft nicht zergehet, und alſo ſeinen ſalzichten Theil völlig verlohren hat. Darf ich aus dieſem Verſuche nicht den Schlus machen, daß in dem groben Salze, den wir dieſen Namen beilegen, nur etwas weniges ſey, das eigentlich Salz iſt: ich will ſagen, das ſich im Waſſer auflöſen läſt, (denn dieſes iſt das Merkmal, daran ſich Salze von andern Dingen unterſcheiden) und daß dieſes Wenige mit einer groſſen Menge ſchwerer irdiſche Theile ſo genau verbunden iſt, daß es ſich nur durch ſo oft wiederholte Arbeiten davon abſondern läſt. Und wenn alſo dieſe Laſt der irdiſchen Theile zu groß iſt, bei der Ausdünſtung mit gehoben zu werden, könnte man daraus nicht begreiffen, warum Salzwaſſer mit Zurüklaſſung ſeines Salzes, in die Luft verfliegt.

22. Ich fahre fort, noch andere Umſtände, ſo man bei den Dünſten bemerkt hat, nach Herrn Krafts Anleitung zu erklären. Man hat gefunden, daß das Waſſer, ſo von einer ſehr groſſen Höhe herunter fällt, beim Auffallen, in die zärteſten Dünſte zerſtreuet wird, nach der Erzählung der philoſophical Transactions, fällt in Canada der Fluß Niagara von einer Höhe von 156. Fus auf einen

Felſen herunter, woraus eine Wolke entſteht, die auf fünf Meilen ſichtbar iſt. Caſini hat eben dies bei dem italiäniſchen Fuſſe Velino bemerket, wo ſolcher einen Waſſerfall von mehr als 150. Fus leidet: die Wärme hat dabei nichts zu thun: man ſieht leichte, daß es auf die Gewalt ankömmt, mit der das Waſſer auf die unten liegenden Steine anſtöſt.

23. Die gegebene Erklärung von den Ausdünſten, zeigt, daß ſolches deſto geſchwinder von ſtatten gehe, je gröſſer die Fläche iſt, ſo der Luft ausgeſezt wird. Daher dünſten trokene Cörper, ſo weite Zwiſchenräumchen haben, z. E. Holz, Leinwand, u. d. gl. wenn ſie befeuchtet worden, geſchwinde aus, weil das Waſſer in ihren Zwiſchenräumchen ſich gleich in eine groſſe Fläche ausbreitet.

24. Diejenigen, ſo auf die Wirkungen der Natur aufmerkſam geweſen ſind, haben geſehen, daß die Flüſſe wenn ſie

wird, und Dünſte mit ſich fo
Wie aus dieſem Begriffe folgt,
Wärme einem Cörper im luftlee
me viel eher entgehen mus, al
von dem Druke der Luft in ihm
wird; ſo erhellet auch daraus,
nach Muſchenbröks Erfahrun
faſſe mit warmen Waſſer unter
der Luftpumpe geſezt, anfän
ſtark ausdünſtet; nachgehends
mer weniger und weniger, je lä
auspumpet. Die Urſache wi
weil dem Waſſer die Wärme im
ker entgeht.

26. Dieſes ſind die vornehr
trachtungen, die ſich bei den Dü
chen laſſen, und aus denen man
ge, was die Naturforſcher da
merkt haben, leicht erklären k
habe dabei meiſtens Herrn Kra
führung gefolgt, und ich wür
Aufſaz einen Auszug aus ſeiner
ten Schrift nennen, wenn ich

ern Fortgang gemacht haben, wenn
h bemühet hätten, die Natur viel-
zu unterſuchen, als zu errathen;
ſie wollten eher andere lehren, als
bſt durch die Erfahrung gelehret wa-
Aus dieſer Ubereilung ſind alle wun-
he Meinungen, ſo viele Worte, die
einem Begriff verbunden ſind; Er-
ıgen, welche nichts erklären; und
h ſo viele unverſtändliche Lehrgebäu-
tſtanden, aus welchen ſie ihre theo-
ze Philoſophie zuſammen geſezt ha-
Gleichwohl haben dieſe Früchte der
wirkenden Einbildung, viele Jahr-
erte hindurch, den ganzen Grund
Erkenntnis ausgemacht, und die
nderung der Völker erworben, wel-
m einer ſolchen andächtigen Vereh-
derſelben eingenommen waren, die
ögender geweſen, die Vernunft zu
drüken, als zu erleuchten. Daher
gekommen, daß der Verſtand der
neiſten einer ſo groſſen Menge Irr-
er immerfort unterworfen bliebe.
ar keine leichte Unternehmung, die
rniſſe zu zerſtreuen, welche die Wahr-
efangen hielten: wir können daher
ligen mit den Bezwingern fremder
r vergleichen, welche die erſten ge-
ı ſind, ſo ſich unterſtanden, über
Schranken zu ſpringen, die Vorur-
anzutaſten, und die Meinungen
er Natur der Dinge einer gründli-
ı Unterſuchung zu unterwerfen, von
en man bisher geglaubet hatte, daß
cht dem geringſten Zweifel ausgeſe-
ɔn. Hat man ſich nicht faſt einer
egenheit bedienen müſſen, den Ab-
des Leeren, die Antipathien und
ɔathien und viele andere leere Be-
mehr anzugreifen? Hat man nicht
ſo viel Herzhaftigkeit nöthig gehabt,
ren Stelle unwiderſprechliche Wahr-
ı einzuführen? Nicht ohne groſſe
e und harten Widerſpruch hat man
h den Leuten die ungereimte Mei-
aus dem Kopf bringen können, daß
ãulung der Vater und die Muter ei-
nendlichen Menge lebendiger Weſen
ſey. Wir haben es blos der Gewohnheit zu danken, die wir ſeit einem Jahrhun-dert erlanget haben, zu ſehen, daß die Weltweisheit täglich mit neuen Wahrhei-ten, durch Hülfe der Erfahrung, berei-chert wird, daß wir ohne Widerſpruch, und gleichſam ohne Beſtürzung wahrge-nommen haben, welchergeſtalt dasjeni-ge, was unter dem Polarzirkel ein Pfund wieget, nicht ſo ſchwer ſey unter der Mit-tagslinie. Man ſiehet den Sommer über die Ameiſen mit unglaublicher Aemſigkeit Körner und Getreide, Gerſte oder an-deren Saamen, kleine Holzſplitter und Strohhälmlein nach ihren Haufen ſchlep-pen; man hat ſich niemals lange bedacht, die Urſache dieſer Vorrathsſammlung an-zugeben; ſchon ſeit drei tauſend Jahren und länger hat man ſich gänzlich überre-det gehabt, daß ſie das Holz und Stroh herbeibringen, ihr Magazin zu bauen, und die Körner, den Winter über davon zu leben. Wer dieſes zu der Zeit unſerer Voreltern geleugnet hätte, würde ſich ſchrecklichen Widerſprüchen ausgeſezet ha-ben. Indeſſen iſt gleichwohl wahr, daß die Ameiſen, wie alles andere Ungeziefer, den ganzen Winter in einem tiefen Schlaf zubringen, und daß ſie weder freſſen, noch ſich rühren, ſo lange ſelbiger währet. Die-ſes hat einer unſerer neuern Weltweiſen ganz neulich auf eine unwiderſprechliche Art erwieſen. Wir ſehen nun nicht mehr in Furcht, daß wir nicht Ehrerbietung genug gegen ſolche Fabeln tragen, welche ſich durch ihr Alterthum ein Anſehen er-worben haben. Es war zu dem Aufneh-men der Wahrheit nöthig, daß von einer Zeit zur andern Männer aufſtunden, wel-che zweifeln konnten, und Herz genug da-zu hatten. Den vernünftigen und vor-ſichtigen Zweifeln, welche nicht zurük ge-halten worden, weder durch einige Ach-tung gegen die gemeine Vorurtheile, noch durch eine dumme Unterwerfung unter die Entſcheidungen der Alten, ſolchen Zweifeln haben wir es zu danken, daß wir von einer unendlichen Menge Irrthümer befreiet worden ſind, welche auf uns was-

ren

ren fortgepflanzet worden. Alles, was nicht auf die Erfahrung gegründet iſt, hat nöthig, zum öftern auf das neue unterſuchet zu werden. Hat doch oft die Erfahrung ſelbſt nöthig, daß man ſie durch andere Erfahrungen erweiſe. Wie viel mehr die Meinungen, welche nichts anders zu ihrem ganzen Beweis haben, als Wahrſcheinlichkeiten, die durch die That ſelbſt nicht dargethan werden können? Dieſe mus man manchmal wieder auf das Neue vornehmen: man kan ſie nicht zuviel hin und her kehren, um ſie auf allen Seiten zu betrachten. Die Wahrheit iſt vielleicht nicht weit von uns entfernet; aber ſie gehet der Gleichgültigkeit nicht entgegen: ſie ergiebt ſich nur denjenigen, die ſie ſuchen: ſie will, ſo zu reden, verfolget ſeyn. Die Materie, von welcher zu handeln ich unternommen habe, iſt unter der Zahl derjenigen, welche auf das neue nachgeſehen werden müſſen,

Menſch durch die Gefahr betäubet w
die Beurtheilung verliere, und das
nicht thue, was er thun ſolte, ſich
der Gefahr zu retten. Allein ma
nicht leugnen, daß die Thiere eben ſ
des Schrekens fähig ſind, als die
ſchen, und daß man ſie ſehr oft in de
fahr, in der Beſtürzung, einen
ſchlus faſſen ſiehet, welcher ihnen
lich iſt; aber in unſerm Fall ſiehet
nicht, daß ein Thier, von welcher
tung es ſeyn mag, ſich betrüge; D
hat die Naturforſcher beweget, di
ſachen davon in der Natur, und ni
willkürlichen Säzen, zu ſuchen.
ſchreiben, die Schwierigkeit zu ſch
men, welche der Menſch bei ſich fi
und deſſen Ungeſchiklichkeit zu dem
der Schwere ſeines Kopfs zu. S
gen, daß unter allen Thieren der M
dasjenige ſey, deſſen Kopf am m
voll befunden werde, und am weni

rung abgehandelt worden: ſo will ich mich beſtreben, der Sache zum Theil ein Genüge zu thun.

Ich glaube, daß dieſes Vermögen, ohne vorher gegangene Erlernung zu ſchwimmen, welches die Thiere beſizen, und dem Menſchen verſaget iſt, herkomme 1) von der verſchiedenen Zuſammenfügung ihrer Leiber. Dieſes iſt auch die Meinung des Borelli. Das Schwimmen kömmt den Thieren leicht an, weil ihr Leib horizontalmäſſig auf vier Füſſe geſezet iſt; der Menſch hingegen iſt von Natur zum Schwimmen ungeſchikt, weil ſein Leib ſenkrecht nur auf zween Füſſen ſtehet. 2) Weil die natürlichen Bewegungen, auf welche ſich das Thier nicht erſt beſinnen darf, zulänglich ſind, zu machen, daß es ſchwimmet, da hingegen eben dieſe Bewegungen den Menſchen in den Grund des Waſſers ſtürzen.

Ich will ſezen, daß ein Menſch und ein Pferd zu gleicher Zeit, aber jedes beſonders, in einen Flus fallen. Man weis, daß ſich bei einem jeden Thier zwo Arten von Bewegung befinden, eine, welche der Beſchaffenheit ſeiner Maſchine gemäs iſt, und die machinaliſche genennet wird, und eine, welche dem Willen und Nachſinnen unterworfen iſt. In einer Gefahr, von welcher es überfallen wird, ſind die erſten Bewegungen des Leibes bloſſe Wirkungen der Maſchine.

Ein in das Waſſer gefallenes Pferd findet keine Schwierigkeit, ſich darinn zu rühren; ſeine erſte Bewegung, welche die Furcht ihm eingiebet, iſt dieſe, daß es ſich umkehret, und wieder aufrecht auf die Füſſe zu kommen trachtet, welches die Flüſſigkeit des Waſſers ihm leicht zu thun verſtattet. In dieſer Lage befindet ſich ſein Leib in ſeiner gewöhnlichen Stellung, er iſt in einem vollkommenen Gleichgewicht, indem ſich der Mittelpunct der Schwere in der Mitte des Bauchs befindet, und es fehlet ihm nichts weiter, als daß er oben gehalten werde. Die andere Bewegung, welche aus eben dieſem Grund der Furcht erfolget, iſt dieſe, daß es gehet, der Gefahr zu entfliehen; welche es wegen ſeines Falls empfindet. Es gehet alſo, als wenn es auf dem Lande wäre, in der Hofnung, oder in dem Vertrauen, Grund zu finden; und dieſe Bewegung allein iſt zulänglich, zu machen, daß es ſchwimmet, und es wird auch dadurch über dem Waſſer gehalten, indem ein ſchwimmendes und ein gehendes Thier die Füſſe auf einerlei Art rühret; wenn einiger Unterſcheid darunter iſt, ſo iſt gering, kommet nicht von dem Willen des Thiers her, ſondern iſt gleichfalls eine machinaliſche Wirkung, welche daher entſtehet, weil ſich das Waſſer lange ſo leicht nicht zertheilen läſſet, als die Luft.

Wenn ein Menſch ins Waſſer fället, der nicht ſchwimmen kan; ſo nimmt er eben ſo, als ein Thier, die machinaliſchen Bewegungen vor, deren er gewohnt iſt, und welche er gebrauchet, wenn er auf die Erde fället: allein es findet ſich dabei eine groſſe Ungleichheit; was das Thier rettet, bringet ihm den Untergang. Die erſte Bewegung, welche er vollführet, wenn er auf den Rüken zu fallen kömmt, iſt dieſe, daß er ſich gegen den Grund umkehret, wie er auf dem Lande thut; die andere, daß er die Füſſe in das Waſſer ſtreket, und den Grund damit ſuchet: hierauf greifet er mit den Händen vorwärts, damit er ſich an dem erſten feſten Cörper halten möge, den er antreffen kan. Findet er ungefehr in dem Grunde des Waſſers einen Cörper, an dem er ſich feſt halten kan, ſo iſt er dadurch noch wenig oder nichts gebeſſert; denn er weis nicht, was er hernach thun ſoll, weil wir vorausgeſezet haben, daß er die regelmäſſige und methodiſche Bewegungen nicht wiſſe, welche die Schwimmkunſt ausmachen; wenn er ſie auch ſchon nach der Theorie wüſte, kan er ſie doch nur ſehr ſchlecht vollführen, wo er ſich nicht darinn

geübet hat; ſeine Verwirrung wird noch vermehret, da er wegen Mangel des Athemholens den Tod vor Augen ſiehet. Daher entſtehen alle unordentliche Bewegungen, welche ihn ſtürzen, und denjenigen ganz entgegen geſezet ſind, welche er machen ſollte, ſich über dem Waſſer zu halten. Solchergeſtalt ſind die erſten blos machinaliſchen Bewegungen hinlänglich, zu machen, daß die Thiere ſchwimmen, wegen ihrer zu dieſem Werke vortheilhaften Bildung. Aus der entgegen geſezten Urſache ſind die erſten machinaliſchen Bewegungen, welche der Menſch vollſtreket, die Urſache ſeines Verderbens.

Dieſe Gründe vorausgeſezet, mus ich dieſelbige auch beweiſen, indem ich zeige, warum die Handlung des Pferdes, welche ihm zulänglich iſt zum Gehen, auch zulänglich ſey zum Schwimmen, und warum der Menſch genöthiget iſt, andere Mittel zu erlernen.

oben hält, und verhindert, zu G
zu gehen. Ich will meine Verglei
des Pferdes fortſezen: Man weis
es zween Füſſe zugleich vorausſezet,
es gehet; nämlich einen von den V
füſſen, und einen von den Hinterf
aber von den beiden unterſchiedene
ten, welches ihm ſein Gleichgewi
hält. Ich habe geſagt, daß es im
ſer gehe, welches es nicht thun kan,
das Waſſer durch ſeine Füſſe mit
zu zertheilen: in dieſer Lage iſt es
Schiff mit Rudern, wenn dieſe a
beiden Seiten des Schifbauches
get wären, und ſenkrecht in die Ol
che des Waſſers giengen. Sie liege
lich daſelbſt nicht ſo vortheilhaft, a
jenigen, welche wir auf den Bord
rer Schiffe ſezen, deren Mittelpu
rer Macht auſſer dem Waſſer iſt, u
von oben nach unten in daſſelbige ge
gen werden; doch liegen ſie vorthe
genug, das Thier oben zu halten,
machen, daß es auf dem Waſſer

nd ganz und beſtändig in das Waſſer
ngetauchet; woraus erhellet, daß ſie
nöthiget ſind, eben ſo viel Waſſer vor
ch wegzuſtoſſen, wenn ſie ſich fortſezen
ollen, als ſie hinter ſich treiben, wenn
e ſich wieder zurük ziehen, den Leib fort-
uſchieben. Da aber dieſe beiden Kräfte
leich ſind, und die eine ſo ſtark hinter
ich, als die andere vor ſich, arbeitet, ſo
innen ſie nichts anders, als eine Unbe-
weglichkeit, wirken. Gleichwohl aber
ehen wir, daß die Thiere im Waſſer
ertrüken, und im Schwimmen einen
Weg hinter ſich legen.

Ich antworte, daß man die Auflö-
ung dieſer Schwierigkeit bald finden wer-
e, wenn man ein gehendes Thier, und
och beſſer, wenn man ein ſchwimmen-
es Thier nur ein wenig betrachtet: denn
wird man ſehen, daß es nicht wahr
y, daß dieſe beiden Kräfte gleich ſind.
Wenn ein Pferd zween Füſſe vorwärts
et, ſo hebet, bieget, und folglich ver-
ürzet es dieſelbe; demnach iſt die Ober-
läche des Waſſers, welche ſie zu zertheis
en genöthiget ſind, nur dem Durchmeſ-
er eines gebogenen Fluſſes gleich: aber
enn eben dieſe Füſſe ſich niederlaſſen,
ne der vorigen widrige Bewegung zu
achen, und das Waſſer hinter ſich weg-
uſtoſſen, ſo ſtreken ſie ſich aus, verlän-
ern ſich, und drüken gegen eine Ober-
läche Waſſers an, welche ihrer ganzen
änge gleich iſt. Da alſo dieſe leztere Be-
rebung einen viel längern Stüzepunct
at, als die vorhergehende, ſo mus ſie
uch dieſe überwiegen, und verurſachen,
aß das Pferd einen Weg zurükleget,
elcher ſich nach dem Ubermaas ihres
Durchmeſſers verhält.

Mich dünket, daß ich die Mechanic
entlich genug aus einander gewikelt ha-
e, durch welche ein Thier ſchwimmet,
nd ſich in dem Waſſer forthilft. Nun
üſſen wir auch ſehen, wie und wodurch
s ſich ein wenig über der Oberfläche
eſſelben halten kan. Die Stöſſe der Füſ-
ſe eines ſchwimmenden Thiers ſchlagen
das Waſſer in einer ſchrägen Richtung,
weil ſie es durch einen Stos ſchlagen, der
in einem Zirkel gegen den Bauch des Thie-
res zurük gehet. Aus einem Stos, der
in dieſer Richtung gegeben wird, entſte-
het eine Kraft, die ſich in zwo andere zer-
theilet; die eine, welche horizontal iſt,
dienet zu machen, daß das Thier vor-
wärts gehet, wie wir eben geſagt haben;
die andere, ſo es unter dem Bauch ſchlä-
get, und ſenkrecht iſt, erhebet es gegen
die Oberfläche des Waſſers. Dieſe Stöſſe
nun und dieſe Erhebung unterſtüzen den
Leib des Thiers, und verhindern denſel-
ben, daß er nicht in den Grund des Waſ-
ſers ſinke. Das Thier kan nicht umkom-
men, als in dem Fall, wenn die Müdig-
keit es verhindert, Waſſer genug in Be-
wegung zu ſezen, um demſelben ſolche
Stöſſe zu geben, welche vermögend ſind,
das Thier oben zu halten.

Aus dieſer Mechanic ſiehet man,
daß die Herzhaftigkeit des Thiers keinen
Theil hat an ſeinem Vermögen zu ſchwim-
men; denn wenn es zum erſtenmal ſchwim-
met, ſo iſt ſein Vorhaben nicht, ſolches
zu thun; es gedenket alsdenn nur zu lau-
fen, und der Gefahr zu entfliehen, wor-
inn es ſich befindet. Wenn ſein Kopf nach
dem Verhältnis ſchwerer wäre, als des
Menſchen, würde er ihm doch keine Hin-
dernis verurſachen, wenn nur das Ge-
wicht nicht über ein gewiſes Verhältnis
gienge. Man kan leicht eine Erfahrung
hievon anſtellen; es iſt nicht ſchwer, den
Kopf der Thiere mit einiger Laſt zu be-
ſchweren, welche man ſchwimmen läſſet.
Auf dem Lande ſiehet man alle Tage zu-
ſammen geſpannte Ochſen, deren Kopf
mit ihrem Joch beſchweret iſt, über die
Flüſſe ſezen.

Wenn ein Menſch, welcher nicht
ſchwimmen gelernet hat, in das Waſſer
fället; ſo iſt kein Zweifel, daß er eben ſo
gut: als die Thiere, von Natur würde
ſchwimmen können, wenn er ſeinen Leib

in einer ſenkrechten und feſten Stellung halten, und in derſelben die Füſſe vorwärts bringen könnte. Geſchikte Schwimmer thun dieſes oft zu ihrer Luſt. Wir kennen ein ganzes Volk, welches nicht anders ſchwimmet, nämlich die Hottentoten. Man ſehe, was Herr Kolbe, in einer guten Beſchreibung, die er uns von dem Vorgebirge der guten Hofnung gegeben, von ihnen ſaget: Man mus geſtehen, daß ſie, (die Hottentoten) die beſten und kühnſten Schwimmer ſind, die ich jemalen geſehen habe. Ihre Art zu ſchwimmen hat ſo gar etwas Wunderbares an ſich, und ich weis kein Volk, welches ſich auf gleiche Weiſe dazu anſchiket. Sie ſchwimmen ganz aufrecht; ihr Hals iſt ganz über dem Waſſer, wie auch ihre Arme, welche ſie in die Höhe ausſtreken; ſie bedienen ſich der Füſſe, vorwärts zu kommen, und ſich in ein Gleichgewicht zu ſezen; aber ich habe niemals

tale Lage geben, und ihn übe
ſer ausſtreken; in dieſer Ste
ſein Gleichgewicht viel leichte
ſeine Füſſe und Arme hatte
ders zu thun, als Bewegun
chen, die dienlich waren, i
halten, und bei der Menge un
nichfaltigkeit der unterſchied
gungen, welche er verſuchte
jenige kennen gelernet, welch
Vorhaben die bequemſten wa

Dieſem nach iſt die Art zu
des Menſchen von derjenigen
ſchieden, deren ſich die Thier
die Geſtalt ſeines Leibes und
ner Glieder erfordern ſolche
nicht nöthig, die Bewegu
ſchwimmenden Menſchen zu b
ſie ſind bekannt genug; eben ſ
ich mich in ausführliche Vor
ſer Mechanic einlaſſen; ich
nichts anders thun, als da
derhalen, was anders geſagt

Man könnte mir einen Einwuef maen, welcher dem Schein nach ſehr ſtark t, und auf welchen ich folglich antworn muß. Man ſiehet oft, daß gute Schwimmer ſich durch ſolche langſame nd gelinde Bewegungen über dem Waſr halten, welche nicht vermögend zu yn ſcheinen, die Wirkung hervor zu ringen, ſo als die einzige Urſache angeeben wird, warum ſie über dem Waſſer leiben können.

Die Antwort auf dieſe Schwierigkeit wird nicht allein meine Muthmaſſungen eſtärken; ſondern mir auch Gelegenheit eben, zwo Handlungen der Schwimmer zu erklären, welche bemerkt zu werden verdienen.

Man ſiehet Schwimmer, welche ch über dem Waſſer halten, ohne daß ſie ich zu rühren ſcheinen, zum Exempel diejenigen, welche auf dem Rüken ſchwimmen; aber ihre Unbeweglichkeit iſt nur ſcheinend, und die wahre Bewegung, welche ſie geben, iſt zwar ſchwach, aber von einem beträchtlichen leeren Raum begleitet, welchen ſie auf eine faſt machinaliſche Weiſe zuwege bringen, und welcher ihre eigene Leichtigkeit um ein roſſes vermehret.

Ich will damit anfangen, daß ich ieſen leeren Raum zeige, welcher ſich zu ſeem Glük an einem ſolchen Ort des Leies befindet, daß er dieſen im Gleichgeicht halten kan. Wenn ſich ein Schwimer auf den Rüken legen will, ſo hält r vor allen Dingen den Athem an ſich. och thut er dieſes nicht, ohne daß er zuor die Vorſichtigkeit gebrauchet, die Luft n ſich zu ziehen, und ſich damit anzufülen. Es iſt eine bekannte Sache, daß, enn man die Luft in die Lunge ziehet, elches das Athemholen genennet wird, ie Bruſt ſich erhebet, und das Zwerchfl niedergedrüket wird. Dieſes vergrößret den Umfang des Leibes mit einer öhle, welche nur mit Luft angefüllet iſt, und folglich die Leichtigkeit des Leibes vermehren mus.

Man kan ausrechnen, wie weit dieſe Vermehrung der Leichtigkeit gehen kan. Wir haben oben geſagt, daß nach dem Bericht des Herrn Rohault das Gewicht eines menſchlichen Leibes insgemein das Gewicht eines gleichen Umfangs von Waſſer nicht mehr, als acht Unzen übergehe. Wenn man demnach das Gewicht gleich machen will, ſo kommet es nur darauf an, daß man den Umfang unſeres Leibes mit einem anderen leeren Cörper vermehre, welcher ſo viel Plaz einnehme, als acht Unzen Waſſer. Nun ſind acht Unzen Waſſer ohngefehr zwölf Cubikzollen gleich. Wir wollen alſo ſehen, ob die Bruſt durch Athemholen ihren Umfang mit einer Höhle vermehren könne, die zwölf Cubikzollen gleich iſt. Borelli hält dafür, daß man durch ein mittelmäſiges Athemlaſſen 18. bis 20. Cubikzolle Luft (dieſes ſind römiſche Zolle, und den königlichen bei nahe gleich) aus der Bruſt treibe. Wenn man ſie ausgetrieben hat, ſo müſſen ſie auch wieder hineinkommen; folglich vermehret man die Bruſt bei einem mittelmäſigen Athemholen auf 18. bis 20. Zolle. Der Herr Jurin treibet dasjenige, ſo aus dieſer Erfahrung herauskommet, viel weiter. Nach einer Erfahrung, die er an ſich ſelber gemacht hat, ſchäzet er die Menge Luft, welche durch ein gelindes Athemlaſſen in einer Zeit von drei Secunden aus ſeiner Lunge herausgehet: 40. Cubikzollen gleich; durch ein ſtärkeres Athemlaſſen, ſo in einer Secunde geſchiehet, 125. Zollen: und endlich durch das ſtärkſte Athemlaſſen, ſo ihm nur möglich war, 220. Cubikzollen. Da wir aber keine ſolche genaue Ausrechnung, noch ſo ſtarke Kräfte nöthig habe, will ich mich an die Meinung des Borelli halten, welche nicht ſo viel Verwunderung erweket, als die Meinung des Doctors Jurin.

Die Bruſt vergröſſert ſich alſo, dem Borelli zufolge, durch ein mittelmäſiges

Athemlaſſen auf 18. bis 20. Zolle; welches mehr als hinlänglich iſt, der Schwere von acht Unzen Waſſer das Gegengewicht zu halten, welche einem Umfang nur von zwölf Zollen gleich iſt. Auf dieſe Weiſe machet der leere Raum, welcher in der Bruſt entſtehet, wenn ſie ſich erweitert, eine gröſſere Höhle aus, als nöthig iſt, den Leib über dem Waſſer zu halten. Wenn dieſer leere Raum ohnunterbrochen fortwähren könnte, ſo hätte der Menſch keine Bewegung nöthig, um über der Oberfläche des Waſſers liegen zu bleiben: da man aber nicht lang aushalten kan, ohne friſche Luft zu ſchöpfen, und Athem zu hohlen; ſo thut der Schwimmer zu der Vergröſſerung ſeiner Bruſt eine andere Bewegung, welche ihm gleichfalls zu ſtatten kommet, und ſo viel Zeit verſchaffet, daß er frei Athem holen kan. Er ſtreket ſeine Hände flach über dem Waſſer aus, und drehet ſie in einem kurzen Raum horizontal rund herum; durch dieſes Mittel

ne beiden Hände vor ſein Geſ
an die Höhe ſeiner Stirne, ſo
Flächen der Hände auswärts
hernach hält er ſeine beiden V
ſenkrecht, und läſſet ſie zur R
Linken hin und her gehen, nä
daß dieſe beiden Theile des Arm
ſie ſich in dem Ellenbogen, al
Angel, rühren, mit den beid
Händen, und den an einande
Fingern fertig zween kleine Th
Zirkels vor der Stirne beſchre
wenn er das Waſſer wegtreib
welches er auch wirklich thut,
dieſen den Waſſer gegebenen S
ſtehet eine ſchräge Kraft, dere
den Schwimmer in die Höhe bri

Man könnte mir noch einen
in Anſehung der Thiere machen
chem ich geſezet habe, daß ſie nic
als durch die Furcht zum Sc
unterrichtet werden. Allein d

Auszug

n Paul Rolli, Mitglieds der
. Gesellsch. der Wissenschaften zu
n, aus einer italiänischen Schrift,
ro Wohlehrw. Herr Joseph Bian-
Präbendar zu Verona, von dem
e der Gräfin Cornelia Zangari
und Bandi, zu Cesena
herausgegeben hat.

Gräfinn Cornelia Bandi, ei-
ne Dame von 62. Jahren, war an
Tage so wohl und gesund, als sie
u seyn pflegte; des Nachts aber,
n Abendessen, merkte man, daß sie
nd schläfrig wurde. Sie stund da-
af, und begab sich zu Bette. In
lben brachte sie noch drei Stunden
änger in vertraulichen Gesprächen
rem Kammermägdchen, und theils
hette zu; endlich schlief sie ein, und
ire wurde verschlossen. Des Mor-
merkte das Mägdchen, daß ihre
nicht zu der gewöhnlichen Zeit auf-
e; es gieng daher in die Kammer,
ef dieselbe. Weil sie aber keine Ant-
on sich gab: so besorgte dasselbe, es
e ihr etwas Schlimmes wiederfah-
on, und machte das Fenster auf.
blikte es dann den Cörper ihrer Frau
m erbärmlichen Zustande:

er Fus von dem Bette lag ein Haus-
sche, nebst beiden Beinen, vom
s auf die Knie unbeschädiget, und
ie Strümpfe daran. Zwischen die-
z der Gräfin Kopf: das Gehirn,
ilfte von dem Hirnschädel des Hin-
pts, und das ganze Kinn war zu
verbrannt; und unter dieser fand
rei Finger angelaufen. Alles das
war Asche, und diese hatte die son-
re Eigenschaft, daß sie, wann man
ie Hand nahm, eine schmierige und
de Feuchtigkeit darinn zurük lies.

Man bemerkte auch, daß die Luft in
Zimmer, dik mit Rus angefüllet
war, der in derselben herum flog. Eine
kleine Oellampe war mit Asche bedekt; es
war aber kein Oel darinn. Zween Lich-
ter stunden auf dem Tische in ihren Leuch-
tern aufrecht: der blosse Tocht war übrig
geblieben; das Unschlitt aber war weg-
geschmolzen und verschwunden. Etwas
Feuchtigkeit lag um den Fus der Leuchter
herum. Das Bett hatte keinen Schaden
bekommen, nur die Decke und das Leilach
waren auf einer Seite geworfen, als wenn
jemand aus demselben aufgestanden wä-
re, oder sich hätte hineinlegen wollen.
Alles Geräthe, so wohl als das Bett,
waren mit einem feuchten und aschfarbi-
gen Ruse überstreuet; dieser war in einen
Schubladenschrank eingedrungen, und
hatte sogar das Leinenzeug daselbst schmu-
zig gemacht. Ja, der Rus war auch in
die anliegende Küche gekommen, und
hatte sich an die Wände, Küchengeräthe
und Geschirre angehänget. Aus der Spei-
sekammer nahm man ein Stük Brod, das
mit diesem Ruse überzogen und schwarz
geworden war, und hielte dasselbe ver-
schiedenen Hunden vor; es wollte es aber
keiner fressen. In dem Zimmer darüber
hatte man wahrgenommen, daß an dem
untern Theile der Fenster eine schmierige,
ekelhafte, gelblichte Feuchtigkeit herab
flos; man roch auch daherum einen Ge-
stank, man wuste aber nicht, wo er her-
kam. Man sahe auch den Rus in der Luft
herum fliegen.

Noch ein besonderer Umstand ist an-
zumerken: Der Boden in der Kammer
war mit einer klebrichten Feuchtigkeit so
dik überzogen, daß man dieselbe nicht
wegbringen konnte; und es breitete sich
auch der Gestank mehr und mehr durch die
übrigen Zimmer aus.

Anmerkungen.

Es ist unmöglich, daß durch etwan
einen Zufall die Lampe einen solchen
Brand hätte verursachen können.

Man

Man hat auch keinen Grund, eine übernatürliche Urſache hiebei anzunehmen.

Die wahrſcheinliche Urſache iſt daher der Bliz. Da dieſer nach der gewöhnlichſten Meinung nichts anders iſt, als eine ſchweflichte uud ſalpeteriſche Ausdünſtung aus der Erde: ſo iſt dieſelbe, nachdem ſie ſich in der Luft entzündet, durch den Schorſtein oder durch die Rizen der Fenſter hineingefahren, und hat dieſen Brand angerichtet. Alle oben erwähnte Wirkungen beſtättigen dieſes; denn die zurükgebliebenen ſchmuzigen Theilchen ſind die gröbſten Theile des Blizes, die entweder zu Aſche verbrennet ſind, oder ſich in eine klebrichte und harzigte Materie verdiket haben. Daher iſt es kein Wunder, daß die Hunde das Brod nicht freſſen wollten; nämlich wegen der Bitterkeit des Ruſes, und des Schwefelgeſtanks, der ſich darinn aufhielte. Die dünne unfühlbare Aſche von dem Cör-

Eine arme Frau zu Paris pflegte drei Jahre hindurch häufig Weingeiſt zu trinken, ſo daß ſie ſonſt kein Getränke genos. Dadurch bekam ihr Leib eine ſolche verbrennliche Eigenſchaft, daß ſie einmal in der Nacht, da ſie auf einem Strohlager ſchlief, ganz und gar zu Aſche und Rauch verbrennete, ausgenommen die Hirnſchale und die äuſſerſten Theile der Finger.

Johann Heinrich Cohauſen erzählet dieſe Begebenheit in einem Buche, daß im Jahre 1717. zu Amſterdam gedrukt iſt, unter dem Titel: Neu angezündetes Licht in der Materie von dem Phosphorus; und im erſten Theile, 92. S. führet er noch weiter an: daß ein polniſcher Edelmann zu den Zeiten der Königinn Bona Sforza, nachdem er zwo Schalen mit Brantewein ausgetrunken, Flammen von ſich gebrochen habe, und von denſelben verbrennet worden ſey.

Einige haben geglaubet, im Grunde
r dem Zimmer könne wohl eine Schwe-
rde gewesen seyn. Wenn man aber
h dieses zugiebet: was folget denn
aus? Ich weis aus der Erfahrung,
selbst in den Schwefelgruben einige
appen umgekommen sind: allein blos
ch Erstikung, die von einem plözlichen
figen Dampfe entzündetes Schwe-
verursachet wurde; niemals aber au-
Art, das sie zu Asche verbrennet wor-
wären. Die Knappen haben mir an
n Orte selbst gesaget, daß diejenigen
ihnen, die ums Leben gekommen,
s durch eine starke salpetrichte schwe-
hte Ausdünstung erstikt worden seyn;
ner aber so, daß er vom Feuer getötet
rden wäre.

Der vorhin gedachte Schriftsteller
ählet: als er einsmals aus Neugier in
Schwefelgrube bei Montefiascone ge-
ngen, und nicht weit mehr von der
telle gewesen sey, da die Knappen den
chwefel gegraben; so habe ihn einer,
r mit seiner Ladung hinaus gefahren,
warnet, er sollte nicht weiter gehen,
m er könne entweder von dem Geruche,
er von einem plözlichen Dampfe, gros-
Schaden nehmen. Und als er wieder
raus in die freie Luft gekommen; so ha-
ihm derselbe gesaget: etliche Tage zu-
r seyen drei von seinen Mitknappen, da
in ihrer Arbeit begriffen gewesen, mau-
od zur Erde gefallen, und zwar von ei-
r gewaltsamen Erstikung, die von ei-
r starken Ausdünstung eines harzigen
uches entstanden, der an dem Orte,
sie gegraben, mit Gewalt ausgebro-
n sey. Dergleichen traurige Zufälle
d in solchen Gruben nur allzugemein;
habe aber niemals gehöret oder gese-
n, daß einer von ihnen verbrennet sey.

Hieraus folget: wenn die Blize eine
liche Wirkung haben; daß alsdann der
rand ursprünglich von ihren salpetrich-
n, und nicht von ihren schwefelichten
eilen, herrühre. Denn, wenn die
Luft, die in dem Salpeter sehr enge ein-
geschlossen ist, (nicht aber in dem Schwe-
fel,) entweder durch ihre eigene ausdeh-
nende Kraft, oder durch eine andere Ur-
sache, in Bewegung gesezet wird; so
verursachet dieselbe die Flamme des Bli-
zes, die alles zu Asche verbrennet und
verzehret.

Ich habe, fähret derselbe fort, die
berühmte Schwefelquelle gesehen, die
eine (italiänische) Meile von Pozzoli lie-
get, und deren Petronius Arbiter erwäh-
net. Ganz am Ende des flachen Landes
ist eine Grube flüssiges Schwefels, dessen
kochende Aufwallungen zehen bis zwölf
Fus hoch steigen. Diese flüssige Materie
verzehret das Fleisch an allen Leibern;
die Knochen aber greifet sie nicht im ge-
ringsten an. In unserm Falle waren so
gar die Knochen zu Asche verbrennet; und
dennoch war der Rok nicht einmal beschä-
diget. Es war auch kein Schwefelgeruch
in der Kammer zurük geblieben.

Alles dieses führet derselbe an, um
die Meinung eines Studenten zu Raven-
na zu widerlegen, der behauptete, daß
unterhalb der Kammer ein Schwefel-
grund seyn müsse. Er gründete diese
Meinung darauf: Es sey nemlich in dem-
selben Hause, in einem Zimmer, nicht
weit von demjenigen, darinn die Gräfinn
verbrennet sey, eine grosse Menge Hanf
in Brand gerathen; ohne daß man aus-
findig machen können, wie es zugegan-
gen sey: ingleichem sey ein Stük des Pa-
lastes plözlich eingefallen, ohne daß ein
Erdbeben verspüret worden. Alles dies-
ses habe muthmaslich von einer Schwe-
felerde unten im Grunde hergerühret.
Allein, die angeführten Umstände erwei-
sen dieses noch nicht. Vielmehr, wenn
ein Schwefelgrund daselbst wäre, so mü-
ste man den Gestank davon in denen dämp-
figen Tagen, da der verdriesliche Süd-
wind wehet, nothwendig riechen: indem
die Schwefelgruben alsdann auf eine
grosse Weite sinken. Ausserdem thut der

Schwefel keine ſolche Wirkung, daß er einen Leib in eine zarte, unfühlbare Aſche verwandelte.

Die Meinung des Verfaſſers.

Das Feuer wurde in den Eingeweiden des Leibes verurſachet, durch entzündete Ausdünſtungen des Blutes derſelben; durch Säfte und Gährungen in dem Magen; durch die vielen verbrennlichen Materien, die in lebendigen Leibern zu verſchiedenem Gebrauche des Lebens häufig anzutreffen ſind: und endlich durch die feurigen Dämpfe, die aus den Uberbleibſeln des Weingeiſtes, Brauteweins, und andere hizige Getränke in der zottigen Haut des Magens und andern fetten Häuten aufſteigen. In dieſen Häuten (wie die Chimiſten anmerken) zeugen die gedachten Geiſter eine Gattung eines Kampfers, der bei Nachtzeit im Schlafe, bei vollem Athmen, und Einziehen der Luft, in ſtär-

Frau von 45. Jahren angemerke
der Geſchichte der königlichen p
Academie der Wiſſenſchaften,
Jahre 1706, 23. S. Dieſe Wi
noch öfters erfolgen, wenn d
geiſt mit etwas Kampher ver
Denn dieſes Gummi iſt nichts an
ein hoch abgezogenes Oel. W
die ſchwefflichen Theilchen deſſelb
dem ſie durch die Gährung v
worden, von den beſtändigen
gen Materien abgeſondert werde
ſen ſie ſich leicht in Bewegung ſe
verwandeln ſich, indem ſie durc
hinfahren, in Feuer und Flamm

Ferner: ohngeachtet die S
ſich in den Thieren und Pflanzen
natürlicher Weiſe nicht geneigt ſ
zu entzünden: ſo tragen ſie do
viel dazu bei, ſonderlich, wann
ke kochende Gährung dazu komm
dieſer Urſache wiſſen wir, wie

Die sauren Theilchen in unserm Lei
sind sehr genau mit den fetten und
ichten Theilen vereiniget: ja, alle un
re Glieder haben eine grosse Menge Oel
d Saures in sich. Was ist es denn
under, daß sie sich entzünden können?
ie Herr Homberg wohl anmerket, in
r erwehnten Geschichte 1712. 1717. von
r 13. bis 31. Seite, da derselbe anfüh
t, daß alle unsere Glieder sehr vieles
nkendes Oel und flüchtiges Salz in sich
ben, und daher leicht verbrennlich seyn.

Wir müssen nicht vergessen, hiebei
erinnern, daß die Zähne aus sehr vie
n kurzen Röhren, die Knochen aber aus
ngen zusammengesezet sind; daher auch
ese leichter verbrennen. Malpighi be
rket auch, daß die Knochen eine fette
chte Materie in sich halten.

Nach allem diesem wissen wir, daß
ie Unschlittdrüsen über den ganzen Leib
er zerstreuet sind; ingleichem, daß eine
lichte Feuchtigkeit manchmal mit einem
lpetrichten, schwefelichten Geruche aus
serer Haut ausdünstet. Dieser schrei
et D. Blancard den ganzen Kriegslauf
er Säfte zu.

Eine grosse Menge verbrennlicher
Materie, die in einer starken Anzahl Zel
n aufbehalten wird, lieget in dem Neze.

Man mus ferner die ungemein gros
Menge Ausdünstungen in Betrachtung
ehen, die aus unserm Leibe gehen. San
orius hat angemerket, daß von acht
Pfund Essen und Trinken in einem Tage,
ngefehr fünf unvermerkt ausdünsten;
enn man diejenigen Dünste dazu rech
et, die bei dem Athem mit aus dem
Munde gehen, und an einem Spiegel in
Tropfen gesammlet werden können, da
on in unserm curiosen Dollmetscher vie
Anmerkungen abgehandelt worden:
ngleichem, daß die Nacht hindurch ge
öhnlicher Weise 16. Unzen Harn ausge
orfen werden, 4. Unzen wohlausgesäug
ter Koth durch den Stuhlgang, und noch
40. Unzen und mehr durch die Ausdün
stung. Ferner lehret derselbe, daß die Träg
heit und Schläfrigkeit eine Wirkung der
allzugrossen innerlichen Hiz sey, dadurch
die gedachte innerliche Ausdünstung ver
hindert werde; wie wir in dem gegen
wärtigen Falle zeigen wollen.

Dieses vorausgesezet, sage ich, daß
die Materie einer solchen unmerklichen
Ausdünstung eine feuerfangende Mine
ist, die sich gar leicht entzünden kan, so
oft ein Reiben, und sollte es auch noch so
gering seyn, dieselbe in eine heftige Be
wegung sezet, und ihre Geschwindigkeit
vermehret.

Wir haben die Entdkung dieser of
fenbaren Wahrheit Herrn Hauksbee, Mit
gliede der königlichen Gesellschaft der
Wissenschaften, zu danken, und lernen,
dieselbe aus seinem so sehr bekannten Ver
suche mit der gläsernen Kugel. Ich ha
be diesen Versuch zu Rom gesehen; und
ohngeachtet es das Ansehen hat, daß die
ses Licht blos ein Phosphorus sey, der
von den Ausdünstungen, die aus der
Hand und aus dem Glase kommen, ent
stehe: so kan es doch bei dem gegenwärti
gen Falle zu weiterem Nachdenken Gele
genheit geben.

Durch das Reiben unserer flachen
Händ an einander, oder eines jeden an
dern Theils unseres Leibes, kan man sol
che Feuer hervorbringen, welche insge
mein anhangende Feuer genennet werden.

Wir lernen aus Eusebius Nieren
berg, daß alle Gliedmassen des Vaters
Theodorichs diese Eigenschaft gehabt ha
ben; und eben dergleichen hatten auch die
Glieder Carl Gonzoga, Herzogs von
Mantua, wie der berühmte Bartholin
angemerket hat. Nach dem Zeugnisse Jo
hann Fabri, Doctors der Arzneikunst
und bekannten Weltweisen, der es selbst
gesehen hat, sind aus dem Kopfe einer

Frau, wenn ſie ihre Haar auskämmete, helle Funken gefahren. Scaliger erzählet eben dieſes von einer andern Frau. Cardan führet dergleichen von einem Carmelitermönche an, deſſen Kopf 13. Jahre lang Funken von ſich gab, ſo oft er ſeine Mönchkape auf den Rüken warf. Ezechiel von Caſtro, Doctor der Arzneikunſt, ein berühmter Jud, und nachher ein Chriſt, hat ein kleines Büchlein geſchrieben, mit der Aufſchrift: Ignis lambens; und zwar auf Veranlaſſung einer Begebenheit der Gräfinn Caſſandra Buri von Verona, deren Haut, wann ſie ihre Arme mit einem Schnupftuche camericher Leinwand rieb, über und über ein ſehr helles Licht von ſich gab. Euſebius erzehlet daſſelbe von Maximus Aquilanus. Liceti hat von ſeinem Vater gehöret, daß er eben dieſe Eigenſchaft an Franz Guido, einem Rechtsgelehrten, geſehen habe; und er ſelbſt hat zu Piſa einen Buchhändler, Anton Cianſio gekannt, deſſen Leib, wann

hann von Viana in ſeinem Buche mit der Aufſchrift: Von der Peſt zu Malaga, erzählet, daß die Frau des Doctor Freilas, Leibarztes des Cardinals von Royas, Erzbiſchofs zu Toledo, von Natur durch die Ausdünſtung eine feurige Materie von ſich gegeben, von der Beſchaffenheit, daß, wann man derſelben das Futterhemd, das ſie über ihrem Unterhemde trug, abnahm, und in die kalte Luft hängängete, daſſelbe ſogleich ſich entzündete, und eben wie die Körner des Schieſspulvers, Blize von ſich warf.

Nach dieſem allen ſage ich, daß in dem Leibe einer Frau eine fiebriſche Gährung oder eine ſehr heftige Bewegung verbrennlicher Materie entſtehen kan, und zwar mit einer ſolchen feurigen Gewalt, die vermögend iſt, die Knochen in Aſche zu verwandeln, und das Fleiſch zu verbrennen. Es ſind zween dergleichen Fälle bekannt: einer ſtehet in den kopenhage-

indet den obern Magemund ei-
ieres feſt zu; bindet auch den un-
agenmund zu. Hierauf ſchneidet
agen oberhalb und unterhalb der
eraus, und drüket ihn mit beiden
, ſo daß er auf einer Seite auf-
t. Wann dieſes geſchehen iſt: ſo
ie linke Hand feſt darauf, daß der
hwollene Theil nicht niederſinken
nd mit der Rechten (vorher müſ-
einen Zoll weit davon ein Licht hin-
öfnet ihn plözlich mit einem Zer-
ungsmeſſer: ſo werdet ihr ſehen,
eine Flamme darinne gezeuget
die innerhalb weniger Secunden
fahren wird. Eine ſolche Flam-
ien die Neugierigen nicht allein in
agen, ſondern auch in den Gedär-
wahrnehmen. Der erſte, der die-
eket hat, war Andreas Vulpari,
her Lehrer der Zergliederungs-
Bologna in Italien. Hier ſehet
, daß eine ſchleimige und heftige
ung der Geiſter: oder eine Gäh-
Säfte in dem Magen, eine ſicht-
mme hervorbringet. Piſano iſt
nwärtiger Zeuge bei dem jeztge-
Verſuche geweſen.

den teutſchen Tagebüchern vom
Jahre, 53. S. der Fortſezung
Chriſtoph Sturms, lieſet man,
en weit nach Norden gelegenen
ms dem Magen derer, die geiſti-
nke häufig trinken, öfters Flam-
ausfahren. Vor ungefähr 17.
, ſagte der Verfaſſer, tranken
ändiſche Edelleute, deren Na-
re Ehre zu ſchonen, ich nicht be-
achen will, geiſtige Getränke um
e; und zween von ihnen ſtarben
brennung und Erſtikung einer
, die aus ihrem Magen mit Ge-
ausbrach.

hochberühmte Borelli erzählet:
n geſagt worden, daß eine Frau
Ende Flammen von ſich gebro-
. Er ſaget: Ihr könnet in Bar-
tholins Abhandlung von dem Lichte, und in Euſebius Nierenbergs Geſchichte der fremden Völker leſen, daß dergleichen Zufälle bei ſtarken Trinken des Weins und Branteweins öfters geſehen worden ſind. Es wird daſelbſt auch angeſichert, daß aus dem Geburtsgliede einer Frau Feuer herausgefahren ſey.

Der Lord Bacon verſichert uns in ſeiner Naturgeſchichte, er habe eine Frau geſehen, deren Bauch wie Feuer gefunkelt habe; und in der That würden ſolche Flammen öfters in uns ausbrechen, wenn ſie nicht durch die natürlichen Feuchtigkeiten gedämpfet würden, wie Lucretius anmerket, in dem 868. u. f. Verſen des vierten Buches, und 1065. V. des 6. B. Weiter erzehlet Marcellus Donatus in ſeinen wunderbaren medicimiſchen Geſchichten, 6. B. 4. Hauptſt. das die Aufſchrift führet: Von einer neuen Krankheit; aus Albert Kranzes 5. Buche ſächſiſcher Geſchichte: daß zu den Zeiten der chriſtlichen Kriege Gottfrieds zu Boulogne, in der Landſchaft Nitters, die Leute von einem unſichtbaren Feuer in ihren innern Theilen verbrannt ſeyn; daher eilige ſich einen Fus oder eine Hand, da der Brand angegangen, abſchneiden laſſen, damit derſelbe nicht weiter um ſich greifen möchte. Ezechiel von Caſtro, in ſeinem vorigen angeführten Werkchen von dem ſich anhängenden Feuer, führet die ſehr berufene Erfahrung des Arztes Alexandrinus Megetius an, als der erzehlet: daß aus dem Rükgrate bei der Hüfte, nach groſſen Schmerzen, Feuer heraus gefahren ſey, das die Augen verbrennet habe, wie dieſes zween gegenwärtige Zuſchauer, Simplicius und Philoſeus, bezeugten.

Was iſt es denn Wunder, nach allen dieſen angeführten Beiſpielen, daß unſerer alten Gräfinn eben dieſes begegnet iſt? Die Trägheit derſelben vor dem Schlafengehen war eine Wirkung der allzugroſſen Hize, die in ihrer Bruſt einge-

ſchloſſen war. Dieſe verhinderte die Aus-
dünſtung durch die Schweislöcher ihres
Leibes, die des Nachts hindurch auf 40.
Unzen gerechnet wird. Ihre Aſche, die
man in einer Weite von vier Fus von dem
Bette angetroffen, iſt ein deutlicher Be-
weis, daß dieſelbe nach einem natürli-
chen Triebe aufgeſtanden iſt, ſich die Hi-
ze abzukühlen. Vielleicht hat ſie hinge-
hen, und ein Fenſter aufmachen wollen.

Der gelehrte Marggraf Scipio Maf-
fei hat von dem Grafen Atimis von Görz
erfahren, (der wenige Tage nach dieſem
Zufalle durch Ceſena gekommen iſt) daß
er daſelbſt gehöret: die alte Gräfinn ſey
gewohnt geweſen, wann ſie ſich nicht
wohl befunden, ſich an dem ganzen Leibe
mit Weingeiſt, mit Kampher angemacht,
zu waſchen; vielleicht habe ſich dieſes die-
ſelbe Nacht gleichfalls gethan. Dieſer
Umſtand aber iſt hiebei von keiner Wich-
tigkeit. Die beſte Meinung iſt die von

von einer groſſen Menge Miſtes von
ben, die in groſſer Anzahl viele J
ja Mannesalter hindurch gewohnt
ſen, unter dem Dache der groſſen K
zu Piſa zu niſten, diejenige Feuersb
urſprünglich entſtanden, dadurch d
dachte Kirch verzehret worden ſey.
dieſem allem machet der Verfaſſe
Schlus: es ſey gewis, daß die Gr
ſtehend zu Aſche verbrannt ſey. D
ſchlieſſet er daraus, weil die Hirn
bleirecht zwiſchen ihre Schenkel niel
fallen ſey. Daß aber das Hinter
mehr beſchädiget gefunden worden
das Vörderhaupt, das ſey dem
zuzuſchreiben, und den Nerven, a
ren vornehmſter Siz ſich daſelbſt be
Es ſey auch daher gekommen, w
dem Angeſichte viele Stellen offen
aus denen die Flammen haben he
fahren können; wie zu den Zeiten d
miſchen Bürgermeiſter Titus Gra
und Marcus Juventius geſchehen

ſtverwichenen 26. Junius in
Hauſe eines gewiſſen Johann
e von Parly Court ſein Ge-
te gehabt, da er in ſeinem Hand-
treulich und mühſam arbeitete,
er war ein Zimmermann) und
Tagewerk vollendet hatte, ſo
er nach Hauſe. Als er nach
e kam, ſo begab er ſich zur Ru-
Im Bette, da er mit ſeiner
und ſeinem Kinde lag, kam in
ikſten Nacht ein Bliz mit ſol-
Heftigkeit hineingefahren, daß
alte Frau, Namens Agnes
l, des gedachten Johann Hit-
ſeiner Frauen Mutter, die ei-
ntſezlichen Schlag auf ihren
n bekam, (wie dieſes zugegan-
t, das weis ich nicht) davon
achte, und Johann Hitchell
ime Frau rief, ihr zu Hülfe zu
en. Weil aber dieſe keine Ant-
von ſich gaben, ſo ſprang das
lte Weib aus dem Bette, lief
n Bette hin, da ihre Tochter
nd wekte ſie auf. Dieſe war
r ganzen einen Seite jämmer-
rbrannt, und ihr Mann und
lagen tod an ihrer Seite. Die
kſelige Frau, da ſie ſahe, daß
Mann und Kind auf ſolche un-
thete Weiſe ihr Leben geendi-
tten, dachte (wie es ſcheinet)
o viel an den Schaden, den
ſt empfangen hatte; als be-
dieſelbe war, ihrem Manne,
s ihr auf einige Weiſe möglich
noch das Leben zu retten. Sie
te daher denſelben (ohngeach-
r ihrer ſchmerzlichen Wunden)
m Bette auf die Gaſſe; war
aber genöthiget, wegen der groſſen Heftigkeit des Feuers, ihn zu ihren groſſen Herzeleid daſelbſt liegen zu laſſen. Er lag allda, und brennete ganze drei Tage lang, oder doch ohngefehr ſo lange; zwar nicht alſo, als wenn von auſſen Feuer an ihm zu ſehen geweſen wäre: ſondern blos eine Art eines Rauchs, der von ſeinem Cörper aufſtieg, bis derſelbe zu Aſche verbrennet war; ausgenommen ein kleiner Reſt von ſeinen Knochen. Dieſe wurden in eine Grube geworfen, die man nicht weit davon machte.

***

Auszug aus den Verzeichniſſen der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften / vom 8. und 15. Nov. 1744. betreffend die Frau zu Ipswich / die man am verwichenen 10. April zu Aſche verbrannt gefunden hat.

Die erſte Nachricht von dieſem auſſerordentlichen Zufalle war enthalten in einem Briefe des Herrn R. Love, an ſeinen Bruder, Herrn Georg Love, Apothekers zu Weſtmünſters, geſchrieben zu Ipswich, am 28. Junius 1744. der am 8. Nov. darauf der Geſellſchaft von dem Vorſteher derſelben vorgeleget wurde. In demſelben ſagt Herr Love:

Es erhelle aus der Unterſuchung des Beamten, wegen des Todes dieſer Frau, (dabei er ſelbſt zugegen geweſen) daß dieſelbe, nachdem ſie mit ihrer Tochter die Treppe hinauf zu ihrem Bette gegangen, ſchon halb ausgekleidet wieder von ihr herunter

ge-

gegangen ſey. Des andern Morgens frühe habe man ihren Leib gänzlich verbrannt angetroffen, und zwar in der Küche auf dem bakenſteinenen Feuerherde liegend, da kein Feuer geweſen ſey. Neben ihr ſey ein Leichter geſtanden, darinn das Licht, damit ſie ſich ſelbſt hinunter geleuchtet habe, ausgebrannt geweſen. Die Tochter wuſte keine andere Urſache anzugeben, warum ſie wieder hinunter gegangen ſey, als etwan eine Pfeife Tabac zu rauchen; ſie ſagte aber: ihre Mutter ſey nicht gewohnt geweſen, Brantewein zu trinken. Der geſchworne Richter ſezte dieſe Begebenheit unter die zufälligen Todesfälle.

wich, ohngefehr 60. Jahre alt, hat
te von vielen Jahren her die Ge
wohnheit, daß ſie alle Nacht, nach
dem ſie ſich halb ausgekleidet hatte
die Treppe hinunter gieng, um ein
Pfeife Tabac zu rauchen, oder ge
wiſſer anderer häuslichen Geſchäft
wegen. Die Tochter, die bei ih
lag, ſchlief ein, und vermiſſete ihr
Mutter nicht eher, als bis ſie de
Morgens frühe (am 10. April 1744
aufwachte. Als ſie ſich ankleidete
und die Treppe hinunter gieng: ſ
fand ſie den Cörper ihrer Mutter au
der rechten Seite liegen, mit den
Kopfe gegen den Feuerbok gelehnet
Der Leib lag über dem Herde ausge
ſtreket, mit den Füſſen auf dem bre
ternen Bok ruhend, und ſahe einem

der neben ihr ſtund, war das Licht
r Dille ausgebrannt. Ein Kinder-
uf der einen, und ein papierner
rm auf der andern Seite, waren al-
de unbeſchädiget. Ohngeachtet auch
zeſchmolzene Fett dergeſtalt in den
eingedrungen war, daß man es
Reiben nicht wieder herausbringen
e: ſo bemerkte man doch, daß der
ne Bok weder verſenget war, noch
ndere Farbe bekommen hatte. Die
nd Weiſe auch, wie dieſes Feuer
em Leibe brannnte, wird alſo be-
ben, daß es von einer innerlichen
he hergerühret ſeyn mus, und nicht
dem Anbrennen ihrer Kleider, die
blos in einem catunen Schlafrok,
inem Weiberrok darüber, beſtanden.

was des Menſchen zeitliche Glükſeeligkeit beſtehe.

Iſt wohl zu merken, daß gegen-
wärtige Frage von der höchſten und
ommenſten zeitlichen, nicht aber
ſten und vollkommenſten ewigen
ſeeligkeit, welches GOtt iſt, abge-
elt werden ſoll. Nach geſezter ſol-
Anmerkung auf dieſe Frage ſelbſten
mmen, ſo ſind der alten Weltweiſen
Meinungen hievon unterſchiedlich
ſen. Dann etliche haben des Men-
zeitliche Glükſeeligkeit in Reichthum,
und Gütern geſezet. Aber in dieſen
rwehnte Glükſeeligkeit nicht beſte-
: Maſſen erſtens die Reichthümer,
und Güter denen Veränderungen,
ohl guten als böſen, unterworfen
, folglich ſolche groſſer Gefahr un-
gen, und wenig auf ſelbe zu fuſſen
und was wäre das vor eine Glükſee-
it? wann man ſtets befahren müſſe,
it nicht ſelbe augenbliklich durch ei-
widrigen Unglükswind über den
ffen geworffen, und zu Grund gerich-
würde; bevoraus 2) da die zeitliche
ſeligkeit in des Menſchens ſelbſt eige-
Macht beſtehen ſoll und mus. Er nenn-

te Stük aber ſind auſſerhalb der menſchli-
chen Macht, indeme der Menſch weder
erlangen kan, was er will, noch verlie-
ren kan, was er nicht will. Wie nicht
weniger 3) mus dasjenige, auf welchem
das Gemüthe glükſeelig ruhen kan, in-
nerhalb dem Menſchen ſeyn; nun aber
ſind die zeitliche Güter auſſerhalb des
Menſchen, indem die Ehre in dem Eh-
renden und nicht Geehrten beruhet, die
Reichthümer nicht in dem Reichen, ſon-
dern in dem Kaſten verwahret werden,
und beinebenſt alle Reichthümer nicht we-
gen ſich ſelbſten, oder ihrentwegen, ſon-
dern wegen Wohlleben, und damit ſich
einer deſto anſehnlicher aufführen möge,
begehret werden. Derohalben alle die-
jenige, die auſſerhalb der Gemüthsga-
ben die zeitliche Glükſeeligkeit ſuchen, wer-
den zwar mit etwas das Gemüthe belä-
ſtigen und füllen, aber im mindeſten bis
zu des Herzens Grund durchdringen,
ſondern thun vielmehr mit dem Siſipho
eitele Steine welzen, und mit Tantalo
wegeilende Aepfel fangen, und endlich
alle dieſe ſich in unglükſeelige Waſſerflu-
then ſtürzen, die den ſcheinbaren und
nichtigen Reichthümern mühesamlich
nachſtreben. Andere haben vermeinet,
daß des Menſchen wahrhafte Glükſeelig-
keit in des Leibes Gaben, als, zum Exem-
pel, Wolluſt, Geſundheit, Schönheit,
Stärke, und dergleichen beruhe; aber
weit gefehlet, zumalen alle Rechte, Ver-
nunft und Weltwiſſenſchaft dieſer epicu-
riſchen Meinung entgegen iſt, welches
aus dem recht klar am Tage lieget, inde-
me alles dasjenige, was dem Guten und
Böſen, auch dem Vieh ſelbſten gemein
iſt, des Menſchen eigentliche Glükſeelig-
keit nicht ſeyn mag; nun ſind aber erzehlte
Stük dem Guten und Böſen, ja dem Vieh
ſelbſten gemein, ſchlüslich in ſolchen die
menſchliche Glükſeeligkeit nicht beſtehen
kan, dann ſonſten das unvernünftige
Vieh glükſeeliger wäre, als die Menſchen,
maſſen ſelbe ſich in den Sinn der Wollü-
ſten mehr ergieſſen als ein vernünftiges
Geſchöpfe, auch ohne allen Widerſtand,

oder eines höhern Verbot ſolche begehen, und zu dieſen gänzlich geneigt ſeyn mögen. Dahero alle diejenige, die der Wolluſt ein Opfer verrichten, eines Zoll und Zinſes nöthig haben, welchen ſie der Gewiſſensbeängſtigung ablegen können, womit ſie von ſolcher nicht ſo ſehr genaget, oder gepreſſet werden; aber wo werden ſie einẽ ſolchen Zins finden? Die Eitelkeit gebähret auf einmal Wolluſt und Schmerzen, und wird alſo ein Wollüſtiger mit feſten und unauflöslichen gordiſchen Knöpfen verknüpfet; aber wo wird man einen groſſen und heldenmüthigen Alexander finden, der ihn mit ſeinem kühnen Schwert auflöſen wird? Warhaftig vor einen raren Glüksbiſſen iſt derjenige zu halten, der einmal in Wollüſten ertiefet geweſen, und ſich denſelben dannoch gänzlich entriſſen. Und wie kan einer in Wollüſten und oberdeuten Stüken ſeine zeitliche Glükſeeligkeit ſuchen? indeme die Wollüſten ein nagendes Gewiſſen vertauſendfältigen Betrug; ich
ſpreche deiner Eitelkeit, und
heiligen Einfalt. Du ſtimm
ſern Ohren ein liebliches Li
aber in währendem Tanz ſp
die Säiten, und läuſt der ga
ſang auf ein erbärmliches A
gen hinaus. Was hilft mic
Schmeichelei, o falſche Wel
der Zunge kanſt du ſanfte leke
mit deinen Klauen krazeſt du
ſo dir vertrauen, nicht allei
Striemen in den Leib, ſond
heſt ihnen noch darzu das F
die Ohren. Du ſtekeſt, o
liche Welt! einen guten Zeig
aber ſchenkeſt im Gegentheil ſe
ren Wein; auf eine ſolche
werden alle dieſe betrogen,

Schwerter unſerer Herzen. Du hegeſt keine Freundſchaft ohne Zwieſpalt: keine Liebe ohne Has; keine Ehre ohne Neid; keine Kunſt ohne Unvollkommenheit; keine Geſellſchaft ohne Uneinigkeit; keine Freude ohne Leid; keine Geſundheit ohne Krankheit; kein Leben ohne Tod. O arge Welt! du fluchest denen, ſo dich lieben; tödeſt dieſe, ſo dein Leben ſuchen; ſtürzeſt die, die dich erheben wollen; und belohneſt endlich mit der Höllen, die dir ohne Unterlas gedienet haben. O grauſame Welt! du biſt eine Mörderin deiner eigenen Kinder; eine Peinigerin deiner Favoriten; eine Henkerin deiner Sclaven. Wer dir lebet, der iſt tod; wer dir vertrauet; iſt betrogen; wer dich ſuchet, dieſer irret; wer dir dienet, dem wird übel belohnet; wen du umfangeſt, den erdrükeſt du zugleich. Deine Freundſchaft iſt Spiegelfechten; dein Lob, eine Schande; deine Andacht, Scheinheiligkeit; dein Verſprechen, nichtiger Tand; deine Luſt, eine Laſt; und deine Heiligen fahren endlich zum Teufel. Gute Nacht, o irdiſche Welt! ich traue dir nicht, dann ich werde betrogen; ich liebe dich nicht, dann du biſt es nicht werth; ich achte dich nicht, dann du biſt es zu unwürdig. Dein Verſprechen iſt gros, dein Halten klein; der Worte ſind viel, der Thaten wenig; heut ſagſt du Ja, und morgen Nein. Wer wolte dir trauen? du betrügliche? wer wolte dich lieben? du ungeſtalte; wer wolte dir folgen? du verführiſche; wer wolte dich küſſen? du beflekte; und wer ſolte endlich in dir leben, o! tode Welt? Alle Tugenden ſind in dir verloſchen, das Gute iſt allenthalben abgeſtorben, und ſtatt deſſen herrſchen die Laſter, und grünen die Sünden. Wer deine Karte zu miſchen weis, den heiſſeſt du einen guten Spieler; aber wenn es zum letſten Stich gehet, mangelt es ihme am beſten Blate. Deine Würfel verſprechen viel Augen, und wann man ſie geworfen, zeigen ſie kaum dreie; ſo gar iſt die Treu in dir ausgerottet, daß du auch derſelben Namen nicht mehr kennen wilſt. Gute Nacht, gute Nacht! o ärgerliche Welt! Du verführeſt die Jugend; betrügeſt das Alter. Die Jünglinge werden in dir frühzeitig geärgert; das männliche Alter mit Hochmuth aufgeblaſen; das Alter ſelbſt mit Geiz angefüllet. Ich widerſpreche dir, daß ich mit deinen Eitelkeiten nichts will zu thun haben. Gute Nacht zu tauſend malen, und aber gute Nacht, o eitle Welt! Winkeſt du mir, ich folge dir nicht; ruffeſt du mich, ich höre dich nicht; grüſſeſt du mich, ich danke dir nicht; lacheſt du, ſo weine ich; freueſt du dich, ſo traure ich; weineſt du, ſo lache ich; traureſt du, ſo freue ich mich. O Welt! dieſen Wechſel gehe ich mit dir ein, daß ich nicht wie du, und du nicht wie ich ſolleſt gefunden werden. Dein Zuker iſt Salz, deine Liebkoſungen der Tod. O Welt! in dir iſt kein Beſtand. Am Morgen zeigeſt du rothe und liebliche Wolken; am Abend

läſſeſt du häufige Betrübnis regnen. Heute erhebeſt du uns mit Herode auf den Thron; morgen läſt du uns von den Würmen freſſen. Heute macheſt du uns zu einem reichen Crö-ſo; und morgen müſſen wir uns mit ihme auf den Scheiterhaufen ſezen. Heute überzukerſt du uns die Spei-ſen; morgen verſalzeſt du ſie. Heu-te ſezeſt du uns Cronen auf; mor-gen Dornen. Heute nimmeſt du uns in deine Herberge; morgen ſtoſ-ſeſt du uns wieder hinaus. Heute giebſt du uns das Leben; morgen bringeſt du uns den Tod. Und alſo iſt in dir kein beſtändiges Weſen, als die Unbeſtändigkeit ſelbſten, derer Mutter du von Anfang geweſen biſt.

Aus dieſem Valetſermon iſt ganz leicht

Menſchen halten? Wahr iſt es, daß die Tugend als eine Königin anb doch mus ſie mit denen Dienern der T thümer und zeitlichen Vermögens u ben ſeyn, und durch dieſe ihre Ma offenbaren. Sie wird mehr und l als ein Edelſtein geſchäzet; doch mu be in dem Gold der zeitlichen Güter e faſſet ſeyn. Man thut ſelbige vo Sonne anſehen; aber ſie mus mit k ren Sternen der zeitlichen Gaben gen. Sie iſt eine beſeelende Seele; mus ſie mit dem Cörper der äuſſer Güter und Mittel verknüpffet ſeyn! vor ſich ſelbſten thut zwar die T reich, aber nicht allein glükſeelig m Damit nun andere Meinungen mit ſchweigen übergehe, ſo ſage, da wahrhafte, zeitliche, menſchliche ſeeligkeit ihren Siz hat in Würkun Tugenden, oder: Sie iſt eine Wü denen Tugenden gemäs, unterſtüz zeitlichen Gütern und Leibesgaben. ſolches durch ein Gleichnis Ariſtote

Ansehen und Herrlichkeit entblösset; entziehe Augusto den kaiserl. Scepter, so hast du der Weisheit, zugleich auch der Gerechtigkeit das Auge ausgerissen; nimm Samsoni die Leibeskräften hinweg, so hast du seiner Stärke den Arm zerbrochen. Dann viele Tugendvolle Würkungen können nicht vollzogen werden, wañ des Leibs und Glükes Gaben zur Würkung ihre Hülfe nicht mit beitragen solten.

Das Regiment des Magens.

Es ist eine allgemeine Gewohnheit der heutigen Sittenlehrer, daß sie die Fehler der Menschen lieber entdeken und verschreien, als selbige entschuldigen. Mich deucht nicht, daß dis die rechte Methode sey, die Laster zu verringern. Warum arbeiten wir nicht dahin, daß wir den so genannten Lastern eine gute Farbe geben, und zu den Dingen rechnen, die uns die Natur als unentbehrlich zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft eingepflanzet? Es haben schon berühmte Lehrer einen löblichen Anfang gemacht, und das Edle in den natürlichen Trieben des Menschen hervorgesuchet. Wird nicht dadurch den Sittenlehrern eine grosse Arbeit erleichtert, wenn sie wenigere Feinde zu bekriegen haben? Wird nicht die Welt um ein ansehnliches tugendhafter aussehen, nachdem man diesen Dingen die rechte Gestalt wiedergegeben? Ich rechne zu diesen Lastern, die man anders auskleiden könte, die sinnliche Lust des Essens und Trinkens, welche der strenge Sittenlehrer unter dem Namen des Fressens und Saufens so heslich abmahlet. Scaramuz (so heist mein Weltbürger, der dieser Sinnlichkeit mit allem Fleisse obliegt, und das Ziel der beständigen Strafbegierde meines strengen Sittenlehrers ist) befestiget dasjenige, was ich behaupte. Es ist wahr, dieser Mensch thut alles, was die Herrschaft seines Magens, dem er sich zum Sclaven gemacht, fordert; aber dieser Herrschaft hat er sich nicht ohne wichtige Gründe unterworfen. Sie sind folgende: Kan ich wohl leben, wenn ich meinem Magen nicht gebe, was er haben will? Woher hätte ich meine Bedienung, wenn mein Magen diesen meinen Cörper nicht in eine so ansehnliche Form gebracht? Wie könnte ich eine fernere Beförderung erwarten, wenn nicht meine Patronen aus dem weiten Umfange meines Cörpers den Schlus machten, daß in mir eine grosse Seele wohnete? Ich ärgere mich immer über den groben ungeschliffenen Leinweber in Leicesterfeld. Ein Marktschreier hatte daselbst eine grosse Menge Zuschauer, unter denen sich auch ein diker unbehülflicher Mann befand, welcher heftig ins Gedränge gerieth. Er schrie: Machet doch Plaz! was für ein Gedränge ist das? Guter Freund! stosset so nicht mit eurem Ellenbogen! Der Leineweber hingegen antwortete voll Zorns: Daß euch der Henker hole! seyd ihr nicht ein dikes Vieh? Wer drüker mehr als ihr selbst? Sehet ihr nicht, daß euer diker Ranzen mehr Plaz einnimmt als fünf andere? Ziehet euren ungeheuren Wanst etwas ein, so wird Raum genug für uns alle werden.

Der Magen hatte also bei meinem Scaramuz eine grosse Merite. Er hatte sich bei ihm in ein solches Ansehen gesezet, daß er gewisse theoretische und practische Regeln als Leibsprüche ihm, als seinem Sclaven vorschrieb, welche dieser auch als Wahrheiten erkannte, und sich darnach richtete. Dis alles war durch eine ordentliche Capitulation fest gesezet: denn da sonst nach den üblichen Rechten der Mage es übel nehmen kan, wenn man ohn Unterschied alles was die Augen belustiget, und der Kehlen süsse schmeket, in seinen Sak schüttet, so hatte er sich doch anheischig gemacht, alles aufzunehmen und treulich zu verdauen, was nur irgend den Geschmak reizen und belustigen könnte.

Die Lebensregeln selbst, die dieser Monarch seinem Sclaven vorschrieb, waren folgende:

Die erſte: Von allem, was man mit ſeinem Maule verdienet, (denn hierinn beſtand ſein Beruf) genieſſet man nur ſo viel als man mit den Zähnen davon ziehet.

Anmerkung: Dieſes iſt die vornehmſte Staatsregel in der Monarchie des Magens.

Die zwote: Man mus den Leuten oft und mit einer etwas verdrieslichen Geſichtsgebehrde ſagen: Man habe von ſeinem Dienſte nichts, als was man mit dem Munde verdiente.

Anmerkung: Dis wird die Leute bewegen, daß ſie nach verrichteter Maularbeit noch etwas überhin zur Ergözung des Magens beiſteuren.

nachher von aller Amtslaſt und V
wortung frei geſprochen wird, auc
dazu nach der löblich eingeführten
nenfreiheit eine kleine ſonſt unerl
Ergözlichkeit mitmachen darf, ſo
den dadurch gewis auf ein Jahr all
Feuchtigkeiten fortgetrieben.

Die ſechſte: Man mus w
ſtens die Woche einmal, wen
ſeyn kan, eine Gaſterei anſt
oder ſich dazu einladen laſſen, da
durch Zunöthigung ſo viel zu
nimmt, als nur möglich iſt.

- - quod pontus, quod terra,
educat aer poſcit.

Es iſt imer noch ein Räumgen ü

- - - - cibus omnis in illo
Cauſa cibi eſt, ſemperque locus f
nis edendi.

Scaramuz hatte alle dieſe Regeln
ach Möglichkeit beobachtet, und ſich
i ſeiner Herrſchaft wohl befunden; als
in endlich wolte ſeine bisherige Bedie-
ung nicht hinreichen, dieſe Opfer ſeinem
Herrn zu bringen. Er fieng alſo an, bei
einer Arbeit verdrieslich zu werden, weil
e ihm nicht ſo viel ſteurete, als er täg-
ch liefern muſte. Er wurde alſo auf Ein-
athen ſeines Herrn ſchlüſſig, eine ein-
räglichere Bedienung zu ſuchen. Dabei
ab ihm ſein Herr abermals folgende klu-
e Anſchläge: Er ſolte keine Bedienung
achen oder annehmen, da man für
ein Geld nichts haben könnte, wäre
ie auch noch ſo einträglich. Er ſolte
einen Ort ſuchen, der an einen ſchiff-
aren Flus gränzete. Dabei wäre die-
r doppelte Vortheil: Einmal könnte
man erſprieſsliche Geſchöpfe zum Be-
uf des Herrn herausfiſchen; Fürs
ndere würde auch die Zufuhr von al-
rhand fremden Delicateſſen zur Ein-
hcurung für den Magen erleichtert.
n dieſer Abſicht präſentirte er den Pa-
ouen ſeinen Cörper als eine hinlängliche
Kerite; und ſiehe! er erhielte was er ſuch-
e. O glükſeeliger Magen!

Doch alle Abhandlung erhält ihren
Werth nicht, wenn ſie nicht durch Säze
nd Gegenſäze feſte geſezet wird. Der
Mittelslehrer hielt ihm vor: Es wäre un-
ernünftig ein Sclave ſolcher ſinnlichen
Lüſte zu ſeyn: Sogar Pythagoras hätte
gelehret: Dominus eſſe aſſueſce ventris
luxuriei, du muſt deinen Magen
nd deinen Bauch beherrſchen. Allein
widerlegte ihn kurz und gut, und ſagte:
er Kerl iſt ein Narr! Menenius A-
ippa, das war der Mann, der ver-
and die Rechte des Magens, und
igte, was für ſchädliche Folgen ein
Aufruhr wider den Magen nach ſich
chen konnte. Dieſe Vorſtellung be-
egte das aufrühriſche Volk der Rö-
er, daß ſie wieder zu ihren Herren
raten. Durion, fuhr er fort,
r vorreſliche Römer, verſtund den
Nuzen, den ein Staat hat, wenn der
Magen viel verdauet. Er ſchafte die
Geſeze ab, die die Vorfahren gegen die
Verſchwendung gemacht. Wie bün-
dig ſind ſeine Worte: alligati eſtis, Quiri-
tes! & conſtricti amaro vinculo ſervitu-
tis, abrogemus illud imperium: etenim
quid opus libertate eſt, ſi volentibus luxu
perire, non licet?

Hieraus iſt klar: Mein Scaramuz iſt kein Sclave, der den Gehorſam gegen ſeinen Herrn blindlings, ſondern mit Gründen beobachtet. O glükſeeliger Magen?

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte
Warf vom durchſichtigen Geſpinnſte
Die Spinne manchen finſtern Blik
Auf einen Seidenwurm zurük;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der jezt, von ſeinem Werth erhizet,
In Werken ſeiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben ſizet,
Und auf den Schüler, der ihn grüſt,
Den Blik mit halben Augen ſchieſt.
Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich ins Haus getragen,
Sieht dieſer Spinne lange zu,
Und fragt zulezt: Was webſt denn du?
Unwiſſender! läſt ſich die Spinn erbittert hören,
Du kanſt mich noch durch ſolche Fragen ſtöhren?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilet ſie den trozigen Beſcheid:
So reiſt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht gepuzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

* * *

Die Kunſt ſey noch ſo gros, die dein Verſtand beſizet,

Sie

Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nüzet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleis denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als Andrer Müſigang.

Wer der erſte geweſen, ſo den Titel Excellenz prætendiret habe.

Heutiges Tages thut die Welt nach nichts mehrers ſtreben, als nach groſſen und vielen Titeln, unter welchen ein ſehr hoher und anſehnlicher Titel iſt, wann ein vornehmer Herr Ihro Excellenz benamſet wird; dahero viele von den reicheren und wohlvermögenden Standesperſonen keine Mühe noch Unkoſten ſparen, um ſolchen erlangen zu können. Wo aber dieſer Titel ſeinen Urſprung herleitet, und wer der erſte geweſen, der mit demſelben beehret wor-

ten (welche beim Autore pag. 229. den ſeyn werden) an Tag geben: bekannt, daß jezo die Ambaſſade Titel Excellenz haben, davon de Autor den Anfang und Gebrauch get: Es iſt zu Heinrichs des IV. in reich Zeiten erſt aufgekommen, Herzog von Nevers und Mantu Ambaſſadeur in Rom war, und Titel, den er als ein Fürſt damal te, auch als Geſander foderte; den der Spaniſche, Savoyſche, netianiſche Geſande, welche n Frankreich wolle hiemit andern P ten einen Streich ſpielen, d gleichfalls verlangeten, ſich auc ge unter einander alſo hieſſen, b centius der X. ihnen dieſes Ehren geſtund. Ihrem Exempel folgten dere, die einen Ambaſſadeur zu befugt waren; wie er denn auch d fürſtlichen Geſanden im Weſtph Friedensſchlus ausgemacht wir

3. Jedoch iſt daſelbſt, wo er Nimwägiſchen Frieden redet; efinden, daß das Haus Neuſſen Geſanden damals nicht ein haracter als Ambaſſadeurs hat en dieſes Titels etwas erhalten, dabei gemeldet wird, daß der von Brandenburg die Neubur ne Zeit vorher in Polen denſelſſen laſſen. Es iſt aber ferner ohl zu merken, daß die übrige ſten, die es ſo weit noch nicht haben, entweder keinen Mini-Charackere ſchiken, oder wenn t, darf derſelbige den Chur auch nicht den Titel Excellenz ndern ſie blos mein Herr Am nennen. Und hiemit ſeye dieſe chloſſen, aus welcher gar leicht nen werden kan, wie ein leeres er den Vornehmen ein groſſes machet, und zu vielen Gezänfzügen Anlas giebet.

n einer ungewöhnlichen laublichen und in allen vori

n der Griechiſchen und Arabi te noch nicht erhörten Krankheit Peter Anton Michelotti aufgend nachgehends aus dem erſten r Schriften der Petersburgiademie der Wiſſenſchaften ins überſezet worden; woraus zu , was die Menſchen vor hefti krankheiten vornemlich das auenzimmer, unterworfen iſt.

I nemlich vor ungefehr 25. nat eine jüdiſche Jungfer von m, die von ihren Eltern, Caden Namen Nicca bekommen us einem ſchweren Zuſtande in heit; da ihre Menſes ausblieruf bekam ſie anfangs die Bräu r, nach einiger Zeit ein Fluseiter, den Winter hindurch, n in der linken Seite, daraus

dieſelbe durch Aderlaſſen, an den Armen und Füſſen, und noch andere dienliche Mittel, die der geſchikte Arzt, Moſes Cohen, ihr vorſchriebe, wieder geheilet wurde. Weil aber die Verſtopfung des Fluſſes, und die damit verknüpfte heftige Spannung des Unterleibs, und Schwermuth, nebſt einem kurzen und ſchweren Athem, geſchwinden Pulſe, und beſtändigen gelinden Zittern der zu den Armen gehörigen Muskeln noch immer anhielten; ſo wurden ihr die Arzneien gebrauchet, die man den Weibern, die an der Mutterkrankheit ſchon das Leben verlohren zu haben ſcheinen, einzugeben pfleget, und insbeſondere das Musterelexier, das von Crollen den Namen führet. Bei dem Gebrauche derſelben entſtande der Schlukſen, und ein Erbrechen von aller genoſſenen Nahrung, ſowohl feſten als flüſigen Dingen. Nachdem nun der vorhin gerühmte Arzt für Stillung derſelben die Arzeneimittel mit Opium verſezt, ingleichen die Magenſtärkenden Sachen vergebens verſucht hatte: ſo nahm er gar klüglich ſeine Zuflucht, mit Beiſeitſezung aller andern Hülfs-Mittel, zu kalten Trinken, darein ein wenig Saft von Weichſeln, Erdbeeren und Limonien gemiſchet war. Durch dieſe Dinge, die ich ſelbſt bei Erſchlappung des Magens, dabei ſich ein Erbrechen befand, das weder von warmen noch Schmerzſtillenden Mitteln aufhören wolte, mehrmals mit gutem Fortgange gebrauchet habe, richtete er zwar ſo viel aus, daß die Kranke die Speiſen bei ſich behalten und verdauen konnte; die übrigen ſchlimme Zufälle aber wolten nicht nachlaſſen. Zu dieſen ſchlug im Anfange des Herbſtes ein heftiger Ekel vor allen Sachen, es möchte Speiſe, Trank oder Arzenei ſeyn; Verhaltung des Harns, und eine unbezwingliche Verſtopfung des Leibes. Hiebei wurden derſelben erweichende Oele und andere Arzneien, den Leib zu erweichen, in Geſtalt eines Clyſtiers beigebracht. Weil aber dieſe wieder zuruk getrieben wurden: ſo verſuchte

man es, bei ſo verzweifelten Umſtänden, auch mit andern Arten der Clyſtiren; allein alles vergebens. Bei dieſen Zufällen, damit dieſelbe geplaget war, hatte ſie nicht den mindeſten Trieb, weder zu eſſen, noch zu trinken, weder den Harn zu laſſen, noch die Nothdurft zu verrichten; und dieſes weder den Winter, noch das darauf folgende Frühjahr hindurch. Weichgeſottene Eier, warme oder laulichte Brühen, alle Gattungen Wein, kalte Getränke, auch ſelbſt die Chokolate, Milch, ganz kalt, mit Zuker verſüſſet; dieſe ſage ich, und andere dergleichen Sachen, waren ihr entweder gänzlich zuwider, oder wann ſie dieſelben ohne Luſt, nur zur Erquikung zu ſich nahm: ſo muſte ſich dieſelben gleich wieder von ſich geben. Im folgenden Frühjahre bekam ſie einen ſehr heftigen Schmerzen in der linken Seite. Andere Aerzte, die zu Rathe gezogen wurden, trugen kein Bedenken, zur Linderung deſſelben, der Perſon, die von einem Getränke aus Weichſelſaft der mit Honig und Weingeiſt gejöhret hatte, zu genieſſen. Bei dieſen Getränken blieb es, bis es ungefehr in die Mitt des Octobers des verwichenen Jahres da die zuſammenziehende Bewegung de Magens noch oben zu, mit Ausbrechun einer bei nahe ſchwarzen Feuchtigkeit, ſic wieder einfand, dahin kam, daß ſie we der Speiſe, noch Trank, noch Arznei mittel, zu ſich nehmen konnte. Indeſſe geſchahe es doch innerhalb acht Tage, i welcher Zeit ihre Sinne verwirret waren ſo, daß ſie Arme und Beine unordentlic herumwarf, manchmal mit einer Heftig keit ſich hin und her wendete, und bal einzuſchlafen, bald aber, als wenn ſi von fürchterlichen Vorſtellungen erſchrek würde, zu heulen ſchiene, daß der Ma gen völlig ruhig wurde, und dieſes ſo gar, daß er am achten Tage ſowohl Waſ ſer, als den Arzneitrank, bei ſich behal ten konnte. Nach dieſem hörte auch die

ıfehen hatte, (indem damals die
ıs dem Blute faſt aller Harnröhr-
r Pulsadern des ganzen Leibes,
ıſſelbe durch ſpizigere Lebensgei-
ls ſie bei geſunden Menſchen ſeyn
angetrieben wurde, alles aus-
:, und zwiſchen den Faſern der
ln und den unſichtbaren Löchern
ıut eingeſchloſſen war) ernähret
das iſt aus der Haut und den un-
nden Muſkeln, als die allenthal-
sgenommen am Bauche, zuſam-
'allen ſind, deutlich zu erkennen.
inne, wenn man das einzige Ge-
das am rechten Schenkel und Bei-
ıpf iſt, ausnimmt, ſind in gutem
e; die Munterkeit des Gemüths
cht im mindeſten abgenommen;
b lieget beſtändig auf dem Rüken;
ie Kräfte der Muſkeln leiden; der
ı, das Zwergfell, nebſt dem grö-
ıeile des Unterleibes, ſind ſehr ſtark
net, und geben bei dem Anfühlen
gelinden Laut von ſich. Die Ver-
ıg des monatlichen Geblütes und
ıarns hält zwar noch immer an;
ın aber doch nicht die mindeſte Auf-
ıg der Blaſe mit der Hand fühlen.
biſt ſo viel gewis, daß die Kranke
f Monaten angefangen hat, ein we-
ilch von ſüſſen Mandeln mit Citro-
t geſtoſſen, auf Bitten und An-
ihrer Mutter, dann und wann bei
und bei Nacht zu ſich nehmen,
och jezo damit fortfahre. Sie hat
keinen Schweis, weder bei Tage,
bei Nacht, auſſer in der flachen
und an der Fuſſohle; daß aber
ıie Unſchlitdrüſen faſt der geſpann-
aut eine ölichte Materie von ſich laſ-
ſt ſowohl aus dem widrigen Geruch
ye des ganzen Leibes, als aus dem
ırigen Schmuze deutlich abzuneh-
der, wie mir die Kranke erzehlet,
isher an ihrem Hemde angehänget
Aus der Naſe kommt faſt gar
', und aus dem Munde eben ſo we-
peichel. Der Schlaf iſt ſehr ſchwer;
ımal überfällt ſie eine Art eines Fro-
ſtes; oft hat ſie Magenſchmerzen, und noch öfters Kopfſchmerzen; die Muſkeln an den Armen und Händen, ſonderlich auf der rechten Seite, zittern unaufhörlich; der Athem iſt kurz und ſchwer; die Pulsadern werden allezeit zugleich mit dem Herzen heftig beweget, die Traurigkeit beunruhiget ſie oft, doch iſt ſie auch manchmal luſtig. So wie aber die Clyſtire unverzüglich wieder zurükegetrieben werden; ſo giebt ſie auch alles Eſſen, Trinken, und andere Arzenei, wenn ſie dieſelbe mit Gewalt hinuntergeſchluket, augenbliklich wieder von ſich ꝛc. ꝛc.

Was nun dieſes für eine Art Krankheit ſey, von welcher Natur dieſelbe, aus welchen Urſachen ſie entſtanden ſey und ſich vermehret habe? das wird einer, der demjenigen, was ich bisher angeführet habe, ſcharf nachdenket, meines Erachtens gar leicht einſehen können. Die Ausbleibung des Harns, Stulganges, Schweiſſes und monatlichen Fluſſes; die ſehr verminderte Abſonderung des Rozes in der Naſe und des Speichels: dieſes alles, ſage ich, giebt deutlich zu erkennen, daß dieſe Krankheit zu den zuſammendrükenden zu zählen ſey; zu ſolchen nämlich, welche entweder aus dem gänzlichen Mangel der flüſigen Theile in unſerm Leibe, oder aus der merklichen abnehmenden Abſonderung derſelben, entſtehen. Daß aber dieſelbe mit Schwermuth und Verſtopffung des monatlichen Geblüts angefangen hat; das Zittern der Glieder; die Bewegungen der Pulsadern; der kurze und ſchwere Athem; das Spannen des Unterleibes; daß zu dieſen Uebeln eine un-

gewöhnliche Enthaltung und Gemüthsbewegung geſchlagen iſt; daß die Kranke manchmal ausbleibet, und wieder zu ſich ſelbſt kommt; daß ſie weder lieblichen noch ſtinkenden Geruch vertragen kan; daß ſie bald über den Magen, noch öfter aber über das Haupt klaget; daß ſie bald traurig, bald luſtig iſt; daß ſie manchmal einſchlummert, aber meiſtentheils wachet; daß ihr rechter Schenkel und rechtes Bein manchmal wie gelähmet ſcheinet, und dieſelbe ſich mit Heftigkeit rechts und links wendet; daß ſie vor ſo mancherlei ihr vorgeſezte Speiſen und Getränke den gröſten Ekel hat: dieſe und dergleichen Dinge, ſage ich, zeigen nicht undeutlich an, daß unſere Zunafer ſehr heftig an der Bärmu-

Ausführung der flüſigen Dinge nach und nach umgeſtoſſen worden, bis es endlich dahin gekommen, daß die Abſonderung faſt aller Feuchtigkeiten, die in unſerm Leibe befindlich ſind, ſich vermindert habe zu gleicher Zeit, nachdem eine groſſe Menge Lufttheilchen durch die heftige Bewegung der Lebensgeiſter, und durch die Schärfe (die allezeit auf eine lange Enthaltung zu folgen pfleget,) aus dem Blute derer Pulsadern, die zu dem Magen, den Gedärmen, der Leber, Milz, Bärmuter und dem Darmfelle gehören; weil dieſe wegen der heftigen Zuſammenziehungen, die ſie von dem Anfange der Krankheit an unaufhörlich leiden, vielleicht ſchlaffer, als die übrigen waren; nachdem die Lufttheil-

Pulsadern, ein kurzer und schwerer Athem, Zittern der Muskeln, und fast ein immerwährendes Wachen erfolgen müssen; so glaube ich, sey auch die unordentliche und heftige Herumwerfung der Glieder, die, wie ich oben erzählet, nebst abwechselnden Gemüthsbewegungen, sich bei der Person während dieser Krankheit mehr als einmal eingefunden hat, aus den ungleichen und ungestümen Bewegungen eben dieser Lebensgeister entstanden. Ich merke aber, daß meine Leser vornemlich dieses von mir werden wissen wollen: wie es doch geschehen können, daß diese junge Weibsperson nicht nur so lange Zeit ohne alle Nahrung gelebet; sondern auch so viele Monate hindurch ihr Leben blos mit dem Trinken, dessen ich vorhin erwehnet, hingebracht habe, und noch izo erhalte? Hierauf antworte ich nach meiner wenigen Einsicht folgendes: Es ist wahrscheinlich, daß sie ihr Leben nicht viel anders erhält, als die Naturn, die den Frühling, Sommer und Herbst hindurch in Gläsern aufehalten werden; oder vielmehr als ie Erdschneken, die einen Theil des Herbstes und den ganzen Winter indurch in ihren eingemachten Schnekenhäusern leben. Denn sie eget gleichfalls beständig im Bette, nd giebt fast gar nichts von sichtbaen Feuchtigkeiten von sich. Ungeachtet ich aber nicht gänzlich leugnen ill, daß kleine Cörperchen, sowohl urch die unsichtbaren Löcher der aut, als durch den Mund aus der Lungen, weggehen: so halte ich doch wegen Abwesenheit der äusserſten Abzehrung und des Schweisses fast an der ganzen Haut des Leibes, sehr wahrscheinlich dafür, daß solche Cörperchen, welche die Gestalt der Dünste haben, in dieser Krankheit eben nicht sehr viel aus dem Leibe gesondert werden. Da nun dieselbe auf ihrem Lager nicht sonderlich abnimt, sich sehr wenig beweget, und von sichtbaren Feuchtigkeiten fast gar nichts, von unsichtbaren aber nur ganz wenig von sich giebt: so ist daraus offenbar, daß weder das Geblüt, noch die übrigen Säfte merklich verzehret werden; folglich auch die Zotten, Häute und Nerven, aus denen die Gefässe des Blutes und der andern Säfte, ingleichem die Muskeln, bestehen, nicht durch Wegfliegung der beweglichen Theilchen, die in beständiger Bemühung sind, durch dieselben Zotten auszubrechen und sich durch die Luft zu zertrennen, sonderlich ausgeleeret oder in dieselbe aufgelöset werden. Nun rühret aber bei allen und jeden Thieren die Nothwendigkeit, Speise zu sich zu nehmen, her aus der unaufhörlichen Ausleerung der Zotten, die die gedachten Theile umgeben, und aus dem merklichen Auswurfe der beständig abgehenden Theilchen, der auf die natürlichen Verrichtungen oder thierischen Bewegungen zu folgen pfleget. Man kan daher sagen, daß die junge Weibsperſon, dere Zustand ich bisher erzehlt habe, bei der vielleicht auch die mehr als natürliche

liche Dike des ölichten Saftes, nach der Bemerkung des hochberühmten Morgagni, in den Unſchlitdrüſen der geſammten Haut abgeſondert wird, die unmerkliche Ausdünſtung (wie ſie die Aerzte nennen) ſtark verringert, ohne ein zu erdichtendes Wunderwerk ein gänzliches Faſten von mehr als ſieben Monaten ausgeſtanden habe, und noch izo ihr Leben mit weniger flüſigen Nahrung erhalte.

Ich glaube auch, daß ſich beinahe auf eben ſolche Weiſe, aus Urſachen, die den mechaniſchen ähnlich ſind, erklären laſſe, wie das vornehme Fräulein aus dem edlen Geſchlechte Foscareni zu Padua, daß ſich gegenwärtig in dem St.

es ſey kein Mährlein, daß manch
Mannsperſonen ſonderlich aber We
perſonen, die lange an der Mutte
ſchwerung krank ſind, im kränklichen
ſtande ſich von allen Arten der Spe
und Getränke enthalten, und dabei n
nur zweene, drei und mehrere Tage,
dern auch viele Monate und Jahre l
leben können. Hernach iſt daraus a
merken, daß unſere Kranke an ihrem
be (welches allerdings wunderſam
nach der Länge ihrer Enthaltung zu r
nen, keinesweges verfallen ſey; viel
ders, als es bei denen Mägdchen,
Citeſio, Overcetan und Sampſon an
ren, geweſen iſt, als bei denen der g
Bauch, mit den zuſammengeſchrump
eingeſchloſſenen Eingeweiden, nach
langem Faſten eingefallen war und
am Rükgrate lag. Jedoch erzählet
vorhin erwähnte Liceto, aus der Be
kung des Arztes Alexander Vigontia,
einer gewiſſen Jungfer zu Padua,
was die Zeit der Enthaltung und di

jenigen Geburten und Mis-
ı gehören, welche ohne
:zen zur Welt gebracht wor-
ſhre Verfaſſer haben ſich da-
:eitig eines Hülfsmittel be-
und wir glauben, es ſey kei-
kſamer, ſicherer und brauch-
s dasjenige, welches in fol-
Recepten enthalten iſt.
:it wir von denen Misgün-
tternet ſind, welche rare und
Geheimniſſe, die ſie beſi-
ben, auf die ſorgfältige Art
:n, und zuruk halten, zeigen
ug, da wir dieſe Sache al-
n, ſo daran gelegen iſt, öf-
n aus der beſten Abſicht von
lt mittheilen:

pt zu einem Trauerſpiel.

: einen Helden und einen Schur-
ıde den einen mit allen Tugen-
d den andern mit allen Laſtern,
mals geweſen, und ſeyn könnten,
ie weidlich zuſammen, ſo, daß
eine, bald der andere oben
Thue ein paar Duzend O! Ach!
, verſchiedene Ohnmachten,
lle und Mordthaten, und eine
oſin Liebe hinzu. Las dieſes bis
ndlungen kochen, alsdann ſeze
ge zum Abkühlen hin, und hier-
ze es auf die Schaubühne.

:ept zu einem Luſtſpiel.

ı ein junges Mädchen, einen
einen Liebhaber, einen Diener,
ıtigen Vater, und miſche dieſel-
e in dem vorigen Recepte, wohl
ıander. Wirf 12. Unzen Zoten,
: halbe Unze Wiz dazu. Las das
immer ihren Liebhaber eine Zeit-
eine Hand gebrauchen, und ihn
uf eine ſchlechte Art zu ſeiner
Verwunderung heirathen. Men-
ge noch einen Tanz, ein Lied, andert-
halbe Duelle und eine gute Handvoll Ohr-
feigen darunter, ſo wirſt du ein völliges
Luſtſpiel haben. Probatum eſt.

Auszug aus einer Schrift des Dr. Blakwells, die Verbeſſerung des Feldbaues betreffend.

Dieſe Schrift iſt zu London, 1741. unter dem Titel herausgekommen: A Nevv Method of improving cold, vvet, and Barren Lands, particularly calyey Grounds, vvith the manner of burning Clay, Turf, and Molehills as practiſed in North Britain: Tovvlich is added the method of cultivating and riſing Fruit trees in ſuch Soils. D. i. Eine neue Art, kaltes, naſſes und unfruchtbares Land, beſonders thonichten Grund, zu verbeſſern, nebſt der Art Thon, Torf, und Maulwurfshaufen zu verbrennen, wie ſolche in Nordbritanien üblich iſt. Wozu die Anweiſung kömmt, in ſolchem Boden fruchtbare Bäume zu bauen und zu ziehen. in 8. 121. S. 8. Tafeln.

Es iſt im Hamburgiſchen Magazin gemeldet worden, daß der Dr. Blakwell dieſem ſeinen Werke ſein Unglük, da er dadurch nach Schweden gekommen iſt, zu danken hat, wie er gegentheils dadurch hätte vielleicht ſein Glük machen können. Nach einer Einleitung, in der nur einige allgemeine Nachrichten, von der Abſicht und Einrichtung ſeines Werks mitgetheilet werden, zeigt er im erſten Capitel, wie man den Grund troknen müſſe: wenn ſolcher faſt ganz eben liegt. Er ſezt zum voraus, daß keine Quellen im Felde ſind, und ſolches mit einer Heke umgeben iſt. Er macht alsdenn für ein Feld von 10. bis 12. Aker, einen Graben von 4. Fus tief, und 5. Fus weit, rings herum, etwa eine Elle von der Heke, und ſo nach dem Maaſe des Feldes, gröſſer oder kleiner; unten ſoll der Graben vier Fus weit ſeyn, und nach der Oberfläche des Feldes, nach

und nach zunehmen, dadurch wird das Waſſer vom Felde abgeführt, die Seiten des Grabens fallen nicht ein, und das Geſträuche der Heke kan ſich nicht über das Feld ausbreiten. Iſt das Feld niedriger, als die umliegenden, ſo kan man wo der Graben alles Waſſer auzufangen nicht zureicht, einen Teich machen, wie in der Folge wird gelehret werden. Den Graben und Teich mus man ſorgfältig von Geſträuche rein halten, wozu am dienſtlichſten iſt, daß man dis Geſträuche im Julius, wenn es in der Blüthe iſt, unterpflügt, ehe der Saame ſich ausſähet. Die Graben und Teiche werden am leichteſten gemacht, wenn man ſie aufpflügt; wofern der Boden das Vieh zum Pflügen trägt; die groſſen Aeſte und Wurzeln, die ſich von dem Geſträuche in der Heke dahin ſtreken, mus man zuvor mit einer Hake wegſchaffen. Was der Oberfläche des Feldes am Nächſten iſt, kan, da es ins-

Feldes mit der Waſſerwage zu beſtimmen, und die niedrigſte Gegend zu einem Teiche zu machen, der das Waſſer aufnimmt. In dieſer Abſicht bemerkt man nach einem ſtarken Regen, welchen Weg das Waſſer nimmt, und macht nach demſelben Waſſer Furchen auf dem Teich zu. Anſtatt dieſer zuviel zu machen, iſt es beſſer, mitten durchs Feld einen Graben zu führen, der das Waſſer einnimmt, damit man die Waſſerfurchen nicht ſo oft reinigen darf, die ſich ſonſt, wenn ſie ſchmal ſind, leicht füllen.

Das dritte Capitel ſchreibt vor, wie man ſich zu verhalten hat, wenn Quellen im Felde ſind. Man grabe bei jeder Quelle einen Brunnen, 6. Fus tief, und 7. breit, alsdenn mache man 18. Zoll von der Oberfläche des Feldes, in die Seiten des Brunnens Löcher auf 6. Zoll tief, und befeſtige darinn einige Stäbe von 9. Fus lang. Auf dieſelben lege man

ankapfel, ſelbſt ſeit dem goldenen Welt-
lter geweſen ſind, welches zu beweiſen
r Verfaſſer eine ziemlich lange Spani-
he Stelle aus dem Cervantes Saave-
ra anführt, wie er auch ſonſt ein Lieb-
aber von Anführung allerlei Stellen aus
oeten, und andern Schriftſtellern iſt.

Quillt das Waſſer nicht nur mit Ge-
alt, ſondern auch in einem ſtarken Stro-
e hervor, ſo wird es kaum die Mühe be-
ahlen, daß man einen Graben zum Ab-
iten führt. Das beſte, was man alsdenn thun kan, iſt, Weiden, Ellern u. . g. hinzupflanzen, die vortreflich fort-
ommen werden. Iſt der Boden ſumpfig, ſo kan man Quittenbäume hinzen.

Das vierte Capitel zeigt, wie ſumpfichtes Land zu troknen iſt. Man ſoll es, ach dem Gebrauche, dazu man es anenden will, z. E. Vieh darauf zu weiden, u. d. g. in Stüken von 6, 8. oder 10. ker theilen, dabei man ſich nach der La: des Landes richten, und der Natur, viel ſich thun läſt, behülflich ſeyn, nicht ier, ſie zu zwingen trachten mus. Man us alſo hier nach Beſchaffenheit der Umände, Graben oder Teiche machen. Die raben ſollen ſo breit ſeyn, daß das Vieh cht darüber kan. Die Ufer der Graben men mit Weiden und Erlen beſezt werden, die dem Felde und dem Viehe Schatten geben, und das Ufer feſte machen, in e Graben kan man Fiſche ſezen.

Bei dieſer Gelegenheit führt der Verſſer als eine Nachricht für diejenigen, ihr Feld troknen wollen, Herr Townys Abmeſſung des Regens an. Derſelbe t die Menge des Regens, der in einem ihre zu Townley in Lancashire gefallen , 42. ein halben Zoll, Herr Derham er den Regen, der in dieſer Zeit zu Upſter in Eſſex gefallen iſt, 19. und ein rtels Zoll befanden. Dr. Hales ſezt Menge Regen und Thau, die in ordentlichen Jahren in dieſem Landſtriche fallen, 22. Zoll, und die Ausdünſtung der Erde 9. und ein halben Zoll, davon müſſen 3, 39. Zoll für den täglich circulirenden Thau abgezogen werden, ſo bleiben 6, 2. Zoll übrig, die von 22. Zoll weggenommen, faſt 16. Zoll übrig laſſen, die Erde mit Feuchtigkeit zur Nahrung der Pflanzen u. ſ. f. zu verſehen. Townleys Bemerkung aber zeigt, daß 35. Zoll Regenwaſſer auf der Erde zu Lancashire geblieben ſind, (wenn man 7. Zoll für die Ausdünſtung abrechnet), und davon müſſen 19. Zoll zu Unterhaltung der Quellen und Flüſſe weggegangen ſeyn, wenn 16. Zoll zur Nahrung der Pflanzen zureichend ſind. Der Verfaſſer macht bei dieſer Gelegenheit eine Betrachtung, wie weislich die Vorſicht den Regen ausgetheilt. So viel Regen, als eine bergigte Gegend, wie Lancashire, nöthig hat, würde ein flaches Land überſchwemmen. Wenn man alſo die Menge des jährlich fallenden Regens weis, ſo kan man die Tiefe der Graben darnach einrichten.

Das fünfte Capitel lehret eine neue und wohlfeile Art, Raſen zu verbrennen. Die Aſche vom Raſen und Pflanzen wird beſonders naſſen Feldern ſehr nüzlich befunden, weil das Feuer die Feuchtigkeit aus den Körpern treibt, und dadurch die Salze in einen engern Raum zuſammenbringt: denn daß das Salz erſtlich durch das Feuer entſtehen ſollte, will der Verfaſſer nicht glauben; weil alle Grundtheile der Cörper unveränderlich ſind. Die Art des Verfaſſers, den Raſen zu verbrennen, kömmt darauf an: Er macht zweene Gräben, die einander rechtwinklicht durchſchneiden, und alſo ein Kreuze vorſtellen. Jeder von den vier Aermen dieſes Kreuzes iſt 30. Fus lang, 6. Zoll tief, und eben ſo weit, und ſie werden alle mit Ziegelſteinen oder Schiefer bedekt, ausgenommen in der Mitten, wo ſie zuſammenſtoſſen; daſelbſt wird ein Feuerheerd folgendergeſtalt geführt: Man legt über die vier Ziegel, die daſelbſt, jeder von einem der vier Aerme, zuſammen

kommen, vier andere parallel, und fährt damit fort, bis man 9. Fus Höhe erhalten hat: alsdenn legt man etwas lokern Rasen, rund um die Feuermäuer, acht Fus hoch, daß solcher nicht herunter fällt; rund um den Rasen legt man 25. Reisigbündel, und über solche etwas Scheitholz, aber nicht so hoch, als die Feuermäuer. Von den Reisigbündeln legt man eins längst jedes von den vier Aermen des Kreuzes, nach desselben Oefnung zu, worauf man noch mehr Rasen nimmt, und um die Reisigbündel herumlegt, bis die Reisigbündel, die längst der Aerme des Kreuzes liegen, bedekt sind, und das Scheitholz zweene Fus stark Rasen über sich hat. Alsdenn bemerkt man, nach welchem Arme des Creuzes zu der Wind weht, und öfnet denselben, das Reisig anzuzünden, wozu man allemal den Morgen erwählen mus, weil der Haufen, beim ersten Anzünden, einige ausserordentliche Sorgfalt erfor-

vorkömmt, das Feuer dahin zu ziel wobei man die Oefnung des Grab die der Gegend, wo es am wenig brennt, gegen über ist, verstopfen n bis alles gleich stark brennt, da ma wieder öfnen kan. Solchergestalt nichts das Feuer hindern, als auff deutlicher Regen, in welchem Falle eine starke und dichte Bedekung von sen auf den Haufen legen mus. E ein Mann zugleich wohl ein halbes zend brennende Haufen beobachten. der Asche, die man solchergestalt erl rechnet der Verfasser 50. oder 60. La gen, jede von 25. Scheffeln, auf Aker: ist aber der Grund voll Ges che, so sind 100. Ladungen wenig ge Am besten streut man sie mit einer S fel aus dem Karne aus, worauf ma Klumpen zerstossen, und sie auf W und Viehweiden zwei- oder dreimal der Rolle überfahren mus. Wird s Brachfeld gebracht, darauf Winter

r ſchweres, thonichtes und leis
Feld, wo ſie das Unkraut und
ſer zerſtört. Dieſe Aſche enthält
alz, als die Aſche aus troknem
und iſt alſo den Feldern dienlis
Die Urſache aber, weswegen die
ten Felder nicht die beſten für die
u ſind, wie dem Scheine nach
folgt, iſt: weil der Thon, wenn
e beiſammen iſt, die Salze nicht
fahren läſt, als lokeres Erdreich,
e Wurzeln nicht ſo leichte durch
. Herr Evelyn erzählt in ſeiner
hen Abhandlung von den Er-
r trokne Thon zeigte ſich durch das
ſſerungsglas als eine Menge ſehr
runder Sandkörnchen von mans
dunkeln Farben. Der Verfaſſer
n nicht glauben, daß der Sand
einen ſo feſten zähen Cörper, wie
ſt, erzeugen könnte, da wir auch
ellen im Thone, ſondern meiſt im
und Gries antreffen: welche Er-
g zeigt, daß ſolches was anders
Thon. Auch braucht man Sand
ries oft als eine Art von Dünger
nichte Felder, welches beſſer als
ient. Aller Dünger, der die Na-
che Felder nicht verändert, z. E.
miſt u. d. g. nüzt ihnen nichts, wenn
icht loker und offen macht. Das
em Verfaſſer nicht wahrſcheinlich,
Theilchen des Thons, nach Herrn
s Gedanken, kleine Kügelchen
ten, weil ſolche einander in zu
Puncten berühren, und Zwiſchen-
en laſſen, dadurch das Waſſer
n würde; auch könnten ſolche Kü-
nicht zu feſt zuſammenhängen.
euer bringt die Salze dichter zuſam-
daher ſchäumen z. E. Eierſchalen
Kuſcheln, wenn ſie calcinirt ſind,
mit ſauren Säften, als auſſer dem,
as Feuer die Schwefeltheilchen
trieben, und die Salze für die Wir-
er Auflöſungsmittel entblöſt und
mengebracht hat.

Das ſiebende Capitel beſchreibt, wie
Nordbritanien unfruchtbaren Fel-
dern durch Verbrennen hilft. Die meiſ-
ten unfruchtbaren Felder in Norden ſind
entweder zu nas oder zu troken. Jene
ſind ordentlich von langen Tamariskenſ-
ſträuchern bedekt, und die letztern von
einer Art Binſen, die im Engliſchen Bent
heiſt, und wie eine kleine Degenklinge,
ohne einiges kenntliche Mark, ausſieht.
Unter den Tamarisken liegt ſchwarze troke
ne Dammerde 1. Fus tief, und darun-
ter ſchwarzer ſteinigter Gries. Unter den
Binſen iſt der Boden von einer dunkeln
Farbe, 1. Fus tief, und alsdenn ſteinigt.
Dieſes Land verbeſſern ſie folgendermaſ-
ſen: Den Sommer zuvor, ehe ſie das
Feld pflügen, ſteken ſie die Tamarisken
in Brand, und brennen ſolches bis auf die
Oberfläche des Bodens nieder; den fol-
genden Frühling durchpflügen ſie das
Land mit Ochſen, und machen breite Fur-
chen; mitten im Sommer ſezen ſie Hauſ-
fen von dem troknen Raſen an die Erden
der Furchrinnen, etwa eine Ruthe von
einander, und zünden ſolches an. Das
durch wird der andere Raſen, der nicht
aufgehäuft iſt, auch mit entzündet, und
brennt faſt den ganzen Sommer vollends
fort, ohne daß man ſehr viel Mühe da-
mit hätte: ja wenn es troken Wetter iſt,
brennt es ein gros Theil vom Winter fort.
Den nächſten Frühling pflügen ſie es auf,
und beſähen es ordentlich mit Haber, der
ſehr geil wächſt, ob ſie ihn gleich zweimal
ſchneiden, ſolches, zu verhindern. Dieſ-
ſen Haber braucht man als Saamen in
andern Ländern. Das zweite Jahr beſ-
ſäen ſie es mit Bohnen, oder Gerſten,
und das dritte mit Erbſen, worauf ſie es,
ohne es mit Grasſaamen zu beſäen, lie-
gen laſſen, und es wird aus dem Grunde
eine ſchöne Wieſe und Viehweide, die ei-
ne gewiſſe kleine weiſe Blume, die das
Vieh gerne friſt, (the ſmall vvhite vvild
Clover) ſtatt des Unkrauts, das er zu-
vor trug, häufig hervorbringt. Der Ver-
faſſer hat ſchon einigemal erwähnt, daß
dieſe Blume auf Feldern, die mit Pflan-
zenaſche zugerichtet worden ſind, häufig
wachſe. Auf eben die vorbeſchriebene

Art brennen die Einwohner von Nordbritannien ihre ſumpfigten Felder, wenn ſie ſolche nach der im 4. Cap. beſchriebenen Weiſe getroknet haben. Der Verfaſſer bemerkt dabei, man müſſe nicht nur auf die Natur des Bodens, ſondern auch auf ſeine Tiefe, und was für Grund darunter ſey, Acht haben. Z. E. der beſte Boden, der nicht über einen Fus tief iſt, und feſten Leimen unter ſich hat, iſt bei weitem nicht ſo fruchtbar, als ein magerer aber tieferer Boden, der auf einem warmen Kalkſteine, Gries oder Sand liegt, durch welche das überflüſige Waſſer weggehen kan, da es in dem Leimen ſtehen bleibt, und die zarten Wurzeln der Pflanzen tödet. Zulezt macht der Verfaſſer noch einige Betrachtungen über Virgils Stelle:

Sæpe etiam ſteriles incendere profuit agros,
Atque levem ſtipulam crepitantibus urere flammis.

Georg. Lib. I.

Das achte Capitel beſchreibt die Art, Weiden, Ellern, franzöſiſche Weiden, (french Oziers) holländiſche Linden, und Quittenbäume in feuchtem und ſumpfigtem Grunde, wo viel Quellen ſind, zu pflanzen. Der Verfaſſer verſichert, daß wenig Bäume mit ſo leichter Mühe gezogen würden, und die Arbeit, die man auf ſie wendete, ſo gut bezahlten, als die benannten. Er führt ein Beiſpiel an, da atwa ein Drittel eines Akers voll Weiden das vierte Jahr, nachdem ſie gepflanzt worden, 4000. Hopfenſtangen gegeben, und noch mehr würden geliefert haben, wenn das Wild ſie nicht beſchädigt hätte. Die rothe Weide, die zu Reifen und Hopfenſtangen am beſten taugt, wird folgendergeſtalt gepflanzt: Im Anfang des Merzens ſchneidet man einige von den ſtärkſten, zweijährigen Schöslingen ab, und ſpaltet ſolche in Stüke von etwa 3. Fus lang, die man 2. Fus tief an die Seiten der Gräben, Teiche oder Moräſte pflanzt, daß die Gipfel ein wenig für

er der Fläche des Wassers bleibt, e wenigstens 3. Fus tief in den kommen: sonst wird sie das Wasser rkem Winde erschüttern. Die klei- chöslinge werden ordentlich in Rei- n der Weite von 10. Fus, die gros- us denen Bäume werden sollen, in s Weite von einander gepflanzt. ber die rothe Weide aus Abschnitt- nicht so sicher fortkömmt, als die e Wasserweide, so hält der Ver- ür das Beste, eine kleine Baum- on denselben in einem feuchten Bo- zulegen, wozu man Abschnittlin- der Stärke eines Daumens wäh- , die man nachgehends, wenn sie r ein paar Jahre gestanden haben, wo sie bleiben sollen, in der Wei- 10. Fus, vorerzehltermassen ver- Dadurch erhält man auf einmal ei- mschule, ohne Gefahr, daß die n verderben, oder vom Gesträu- d. g. erstikt werden, wie in feuch- nde der Abschnittlingen oft wider- und man kan auf diese Art Wäl- rothen Weiden pflanzen, die auch die Natur der Wasserweide, im Boden fortkommen. Liegt das md in einer Gegend, wo Reisen pfenstangen nicht so sehr gebraucht , so kan man es mit der kleinen ischen Weide, zum Gebrauch der acher, oder mit Quittenbäumen zen. Die französische Weide wird vie die vorigen, gepflanzt: aber itten müssen 20. Fus weit von ein- esezt werden. Gemeiniglich zieht aus Absezlingen; aber Bäume, solche Art gezogen werden, blei- n, und gehen eher drauf, als die s dem Kerne zieht: daher der Ver- ith, sie aus den Kernen zu ziehen. gen aber gezogen seyn, woraus m; so mus man, ehe sie in den arten kommen, auf sie, etwa in he von 5. oder 6. Fus, die grosse mitte, die man für die beste Art fropfen, weil die Erfahrung lehrt, Früchte von gepfropften Bäumen geschmaksamer und häufiger werden. Beim Pflanzen der Quittenbäume mus man die mittlere Wurzel nicht abschnei- den, sondern dazu eine Höle, wenig- stens 3. Fus tief, in die Erde machen, weil sie die Wurzeln gern tief in den Grund streken.

Das neunte Capitel giebt Nachrich- ten, Fischteiche zu machen. Der beste Grund dazu ist, in welchem Quellen sind; Hat man dergleichen nicht, so mus man eine Gegend wählen, wo ein Bach durch- läuft, oder Wasser von den Hügeln hin- einfällt. Der Teich mus durch einen Graben, der genugsamen Fall hat, kön- nen abgelassen werden: das Wasser im Teiche mus 6. bis 7. Fus hoch stehen, und der Boden desselben 9. Fus tief liegen, daß die Fische nicht bei Regengüssen u. d. g. weggeschwemmt werden. Es müssen auch Untiefen an den Seiten des Teiches seyn, darauf die Fische laichen, und sich in die Sonne legen können. Auch solte ein Theil des Ufers hier und da Hölungen haben, und Wurzeln alter Bäume da seyn, den Fischen eine Zuflucht vor Un- gewitter ꝛc. zu geben. Die besten Teiche zur Nahrung der Fische sind, die den Mist von dem grossen Viehe empfangen, und da sie nahe beim Hause sind, so kan man die besten Fische hinein sezen, ohne Furcht, daß sie gestohlen werden. Wenn die Fische sich im Teiche mehren, so wer- den sie nie gros werden: also mus man die Milchner von den Rognern absondern. Das Kennzeichen beider entdekt sich, wenn man sie mit dem Daumen auf den Bauch, unweit des Nabels, drukt, da die Rog- ner ihren Rogen zeigen, die Milchner aber etwas wassericht Blut geben. Ein Teich von der Grösse eines Akers, nährt 60. paar Karpen, oder Schleien, sehr wohl: denn der Verfasser tadelt die all- gemeine Gewohnheit, zuviel Fische in ei- nen Teich zu sezen, da sie nicht Nahrung genug haben, und folglich mager blei- ben. Das Gesträuche im Teiche zu zer- stören, soll man den Herbst wählen, da

Saamen zugleich mit den Wurzeln können verderbt weden, und alle Teiche soll man einmal in 4. oder 5. Jahren ablassen, und die Fische herausnehmen, auch diejenigen, die einerlei Grösse und Geschlechts sind, vorerwähntermassen in einen Fischhälter zusammen thun. Am meisten ist den Fischen der Frost schädlich, welchem man durch Zerstörung des Gesträuches vorkommen kan. Eben dadurch wird man verhindern, daß das Wasser im Sommer nicht stinkt, wodurch besonders den Milchnern Verdrus geschieht, weil sie bei dieser Zeit das Wasser, wo es am untiefsten ist, aufzusuchen pflegen. Das beste Werkzeug zu Zerstörung des Gesträuchs ist ein gekrümmter Dreizak, dessen Stiel man an ein Seil bindet, und solchen auf dem Boden des Teiches fortzieht, daß er das Unkraut mit sich wegreist. Wäre es zu klein, daß es zwischen den Zaken durchführe, so kan man solche mit einem Busche durchflechten, oder

Stalls, darauf salbe man ein Bun
lichter mit oleo ligni Rhodii, bind
Strik darum, und lasse solche bei
wenn es still ist, rund um des Ra
Haus, Teich und Scheunen auf de
hinschleppen, bis an den Ort, w
Gift liegt: alsdenn lasse man die
von der Erde aufheben, und wegn
daß sie nicht in der Nähe des Gift
ben: sonst würden die Ratten, w
es röchen, das Gift verlassen, u
nachgehen. So aber werden sie
zwo Stunden alle zu ihrer Henke
zeit versammlen, und man wird
Morgen betrunken finden. Man k
ses wiederholen, wenn man es
nicht für zulänglich hält. Hunde u
zen werden dieses Gift wegen des
ols nicht anrühren, davon gege
die Ratten grosse Liebhaber sind
kan man, aller Gefahr vorzukon
versuchen, ob die Hunde oder Ka
von fressen möchten, und in diesen

ehr zur Gährung übrig bleibt, e die Pflanzen nicht wachſen. iſe, beruft er ſich auf einen be- ſuch. Man löſe in einem ſer ſo viel Küchenſalz auf, als en will, gieſſe es von dem Sal- af dem Boden ſizen bleibt, ab: nachdem noch Salpeter auflö- wenn es von dieſem ebenfalls iſt, noch Salmiac in ſich neh- raus ſchlieſt der Verfaſſer, daß äumchen von verſchiedener Ge- laſſer ſeyn müſſen: denn wären n einerlei Art, ſo würde das n einem Salze ſo viel am Ge- ſich nehmen, als von allen Eben ſo wird die Erde von der die man mit ihr vermengen will, gewiſſe Menge in ſich nehmen, e Materie immer einerlei bleibt. t den Mergel als den weichſten nd Seeſand als den ſalzigſten der Verfaſſer behauptet, Ba- h hier betrogen; denn da der lbſt voll Salze iſt, ſo dient er guten Dünger für leichtes ſan- d, wo aber der Boden ſelbſt , wird er keine Art von Feld- o gut, als gemeine Erde, her- n: Sand hingegen hält für alz, und was er aus der See mt, kan dem Boden nicht zu- t werden. Der Verfaſſer e verſchiedenen Arten von Dün- engſeln, die Felder fruchtbar , die von verſchiedenen Schrift- r angeprieſen werden, können h gut ſeyn, aber ſie wären zu wohin er Miſt von Hühnern, ferden, Eſeln ꝛc. auch die Meng- yen, Papier, Hörnern, Moos- ählt. Als einer Probe, wie lich etliche ſolcher Vorſchläge men, fährt der Verfaſſer fol- hnung an, die ein neuer Schrift- ebſt vielen Erfindungen von ichtigkeit, geliefert hat: Ro- derſelbe, braucht ſelten einige s wenn es in ein oder zwei Jah- re beſäet worden. Iſt es alsdenn Dün- gers benöthiget, ſo nehme man auf ei- nen Aker

30	Ladungen	Gaſſenkehrichts ko- ſten	3	Pf.
15	″	Miſt	1 10	Schill.
6	″	Kalk	9	
4	″	Taubenmiſt	4	Pf.
Pacht für einen Aker Landes			10	
			18	Pf.

Bringt der Aker alsdenn 3. Ladungen Heu, und die Unkoſten des Mähens, Heu- machens u. d. g. werden abgezogen, ſo bleiben 4. Pf. Vortheil übrig, und der Pachter verlieret alſo das erſte Jahr nur 14. Pf. Der Verfaſſer ſpottet über eine ſo nuzliche Entdekung. Jeder Landwirth weis, daß leichtes lokeres Feld ein Meng- ſel von ſchwerer Art, und ſchweres Feld eines von leichter Art erfordert. Dün- ger auf zähes oder feuchtes Akerfeld mus aus einem Hofe oder Stalle genommen, und noch roh, und nicht über halb ver- fault aufs Feld geſchaft werden, da alle neuere Schriftſteller das Gegentheil leh- ren. Der Verfaſſer preiſet alsdenn zu dergleichen Lande Muſchelſchalen u. ſ. w. an, worauf er der folgende Mengſel, die nicht viel koſten, vorſchlägt: 1) Man neh- me vier Fuhren Miſt aus einem Hofe oder Pferdeſtalle, und 6. Fuhren Dammerde von leichtem oder moraſtigen Boden, vier Fuhren gebrannten Raſen, und drei von See- oder anderm ſcharfen Sande. Dieſe Verhältnis kan beobachtet werden, wenn man es in anderer Menge machen will; es wird am beſten im Mai zugerichtet, und mus binnen demſelben und Michae- lis zweimal umgewant werden, da man denn auf den Aker 50. bis 80. Fuh- ren ſchaffen kan. 2) Man nehme fetten Schlamm aus Teichen, und breite ihn aus, daß er troknet, darauf brechе man ihn, und vermenge ihn mit eben ſo viel gebrannten Raſen; es mus im Auguſt

ge-

gemacht, und aufs Früh[illegible]jahr aufgehoben werden. 3) Verfaulte Blätter, gebrannter Rasen und Sand, von einem so viel als von dem andern, kan man im Weinmonat vermengen, zweimal umwenden, und aufs Frühjahr brauchen. 4) Hat man keine Gelegenheit, den Rasen zu brennen, so pflüge man ihn um Michaelis auf, und lasse ihn bis den folgenden Sommer faulen, alsdenn thue man zu zehn Fuhren des Rasens eine Fuhre Kalk von 32. Scheffeln, welches man wohl unter einander mengen und den folgenden Winter liegen lassen mus. Dreisig Fuhren können auf einen Aker geschaft werden. 5) Wenn man Schafe hat, und leichte zu Sande kommen kan, so treibe man die Schafe des Sommers von 11. Uhr Vormittags bis 3. Uhr Nachmittags, in eine Hürde, wo man den Boden mit Sand, 6. Zolle tief, alle Nachte bedeken, und in aller 8. oder 10. Tage ausräumen mus. Dis ist für sich, oder mit eben

durch seine grosse Kenntnis der Natu
le Jahre lang das beste Obst in der G
schaft gehabt hat. Wenn man in der
chen Lande Gärten anlegen will, so
der Grund höher, als die umliegende
gend, erwählt oder gemacht werden,
man das überflüssige Wasser, nach
kem Regen und Schnee, wegführen
lässet sich dis nicht thun, so mus ma
nen Teich, oder Canal graben. Di
de, die man solchen zu machen ausgr
kan vorbeschriebener massen verbr
werden, und wird die Unkosten des
grabens sehr wohl bezahlen. Die
stüke müssen etwas abhängig, und
Sandgänge stark vom Sande und
der, als gewöhnlich, gemacht werd
daß das Wasser abläuft. Die Bet
Fruchtbäumen müssen wenigstens 5.
weit, anderthalb Fus hoch über den T
und zwölf Zoll hoch über die Horizon
fläche des Grundes gemacht werden.
zu kan man eine jede gute und leichte

Pfirschen oculirt werden, die zuvor schon auf Pflaumen, Pfirschen oder Mandeln oculirt worden. Diese Art von Bäumen, in was für Boden sie auch gepflanzt werden, mus man auf Stämme oculiren, die aus Kernen der breitblätterichten Art, nicht aber aus Schöslingen sind gezogen worden. Die Erfahrung lehrt, daß die leztern in zwanzig Jahren, und noch eher, nach Beschaffenheit des Erdreichs, in dem sie stehen, eingehen: da diejenigen die auf Stämme oculirt sind worden, die man aus Kernen in eben dem Boden gezogen hat, noch einmal so lange dauern, und dem Brande nicht so sehr unterworfen sind. Eben so sind Pflaumenstämme, die man aus Kernen gezogen hat, am besten zu Abricosen, und dergleichen Quittenstämme zu Birnen. Die beste Art, alte Birnen zu verbessern ist, daß man sie auf einen Baum oculirt, der zuvor auf einen Quittenstamm ist gepfropft worden. Den Verfasser hat vieljährige Erfahrung versichert, daß die Früchte davon viel gröser und schöner, auch häufiger werden. Bei Aepfeln hat das doppelte Pfropfen eben die Wirkung, und der Verfasser stellt es den Neugierigen zur Untersuchung anheim, ob man nicht noch mehr als zweimal pfropfen und dadurch noch weitere Vortheile erhalten könnte. Er befürchtet, diese Art, die Bäume zu verbessern, würde zu langsam seyn, als daß die Gärtner sich ihrer bedienen würden, gibt ihnen aber zu überlegen, daß diese Bäume auch mehr gelten würden. Obgleich thonichter Boden die Früchte später bringt, so lassen sich doch gegentheils, besonders die Aepfel und Birnen, von demselben länger aufheben. Küchengärten auf solchem Boden anzulegen, mus man die Gartenerde, wo möglich, wenigstens 18. Zoll hoch über den Thon schütten, und in Entfernungen von etwa 12. oder 14. Fus, kleine Graben, einen Fus weit und eine Spanne tief in den Thon, zu Ableitung des Wassers machen, welches aus diesen, durch einen tiefen Quergraben kan weiter weggeführet werden. Da der Küchengarten stärkern Dünger, als offenes Feld erfordert, so ist hiezu am besten Stall- oder Hofmist, Steinkohlaschen, und die Erde von verfaulten Rasen, den man etwa 6. Zoll tief in den Feldern oder Wiesen ausgraben, und alle 3. oder 4. Monate einmal umwenden kan, bis er verfault und zum Gebrauche dienlich ist.

Das dreizehnte Capitel enthält Betrachtungen über Hügel. Sie kommen auf die bekannte Anmerkung an, daß ein Hügel nicht mehr trägt, als seine Grundfläche auf der Ebene tragen würde, weil die Pflanzen senkrecht auf den Horizont in die Höhe wachsen; der Verfasser zieht aber hieraus noch den Schlus, wie nöthig es sey, die Maulwurfshaufen umzupflügen; weil solche, als kleine Hügel, allemal die Ernde verringern, wozu kömt, daß der Maulwurf allemal das schlimmste Erdreich oben aufwirft, wie man in Feldern, die unten lehmichten Grund haben, sehen kan, auch sind die Haufen, ihrer Rundung und Höhe wegen, der Sonne und den Regengüssen mehr ausgesezt, und der Regen lauft geschwinder ab, als die Nahrung der Pflanzen erfordert, daher auf ihnen nur kurzes und dünnes Gras wächst. Durch diese Umstände aber, da die Erde der Haufen von der Sonne erhizt wird, und ihre Kraft zur Nahrung des Grases nicht anwendet, wird sie zum Dünger geschikt, daher der Verfasser, sie, wie den andern Rasen, vorbeschriebener massen zu brennen, vorgeschlagen hat.

A. G. K.

Auf was Art der Campher zu präpariren, daß er sich völlig sowohl in schlechtem Wasser, als in einem jeden destillirten auflöset, und sich nicht wieder heraus präcipitiret.

Da vorjezo mir vorgenommen, vom Campher zu schreiben, so halte

vor nöthig, vorhero eine kurze Nachricht davon zu geben. Der Campher kömmt aus Oſtindien, und wachſen die Bäume, ſo denſelben liefern, welche arbores Camphoriferæ genennet werden, in groſſer Menge in der Inſul Borneo, Sumatra, wie auch in Japan und China. Die Theile der Bäume riechen ſtark nach Campher, nemlich die Wurzeln, Rinde, das Holz, Aeſte und Blätter, doch zum ſtärkeſten die Wurzeln, welche auch den meiſten Campher bei ſich führen. Der meiſte Campher, ſo nach Europa gebracht wird, kömmt aus Japan, und zwar noch roh, welcher viel Unreinigkeiten bei ſich führet, deshalb auch zum Gebrauch untüchtig iſt. Die Einwohner des Landes pflegen die Wurzeln, Rinde, Holz, Aeſte und Blätter klein zu haken, thun es zuſammen in groſe Blaſen, welche mit einem weiten Hut verſehen ſind, gieſſen eine genugſame Quantität Waſſer darauf, und machen Feuer zum kochen unter, in der debrandig und übel riechen. Was di
tur und Eigenſchaften des Campher
belanget, ſo iſt er durchſichtig, und
flüſig wie die Oele ſeyn, auch nich
bricht anzufühlen wie die olea coag
von Natur, oder welche durch die
coaguliret ſeyn, von Geſchmak etwa
ter und ſcharf, und hat einen ſtarke
ruch. Es hat derſelbige beſondere E
ſchaften, und iſt mir kein Oel bek
weder eine reſine, noch ein ſal vol
bei welchen die Eigenſchaften angetr
würden, welche der Campher hat,
halb man ihn auch weder unter die
der reſinarum, noch oleorum oder ſ
volatilium ſezen kan, wie unſere Vo
ren gethan, deren einige ihn eine reſi
andere ein ſal volatile oleoſum, u
nige ein oleum coagulatum genenn
ben. Es iſt derſelbige ſehr ſubtil und
tig, ſo daß er, wenn er einige Zeit
freien warmen Luft lieget, alle ve
get, und iſt mir kein oleum æthe

ſugieſſung dieſes ſpiritus ihren Ge-
:rlieren, ja gar entzündet derſelbe
:a, welche ſchwerer ſind als das
', und in demſelbigen unterſinken.
.eum vitrioli ſolviret gleichfalls den
)er, ohne daß eine Erhizung bei
ıtion erfolget, da wenn derſelbige
: deſtillata gegoſſen wird, eine Wär-
:ſtehet, und der oleorum ſowohl
Geruch, und Conſiſtenz wie auch
geändert wird, wenn zu allen die-
lutionen Waſſer gegoſſen wird, ſo
tiret ſich der Campher völlig wie-
:aus, daß alſo keine ſolutio cam-
bisher bekannt iſt, aus welcher
ſelbige nicht wieder heraus präci-
thäte, affuſa aqua vel mentruo
. Es hat darinne vor andern der
)er auch was beſonderes: Es iſt be-
daß der phosphorus ſich in freier
ıtzündet, wenn man aber einen
)hosphori mit ſechs Gran Campher
chet, und dieſes zuſammen in einen
l wohl untereinander reibet, ſo
t der Campher, und geſchiehet keine
ıdung; wenn dieſes mixtum in
öl ſolviret wird, ſo kan das Ge-
)hne Schaden mit geſchmieret wer-
welches alsdenn im Finſtern wie

Krampf zuſammengezogen ſeyn; ja die Arabiſchen Medici ſind der Meinung geweſen, daß derſelbige in tertio gradu frigidus & ſiccus ſey, und die tägliche Erfahrung hat gezeiget, daß einige Tropfen von oleis deſtillatis ſolviret in hoch rectificirten ſpiritu, mehr Hize verurſachet, als ein Scrupel Campher, ja wenn derſelbige auch zu etlichen Granen pro doſi eingegeben wird, ſo obſervirt man nicht, daß der Puls darauf geſchwinder gehet, oder Durſt darauf erfolgete, und die Farbe des Urins erhöhet würde, welches doch geſchehen würde, wenn er Hize verurſachete; hingegen die meiſten ſo wohl alten als neuen Medici recommendiren den innerlichen Gebrauch des Camphers in den gefährlichſten Krankheiten, nemlich in der Peſt und Flekfiebern, wie auch in allen morbis, bei welchen eine Malignität zugegen iſt, weil er ohne Hize zu machen, zertheilet, und der Malignität widerſtehet, weshalb er auch von einigen alexipharmacorum princeps genennet wird, weil in Anſehung der Kraft und Würkung ihm keine andere Medicin beikommt, wie auch in Entzündungen der innerlichen Theile, weil er die inflammationes zertheilet, und den kalten Brand

den alten, auſſer den neuern, ſo zur Genüge bekannt ſeyn, zu ihrer Zeit die berühmteſten geweſen, als der Mindereus, Crato, Fernelius, Zvvingerus, Cran, Hartmannus, Screta, Riverius, Heurnius. Es pfleget der Campher in oben gemeldeten Krankheiten, entweder in ſubſtantia gebrauchet zu werden, nemlich daß einige Gran davon einem Loth von einen pulvere bezoartico zugeſezet werden, oder in forma liquida, daß er in tincturis bezoarticis & alexipharmacis ſolviret wird, deren meiſte Kraft vom Campher dependiret, weshalb er unter den pulverem pannonicum rubrum, wie auch unter die mixturam ſimplicem, & tincturam bezoarticam Michaelis kömmt, welche Arzeneien auch noch zu unſerer Zeit im Gebrauch ſeyn, und in den gefährlichſten Krankheiten verordnet werden. Da aber die Medicamente, wie gewöhnlich, in einem vehiculo aquoſo eingenommen werden, ſo präcipitiret ſich der Campher in ſubſtantia zugeſezet wird, weil er ſich nicht wieder heraus präcipitiret, wenn er in einem vehiculo aquoſo eingenommen wird, ſondern ad maſſam ſanguinis kömmt und ſeine Würkung verrichtet. Da dieſe Obſervation, ſo viel mir wiſſend, unbekannt, und dieſelbige in mediciniſchen Büchern nicht geſunden habe, dabei ſolche von groſſen Nuzen in praxi medica iſt, ſo habe dieſelbige hiermit communiciren wollen.

Friedrich Hofmann.

Von denen Verwunderungswürdigen Würkungen der Muſic.

WAs Beredſamkeit und Schönheit nicht ausrichten kan, es ſey

heus und Methymæus durch ihr angenehme Muſic die Leute zur Abgötterei verführet, Arion und Terpander die Jonier und Lesbier von der hinfallenden Sucht, Ismenias die Bectier am Huſtweh, Aiclepiades die Unſinnigkeit und Taubheit, Ulyſſes die Blutſtürzung der Wunden, und Thales die Peſt nebſt andern Krankheiten geheilet haben. Alles dieſes und noch ſehr viele andere Exempel ſind unten angeführet, und dadurch erwieſen werden, was vor eine ungemeine Kraft die Vocal- und Inſtrumentalmuſic über Thier und Pflanzen, ja ſogar bei denen unbeſeelten Steinen habe.

Allein was iſt es nöthig, uns bei ſolchen Fabeln aufzuhalten, welche eben ſo glaubwürdig als des Pythagoræ Traum, daß er die 7. Irr- und andere Sterne, die Syrenen zuſammen ſtimmen gehört, oder daß Orpheus und Terpander nach dem Thone der 7. Irrſterne geſtimmet habe? ſo dörffen wir auch nicht erſt in das ſchon längſt vermoderte Alterthum zurükkehren, wenn wir die wunderbare Kraft der Muſic durch wahrhafte Exempel erweiſen wollen, ſondern nur folgende merkwürdige Geſchichte medii ævi, welche nicht gar zu bekannt, und gleichwohl curieus ſeyn, anführen:

Es erzehlet der königl. franzöſiſche Medicus Mr. Bonnet, in ſeiner Hiſtorie von der Muſic, es habe ihm ein gewiſes Frauenzimmer aus der königl. Capelle erzehlet, daß ſie einen berühmten Organiſten gekennet habe, welcher in eine gefährliche Raſerei gefallen ſey, weswegen verſchiedene Muſici, ſo ſeine Freunde geweſen, bei ihm gewacht, und damit ſie nicht einſchlaffen möchten, ſo hätten ſie unter einander eine kleine Vocal- und Inſtrumentalmuſic gemacht, bei deren Anhörung der Raſende wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſey, und nachdem er eine Weile zugehöret, einen unter der Compagnie mit Namen genennet, und ihm geſagt, wo er gefehlet habe. Als nun dieſe Freunde hieraus gemerket, wie viel ihre Muſic bisher bei dem Patienten vermögend geweſen ſey; ſo hätten ſelbige einhellig beſchloſſen, damit fortzufahren, welches ſie auch gethan, und 14. Tage nacheinander damit angehalten hatten, bis endlich der Kranke vollkommen wieder geneſen, und zu ſeinem vorigen Verſtand gelanget ſey, wozu ihm kein Medicus habe helfen können.

In denen Memoiren des Abts Vittoſio Siri wird erzehlet, daß die Königin von Engelland, Eliſabeth, auf dem Todbette gelegen, und ſich der wunderbaren Würkung der Muſic erinnert, habe ſie ihre ganze muſicaliſche Capelle zu ſich in ihr Gemach beruffen laſſen, um mit ſolchen Freuden zu ſterben, als ſie gelebt, und die Furcht vor dem Tode, wenn es möglich, einigermaſſen dadurch zu vertreiben; wie ſie dann auch ſolcher Muſic ſo lange zugehöret, bis ihre Seele die Bürde irrdiſcher Glieder verlaſſen hat.

Allein dieſes iſt noch nicht genug. Denn es ſcheinen auch ſogar unempfindliche und lebloſe Dinge durch den Zauberthon einer angenehmen Muſic gleichſam beſeelt und rege zu werden, wie obbemelder Mr. Bonnet durch folgendes Exempel erweiſet: Als einsmals, ſind ſeine Worte, 2. Muſici einem Camin gegen über geſtanden, auf welchem lauter Eis geweſen, iſt ſolches durch den Thon ihrer Harmonie in 6. Stüken von einander gegangen.

Wie nun ſolche unbeſeelte Dinge bei der Muſic gleichſam eine Empfindlichkeit bezeigt haben, alſo iſt deſto eher zu glauben, was er von der Empfindlichkeit der Thiere bei Anhörung der Muſic erzehlet.

Mr. de - - - ein Capitain über das Regiment von Navarra, ſagt er, muſte 6. Monat in der Baſtille gefangen ſizen, weilen er von dem Herrn Louvois ein wenig zu frei geredet hatte. Dannenhero bate er den Gouverneur um Erlaubnis,

daß er ſich ſeine Laute holen laſſen dürſte, damit er ſich in ſeiner betrübten Einſamkeit auf ſolche Art die Zeit und melancholiſche Grillen vertreiben konnte. Als ihm nun ſolches war erlaubt worden, und er etwa 4. Tage darauf geſpielet hatte, ſahe er an dem fünften Tage mit nicht geringer Verwunderung, wie nicht allein die Mäuſe aus ihren Löchern gelaufen, ſondern auch die Spinnen an ihren Fäden ſich herunter gelaſſen, und gleichſam einen Crays um ihn gemacht, mithin demſelben mit ſolcher Attention zugehört haben, daß er, als er ſolches zum erſtenmal beobachtet hat, vor Erſtaunen gleich einer lebloſen Bildſäule ganz unbeweglich geblieben. So oft er zu ſpielen aufgehöret, ſo oft hat ſich auch ein jedes von dieſen Muſic-liebenden Thieren wieder in ſein voriges Neſt begeben. Zwei Tage lieſe er vorbei ſtreichen, ehe er wieder ſpielte, und zu dieſer Zeit lieſe ſich kein einiges von ſolchen Thieren ſehen; ſo bald er aber ſei-

von der Kraft und Würkung der
anführen, weil aber ein jeder, d
20. Jahr auf der Welt gelebt, A
cationem ad exemplis wird mach
nen, ſo will ich allhier nur obite
mit einführen, daß die durch die
Stiche der italiäniſchen Tarandul
Spinnen, verlezte Menſchen durch
als die Muſic, und eine liebliche K
nie der Saitenſpiele geheilet werd
nen, welches um ſo weniger zu v
dern, weil die Krankheiten nich
ders, als eine Verſtimmung des
lichen Leibes ſeyn.

Es bleibet alſo dabei, was
lib. 2. de legibus ſagt, nemlich A
Platoni, nihil tam facile in anim
ros atque melles in fluere, quam
carendi ſonos, quorum dici vix
quanta ſis vis in utramque partem.
iſt auch nicht zu leugnen, daß de
brauch der Muſic, wie in allen

als gehangen, und die Finger elegt hatte, ſo künſtlich muſ- wenn es ein lebendiger Menſch wäre. Dieſer Sceleton ſtunde Zimmer, in welchem die Thü- Fenſter, weil es ſehr ſtill und er, eröfnet waren. Der Mathe- ber ſtellte ſich an ein Fenſter, e auf ſeiner Guitarre, welche mit en Saiten bezogen ware, und ton repetirte alles, was er ſpiel- er gröſten Accurateſſe. Als er daß ſich jederman darüber ver- , machte er noch andere Wun- mehr in Gegenwart einiger ntsglieder. Weil man nun daß ſolches nicht gar richtig zu- wurde alles an die Parlaments- Tournelle Criminelle genannt, welche dem Mathematico, als uberer, das Urtheil ſprache, lte gehangen, und ſodann mit eleton auf dem öffentlichen Pla- nnt werden, welches auch alſo wurde, ob man ſchon denen vorſtellte, daß alles, was die- matiſcus gethan, natürlich ſey. ſe es wohl recht: Ars non habet niſi ignorantem.

vor Unheil und Scha- n einer Republic entſtehet, enn darinnen ſchlechtes Geld roulliret?

§wie der vornehmſte Theil r Glükſeeligkeit einer Republic beſtehet, wenn in derſelben gu- und Geld im Schwang gehet: auch hingegen derſelben nicht r gerathen ſeyn, als wenn ſie blen Schazes beraubet iſt. Denn iſt, ſo zu reden gleichſam ein es Handels und Wandels, ohne eine Republic unmöglich beſte- Es hat aber das Geld, oder ze einen gedoppelten Valorem ltigkeit; eine natürliche, und eine innwendige; aus des Metals Qua- lität und Beſchaffenheit und Gewicht, und eine legale und äuſſerliche, welche ein Landesherr durch ein Geſez, gleich- wie auch den Werth anderer Waaren, be- ſtimmet und ſezet. Es ſollen aber beide Valores durch eine gerechte Proportion an einander hangen. Denn es wäre ge- wis etwas unbilliges, wenn dasjenige, ſo nicht mehr als fünfe werth, zehen gel- ten ſollte. Dannenhero mus der legale und geſezte Valor den Natürlichen niema- len überſteigen. Denn es entſtehet ſon- ſten hieraus eine groſſe Theurung der Waaren, und gewis keine geringere, als was der Münze an der Güte iſt ent- zogen worden. Denn bei denen Kauf- leuten wird das Geld niemalen höher æſtimiret, als nach der Güte des Me- tals, wie es an ſich ſelbſten iſt. Daher kommt es denn z. E. daß man zum öftern etwas, ſo man vor dieſem um einen hal- ben Gulden kaufte, um einen halben Thlr. kaufen mus. Auf dieſe Art ſind alle Waaren im Preiſe, ſo viel höher ge- ſtiegen, als der Münze an der Bonität entzogen worden. Die Erfahrung und die Klagen der Kaufleute bezeugen es zur Genüge, daß das ſchlechte Geld denen Commercien einen groſſen Stos, und nicht geringe Verhinderung gebe.

Es beſtehet aber der publique und privatorum Reichthum in Handel und Wandel, weil das Geld, ſchreibet Savedrá Symb. 69. gleichſam eine Richt- ſchnur und Mas der Contracte iſt; ſo müſſen alle, wenn das Geld vereini- get iſt, darunter leiden, der Handel und Wandel wird geſtöret, und die Republic iſt gleichſam auſſer ſich ſelbſt geſezt. Daß dieſes eine unwiderſprech- liche Wahrheit, lehret die tägliche Erfah- rung: Denn gleichwie die Einwohner keine Waaren, als deren ſie nothwendig bedürfen, ſo leicht kauffen, weil ſie ſich ſelbige aus Mangel einer beſſern Münze um ſo viel höhern Preis anſchaffen müſ- ſen. Alſo kommen auch die Kaufleute

und

und Verkäuffer, wenn ſie die Waaren benöthiget ſind, ſolche vor ſchlechtes Geld nicht einkaufen, ſie haben ſich dann vorher mit einem groſſen Aufgeld beſſeres Geld davor eingewechſelt. Solchergeſtalt höret der Gewinn derer Bürger auf, wenn des Kauffens und Verkauffens nicht ſo viel iſt, wovon gleichwohl ein groſſer Theil des Volkes leben mus. Die Einkünfte derer königlichen Zölle und Mauthen aber nehmen gleichfalls ab, wenn die Commercia darnieder liegen.

Dieſes ſind die Ungelegenheiten, welche wegen des Geldes entſtehen, wenn der innerliche oder äuſſerliche Valor und Gültigkeit nicht recht beſchaffen iſt. Es iſt auch die Gefahr dabei, die Burger möchten deswegen einen Tumult und Aufſtand erregen, und die Republic ſich einen allgemeinen Has und Schaden zuziehen. Jener König in Frankreich, Philippus pulcher hat, andere Exempel mit

lib. 12. Hiſt. Scot. noch mehr er
Savedra Syb. Pol. 69. pag. 594.

Wenn aber das ſchlimme Ge
und gar ausgeſchaft, oder dem
nach abgeſezet, und verändert wi
kan ſolches unmöglich ohne den
Schaden der Einwohner geſchehen
ergienge es vor einigen Jahren i
nien, daß derjenige, welcher in K
münze 15000. Reales oder Stük vo
ten hatte, des andern Tags kaun
behielte, nachdem der König da
herunter geſezt hatte. So litten
in Pohlen die Kaufleute einen ſeh
ſen Schaden, als daſelbſt der Ge
der wallachiſchen Schillinge ve
wurde. Und Moſcau hat vor e
Jahren denen Republiquen glei
ein beſonderes Exempel gegeben, w
ſicher es ſey, die Münzen zu verfä
Was ſich ſonſten zu unſern Zeiten h
vor Exempel zugetragen, verſch

an; alſo auch die Metalle mi-
ıd einen Theil vom Gewicht
ı, jedoch ſo, daß die Licenz,
zu verändern, mit dem Krie-
de nehme; hernach die ſchlim-
nze, welche die Noth ein-
hat, alſofort abſchaffet,
ren, ſtatt denen bonæ fidei
ous; gut und alt Geld erſe-
t.

s ſind allerdings gute Worte,
uter Rath, welcher aber heuti-
gar wenig Statt findet. Vor-
tte zwar der Kaiſer Fridericus
n der fiorrentiniſchen Belage-
en Mangel des Geldes Leder-
hlagen befohlen hatte, alle ſol-
h mit güldenen Ducaten aus-
. Daß aber dergleichen von
cht geſchehen ſey, davon könn-
r neuern Hiſtorie viele Exempel
werden. Sed exempla ſunt
Daß auch die Holländer in der
ı Belagerung das papierne
n das Silberne ausgewechſelt
l bekannt, allein es will ſich von
cht allemal practiciren laſſen.

ſt auch noch zu merken, daß ei-
esherrn Ehre und Autorität
g dadurch Gefahr laufe, wenn
ı Geld ſchlagen läſt. Dannen-
te die Königin in Engelland,
, dem Canzler Bonkhorſt nicht
, das Geld auf eine Zeit lang
ern, ohngeachtet es hernach
ı ſeinen vorigen Werth geſezt
llte, und Cambdenus meldet,
ieſe Königin geſagt, es würde
rer Ehre und der Armee nach-
n.

erichtet auch Johann de Buſſie-
6. Hiſt. Franc. c. 25. Daß als
igs Francisci I. in Spanien
e Kinder gegen eine groſſe Sum-
s hätten ausgewechſelt werden
er franzöſiſche Canzler du Prat
l.

befohlen habe, Ducaten aus ſchlechtem Golde zu ſchlagen, welche dem König in Spanien ausgezahlt, und er alſo auf eine der königlichen Treu und Hoheit unanſtändige und betrügliche Weiſe befriediget werden ſollen; allein die Spanier haben den Betrug gewerket, und ſolchen zu groſſer Schande der Franzoſen offenbar gemacht, indem ſie alle dieſe Ducaten von denen ſpaniſchen Goldſchmieden haben probiren laſſen, und befunden, daß der Abgang davon 40000. Ducaten betragen, welche der König Franciſcus hernach mit andern Gelde hat erſezen müſſen.

Ferner hat eine Republic auch wohl darauf acht zu haben, daß nicht das gute Geld aus- und das ſchlimme davor eingeführet werde, gleichwie Savedra Symb. Pol. 69. Die Fremde haben das gemünzte Kupfer in Spanien geführet, und das Gold und Silber nebſt anderen Waaren davon heraus gezogen. Hiermit ſagt er, haben ſie mehr Schaden gethan, als wenn die Schlangen und giftigen Thiere aus Africa, ihren Gift durch ganz Spanien ausgeſtreuet hätten. Eduardus III. König in Engelland, ware der erſte, welcher verboten, daß weder einem Engelländer, noch einem Fremden frei ſtehen ſolle, Gold oder getrieben Silber aus dem Königreiche zu führen, wie Polydorus Virgilius lib. 19. Hiſt. Angl. bezeuget. Und dieſe Gewohnheit iſt nicht allein zum gröſten Nuzen der Einwohner in Engelland verblieben, ſondern auch An. 1729. erkennet worden, alſo daß keinem erlaubt iſt, er ſey auch wer er wolle, über 50. fl. Geld aus dieſem Königreiche mit ſich hinweg zu nehmen, ſondern er mus vor ſeine Waaren oder Geld lauter engliſche Kaufmannswaaren eintauſchen, wodurch das Geld im Lande bleibet, die engliſche Waaren aber ausgeführet werden, welches der Nation zu einem ſehr groſſen Nuzen gereichet. Bei denen Schweden hat der König Guſtavo I. die Ausführung der

ſilbernen Münze verboten, wie Joannes Loccenius lib. 5. Hiſt. Suec. ſchreibet, und heutiges Tages iſt denen Fremden bei groſſer Strafe verboten, das Kupfergeld aus dem Königreich zu führen, ob ſchon Bodinus lib. 6. de Republ. dieſes Geſez vor unmöglich gehalten, wie es denn auch nicht überal gehalten werden kan, wenn anders Handel und Wandel getrieben werden ſoll. Denn manches Land hat keine andere Waaren, als Getraid um zu ſezen, wie Pohlen, daher es gezwungen iſt, denen Fremden gut Geld zu ſchiken.

Abhandlung, von dem Urſprunge der Kälte, aus dem Plutarch.

Wehrteſter Phaborinus!

Hat die Kälte auch eine Haupt- ſondern nur zu Abweſenheiten derſelben macht, nämlich die Schwere zu einer Abweſenheit der Leichtigkeit, die Härte zu einer Abweſenheit der Weiche, die Schwärze zu einer Abweſenheit der Weiſe, die Bitterkeit zu einer Abweſenheit der Süſigkeit, und alles, was ſich als eine Kraft der andern, und nicht als eine Beraubung der Realität entgegen geſezt iſt? Hernach, weil eine jede Beraubung müſig und unwürkſam iſt; wie z. E. die Blindheit, die Taubheit, das Stillſchweigen, und der Tod. Denn dieſes ſind nichts als Beraubungen der Formen, und Verrichtungen der Subſtanzen, nicht aber für ſich ſelbſt beſtehende Naturen und Weſen. Nun aber bringet die Kälte, wenn ſie einen Cörper eingenommen hat, nicht geringere Empfindungen und Veränderungen hervor, als die Wärme. Es wird vieles durch ſie zuſammengezogen, in einander gezwungen, und dichte gemacht, und ihr Stand und ihre Na-

Wer sagt denn wohl, daß unter denen, die nicht sehen, einer mehr oder weniger blind sey, als der andere; oder von denen, die nicht reden können, daß einer mehr oder weniger stumm sey, als der andere; oder von denen Verstorbenen, daß einer mehr oder weniger tod sey, als der andere? Bei der Kälte aber findet das Mehrere oder Wenigere Statt. Sie ist gröſſer oder geringer, heftig oder nicht heftig, sie ist strenge oder läst nach, so wohl als die Wärme; weil die Materie, nachdem sie von denen sich einander entgegengesezten Kräften mehr oder weniger erlitten hat, eine Sache von ihr selbst wärmer oder kälter macht, als die andere. Die Anwesenheit einer Eigenschaft, und die Abwesenheit derselben, können nie mit einander vermischt werden, und eine Kraft läst sich mit einer, ihr entgegengesezten, feindseeligen Beraubung nicht vereinigen, sondern sie widersteht derselben. Die Wärme hingegen bleibt, wenn sie auch mit etwas Kälte gemäsiget wird; so wie man das Schwarze mit dem Weissen, das Stumpfe mit dem Scharfen, das Süsse mit dem Bittern vermischt; und dergleichen Vereinigungen und Übereinstimmungen der Farben, der Töne, der Arzeneien und Speisen öfters zu dem Ursprunge der angenehmsten und sich wohl mit einander vertragenden Sachen Anlas geben. Der Streit der Irrealität und Realität ist höchst feindseelig, und kan nicht aufgehoben werden; das Daseyn der einen führt den Untergang der andern mit sich. Des Streits aber, den die sich einander entgegengesezte Kräfte unter sich führen, bedienen sich öfters sowohl die Künste, am meisten aber die Natur, sowohl zu Hervorbringung anderer Dinge, als auch bei denen Veränderungen, die in der Luft vorgehen. GOtt wird daher, weil er alles dieses anrichtet, ein GOtt der Harmonie und der Music genannt. Nicht, weil er das Stumpfe mit dem Scharfen vereiniget, oder eine vollkommene Vereinigung des Weissen mit dem Schwarzen macht; nein, sondern weil er die Vereinigung und die Trennung der Wärme und der Kälte in der Welt einrichtet, daß sie sich auf eine gemäsigte Art vereinigen und wieder scheiden; und weil er, indem er beiden, was zu viel ist, entzieht, jeder das gehörige Maas bestimmet. Noch mehr. Die Kälte wird sowohl als die Wärme empfunden. Wer kan denn aber wohl eine Beraubung empfinden, es sey nun mit dem Gesichte, oder mit dem Gehöre, oder mit dem Gefühle, oder mit was für einem Sinne es wolle? Nur eine Substanz kan empfunden werden, und wo diese nicht angetroffen wird, da gedenket man sich eine Beraubung, welche die Vereinigung der Substanz ist; eben so, wie die Blindheit eine Vereinigung des Gesichts, das Stillschweigen eine Vereinigung der Rede, und das Leere eine Vereinigung des Cörpers ist. Denn wir empfinden das Leere nicht durch das Gefühl, sondern wir stellen uns nur alsdann was leeres vor, wenn wir keinen Cörper fühlen. Eben so wenig hören wir auch das Stillschweigen, wir gedenken uns dasselbe nur, wenn wirs nicht hören. Und so geht es auch mit dem Blinden, Nakten und Unbewafneten, wir haben selbst keine Empfindung davon, sondern die Begriffe davon entstehen in uns durch die Vereinigung der Empfindungen. Wenn demnach die Kälte nichts anders, als nur eine Beraubung der Wärme wäre: so müste man sie nicht empfinden, sondern sich selbige nur alsdann vorstellen, wo die Wärme zu seyn aufgehöret hätte. Wenn sie aber durch ihren Zusammendruk und durch ihr Dichtemachen sowohl empfunden wird, als die Wärme durch die Erhizung und Auflokerung des Fleisches: so ist offenbar, daß selbige auch sowohl als diese einen Ursprung und Quelle haben müsse. Uber dieses so ist auch die Beraubung bei einer jeden Form nicht mehr als einzig und einfach. Die Substanzen hingegen haben mancherlei Kennzeichen, wodurch sie unterschieden werden können, und besizen ein vielfaches Vermö-

gen. So giebt es z. E. nicht mehr als eine Art des Stillſchweigens; die Stimme hingegen hat mancherlei Beſchaffenheiten, bald verurſachet ſie verdrieſliche, bald angenehme Empfindungen. Eben dergleichen Unterſcheidungszeichen beſizen auch die Farben und Figuren, vermöge deren ſie bei dem, deſſen Sinne ſie berühren, bald dieſe, bald jene Empfindung hervor bringen. Was ſich aber nicht berühren läſt, keine Farben oder gar keine Qualitäten hat, das hat keine Unterſcheidungszeichen, ſondern iſt ſich ſelbſt gleich. Scheinet denn aber wohl die Kälte unter dieſe Art der Beraubungen zu gehören, die kein unterſchiedenes Leiden verurſachen? Die Cörper erhalten da im Gegentheil von der Kälte öfters ein groſſes und nüzliches Vergnügen; und ſie empfinden auch hinwiederum von derſelben heftige Schmerzen, Schaden und Beſchwerlichkeiten, wenn die Wärme nicht allemal weichet und neraeht, ſon-

per giebt, welche von den meiſten wege
ihrer Gröſſe, einfachen Natur und Kra
für die Elementen und Quellen der a
dern angenommen werden; nämlich d
Feuer, das Waſſer, die Luft und die E
de: ſo iſt es auch nothwendig, daß eb
ſo viel Haupt- und einfache Qualität
ſind. Was ſollten es aber wohl für a
dere ſeyn, als die Wärme, die Kält
die Dürre und die Feuchtigkeit, vermö
deren die Elemente alle ihre Leiden u
Handlungen hervorbringen? Wie ab
die Kürzen und Längen der Elemente
der Grammatic, und die Höhen und T
fen in der Muſic nicht eins des ande
Beraubungen ſind; ſo müſſen wir au
bei den phyſicaliſchen Cörpern ſtatt d
Elemente annehmen, daß die feucht
den trokenen, und die kalten den warm
entgegengeſezet ſind, wenn wir ande
ſowohl der Vernunft als der Erfahru
beipflichten wollen. Es ſey denn, d
wir, nach der Meinung des alten Ara

hon kalt iſt, fortgetrieben
f die Gegenſtände fällt.

ir demnach die Kälte und
Subſtanzen annehmen: ſo
r gehen, und unterſuchen,
te für eine Subſtanz ſey,
ür eine Quelle und Natur
nigen, welche behaupten,
, das Zittern, der Schauer,
gen Leiden, die mit dieſen
, kämen von der Rauigkeit
lichter und dreiekigter Fi
ie in den Cörpern liegen ſol
ob ſie ſchon in gewiſſen Stü
ch die Quelle am gehörigen
man mus bei Unterſuchung
von der Subſtanz des Gan
hſam von der Veſta, anfan
ch ſcheinet ſich der Philoſoph
on einem Arzte, von einem
von einem Flötenſpieler zu
: denn dieſen iſt es genug,
achen zu betrachten. Wenn
nächſte Urſache eines Lei
iſt: z. E. daß eine heftige
, oder die Feuchtigkeit,
ine unrechte Röhre gekom
lbige verſtopft hat, die Ur
bers; eine groſſe Sonnen
m Plazregen die Urſache des
ey; und wenn man die Lö
ganz zuhält, ein tiefer Ton
ne: ſo iſt dieſes dem Kunſt
zu ſeiner Sache hinreichend.
rſcher aber; der bei den War
etrachtungen anſtellen will,
Erkänntnis der letſten Urſa
ehen; ſie iſt ihm nur der An
welchen er ſich bis auf die
uſſerſten leiten läſt. Plato
itus haben daher mit Recht,
ache der Wärme und Schwe
ten, ihre Abhandlung nicht
er und der Erde beſchloſſen,
, indem ſie dasjenige, was
me erkannt werden kan, mit
, die ſich nur durch Schlüſſe
en laſſen, verglichen haben,
bis zu den kleinſten, als gleichſam auf den Sammen, fortgegangen. Jedoch es wird beſſer ſeyn, daß wir vorher das Sinnliche abhandeln, darinn Empedokles, Strato und die Stoiker die Subſtanzen der Kräfte ſezen.

Die Stoiker leiten die Quelle der Kälte von der Luft, Empedokles und Strato aber vom Waſſer her. Vielleicht giebt es auch jemanden, der die Erde für die Subſtanz der Kälte annimmt. Wir wollen aber jener ihre Meinungen zuerſt betrachten.

Weil das Feuer nicht nur warm iſt, ſondern auch einen Schein von ſich giebt: ſo mus die dem Feuer entgegengeſezte Natur nothwendig kalt und finſter ſeyn. Denn wie die Finſternis das Geſichte verwirret: ſo verwirret die Kälte das Gefühl, und die Wärme befördert die Empfindung des Gefühls ſowohl als der Glanz die Empfindung des Sehens. Was alſo in der Natur die Quelle der Finſternis iſt, das wird auch die Quelle der Kälte ſeyn. Nun iſt aber auch ſogar denen Poeten nicht unbekannt geweſen, daß die Luft die Quelle der Finſternis iſt. Sie nennen die Luft Finſternis:

Verdikte Luft umgab die Schiffe, und der Mond
Am Himmel glänzte nicht, ſ ſ ſ
Und wiederum:
Die Luft ward ſchnell zerſtreut, der Nebel weggebracht,
Die Sonn glänzte hell, und jeder ſah die Schlacht.

Dieſes iſt alſo die Bewandnis von dieſem. Weil nun ein jedes Ding, wenn es vernichtet wird, in das ihm entgegengeſezte verwandelt wird: ſo laſt uns doch zuſehen, ob man wohl ſagen könne, der Tod des Feuers ſey der Urſprung der Luft. Denn das Feuer ſtirbt ſowohl als ein Thier, es mag nun mit Gewalt ausgelöſchet werden, oder von ſich ſelbſt aus-

gehen. Wenn es ausgelöſcht wird: ſo iſt ſeine Verwandlung in die Luft merklicher; den der Rauch iſt eine Art der Luft, und, wie Pindarus ſagt,

Der Glanz der Luft, der ſich dem Rauche widerſezt,
Ein Dampf und Ausdünſtung, ꝛc. ꝛc.

Doch kan man auch bei einer Flamme, die wegen Mangel der Nahrung, wie etwa auf einem Leuchter, ausgeht, ſehen, daß ſich der oberſte Theil derſelben in ſchwarze und finſtere Luft verwandele. Der Dunſt, der von uns aufſteigt, wenn wir nach dem Bade, oder einer andern Erhizung, in die Kälte kommen, beweiſet ebenfalls hinlänglich, daß die Wärme, wenn ſie ausduftet, in Luft, die ihrer Natur nach dem Feuer entgegengeſezt iſt, verwandelt werde: woraus denn folgt, daß die Luft die Quelle beides der Finſternis als der Kälte ſey. Viel eher, weil die Luft bei wenigen ihre Kraft ſtärker beweiſen kan. Wenn jemand mit einem Gefäſſe Waſſer aus einem Brunnen ſchöpft, und ſelbiges gleich wieder hinein gieſt, doch ſo, daß das Gefäſſe das Waſſer nicht berühret, ſondern in der Luft hängen bleibt, ſo wird das Waſſer in kurzer Zeit kälter ſeyn. Woraus denn deutlich erhellet, daß nicht das Waſſer, ſondern die Luft die erſte Quelle der Kälte ſey. Es frieret kein groſſer Flus bis auf den Grund zu; denn die Luft kan ihn nicht ganz und gar durchdringen, ſondern ſie hält das Waſſer nur ſo weit auf, als ſie zu ihm kommen, und es mit der Kälte berühren kan. Die Ausländer jagen daher Füchſe vor ſich her, wenn ſie zu Fuſſe über einen Flus gehen wollen: denn dieſe Thiere kehren wieder um, wenn das Eis nicht ſtark genug iſt, ſondern nur die oberſte Fläche bezogen hat, und ſie das Geräuſch des unten laufenden Waſſers vermerken. Daß die

s sind nun, mein wehrteſter Phaboris, die Wahrſcheinlichkeiten, aus die h einer gründen kan, der die erſte Kraft r Kälte, der Luft zuſchreibt. Wer ſie r dem Waſſer beilegt, hat eben der chen Gründe.

Wer aber das Waſſer für den rſprung der Kälte hält, bedienet h gleicher Gründe. Denn Empdokles ſagt ebenfalls an einem geiſen Orte:

ie Sonne werden wir beſtändig warm und glänzend,
en Regen aber kalt und durchaus dunkel ſehn.

Denn da er hier das Warme m Kalten, wie dem Glänzenden is Schwarze entgegen ſezt, ſo läſt uns daraus ſchlieſſen, daß die chwärze und Kälte eben ſowohl n einerlei Weſen ſind, als der lanz und die Wärme. Daß aber Schwärze nicht der Luft, ſonrn dem Waſſer zukomme, bezeut die Empfindung. Denn die ſt macht, wenn wir ſchlechtweg en wollen, nichts, das Waſſer gegen alles ſchwarz. Man taunur auch die allerweiſſeſte Wolle, r ein weiſſes Kleid in das Waſſer, wird beides ſo lange ſchwarz ausen und bleiben, bis die Näſſe entder von der Wärme ausgetrok, oder durch Preſſen und darauf egte Laſten herausgedrükt iſt. Inichen wenn man Erde mit Waſſer prenget, ſo werden die Oerter ſelben, wo die Tropfen von Waſhingefallen ſind, ſchwarz werden, die andern aber wie vorhero ausſehen. Selbſt das Waſſer ſieht unten auf der Tiefe wegen ſeiner Menge ganz dunkel, oben aber, wo es nahe an der Luft iſt, iſt es helle und durchſichtig. Unter allen naſſen Dingen iſt keines ſo durchſichtig, als das Oel, weil es unter allen auch die meiſte Luft in ſich hat. Dieſes leztere beweiſet ſeine Leichtigkeit, vermöge der es überall oben ſchwimmt, weil es von der Luft in die Höhe getragen wird. Ja das Oel verurſachet ſo gar eine Stille auf dem Meere, wenn man auf die Wellen gieſt: nicht, weil die Winde, wie Ariſtoteles ſagt, wegen ſeiner Leichtigkeit in ſelbiges hinein fallen, ſondern weil ſich die Wellen jederzeit legen, wenn etwas anderes Naſſes auf ſie gegoſſen wird. Das Oel hat auch ferner die beſondere Eigenſchaft, daß es auf dem Grunde des Waſſers einen Glanz und Durchſichtigkeit verurſacht, weil die naſſen Theile des Waſſers von der Luft zertheilet werden. Denn es läſt denen, die des Nachts die Spongien fangen, den Schein, denn dieſe Thiere aus dem Munde blaſen, nicht nur auf der Oberfläche, ſondern auch unten auf dem Grunde des Meeres ſehen. Die Luft iſt alſo nicht ſchwärzer, als das Waſſer, noch weniger aber kälter. Denn das Oel, welches unter allen naſſen Dingen die meiſte Luft hat, iſt auch unter allen am wenigſten kalt, und gefrieret nur ganz weich; weil die Luft, die in demſelben iſt, nicht zuläſt, daß es hart

fric-

friere. Man tauchet auch eiſerne Nadeln nicht in das Waſſer, ſondern in das Oel, weil man befürchtet, die gar zu groſſe Kälte des Waſſers möchte die Spizen ſtumpf machen. Hievon müſſen nun von rechtswegen die Gründe hergeleitet werden, und nicht von den Farben. Denn der Schnee, der Hagel und der Cryſtall, ſind ſowohl überaus weis, als kalt, und Pech hinwiederum ſowohl wärmer, als ſchwärzer, als der Honig. Ich wundere mich aber, daß diejenigen, welche die Luft deswegen für kalt halten, weil ſie finſter iſt, nicht bemerken, daß ſie andere deswegen für warm anſehen, weil ſie leichte iſt. Denn

tergange eines Dinges angefüh
wird, das iſt nicht einmal wah
Denn alles, was untergeht, wi
nicht in das ihm entgegengeſezte, ſo
dern von dem ihm entgegengeſezte
ſo wie das Feuer von dem Waſſer
Luft verwandelt. Anſchylus hat d
hero nicht ſowohl tragiſch, als wah
haftig von dem Waſſer geſagt:

Hemme das Waſſer, des Feuers Stra

Und Homerus hat den Vulk
dem Fluſſe, und den Apollo de
Neptunus mehr im phyſicaliſche
als poetiſchen Verſtande in d
Schlacht entgegengeſezt. Archil
chus aber hat von denen, die d
gegenſeitigen Meinung zugeth

elt; und dieſes, wie ich glaube,
er Verwandſchaft und Verbin-
n welcher es mit beiden ſteht,
r, weil es beiden entgegengeſezt,
ider iſt. Die der gegenſeitigen
ꝛ zugethan ſind, mögen es er-
auf welche Art ſie wollen, ſo ma-
'alſche Schlüſſe. Es iſt ferner
reimt, wenn man ſagt, die Luft
daß das Waſſer gefriere, da man
Luft nirgends ſelber gefroren
Denn die Wolken, die kleinen und
Nebel ſind keine gefrorne, ſondern
mengedrükte und nicht gewor-
äſſerigte und mit vielen Dünſten
Luft. Trokne Luft aber, Luft,
alle Feuchtigkeit iſt, leidet die
ch nicht einmal dieſer Verände-
h. Denn es giebt Gebirge, de-
ſel bis in die reine und von aller
re Luft reichen, die weder Wol-
h Thau, noch Nebel haben, und
eutlich genug erhellet, daß die
untern Luft vermiſchte Näſſe und
e Verdikung und Zuſammendrü-
urſache. Daß aber groſſe Flüſ-
Tiefe nicht frieren, hat ſeinen hin-
en Grund. Denn das oberſte
n, das zugefroren iſt, läſt die

nicht der Luft, ſondern dem Waſſer zu-
komme, kan man folgendermaſſen bewei-
ſen. Zuerſt iſt es nicht wahrſcheinlich,
daß die Luft, die nahe an dem Aether ſtöſt,
ſeine Oberfläche berührt, und wieder von
einer feurigen und heiſſen Subſtanz be-
rührt wird, eine ganz entgegengeſezte
Kraft haben ſolte. Denn es iſt weder
ſonſt an ſich möglich, da ſie von ihm be-
rührt wird, und an den Gränzen mit ihm
zuſammenhängt, noch der Vernunft ge-
mäs, daß die Natur dasjenige, was un-
tergeht, gleich an das angeordnet habe,
was ihm den Untergang bringt, gerade,
als ob ſie eine Uhrheberin des Krieges
und Streites, nicht aber der Gemein-
ſchaft und Übereinſtimmung wäre. Die
Natur bedient ſich weder ganz einfacher,
noch ſich widerſtreitender Dinge, ſondern
beobachtet eine abwechſelnde geſezte Ord-
nung, vermöge welcher ſich die Dinge,
wegen der in das Mittel geſtellte Gehül-
fen, nicht einander vertilgen, ſondern
mit einander Gemeinſchaft haben, und
einander unterſtüzen. Eben eine ſolche
Beſchaffenheit hat auch die Luft bekom-
men. Sie iſt zwiſchen das Feuer und das
Waſſer geſtellt, ſie theilet und ſammlet
beide, und iſt an ſich ſelbſt weder kalt noch

aber, ſehr troken und heis; und dieſes nicht ſo von ohngefehr, ſondern weil die Kälte und Wärme eine Subſtanz haben. Der gröſte Theil von Lybien iſt ſowohl ſehr heis, als er ohne Waſſer iſt; und diejenigen, die Scytien, Thrazien und den Pontus durchſtrichen haben, erzählen, daß dieſe Länder voller groſſer Seen und tiefer Flüſſe ſind. Die Länder aber, welche an den groſſen Seen und Sümpfen liegen, ſind auch zugleich wegen der Ausdünſtungen des Waſſers die kälteſten. Die Meinung des Poſidonius, welcher die immer friſche und neue Luft auf den Sümpfen als eine Urſache der Kälte angibt, hebt die Wahrſcheinlichkeit der unſern nicht auf, ſondern vergröſſert ſie vielmehr. Denn es würde die friſche Luft nicht zugleich immer kälter zu ſeyn ſcheinen, wenn die Kälte ihren Urſprung nicht aus dem Waſſer gehabt hätte. Homerus hat alſo die Quelle der Kälte beſſer angezeiget, wenn er ſagt:

ers, in Anſehung der Kälte, ſo t
Dürre, in Anſehung der Näſſe, u
Schwere, in Anſehung der Leic
entgegen geſezt. Das Feuer ze
und zerſtreuet alles, das Waſſ
hält und bindet zuſammen, in
durch die Kälte zuſammenzieht un
nander zwingt. Eben dieſes h
Empedokles gemuthmaſſet, wenn
Feuer einen verderblichen Zank, da
ſer aber eine zuſammenhaltende F
ſchaft nennt. Denn alles, was
Feuer verwandelt werden kan,
Nahrung des Feuers. Es wird
ſelbiges verwandelt, was mit il
wand und ihm nicht zuwider iſt.
aber, was ſich gegen daſſelbe fein
verhält, als das Waſſer, kan ni
wandelt werden. Das Waſſer i
mur, daß ich ſo ſage, an ſich ſelbſt
brennlich, ſondern macht auch, d
ne Bäume, friſches Gras und
Holz ſehr ſchwer zu verbrennen

r den ersten Ursprung der Kälte zu
Ich will den Anfang meines Be-
von dem machen, welchen Chry-
als den Hauptbeweis seiner Mei-
nsieht. Und was ist dieses vor ei-
Weil sie der Ursprung der Finster-
Denn wenn er zwo sich einander
n gesezte Kräfte nimmt, und
, daß eine nothwendig aus der an-
lge; so kan ich viele hundert Fälle
en, in denen die Erde der Luft ent-
gesezt, und zuwider ist, und aus
i jemand diese Meinung ebenfalls
könnte. Denn die Erde ist der
ht nur darinn entgegen gesezt, daß
er, und diese leichte ist, daß sie
derwärts senkt, und diese in die
leigt, oder daß sie dichte, und die-
ie, oder daß sie langsam ist, und
ht, diese aber sich sehr geschwinde
chte bewegt: sondern darinn, daß
allerschwersten, und diese am al-
testen, daß sie am allerdikſten, und
n allerdünnesten, und endlich, daß
ich selbst ganz und gar unbeweglich
d beständig die mitlere Gegend ein-
, diese aber sich von sich selbst be-
und ohne Unterlas im Kreise her-
rieben wird. Es ist demnach gar
ngereimt, daß sie derselben auch,
hung der Kälte, und der Wärme,
en gesezt sey, da sie es ihr in so vie-
) so wichtigen Fällen ist. Ja noch
Das Feuer glänzet, die Erde
dunkel, und zwar das Dunkelste,
n allerwenigsten leuchtende unter
Dingen. Die Luft empfängt das
m allererſten, sie wird leicht ver-
, und wenn sie einmal mit dem
erfüllet ist, so theilet sie ihn wie-
enthalben aus; ja sie wird selbst ein
nder Cörper. Denn die aufgehen-
me, sagt ein gewisser dithyrambi-
Dichter:
üllet alsobald das grolle Haus
: Winde, die die Luft durchstreif-
chen.
Durch sie bekömmt die See und das
seinen Antheil Glanz, und die Bo-
den der Flüsse geben einen Widerschein, in so weit sie von der Luft berührt werden. Nur die Erde bleibt unter allen Cörpern beständig finster, und wird weder von den Stralen der Sonne, noch des Mondes, durchdrungen. Sie wird zwar von beiden erwärmt, und läst einen geringen Theil von sich durch die hineinziehende Wärme lauligt werden; allein den Glanz läst sie ihrer Festigkeit wegen nicht in sich hinein, sondern wird nur auf der Oberfläche herum erleuchtet. Ihr Innwendiges wird dahero die Nacht, das Chaos, und der Abgrund genannt; und der Erebus ist nichts anders, als der Schatten, der, dem Lichte der Sonne entgegen stehenden Erde ist. Denn eben so, wie die Luft von der Sonne mit Lichte erfüllet wird, so wird sie von der Erde mit Finsternis erfüllet, und der Theil von ihr, der kein Licht hat, macht, daß es eben so weit und so lange Nacht ist, so weit und so lange ihn der Schatten der Erde bedeket. Daher bedienen sich die Menschen der äusserlichen Luft auch bei der Nacht, und viele Thiere gehen bei derselben auch in der Finsternis auf die Weide: weil sie noch von einigen Fusstapfen des Lichts, und von einigem Ausflusse des Glanzes untermenget ist. Die Luft hingegen, welche sich in den Häusern und unter den Dächern befindet, und allenthalben von der Erde umgeben ist, ist ganz und gar stok finster, und ohne Licht. Auch die Häute und Hörner der Thiere lassen, so lange sie ganz sind, wegen ihrer Dichtigkeit, den Schein nicht durch, so bald sie aber zerschnitten und glatt gemacht werden, werden sie auch, weil sich alsdenn die Luft mit ihnen vermischet, durchsichtig. Ich glaube auch, daß die Poeten die Erde deswegen hin und wieder schwarz nennen, weil sie so sehr finster, und alles Lichtes beraubet ist. Man sieht also, daß der Streit des Finstern, gegen das Glänzende, aus welchem man so viel Wesens macht, sich mehr bei der Erde, als bei der Luft befinde. Jedoch dieses trägt zu der Entscheidung der ge-

3635614

genwärtigen Frage nichts bei. Denn wir haben gezeigt, daß viele Dinge glänzen, und doch kalt ſind, ſo wie wir im Gegentheil viele dunkle und finſtere Dinge antreffen, die doch dabei warm ſind. Folgende Kräfte, als die Schwere, der Stilleſtand, die Dichtigkeit und die Unbeweglichkeit, haben mehr Verwandſchaft mit der Kälte; und von dieſen allen beſizt die Luft gar keine, die Erde ſie aber alle in grüſſerem Grade, als das Waſſer. Die Empfindung lehrt es uns auch, daß dasjenige, was ſehr kalt iſt, zu gleicher Zeit auch hart ſey, und hart mache, und einen Widerſtand thue. Theophraſtus erzehlet, wenn man erfrorne Fiſche auf die Erde fallen lies, ſo zerbrechen und zerfielen ſie in Stüke, wie Glas, oder irrdene Gefäſſe. Du wirſt auch ſelbſt, mein Phaborinus, zu Delphos gehöret haben, daß dererjenigen, die auf den Parnas geſtiegen, um den Thyadern, welche von einem gewaltigen Winde und alle Wärme vertrieben, und alle Feuchtigkeit gefroren iſt. Daher iſt auch die Erde in ihrer Tiefe lauter Eis und Cryſtall, wenn ich ſo ſagen darf. Denn die Kälte wohnet daſelbſt ohne alle Vermiſchung, ohne von etwas erweicht zu werden, und am ferneſten von dem Aether vertrieben. Empedokles meinet zwar, daß dieſe ſichtbaren Theile der Erde, die Klüfte, Steinklippen und Felſen, von dem Feuer, das in der Tiefe der Erde brennt, unterhalten, und geſtüzt würden; allein man ſieht vielmehr deutlich, daß ſie von der Kälte zuſammengezwungen und hart gemacht ſind, nachdem die Wärme aus ihnen vertrieben und verſchwunden iſt. Denn die Kälte macht eines mehr, das andere weniger hart, dasjenige aber am härteſten, darinn ſie zuerſt geweſen iſt. Wie nun aber, wenn die Wärme leichte, und die Feuchtigkeit weich macht, dasjenige, was am wärmſten iſt, auch am leichteſten, und dasje-

ueten. Im Sommer aber ſey-
: uns, der Hize halber, wieder
r Landluft, nicht, weil ſie an ſich
lt iſt, ſondern, weil ſie von dem
iner Natur nach kalt, und die
der Kälte iſt, entſproſſen, und
in die Kraft, die ſich in der Er-
det, wie Eiſen in das Waſſer, ein-
t iſt. Unter allen Flieſſenden iſt
ge, welches von den Felſen und
herabrinnt, und unter dem Brun-
ſer, das, welches in den tiefſten
kälteſte. Denn mit dem lezteren
der Tiefe wegen keine äuſere Luft
hen, und jenes kömmt aus reiner
gemiſchter Erde heraus. So iſt
aſſer bei dem Gebirge, Tannarus,
der Styx genannt wird, und das
arſam von dem Felſen herab-
ſo entſezlich kalt, daß es in keinem
Gefäſſe, auſſer in ſolchen, die
n Hufe eines Eſels gemacht ſind,
alten werden kan, ſondern alle
zerbricht und zerſprenget. Auch
n Aerzten hören wir, daß die Er-
Art nach zuſammen ziehe und kalt
Sie zehlen viele Metalle, denen
er Arzeneikunſt eine dikmachende
ſammenziehende Kraft beilegen.

und flieſſet und blizt, wenn ſie entzündet wird. Die Wärme aber bedienet ſich der Näſſe zur Nahrung. Denn nicht die feſten, ſondern die naſſen Theile des Holzes ſind verbrennlich, und wenn dieſe ausgetroknet ſind, ſo bleiben die feſten und troknen Theile, übrig, und werden zur Aſche. Diejenigen richten nichts aus, welche ſich zu zeigen bemühen, daß auch die feſten Theile verwandelt und verzehrt werden könnten, und ſie deswegen mit vielem Oele und Fette begieſſen und vermiſchen; denn wenn das Fette ausgebrannt iſt, ſo bleiben doch noch allezeit die Erdtheile übrig. Die Alten haben die Erde daher, weil ſie nicht nur ihrem Orte nach unbeweglich, ſondern auch ihrem Weſen nach unveränderlich iſt, und jederzeit in der Wohnung der Götter bleibt, Heſtia oder Veſta genannt, von ihrem Stillſtande, und ihrer Dichtigkeit, deren Band die Kälte iſt, wie der Naturkündiger Archelaus ſagte, weil ſie nichts aufzulöſen, oder weich zu machen im Stande iſt, indem ſie weder warm, noch laulicht gemacht werden kan. Diejenigen, welche ſagen, daß ſie zwar empfunden hätten, daß die Luft und das Waſſer kalt ſey, nicht aber die Erde, ſehen nur

reinen, himmliſchen Feuers aber nicht durch das Gefühl erhalten: ſo wie auch dieſe die Beſchaffenheit der Erde in der Tiefe nicht empfinden, die man doch vornemlich für die rechte Erde zu halten hat, weil ſie daſelbſt von allen andern abgeſonderſt iſt. Es dienen hier auch die Felſen zum Beweiſe dieſer Meinung, welche eine groſſe beinahe unerträgliche Kälte aus der Tiefe heraus bringen. Diejenigen dahero, welche einen kalten Trunk verlangen, werfen Kieſelſteine in das Waſſer: denn dieſes wird durch die Kälte, die aus den Steinen ganz friſch und lauter heraus fährt, dichter und ſchärfer gemacht. Man mus demnach wiſſen, daß wenn die alten Weiſen und Gelehrten glaubten, daß die himmliſchen mit den Erdtheilen nicht vermiſcht wären, ſie nicht ſowohl auf die Orter, was gleichſam auf einer Wage unten oder oben ſchwebte, ſahen, als vielmehr auf den Unterſchied der

denſelben gleich blindlings zu
len.

M. Ag

Ob man die Juden mit g
Gewiſſen aus einem Lan
oder Staat vertreiben könne

Dieſe Frage wird von einig
Ja, von andern abe
Nein beantwortet, bei dene
uns jezo nicht aufhalten, viel w
uns zum Richter darüber aufw
ſondern nur ſo viel melden w
daß viele Könige gar kein Bed
getragen haben, die Juden a
ren Staaten zu verbannen.
meldet Tacitus lib. 2. Annal. vo
Kaiſer Tiberio, daß er denen l

aufzuhalten.

ngegen gibt es in Teutſchland
elen Orten nicht wenig, wie
n Böhmen, und inſonderheit
ag, Pohlen, Lithauen, und
ſchneuſtein; nicht aber in Rus-
Ferner werden ſie in Italien
roffen; ihre gröſte Niederlage
aben ſie in Griechenland, Con-
ropel, Adrianopel, Theſſa-
und Smirna, allwo über
o. ſeyn ſollen; die meiſten aber
u Aleppo, Tripoli, Dama-
n der Inſul Rhodus, in A-
, zu Alexandria, Cairo, Al-
d Tunis. Eine nicht gerin-
Menge findet man in denen
roccaniſchen Reichen, in wel-
: aus Spanien und Portugall
theils gewichen, da ſie von
Königen Ferdinand und E-
ſ vertrieben worden. End-
h auch in Holland, allwo alle

ſie ſich ſchon von etlich hundert Jah-
ren her groſſer Privilegien und Frei-
heiten zu erfreuen gehabt, ſo ſie an
andern Orten nicht gefunden gehabt
haben. Dieſe groſſe Freiheiten aber
erhielten ſie von dem polniſchen Kö-
nige Caſimiro Magno, weil er, wie
Cromerus lib. 12. Hiſt. Pol. erzehlet,
eine ſchöne Jüdin, Namens Eſther
zur Concubine hatte, welche denen
Juden groſſe Vorzüge zuwege ge-
bracht, welche hernach der Herzog
Bolerlaus beſtättiget hat: Es iſt
aber kaum zu glauben, daß ſich ein
ſo guter König eines ſo gottloſen Bei-
ſchlafs ſolte bedienet haben. Dem
ſey nun aber wie ihm wolle, ſo iſt
doch gewis, daß ſich die Juden in
Pohlen noch heutiges Tages gro-
ſer Freiheiten zu erfreuen haben, ob
ſie ihnen ſchon zimmlich beſchnitten
worden.

Gedach ſind ſie an dem Reſte der

gen eines alten Privilegii, vermöge deſſen, ſolches erlaubt werde. Allein man kan nicht ſehen, wie ein ſolches Privilegium ſtatt haben könne. Denn ob ſchon nicht zu läugnen, daß die Juden der Chriſten abgeſagte Feinde und Blutigeln ſeynd, und viele davor halten, es wäre am beſten, wenn man ſie gar nicht gedulte, ſo kan man ſie doch an denen Orten, wo ſie Schuz zu genieſſen haben, auch nicht wohl geſtatten, daß man ſo übel mit ihnen verfahre; vielmehr iſt man verbunden, ſie, wo man ſie ſchon einmal aufgenommen, zu gedulden, und ihnen den verſprochenen Schuz und Sicherheit angedeien laſſe, welcher Meinung nebſt ſehr vielen andern auch

Gleichwohl dürfen es die Studenten zu Cracau an dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti thun. Aber warum verjagt man ſie nicht lieber gar aus dem Königreiche? Allein ſolches kan nicht wohl geſchehen, dieweil ſonſten die Anzahl der Einwohner um ein groſſes geſchwächt werden würde. Zudem würden ſie, wenn man ſie verjagen wolte, viele Reichthümer mit ſich aus Pohlen ſchleppen, und denen polniſchen Einwohnern und Chriſtlichen Kaufleuten vielen Schaden zufügen, indem die meiſten mit der Chriſten Geld und Waaren handeln.

Indeſſen iſt es gewis, daß die Juden denen Pohlen in vielen Stü-

ánger hätten ertragen kön-
wie ſolches Joachim Paſto-
1. bell. Scyth. Coſſar. er-

nnenhero ſind auch die polni-
uden nicht allein mit ſchweren
ibutionen belegt worden, ſon-
ſie müſſen auch noch überdis
ahr ein groſſes Kopfgeld ge-
und zu des Reichs Schaze lie-
welches auf dem Reichstag
1683. auf 105000. fl. geſezt
n, und in Lithauen zum öf-
4000. fl. beträgt. Dieſe Sum-
rd zuweilen erhöhet, wie denn
ſt vor nicht gar zu langen Jah-
nen Juden in denen Conſtitu-
auferlegt worden, noch 5000.
iſch über ihr ordentliches
eld zu bezahlen.

i allen dieſen Drangſalen ha-
h doch die Juden in der Welt
r angehäuffet, daß einige Hi-
(qua fide, nescio) durchaus
pten wollen, es wären heuti-
ages noch eben ſo viel Juden
Welt, als vor Zeiten in Ca-
geweſen wären, worüber man
lig zu verwundern hat, wenn
edenket, was vor entſezlichen
rlagen, Verfolgungen und
ren ſie unter etlichen römi-
Kaiſern unterworfen geweſen.
es melden die Geſchichtſchrei-
daß viele 100000. Juden nur
m Kriege umkommen wären,
der Maſacren und Verfolgun-
gedenken, die ſie in der Tür-
nd allen Chriſtlichen Ländern
ausſtehen müſſen. Es heiſt
heil.

alſo von ihnen recht, wie Horatius bei einer andern Gelegenheit ſagt:

Duris uti lex tonſa bipennibus
Nigræ feraci frondis in Algido,
Per damna, per cædes ab ipſo
Ducit opes, animumque ferro.

Die Rabbiner bedienen ſich ihrer Gewohnheit nach, einer zimmlichen Hyperbole, wenn ſie ſagen, es könnten dieſe Maſacren von dem Blut ihrer ſogenannten heiligen Nation ein ganzes Meer formiren, ſo ſich weit über eine Meile Weges erſtrekte.

So wunderbar nun die Menge der Juden, ſo merkwürdig iſt auch ihre Zerſtreuung, indem ſie ſich in Orient, China, Indien, Europa, Africa, und America überal ausgebreitet haben.

So hat man ſich auch nicht weniger zu verwundern, wenn man bedenket, wie feſt ſie an ihr Geſez halten, ungeachtet ſie überal, wo nicht verfolget, doch wenigſtens verachtet, oder ſonſten gedrukt werden, und da ſie, welches am meiſten zu verwundern, in groſſer Menge von ihrem Glauben abgefallen ſind, als ſie noch unter ihren eigenen Königen in Canaan lebten.

Wenn wir aber die Urſache unterſuchen, ihrer Menge, ſo halte davor, daß dieſes viel dazu contribuiret, weil ſie keine Waffen tragen, oder im Kriege dienen dürffen, worinnen ſo viel tauſend Menſchen umkommen, und ſodann auch weil ſie alle eine groſſe Begierde zum Heirathen haben, daher ſich auch die Mannsperſonen gar oft verehligen, ehe ſie noch einmal das zwanzigſte Jahr erreicht haben, indem ein jeder in der betrüglichen Hofnung lebet, daß der Meſſias aus ſeinen Lenden entſprieſſen könnte. Dannenhero halten ſie auch den eheloſen Stand, vor einen von GOtt verfluchten und verhaſten Stand.

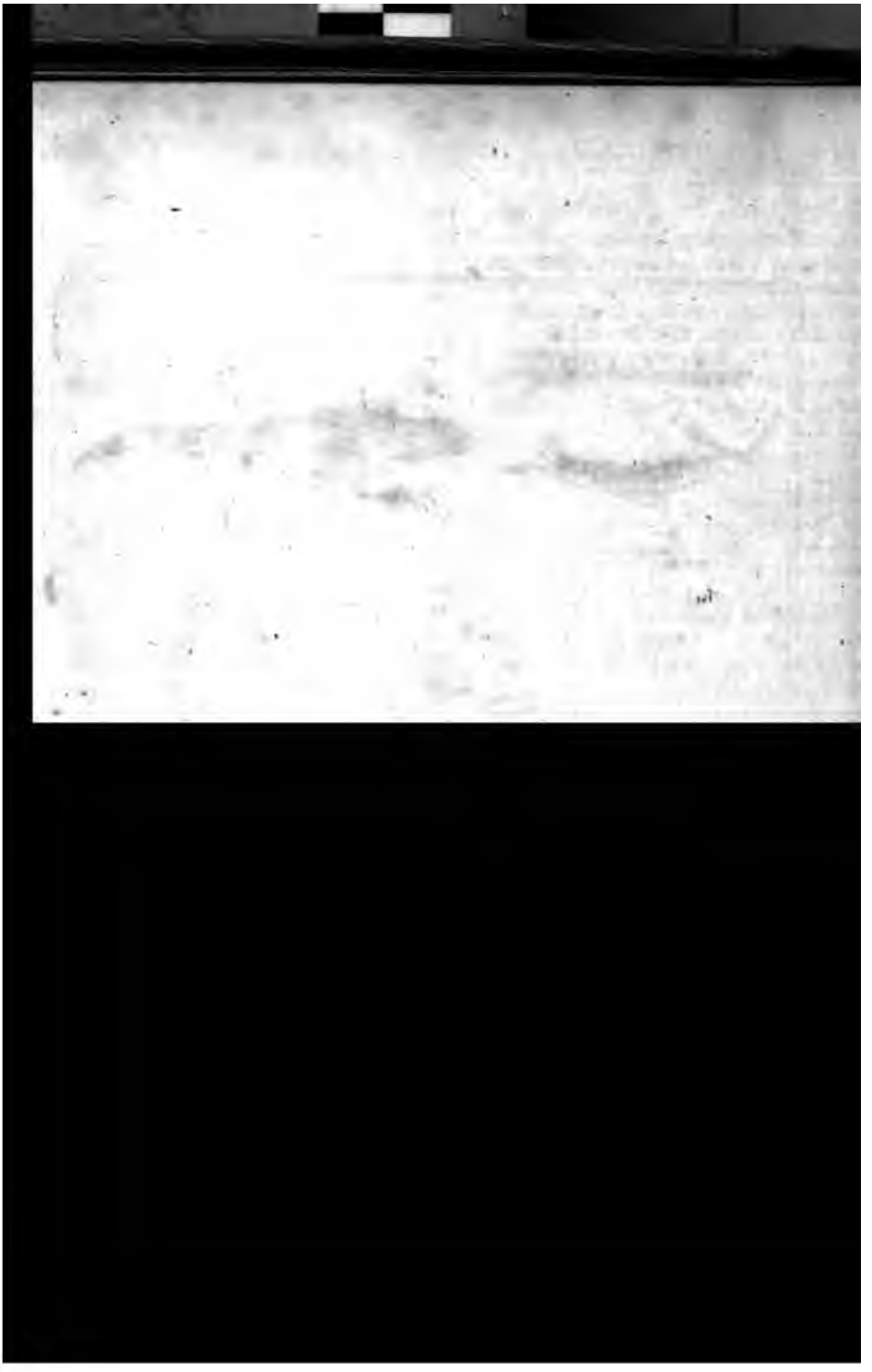
2) Die Urſache ihrer Zerſtreuung mag wohl ſeyn, weil ſie der Verfolgung und des Herumziehens ſchon gewohnt ſeyn, maſſen ſie ſchon damalen, als noch ihr Tempel ſtande, zum öftern aus ihrem Lande getrieben, und überal zerſtreuet wurden, um nur ihr Leben zu retten. Zudem treibet ſie ihr Handel überal zu Waſſer und Land herum, und, weil keiner einem Amte unter denen Chriſten vorzuſtehen fähig iſt, ſo hat er auch nicht nöthig, allezeit an einem Orte zu bleiben. Dieſe Zerſtreuung hätte gar oft ihrem irrigen Glauben einen ſehr groſſen Stos geben können, wenn ſie

3) Nicht ſo ſehr an ihr Geſez hielten, wie ſcharf und ſtreng auch daſſelbige iſt. Und hierzu thut viel, daß ſie alle unter einem Corpore leben müſſen, und ſich nicht anders, als unter einander verheirathen dürffen. Hierzu kommt

Beſchreibung der Misg
von einem Schaaf.

Die andern Figuren ſtellen den. wurm, und andere den Caſſ ſchädliche Thiere vor, welche ſowohl der Frucht als dem Ba tig ſchaden ſollen.

Wenn nichts in der Natur den, daß die Ordnung ih ſeze beobachtet, ſo darf ſie kein nung und Unvermögen beſchu wenn ſie einige Misgeburten bringt, dieweil ſie von ihren ge chen Geſezen abzuweichen ſchein dem ſie ſolche mangelhafte Indivi vorbringt, als dieſe allhier, ſo burt eines Schaafes vorſtellet. uns die Natur durch einen ſo ſond Umſtand zu verſtehen gegeben, wenn ſie will, in Hervorbring Thiere Wunder thun kan, inden



n, daß es vor der gehörigen Zeit
lt gebohren worden. Es hatte
kenſchenkopf, deſſen Hirnſchale
ar. Aus dem obern Theil der
ieng ein fleiſchichtes Horn, wel-
terwarts hienge, und ein wohl-
es Ochſenauge verborgen, das
m Geſicht ſtande, wobei ſonſt die
ſeyn pflegte, und endigte ſich ein
n der obern Lippe. Doch zeichnete
icht ſo lang, als es ware, damit
Auge dieſer Misgeburt nicht ver-
darf. Die Stirn war vollkom-
hl gebildet; es hatte keine Naſe,
ul ware wie bei uns, ingleichem
n; Die Ohren auf der Seite wie
m Pferde, wie auch der Hals,
übrige Theil des Leibes ware nicht
einem Kalbe unterſchieden. Die
die ich hier vorſtelle, ſo nach dem
l geſtochen, zeiget ſeine ganze
he Geſtalt.

h hielte aus der Beſchaffenheit des
davor, daß wenn auch dieſes Un-
zu rechter Zeit wäre gebohren
, es doch nicht lange würde ge-
en, dieweil es, da ihm die Na-
, keine rechte Luft hatte. Es iſt
daß man nicht weis, warum es
ur, als ein berühmter Natura-
icht damit verſehen habe. Dieſen
l hat ſie durch etwas anders erſe-
nen, welches ich vielleicht würde
m haben, wenn dieſe Misgeburt
ier Gewalt geweſen wäre, und
natomirt hätte. Das Schaf brach-
d zur Welt, und es war ſo klein,
m es gar wohl vor eine unzeitige
erkennen konte.

er Himmel vor die Men-
n mehr Nuzen in die Thie-
re, als Bäum und Früchte
gelegt habe?

halte dieſes vor eine curioſe
d überflüſige Frage: Ob GOtt
Leuten in warmen Ländern
Güte und Liebe erwieſen, als
in denen kalten, weil ſie mehr Uber-
flus, Reichthum und Annehmlich-
keit in allen Dingen haben, als dieſe?
indem ja der heil. David ſchon längſten
den Ausſpruch gethan, daß GOttes
Güte, ſo weit reiche, als der Himmel
iſt; Und ſeine Wahrheit, ſo weit die Wol-
ken gehen. So machet auch dieſes keinen
Vorzug in der Liebe GOttes, daß ande-
re reicher und glükſeeliger, maſſen ſolches
mehr ein Zeichen der Gottloſen iſt, als
denen GOtt auch nach Davids Aus-
ſpruch den Bauch mit ſeiner Güte füllet,
welche die Fülle haben, und ihr Gut ih-
ren Kindern laſſen. Dennoch aber iſt
nicht zu leugnen, daß die in der heiſſen
Zona, und nächſt an derſelben liegende
Länder viel edler an Thieren und Früch-
ten und mit gröſſerer Herrlichkeit bega-
bet ſeyn, als die kalten oder dieſe, wor-
innen wir wohnen. Abſonderlich aber
erzeiget ſich der Vorzug der warmen Län-
der in der unbeſchreiblichen Menge, den
Nuzen und der Zierde der Bäume und
Früchte, worüber man ſich nicht zu ver-
wundern, indem die Sonne als die Ge-
bährerin derer vegetabiliſchen, oder
wachſenden Cörper, allda am mächtig-
ſten iſt, und perpendiculariter oder ſtark
wirket, da ſie hingegen ſolches bei uns
nur oblique oder ſchwach verrichtet. Da-
her will ich vielmehr allhier dieſe Frage
erörtern:

Ob GOtt vor die Menſchen mehr
Nuzen in die Thiere oder aber in die
Gewächſe und ſonderlich in die Bäu-
me geleget habe? welches leztere ich da-
her zu behaupten ſuche, weil 1) ſolches
Geſchöpfe ſeyn, die vor andern in die ge-
ſeegnete und vortrefliche Climata gehö-
ren; 2) weil der Menſch ſeine zeitliche und
ewige Glükſeeligkeit anfangs durch un-
zeitige Genieſſung der Baumfrucht ver-
lohren, er ſich dadurch in ſeinem Jam-
merſtand einigermaſſen wieder erquiken
kan. 3) Erweiſet ſolches einiger Bäume
unbeſchreibliche Nuzbarkeit, indem der
Menſch alles, was er zu ſeinem Leben
nöthig hat, davon nehmen kan. Alſo

iſt z. E. der in Oſtindien wachſende Cocosbaum von einem unbeſchreiblichen Nuzen, indem er Holz zum Bauen, und Nüſſe zu Kleidern, Speiſe- und Trinkgeſchirr gibt. Daher er auch denen Indianern nüzlicher iſt, als bei uns einem Bauren ſeine Kuhe, und gleichwohl nicht ſo groſſe Wartung und Futter vonnöthen hat. So iſt auch der Saft der Cocosnüſſe eine rechte Arzenei vor viele Krankheiten. Den Kern der Nus kan man an ſtatt des Brods brauchen, auch die Brühen damit ſchmakhaft machen, und er führet ein Oel mit ſich, welches man zum Brennen brauchet. Von denen Blättern dieſes Baumes werden die Häuſer der Indianer gedekt, Hüte vor Männer und Weiber gemacht, ingleichem ſtatt des Papiers gebrauchet. Wieder anderer Dinge nicht einmal zu gedenken.

So iſt auch die Aloe von einem unDer Oelbaum das bekannte Baumoel, und der Weinſtok den niemalen genug geprieſenen Weine. So ſind auch vielerlei Arten Bäume in Oſt- und Weſtindien, aus deren zarten Rinden man mancherlei Art Zeuge und Leinwad macht. In Tzina iſt der Talkbaum, ſo gutes Talk träget, ſo dem von denen Rindern und Schaafen gleich kommt, welches in des P. le Comte heutigen Sina beſchrieben, und zu weiſſen Lichtern, ingleichem zu Oehl in die Ampeln gebrauchet wird. Ferner wachſen daſelbſt in der Gegend der Stat Kiarchen viele Meelbäume. In dem atlandiſchen Eilande, wie auch bei denen Chineſern findet man Bäume, welche dem Stal an Härte nichts nachgeben, und zu Waffen und Pflugſcharen dienen, wie denn auch die daraus gemachte Nägel länger, als die eiſernen dauern. Ferner wächſet allda auf denen Bäumen Alaun und Schwefel; in Ungarn ſoll ſich zum öftern das Gold wie Ezheu um die

ben ein Oel, welches eine unüber-
he Kraft wider die Faulnis hat,
raus ein Papier verfertiget, wel-
malen vermodert. Und wer wol
ielen und unzählbaren Arten der
und ihren Nuzen erzehlen können.
eſes erweiſet zur Gnüge, daß der
und allweiſe Schöpfer mehr Nu-
ie Bäume und ihre Früchte vor die
en geleget, als in die Thiere,
ß ſie alſo weit höher zu ſchäzen,
r groſſe Baum, welchen Anno
er Landgraf Heinrich in Thürin-
) Meiſſen, als er ein prächtiges
er, nach Northauſen ausgeſchrie-
te, von gediegenem Silber auf-
lieſe, auf welchem güldene Aep-
igen; von dem denen Ritteren,
eden nach ſeinen Meriten, Blät-
Aepfel und Zweige ausgetheilt
i.

s erweislich, daß jede ation ihr beſonderes Laſter habe?

Menſchen gleichen zum öftern
men Ferngläſern: Denn gleich-
ſe auf der einen Seite die Gröſſe
inges vermehren, auf der andern
rringern; alſo erkennen wir auch
glich, wann wir von denen Af-
zeführet werden, diejenigen La-
ht, deren Ehrſucht wir ſchmei-
welchen wir aber mit Fleis nicht
hl wollen, ob wir ſchon keine Ur-
zu haben, dennoch alles als La-
rtheilen, obgleich keine da ſeyn,
s der Müke einen Elephanten ma-
Man darf ſich alſo gar nicht wun-
wenn man von einer Sache ſo vie-
rtheile und Meinungen findet, und
ien Nationnn bald dis, bald je-
oniret, nachdem die Neigungen
r mit uns gebohren, oder von
erkauft worden, oder die blinde
e zu läſtern in denen Menſchen
uzelt iſt.

Aus dieſer Quelle ſind, wie Thomas Broune in Relig Medic, P. II. Sect. IV. recht angemerket hat, die Läſterungen und Schmähungen gefloſſen, womit nicht nur gewiſſe Lebensarten, ſondern auch ganze Nationes belegt, und ſo zu reden, ſchwärzer, als die Hölle gemacht werden, indem einer dem andern allerhand Laſter andichtet, mit ſchimpflichen Prædicaten antaſtet, und à particulari ad univerſale ſchlieſſen, oder einiger weniger Verbrechen auf alle, nach dem Misbrauch der Logic, zu bringen ſich nicht ſcheuet. Alſo hat zwar der heilige Apoſtel Paulus Tit. l. 12. die Cretenſer Lügner genennet, er hat ſich aber der Autoritæt eines heidniſchen Poetens dabei bedienet. Denn Juvenalis nennet die Griechen Lügner, wenn er Satyr X. ſaget:

- - - - Ecquid Cræcia mendax.
Audet in Hiſtoria. - - - i. e.

Und was ſich das lügenhafte Griechenland in der Hiſtoria unterſtehet.

Die Sykariter wurden vormalen wegen ihrer allzugroſſen Neigung zur Wolluſt von jedermann gelaſtert, und als ſolche Leute beſchrieben, die ihr höchſtes Gut allein in der Uppigkeit ſuchten. Und die alten Sarder wurden vor ſolche unſinnige Narren gehalten, welche nur allein ums Geld feil wären. Daher das Sprichwort entſtanden, Sardi vocales i. e. unnüze Leute, die man zu nichts brauchen kan. Andere Exempel mit Stillſchweigen zu übergehen. Wer mehr dergleichen üble Prædicata leſen will, die man ehemalen ganzen Nationen beizulegen hat, der findet viele davon bei dem Alexandro ab Alexandro l. 4. Genial. Dier. c. 13. Cornelio Agrippa de vanit. Scient. c. 54. Levino Molken in Not. ad Releg. Medic. part. 2. Sect. 4. und andern mehr fleiſig aufgezeichnet.

Daß aber ein jedes Land ſeinen eigenen Geiſt habe, welcher die Weiſe und Begierde des Vaterlandes, denen auf

die Welt kommenden Menſchen alsbald, und gleichſam mit der Muttermilch einpräge, meinet der ſpizfindige Bardaius in ſeinem Icon. anim. cap. 2. welches er auch weitläuftig zu erweiſen ſuchet, quo jure aber mag er verantworten. Petrus Firminus nennen denſelben Geiſt in Secul. Gen. Diſſert. I. Genium, und ſaget, es habe ein jedes Land ſeinen Genium oder Geiſt, der verſchiedene Neigungen vor andern, und eine beſondere Lebensart ſeinem Volke mittheile. Es iſt unnöthig, allhier erſt weitläuftig zu unterſuchen, wer denn dieſer Genius oder Geiſt ſey, oder ob es eine höhere Urſach, durch deren Gewalt die Gemüther derer Menſchen regieret werden. Denn dieſes finden wir bei dem Friderico Lindenbrokio in Not. ad c. 3. Cenſorini de die natali Marſil. Ficino lib. de vita cœlit compar. c. 23, & Robert. Flut. in Hiſtor. Microſmi Tract. 1. Sect. 2. Part. 4. l. 3. c. 10. §. zur Gnüge erkläret.

ſolche, die von einer finſteren H
doch unter dem betrüglichen Sch
Ernſthaftigkeit mit einer verbo
Weisheit gleichſam ſchwanger ſey
nige ſind ſowohl in geiſtlichen, a
lichen Dingen ſtets unbeſtändig.

Es iſt insgemein bekannt, d
Franzoſen vor ſehr leichtſinnige
ther gehalten werden. Daher
auch Didac. Savedra Symb. Polit.
ihnen, daß ihre beſte Triebe eben
ſchwind wieder vergehen, und er
als ſie gebohren worden, und di
kennet auch Thuanus ſelbſten lib.
ſtor. Philippus Cominæus lib. 4.
lo Neapolitano ſchreibet hiervor
Diejenigen haben recht, welche
daß der Franzoſen Gemüther
und geſchwind ſeyn, Kriege an
gen, allgemach aber wieder
werden, und das Ungemach ga
ertragen können.

[redacted]

t mit Sauffen zubringe. Ja
, als wenn Barclajus über dieſe
ie Auslegung gemacht habe,
ip. Icon. alſo ſchreibet: Es hat
lk eine ungemeine groſſe Be-
um Saufen eingenommen,
tet das Laſter erkannnt, und
i ſoviel freier ausgeübet und
wird. Und dieſe Thraciſche
: dienet nicht nur zur Wol-
dern wird auch zum Theil,
)öflichkeit und gute Zucht an-
Denn die Teutſchen halten
aß man die Fremden auf kei-
)ere und angenehmere Art,
) ein langes Freß- und Sauf-
willkommen könne, und daß
: alsdenn die wahre Wohlge-
it gegen ſie an den Tag lege,
: ſich nicht weigern, ihnen
:ſcheid zu thun.

die Engelländer zu Aufruhren
trungen geneigt ſeyn, hat die
g ſchon zum öftern gelehret,
ſagt von ihrem Vaterlande im
)rt: Angleterre bonne terre,
it mauuaiſes gens. i. e. Engel-
i gutes Land; gut Geld, ein
lk. Dieſer böſen Freiheit be-
ſich nicht nur in weltlichen Din-
dern auch in Kirchenſachen,
' jemand des Georgii Hornii
i dem Zuſtande der Brittanni-
hen liſet, ſo wird er daraus er-
)aß Engelland eine Mutter al-
i und falſcher Lehren ſey. Denn
tet auf dem 84. Blate, daß in
) 180. Secten im Schwang wä-
eben dieſer Hornius erzehlet aus
.duardi Gangræna pag. 52. daß
rei und keine Gotteslaſterung
ſuſion in der Religion ſo gottlos
e man in Engelland nicht finde,
ıicht allda noch entſtehen könne,
)philus Spitzerus ſagt Scrutin.
Part. 2. c. 9. iſt gleichfals dieſer
. So wollen auch einige Autores
ı; daß keine Nation ſo verände-
lich ſey, als die Engelländer, maſen ſie auch die Franzoſen an Unbeſtändigkeit übertreffen ſollen. Viele glauben, daß das Clima hieran Urſache ſey, andere aber, daß ſolches von der groſſen Freiheit herrühre, welche ſie zu genieſſen haben. Die Königin Eliſabeth hat dieſen Fehler an ihren Unterthanen gar wohl erkannt, weswegen ſie ihnen ein gutes Exempel geben wolte, und die Worte: Semper eadem: allezeit einerlei, zu ihrer Diviſe erwehlte. Denn quid eſt ſapientia: Was iſt Weisheit? fraget Seneca, und antwortet ſich hernach ſelbſten: Semper idem velle, & idem nolle: Allezeit beſtändig einerlei wollen, oder nicht wollen.

An denen Italiänern tadelt Barclajus cap. 6. Iconis ihre Unverſöhnlichkeit, und daß ſie auch ſogar durch keine Raache beſänftiget werden könnten, welches ein merkwürdiges, aber auch bekanntes Exempel bezeuget, weswegen es auch unnöthig, ſolches allhier zu widerholen, wiewohl Thomas Brovvne an der Wahrheit dieſer Geſchichte zweiffelt. Sonſten ſagt man auch, daß ſie einen Abſcheu vor dem Krieg hätten: und ſich mehr darum bekümmerten, wie man die Action mit der Tabaquiere recht galant mache, als um das gefährliche Metier des Krieges, welches ſowohl, als andere Dinge ſeine Theorie und Praxin hat; allein der lezte-re italiäniſche Krieg hat das Contrarium gewieſen.

Dieſe allgemeine Beſchuldigungen, ſo man denen Nationen beileget, habe ich ein wenig weitläuftig erzehlet. Jedoch keinesweges mit dem Vorſaz, ſolchen überhaupt Beifall zu geben, ſondern den ſchändlichen und ungerechten Irrthum deſto mehr zu entdeken, durch welchen man wider die Liebe ſündiget, indem man ſich unterſtehet, alles nach einem Maas zu meſſen, und wegen einiger wenigen Leute Gebrechen alle durch die Hechel zu ziehen. Da man doch billig erwegen ſolte, daß, was an einigen die Un-

mäſigkeit thue, ſolches bei andern die Natur und der Genius oder die Art des Orts mit ſich bringe. Zum Exempel, wir läſtern einige wegen des vielen Trinkens, und klagen ſie als Säuffer an; wiſſen aber nicht, daß ſie die Gewohnheit ſchüze, oder die Nothwendigkeit, welche ſich an keine Geſeze bindet, entſchuldige.

Eben daher vertheidiget auch Bodinus lib. 5. de Republica cap. 1. die Teutſchen, welchen man das allzuſtarke Trinken vorwirft, und erweiſet durch viele Gründe, daß ſolches ein Laſter des Landes, keinesweges aber der Leute ſey: Denn er ſagt, daß die, ſo von Süden gegen Norden reiſten, viel dürſtiger und hungriger würden, als diejenigen, welche von Norden gegen Süden giengen; Es ſey in denen Ländern gegen Mitternacht eine viel gröſſere Hize zu finden, als in andern, und folglich eine viel tro-

Teutſchen zu einem Troſt, daß ſie
längſten viel durſtige Brüder gehal
ben. Die Perſer ſezten dem Königi
rio als eine beſondere Lobſchrift au
Grab, daß er ein groſſer Held im Tr
geweſen ſey. Der groſſe Alexander
te denen Säuffern einen Talent zum
geszeichen aus. Bei denen Griechen
re das viele Trinken ein uraltes
werk. Alcibiades hat nicht nur
ſeinen Schlachten, ſondern auch
ſeines vielen Trinkens einen groſſen
men erhalten. Die alten Römer
dem Trunk gleichfalls ſehr erg
Marcus Antonius ſchrieb von
Trinkkunſt ein eigenes Buch. Der
des Ciceronis wurde vor eben ein
groſſen Säuffer gehalten, als ſein
ein Redner ware. Tiberius war
groſſer Held in Gläſern, als im F
und hielte Torquatum nur wegen
ſeltſamen Saufkünſte in ſeiner B

ıde achteten, womit auch Flaſcus übereinſtimmet, wenn er ſt bei denen Franzoſen nichts s, als den Glauben zu bres d noch dazu zu lachen.

man die Spanier eines Hochſchuldiget, will Joannes Mariaciden: indem er ſie von aller igkeit und Stolz frei ſpricht, der Haſs, der bei denen Ausegen ſie entſtanden, ſey ein unher Gefehrde groſſer Reiche. es thut auch Didac. Savedra l. 81. indem er ſagt: die Ehre muth, welche dem Stolz zuge- und von andern Nationen verde, folge hauptſächlich der als ihrer Führerin.

auf ſolche Weiſe werden auch die der, Italiäner und alle andere von denen ihnen aufgebürteten eigeſprochen, womit wir aber vegen Mangel des Raums nicht wollen.

ung einiger Entdekunſchon vor einigen Jahren in Staatspoſtillion bekand gemacht die Ausdünſtung betreffend, it dem Vergröſſerungsglaſe ſind vorden, und die Herr Vigneville in den Melanges d'Hiſtoires le Litterature T. 2. p. 457. folgender maſſen beſchreibet:

r zu Londen angelanget wa-

kam ein Kaufmann in unſere ag, und brachte uns verſchiekwürdigkeiten des Landes. Ein dete ſeine Augen auf ſolche Sae er am meiſten liebte. Einige ich Spizen, andere Bänder, ne Strümpfe; ich aber verſorgnit Fern- und Vergröſſerungs- Derjenige, welcher mir ſelbi- ge verkaufte, war ein ſehr geſchikter Mathematicus, der viel Verſtand hatte, und zimmlich gut Franzöſiſch ſprach. Ich bewirthete ihn bei dem Mittagseſſen, und weil er mit der Mahlzeit, die ich ihm gab, ſehr wohl zufrieden war; ſo ſagte er mir, daß er etwas rechts merkwürdiges habe, welches er mir zeigen wollte. Er zog aus einem Fütteral von Chagrin eine Art von geſchliffenem Glaſe heraus, das mit Schilkrötenſchale eingefaſt, und eigentlich ein ganz auſſerordentliches und ſo vortrefliches Vergröſſerungsglas war, daß man dadurch nicht nur die unbegreiflichſten Würmerchen, ſondern auch die allerkleineſten Luftſtäubchen des bekannten Epicuri, die feineſte Materie des Carteſii, die Ausdünſtungen der Erde, die Ausdünſtungen, welche unſer Cörper von ſich gibt, und die Einflüſſe der Geſtirne, ſehen konnte. Bei der erſten Probe, die ich damit machte, als ich mich von meinem Mathematico ohngefehr 5. bis 6. Schritte entfernet hatte, ſahe ich auf ſeiner Kleidung eine unendliche Menge kleiner Würmerchen, welche die Wolle davon mit einer unglaublichen Begierde fraſſen, und hierdurch erkannte ich wider die gemeine Meinung, daß nicht wir unſere Kleider nuzen, ſondern daß ſelbige eine Speiſe der Würmer ſind. Ich veränderte meine Stellung, und drehete mein Vergröſſerungsglas ein wenig um, da es dann ſchien, als wenn mein Mathematicus in eine Wolke eingehüllet wäre. Er ſagte mir, es ſeye dasienige, was ich jezo ſehe, die Ausdünſtung, die nach der Mahlzeit zu geſchehen pflege, und ich ſollte dadurch überzeugt werden, daß Santorius uns nicht zu viel habe bereden wollen, wenn er zu behaupten geſucht, daß von allem, was wir äſſen, über die Helfte ausdünſte. Wir giengen in die Küche, wo ein Stuk Rindfleiſch vor die Bedienten am Bratſpieſſe ſtak, und ich hatte das Vergnügen, mit eben dem Vergröſſerungsglaſe zu ſehen, wie das Feuer alle Theilchen des Holzes trennete, welche es berührte, und ſolche durch die Wa-

wegung ſeiner Gewalt gleichſam als ſo viel kleine Spieſſe wider das Rindfleiſch ſtieſe, auch in alle deſſen Theilchen hinein ſchob, wovon einige zu Saft wurden, andere aber ſich in eine angenehme Ausdünſtung verwandelten, welche die Küche erfüllete, und die Naſenlöcher kützelte. Wir begaben uns aus unſerer Behauſung und ſahen einem Ballſpiel zu. Vier junge Leute ſpielten allda. Ich empfand zu dem einen von dieſen Vieren eine ganz beſondere Neigung bei mir, und von einem andern einen groſſen Abſcheu, mit einem ſtarken Verlangen, daß der eine gewinnen und der andere verlieren möchte. Ich betrachtete ſie alle beide mit einem Vergröſſerungsglaſe. Die Bewegung, in welcher ſie waren, machte, daß ſie viel ausdünſteten, und der Dampf von ihren Ausdünſtungen kam bis zu mir. Ich unterſuchte alle Theilchen und alle Figuren deſſelben, und ich merkte, daß die

von dem Haaſen ausbreiteten, die eine bald auf die andere Seite die Naſenlöcher der Hunde dadur zet und gekützelt wurden. Die verlohren auch die Spur nicht e wenn die Ausdünſtungen von d ſen durch einen groſſen Wind, od einen andern Zufall zerſtreuet wa unſerm Zurükgang in die Stadt tete ich eine Mühle, und ſahe ei diken Rauch heraus kommen. kannte, daß dieſes die allerfeinſt chen von dem Korn, das gemahle waren, welche durch die ſtarke bung, ſo ſie durch die Circularbe der Mühle empfiengen, heraus Indem ich nun den groſſen Ver Mehls ſahe, wovon die ganze füllet war; ſo wurde ich überzeu alle Verminderung des Getreide ches man den Mühlen anvertrau durch die Mühle ſelbſt verurſachet

l Wunderbaren in der Natur ſeinen
ſprung erhält. Denn geſezt, man
me von einer ſolchen Sache noch zur
t keinen Nuzen angeben, wer will gut
ür ſeyn, daß ihn nicht unſere Nach-
umen entdeken werden? Geſezt aber
h, man fände ihn niemals, ſo iſt es
h ſchon Vortheil genug, wenn man
Natur den Vorhang aus den Hän-
reiſſen kan, darhinter ſie ihre Heilig-
mer verſtekt. So gewis aber dieſes
ſo glaube ich doch, daß man verbun-
ſey, eine phyſicaliſche Wahrheit hö-
zu ſchäzen, wenn ſie etwas zu der
nſchlichen Glükſeeligkeit beiträgt, und
lte es auch blos die Ergözlichkeiten be-
ſſen. Die Erhaltung der Früchte iſt
n dieſer Art. Denn da die Menſchen
mal die Unart an ſich haben, das zu
rachten, was ihnen die Natur darrei-
t, und das zu verlangen, was ſie ih-
n öfters zu ihrem eigenen Beſten ver-
gt hat: ſo darf es uns nicht befremden,
enn ihnen ein Teller voll Kirſchen im
inter mehr Freude erweken kan, als
n ganzer Korb voll im Sommer. Je-
ch dienet die Erhaltung der Früchte
icht allein, unſere Eitelkeit zu befriedi-
n, und die Zunge zu küzeln; ſondern
kan auch einen noch gröſſern Nuzen
haffen. Sie können zur Erquikung,
ſelbſt zur Beförderung der Geſundheit
nes Kranken dienen, und der Schade,
elcher bei Kindern aus einem unor-
ntlichen Apretite der ſchwangern Mut-
rentſpringet, läſt ſich durch dieſes Mit-
l verhüten. Es hat mir daher die Be-
ähung desjenigen Gelehrten in Engel-
nd ſehr wohl gefallen, deſſen Schrei-
n von dieſer Materie in dem hamburi-
ſchen Magazin überſezt, und in un-
ern vorigen Blättern dieſes Bands
g. 25. hievon was ſchon angeführt
orden. Sein Vorſchlag läuft dahin-
us, daß man die Früchte in zugeſchmelz-
n oder verſtopften Gläſern verwahren
lle, weil keine Feuchtigkeit durch das
las hindurch dringen könnte. Daß aber
eine Feuchtigkeit durch das Glas hin-
durchdringe, hat er aus der täglichen Er-
fahrung noch dadurch erwieſen, weil troke-
nes Salz in einer trokenen gläſernen Bou-
teille nicht zerſchmelzt, wenn man ſchon
die Bouteille unter das Waſſer legt. Denn
wenn ſich ſchon einige Waſſertropfen in
dem Glaſe zeigen ſollten: ſo ſind ſie doch
nicht durch das Glas hindurch gedrun-
gen, ſondern vielmehr von der Feuchtig-
keit der Luft herzuleiten, die ſich in der
Bouteille befunden, und ſich gegen den
kältern Ort geſammlet, nachdem das
Glas kalt worden. Denn daß die Luft
durch die Kälte in Waſſer verwandelt
werden könnte, iſt unmöglich.

Ohnerachtet ich nun ſelbſt glaube,
daß man durch das vorgeſchlagene Mit-
tel die Fäulnis eine Zeit lang verhindern
könne: ſo ſcheint es doch viel zu weitläuf-
tig zu ſeyn, wenn man eine gröſſere Men-
ge Früchte aufbehalten will, und würde
dennoch nicht gar zu wohl von ſtatten
gehen, wenn man die Gläſer nicht in ei-
nen recht tiefen Keller ſezte. Daher will
ich ein anders vorſchlagen, welches viel
bequemer iſt, und dadurch ich in Weih-
nachten und Oſtern jedermann Kirſchen
und Pflaumen in genugſamer Menge ver-
ſchaffen will, und von deſſen Richtigkeit
ich durch die Erfahrung überzeuget wor-
den bin. Das ganze Geheimnis iſt dies-
es: Man nimmt ein recht trokenes Faß,
deſſen Fugen ſo feſt an einander ſchlieſſen,
daß von auſſen kein Waſſer hinein drin-
gen kan. Wenn man nun z. E. Pflau-
men, Zwetſchgen oder Trauben aufbe-
halten will; ſo nimmt man des Morgens,
ehe der Thau fällt, friſches Laub von dem
Baume, und bedekt damit den Boden
des Faſſes. Hierauf bricht man die ſchön-
ſten, aber nicht übermäſig reifen Pflau-
men oder Trauben an dem Stiele ab, da-
mit der Puder oder Staub, welcher dar-
auf liegt, nicht abgewiſcht werde, und
legt ſie Stük vor Stük ſachte auf das Laub
neben einander. Uber dieſe Pflaumen
legt man wieder Laub, und auf dieſes
wieder Pflaumen, und fähret ſo fort,

dergleichen Schichten zu machen, bis das Fas voll iſt, doch mus die oberſte Schichte wieder Laub ſeyn. Hierauf verſchlieſt man das Fas. Wollte man es mit Peche überziehen: ſo wäre es noch ſicherer, nur müſte es durch das Pech nicht gar zu ſehr erwärmet werden. Allein die Erfahrung lehret, daß dieſe Behutſamkeit nicht einmal nöthig ſey. Wenn nun das Fas angefüllet iſt: ſo nimmt man eine eiſerne Kette, befeſtiget ſie an dem Faſſe, und läſt an derſelben das Fas in einen tiefen Brunnen hinunter, dergeſtalt, daß es über und über mit Waſſer bedekt iſt, daher man Steine daran hängen kan, wenn es nicht unterſinken wollte; ſo wird man nach Verlauf eines Jahres die Pflaumen oder Trauben noch friſch mit ihrem Staube bedekt, und von ſo gutem Geſchmake befinden, als wenn ſie erſt denſelbigen Tag vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kan man eben ſo

ſo können ſie die Gemüthsart un
gung eines des andern auch nich
lernen, wie ſolches, als in Teu
und andern Orten, durch ehrl
ſammenkünfte, und Geſpräche
Converſationen, worinnen jun
ſeine Sitten zu lernen pflegen, g
könnte. Alſo verheyrathen ſich d
cowitter nicht aus Zuneigung ob
zu einer Perſon, und der Junge
wirbt ſich auch nicht um die Jung
dern der Vater bietet ſie an: A
die Augen auf eine Familie ge
worinnen er ſeine Tochter wohl a
gen vermeinet, ſo gehet er zu de
tern des Junggeſellen, und ſpric
nen, er wolle ſeiner Tochter ſo t
tanna oder zum Brautſchaz mit
Gefället nun der Vorſchlag denen
ſo laſſen ſie die Partheien, welch
der Ehe vereinigen wollen, bei
viſitiren, um zu erfahren, ob ſie

rit eingeſperret bleibet; ſo öfnen ſie
och bisweilen die Thüren ihres Ge-
nisses; und die natürliche Liebe, wel-
ürlich iſt, gibt ihnen, ſowohl als
en Völkern, die Mittel darzu an die
d. Die nächſte Anverwanden wer-
zum Verlöbniſſe gebetten, und als-
t ruffet der Vatter ſeine Tochter, wel-
ich in einer andern Kammer, mit ei-
Schleier verhüllet aufhält, und wel-
nach ohne ſich aufzudeken, hervor
; faſt auf die Art, wie die neu-ver-
theten Jungfrauen bei den alten Rö-
. Er fraget ſie darauf, ob ſie noch
as ſey, einen ſolchen zu heyrathen;
ortet ſie ja, ſo ſchläget er ſie ſachte
oder dreimal mit einer neuen Ru-
welche er in der Hand hält, und
t zu ihr: Meine liebe Tochter, die-
die letſten Schläge, welche du von
ekommen wirſt: Du biſt bisher un-
einer Zucht geweſen; nun aber wird
Mann, der hier gegenwärtig iſt,
Stelle vertretten, und dich züchti-
wenn du ihm nicht gehorſam biſt.
dem er ſolche Wort geſprochen, gibt
Ruthe ſeinem Schwiegerſohne,
r ſie als ein Geſchenk annimmt,
doch dabei weigert, und ſaget, er
ſelbige als eine unnöthige Sache,
r nicht vermeinet, daß er jemals
haben werde, ſich derſelbigen zu
en; darauf küſſet er ſeine Braut.
nige, ſo Joannes Barclaius, Petrus
s in Chron. Moſcovit. und einige
erzehlen, nemlich, daß die moſ-
iſche Weiber gerne ſehen, daß ſie
ämer ſchlagen, und daß, je mehr
e ſie bekommen, je mehr ſie gläu-
daß ſie von ihnen geliebet werden,
eine pure Fabel, welche der Ver-
und Natur zuwider iſt. Wenn
nen Hund oder ein ander Thier
, ſo trachtet er ſich zu wehren;
elmehr wird eine vernünftige Cre-
en Haſs gegen denjenigen haben,
bel tractiret. Zudem lehren uns
pel das Widerſpiel: denn es iſt
jenigen, ſo es geſehen, berichtet
worden, daß ſolche Weiber, welche von ihren Männern waren geſchlagen wor-
den, ſich nicht allein durch die greulich-
und ſchändlichſte Scheltworte, ſondern
auch durch allerhand Mittel, um ihnen
das Leben zu nehmen, gerochen haben.
In Summa: Es wird ein verſtändiger
Menſch leichtlich ſchlieſſen können, daß
keine Frau ſo thöricht ſey, daß ſie nicht
nur die Schläge, welche ſie von ih-
rem Manne bekommt, mit Gedult an-
nehmen, ſondern ſelbige auch vor eine
Anzeigung ſeiner Liebe halten ſolte. Die
Urſache, warum die Moſcowitter
ihre Weiber ſo oft ſchlagen, iſt, daß
ſie ſich die meiſte Zeit vollſauffen, und
hernach ihre Männer ausſchelten; oder
es geſchiehet, weil ſie ihnen eine Eifer-
ſucht, und einen Verdacht verurſachen,
indem ſie ſich gegen andere Männer zu
willfährig und zu freundlich erweiſen.
Solches ſind nun die gewöhnliche Urſa-
chen der Uneinigkeit und der Schläge,
welche die Weiber von ihren Männern
bekommen. Damit ich nun wieder zu ihren
Hochzeiten zurük kehre; ſo iſt zu wiſſen,
daß ein groſſer Unterſchied zwiſchen der
Hochzeit der vornehmen und gemeinen
Leute ſey, wiewol die Copulation oder
Trauung auf gleiche Weiſe geſchiehet.
Wenn der Tag, welcher zu der Hochzeit
beſtimmet iſt, herannahet, ſo miethen
die vornehmen Leute zwo Frauen für ein
gewiſſes Geld, welche die Moſcowitter
Schvvacha, das iſt Aufſcherinnen, nen-
nen, und welche die Hochzeit im Hauſe
anordnen, und auf alles wohl Acht ha-
ben ſollen. Die Schvvacha der Braut
gehet am Hochzeittage ſamt vielen Knech-
ten, welche alle prächtig gekleidet ſind,
und einige Geſchenke tragen, nach des
Bräutigams Hauſe; ſie machet darinnen
das Hochzeitbette, deſſen Gardinen von
Seidenzeuge, ſo mit Gold geſtüket ſind,
auf 40. ſauber in Ordnung gelegte Korn-
garben, auf welchen der Bräutigam vor-
her geruhet hat. Um dieſes Bette herum
ſezet man einige mit Weizen, Gerſten
und Haber angefüllte Tonnen, um den

Uberflus, ſo man denen jungen Eheleuten wünſchet, anzudeuten. Der Bräutigam ſchiket den Tag vor der Hochzeit durch ſeine Schvvacha, mit welcher einige Knechte gehen, ſeiner Braut ſchöne Kleider, und andern Schmuk, ſamt einem Käſtlein, ſo mit Juwelen, einem Kamm; einem Spiegel, und einer kleinen Schachtel voll Schminke angefüllet iſt; weil der Moſcowitter gewohnet iſt, daß ſich die Frauen und Jungfrauen ſchminken, ſie mögen auch ſo ſchön ſeyn als ſie wollen, ſo daß, wenn eine unter ihnen ungeſchminkt auf einer Hochzeit erſchiene, ſelbige von jedermann verachtet und ausgelachet würde. Wenn nun alles zubereitet iſt, ſo begibt ſich der Bräutigam ſamt ſeiner ganzen Familie, und dem Popen, der ſie trauen ſoll, nach dem Hauſe ſeiner Braut, allwo die Anverwanden derſelben, welche ſich alle daſelbſt befinden, ihn mit einem lachenden oder freundlichen Geſichte, und vieler

hang weg. Alsdann iſt die Braut dig ihre Baken neben dem Geſichte Bräutigams zu halten, und müſſ de in ſolcher Poſitur ſich in einem S beſehen, und einander Kennzeich rer Liebe durch ein verliebtes und fr liches Lächeln geben. Mittle ſie ſolche Geberden machen, w die Hochzeitjungfern und die Schv Hopfen auf die Anweſenden; die F ſteigen auf die Bänke und Stühle, ſchen in die Hände, und ſingen ſo u tige Lieder, daß ich die Worte der hier nicht anführen darf, aus Furc möchte die keuſche Ohren ärgern. auf tritt der Pope herzu, und ſegn Bräutigam und die Braut mit Brod, und einem groſſen Käſe, f mit Zobelmarterfellen bedeket ſind che von zween Geſellen überreiche auf ſolche Weiſe in die Kirche ge werden. Der Vatter des Bräu und der Braut ſtehen darnach vor

ist, wenn sie zum erstenmal verheyrathet werden; ist es aber ein Wittwer oder eine Wittwe, so setzet er ihnen solche Kronen auf die Schultern. Nachgehends segnet er sie, und spricht zu ihnen: Was GOtt zusammen gefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden; wachset und vermehret euch. Unterdessen zünden alle Hochzeitleute kleine Wachslichter an, und hernach trinket der Pope ein Glas voll rothen Wein dem Bräutigam und der Braut zu, und diese müssen ihm dreimal Bescheid thun. Wenn sie nun ausgetrunken haben, so wirft der Bräutigam das Glas auf die Erde, zertritt samt seiner Braut dasselbe mit den Füssen, bis es in kleinen Stüken ist, und saget dabei diese Worte: Also sollen alle diejenigen, welche Haß und Uneinigkeit unter uns stiften wollen, zertreten und zerschmettert werden. Darauf kommen alle Weiber, werffen Lein- und Hanfsamen auf sie, und wünschen ihnen viel Glük, und beständige Wohlfahrt. Nachdem diese Ceremonien also geendiget, führet der Bräutigam seine Braut auf einem Wagen oder Schlitten nach seinem Hause, allwo das Hochzeitbette bereitet ist. Alle Hochzeitleute folgen ihnen dahin, und so bald sie angekommen sind, bittet man die Gäste sich mit dem Bräutigam zu Tische zu setzen; dieselben werden herrlich bewirthet, und nachdem sie brav gegessen und getrunken, machen sie sich mit Tanzen lustig. Was die Braut betrift, setzet sich dieselbe nicht mit den andern zum Tische, sondern wird, so bald sie angekommen ist, ausgezogen und ins Bette geleget. Wenn sie nun eine Zeitlang darinnen gewesen, stehet der Bräutigam, nachdem er geruffen worden, vom Tische auf, und begibet sich zu seiner Braut, [illegible], so bald er in die Kammer getreten, vom Bette aufstehet, und einen Schlafrok anziehet. Er nimmt dieselbe auf eine verliebte Weise in die Arme, und wenn sie sich gesezet, bringet man ihnen einige Speise, welche sie mit einander [illegible], hernach beten sie und legen sich ins Bette. Mittlerweile sie darinnen sind, mus ein alter Diener vor der Thüre Schildwache stehen, und nach einer Stunde die junge Eheleute fragen, ob sie ihre Pflicht verrichtet haben. Nachdem der Bräutigam geantwortet, daß sie sey schon geschehen, so lässet man die Trompeten und Pauken erschallen, und zugleich eine mit schönen Tapeten gezierte, und mit vielerlei Wasser von gutem Geruche bereicherte Stube heizen, worinnen man ein Bad von allerhand wohlriechenden Kräutern zubereitet. Einige Stunden hernach führet man die junge Eheleute dahinein, welche sich darinnen nach ihrem Belieben baden. Alsdenn verehret die Braut ihrem Bräutigam ein schönes mit Gold unterwürktes und um den Hals mit Perlen besetztes Hemd samt einem prächtigen Kleide. Was anbelangt nach der Jungfrauschaft, wie vor diesem, zu fragen, ist solche Gewohnheit bei den Moscowittern abgekommen, und heut zu Tage werden solche Fragen bei ihnen vor närrisch und ungereimt gehalten. Die Lustbarkeiten der Hochzeiten währen zween Tage und darüber, in welchen die Gäste, nach Art dieses Volks, herrlich tractiret werden. Die Speisen und der Wein, die Music und das Tanzen mangeln da gar nicht, worbei sie dann über die Massen viel trinken. Aber bei solcher Schwelgerei gehen öfters, gleichwie bei andern Völkern, lustige Streiche vor. Denn wenn der Bräutigam ein wenig zu viel trinket, so findet seine junge Frau das Mittel ihn unter die grosse Bruderschaft des Acteons zu bringen, und mit etwan einem Galan sich einer Gelegenheit, welche sie vielleicht vorlängst gewünschet hätte, zu bedienen. Nach solchen lustigen und frölichen Tagen müssen die Frauen und Jungfrauen der Hochzeit eine jede wieder in ihre Kammer gehen, worinnen sie, nach Gewohnheit des Landes, wie vorher eingesperret, und ohne einige Gemeinschaft mit Mannspersonen bleiben. Dessen aber allen unerachtet, so ist doch unter denen Moscowittern die

Geil-

Geilheit in groſſem Schwange, und wird unter ihnen die ſchändlichſte Unzucht gelitten; und obſchon die Ehetreue nach ihren Geſezen nicht darf gebrochen werden, ſo iſt dennoch der Ehebruch in Moſcau ſehr gemein; ſintemal, nach ihrer Gewohnheit und Meinung, es kein Ehebruch iſt, wenn einer ſchon bei eines andern Weib ſchläfet, es ſey dann, daß er ſie entführe, um ſie in ſeinem Haus zu behalten; in ſolchem Fall wird derjenige, der ſolches Laſter begehet, mit der Knut-Peitſche ſcharf geſtrafet, er mus etliche Jahre im Gefängniſſe ſizen, und hernach wird er in Siberien geſchiket. Was die Ehebrecherin betrift, wird dieſelbe in ein Cloſter gethan, worinnen ſie gezüchtiget wird; es ſtehet aber ihrem Manne frei, ſie wieder zu nehmen, oder ſie dem Cloſter zu laſſen, und eine andere zu heyrathen. Es iſt zwiſchen denen Eheleuten in Moſcau keine ſonderliche Liebe; welches dann auch verurſachet, daß ſie ſich worinnen ſie alle andere Völker ü
fen. Die Weiber haben im Ha
nichts zu ſagen oder zu befehlen,
auch nichts darinnen, ſondern
loppen oder Knechte verrichten
der Haushaltung. Alles was
Hand einer Frauen geſchlachtet iſ
bei den Moſcowittern vor unrei
ten. Sie haben einen ſolchen
davor, daß wenn der Mann
Knechte ſich nicht zu Hauſe befind
die Frau ein Hun, oder ſonſt ei
vieh zurichten mus, ſie ſolches ni
abthun darf: Dieſelbe ſtellt ſic
chem Falle mit ihrem Federvieh
nem Meſſer in der Hand an die
und wann ſie etwa eine Mannsper
bei gehen ſiehet, ſo ruffet ſie de
und bittet ihn, er wolle das Hu
ander Thier, ſo ſie zurichten will,
ten. Es iſt eine groſſe Freude
Jungfrauen und Frauen, wan
gewiſſen Feier- und abſonderlich

stehe? Am allerschwersten aber
mir die Entscheidung der dritten
was nemlich von dergleichen Leu-
)alten sey?

Das die erste Frage betrift, so kan
das Wörtlein galant,, theils die
Redensart einige Schwierigkeit
achen. Jenes hat unsern heutigen
hmischern so wohl angestanden,
: es zu einem rechten Scherwenzel
)et, der überal gelten mus. Man
nter uns nicht nur von galanten
sperſonen und galanten Frauen-
rn, sondern von galanten Hunden,
n, Katzen und Affen. Ein galan-
ar Stiefel ist unsern jungen Herren
neues. In der Küche und Wirth-
höret man oft von einem galanten
ut, Fricassee, Hammel- und Käl-
ten. Ja ich weis mich zu entsin-
daß ein gewisses Frauenzimmer
l erzehlte, wie sie ihrem Manne
einen galanten westphälischen
ken vorgesezet. Mit einem Worte,
disbrauch dieses Worts ist so gros,
les, was man sehen, hören, rie-
schmeken, fühlen und empfinden,
ich auf einige Weise ersinnen und
llen kan, galant, überaus galant,
ollkommen galant heissen mus.
Von der ganzen Redensart galant
ie habe ich in unserer teutschen Mu-
ellischaft die einstimmige Antwort
en, daß man es am füglichsten ins
he übersezen könne, wenn man sa-
ein galant homme heisse so viel als
tiger Mensch. Das Wort artig
ich würklich unter uns eine so weit-
ge Bedeutung, daß es mit dem
olischen wo nicht ganz und gar, doch
allen andern am meisten überein-
et, und also gar wohl an seiner
gebrauchet werden kan.
Doch das sind Kleinigkeiten. Es
t sich, was ist denn eigentlich ein
er galant homme, und was vor Ei-
)aften gehören zu einem recht arti-
Menschen? Ich habe diese Frage ei-

ne Zeit her verschiedenen Leuten vorge-
legt, die vor andern wissen wolten, was
zum Wohlstande gehöret. Ich hoffete von
ihnen eine vollkommene Befriedigung zu
erlangen; Allein vergebens. Lisette
sagt mir, ein galant homme sey ein po-
lirter Cavallier. Diese Erklärung lies
mich eben so klug, als ich vorhin gewesen
war, denn ich verstund eines so wenig,
als das andere. Bald sagte mir Philan-
dra, ein galant homme sey ein charman-
ter Courtisan, und meyne, sie hätte mir
ein grosses Licht in der Sache gegeben.
Als ich sie aber weiter fragte, was ein
solch charmanter Courtisan vor ein Thier
wäre? Dachte sie gar, ich wäre willens
sie aufzuziehen, und sprach mit Unwillen:
Ich sehe wohl, ihr habt euch Lust zu zan-
ken, oder ihr wollt mich vexiren. Ihr
werdet es ja selber wohl wissen, was char-
mant ist, und was man einen Courtisan
nennet. Ich lachte bei mir selbst über die-
se Empfindlichkeit meiner Freundin, die
ein genugsames Kennzeichen ihrer Unwis-
senheit war. Allein ich hatte Ursach mir
eben dieselbe zu verweisen, indem ich sel-
ber eine solche Creatur nicht zu beschreiben
wuste, die ich doch mehr den hundertmal
gesehen zu haben glaubete. Ich fuhr fort
in meiner Untersuchung, und zog die ar-
tige Belline zu rathe, der ich noch fast
mehr als denen vorigen zutrauete. Die-
se meinte es auch nach einem kleinen Nach-
sinnen auf ein Haar getroffen zu haben,
als sie mir zur Antwort gab; ein galant
homme ist ein civiler junger Mensch, der
insonderheit gegen unser Geschlecht eine
gute Conduite hat. Ich dachte selber im
Anfange daß ich was gründliches erfah-
ren hätte; doch nach genauer Uberlegung
schien mir auch dieses noch kein Genügen
zu thun, indem die gute Aufführung ge-
gen Frauenzimmer nur eine einzige von
denen Eigenschaften ist, die ein sogenann-
ter galant homme haben mus.

Ich gerieth derowegen auf ganz an-
dere Mittel mein Verlangen in diesem
Stüke zu stillen. Ich bemerkte einige
junge Leute, die von allen einhellig vor

artige und geschikte Leute gehalten wurden. Ich nahm mir die Mühe ihre ganze Lebensart, alle ihre Verrichtungen, ihren Zeitvertreib, Kleidung und Umgang zu erforschen. So bald ich von einem etwas vernahm, was ich noch nicht wuste, schrieb ich es auf ein eigenes Papier, welches zu seiner Abbildung gewidmet war, und nachdem ich mir einige Nachrichten gesammlet, habe ich mir folgende Beschreibung davon gemacht.

Seladon ist eines reichen Kaufmanns zärtlich erzogener Sohn. Seine Wechsel kommen so stark von seinem Vater, als er selbst wünschet, und seine Mutter weis ihm noch überdas hundert oder mehr Thaler extra-Geld zuzuschiken. Des Morgens schläft er ordentlich bis acht oder halb neun Uhr. Denn trinkt er bisweilen in-bisweilen auffer dem Bette seinen Caffee. Er steht auf und zieht seinen

er sich eine liebliche, bald ein
bald eine verächtliche Mine zu
Darauf neiget er sich mit der g
tigkeit etliche-mal vor sich selbs
auch wohl überlaut an ein Cor
zu machen. Er zieht mit einer u
genen Art die goldene Tabaksdos
und nimmt gleichsam als in G
doch mit zierlicher Bewegung d
etwas heraus. Die Nase wird
lich gelbe davon; allein das sol
Denn stekt er den silbernen frar
Degen an, nimmt sein Rohr
goldenen Knopfe, und geht z
Diesen hat er mit guter Bedach
einem öffentlichen Gasthause,
bei einem Correspondenten seine
genommen, der eine artige Frau
schöne Tochter hat. Sein Gan
Strasse ist zierlich. Die Schritt
ge, und die Augen fliegen bestän
allen Fenstern, wo er ein Fraue

er Tanzmeiſter. Er ſieht erſtlich
das ſchöne Kind, die freien Ma-
die gute Stellung des Leibes,
richtige Cadenz, welche zu er-
r ſelbſt den Tact ſchlägt. Er bit-
elber eine Menuet aus, und legt
be ſeiner Geſchiklichkeit ab. Der
l fertig, ſie ſezen ſich, und er un-
eine Wirthin mit lauter Schmei-

Er erzehlet, wie dieſes oder
auenzimmer neulich auf der Hoch-
lend getanzet, oder im Tanzen ſo
ehler gemacht, daß ſie allen Zu-
n zum Gelächter geworden u. d. m.
immt endlich ein Lombergen her-
d ſpielet, bis es wieder Tiſchzeit
der Wirth nach Hauſe kommt.
ſen, und Seladon geht nach der
it wieder nach Hauſe. Die Frau
e Artigkeit ihres Koſtgängers ge-
n Mann nicht gnugſam zu rüh-
lich welch ein artiger Menſch iſt er
Wie weis er ſo wohl mit Leuten
hen? Ich habe ſeines gleichen
ſehen. Nach zehn Uhr, als man
Ruhe begeben, kommt eine ſchö-
ic von weiten gezogen. Die Frau
ich aus den Armen ihres Mannes,
ffet zum Fenſter, um zu ſehen, wo
Ständgen hinziehen werde. Und
uet ſie ſich nicht, als ihr ſelbſt von

andere fallt. Seine Bibliothec beſtehet aus lauter franzöſiſchen Romanen, und Sammlungen vermiſchter Hiſtorien und luſtiger Einfälle. Seine Wiſſenſchaft in dieſer Sprache hat er einem andern Mädgen zu danken, die ſeine Eltern im Hauſe gehabt, und ſeine Mama hat das ihre auch dazu beigetragen. Man kan alſo leicht denken, wie weit er es darinne gebracht hat. Dem ohngeachtet ekelt ihm vor allen Büchern, die in ſeiner Muterſprache geſchrieben werden, wie er denn auch unſre Blätter nicht leſen will, weil es ſeiner Meinung nach nicht möglich iſt, daß dieſe teutſche Zettel einiger Galanterie fähig ſeyn ſollten. Wenn wir wenigſtens den Titul curieuſe Penſeén der raiſonnablen Tadler, Aſſemblee genennet hätten, ſo würde es ihm noch einiger maſſen galant geklungen haben. Doch hierbei wollen wir uns nicht aufhalten. Er kleidet ſich anders an, und begibt ſich um zehn Uhr auf das Caffeehaus, lieſet die franzöſiſchen Zeitungen, und redet von lauter Staatsſachen. Er beſezet den Kaiſerthron in Moſcau. Er führt die proteſtantiſchen Armeen bis nach Cracau, und treibet die Catholiken zu paaren. Die Friedenshandlung zu Cambray ſoll auf ſeinen Wink zum Stande kommen, und Engelland mus denen

sein Glas Wein mit gutem Appetite. Nach Tische geht er mit guten Freunden aufs Caffeehaus, und vertreibet sich 4. oder 5. Stunden mit dem edlen Billiard. Von dar gehet er in eine Gesellschaft, wo jemand seiner Landsleute, einen Valetschmaus gibet, und die Pauken und Trompeten sich wohl hören lassen. Er trinket sich nebst andern einen Rausch, zieht mit dem ganzen Chore durch die finstre Strassen, und vor allen Thüren, wo einer aus der Gesellschaft eine Schöne zu kennen vorgibt, mus ein angenehmes Stük geblasen werden. Man trinkt auch wohl unter freiem Himmel Gesundheiten, und das Wörtlein hoch! läst sich oft besser als die Waldhörner hören. Endlich machet das Feuerwerk, so ihre Degenklingen auf dem Pflaster erweken, einen Schlus der ganzen Lustigkeit, und der Herr von Rittersdorf geht auf eine galante Manier zu Bette.

irren, wenn ich sagte: Ein sogenannter galant homme sey ein junger wohlhabender Mensch, der seinem Herzen keine Freude wehret, seine Zeit mit Lustbarkeiten, Essen, Trinken und Schlaffen zubringet, und wenn es hoch kommt, einige Leibesübungen treibet, um sich dadurch bei Leuten, die darauf sehen, beliebt zu machen. Es könnte gar wohl seyn, daß vernünftige Leute sich ganz andere Begriffe von einem wahrhaftig artigen Menschen gemacht hätten, und ich selbst würde vielleicht eine andere Beschreibung von ihm gegeben haben, wenn ich nicht vor diesesmal die gemeine Meinung, die allenthalben unter uns herrschet, zur Vorschrift genommen hätte.

Das leste, das beste. Aber auch zugleich das schwerste. Denn ich weis in der That nicht, was ich von dergleichen artigen Leuten, die ich bisher beschrieben habe, halten soll? Oder dafür

rrene Rechnung in Ordnung brin-
Hier brach dem Herrn Jocoso der
chweis aus. Seine bisherige Lehr-
r hatten ihm von dem allen nichts
; doch trieb ihn die Ehrbegierde
ein äusserstes zu wagen. Der teut-
brief war in einer etwas schlechten
ibart abgefasset als der Eulenspie-
Der französische war der unrichti-
lechtschreibung wegen weder zu le-
ch zu verstehen. Und der lateinische
in allen Zeilen sich wider die Gram-
verstossen. In der Historie wuste er
Anfang noch Ende, und mit der
ung bat er sich zu verschonen. Mein
sagte der Minister, ich weis sie zu
zu gebrauchen. Sie müssen an-
rts, und nicht bei Hofe, ihr Glük

Calliste.

läufige Anzeige eines un-
asgeblichen Vorschlags zur
Verbesserung der Stu-
benöfen.

nüzlich, ja so nothwendig und
nentbehrlich das Holz zum Bauen
rennen; so viel Ursache hat man
Erhaltung der Wälder, und Ab-
des überflüssigen Aufwands in
Stüke besorgt zu seyn, and der
lichen Verschwendung dieses ed-
terials entgegen zu gehen. Wie
olzungen seit etwa 30. Jahren zer-
nd ausgerottet worden, also daß
in und wieder an dem Ort eines
igen dichten und unwegsamen
s jezo kaum einen Baum erbliket,
r sattsam bekannt. Ich verlange
cht hieselbst weitläuftig auszufüh-
vie weit es mit den Regeln einer
tigen Wirthschaft und Haushal-
bereinstimme, wenn man Waldun-
wüsket, und den Plaz zum Korn-
auchbar zu machen unternimmt,
auch der etwa zunehmenden Men-
Menschen durch Anbauung der
hin und wieder befindlichen weiten Hei-
den, wenn solches mit Uberlegung, und
auf gehörige Weise unternommen würde,
könnte zulänglicher Unterhalt verschaffet
werden. Denn nicht nur das Holz in-
nerhalb 30. bis höchstens 40. Jahren fast
noch einmal so hoch im Preis steiget, son-
dern auch theils die daraus entstehende
Mast und Weidung des Viehes nicht ge-
ringen Vortheil träget, statt dessen man
einen verwüsteten Wald von den zurük-
gebliebenen Stämmen nicht ohne Mühe
und Kosten säubern mus, und durch vie-
le Pflege es dahin bringet, daß er als
ein fruchtbarer Aker könne gebraucht wer-
den; da man dann endlich etwa so viel er-
hält, daß nach gemachtem Abzug desjeni-
gen, was zur Bearbeitung des Akers, nem-
lich zur Unterhaltung des Gesindes und
Viehes, wie auch nöthigen Werkzeuges,
Düngung ꝛc. erforderlich ist, der Abgang
der Mastung ersezet werde: oder man
bauet wohl gar auf ungewisse Rechnung,
indem nicht ein jeder Aker, wo vormals
Holz gestanden, zum Kornbau geschikt
ist, und also die Arbeit und aufgewande
Kosten gröstentheils verlohren gehen.

Man ziehe nur in Betrachtung, wie
geringe die Vorsorge in diesem Stüke sey,
wie wenig theils die von hohen Herrschaf-
ten vorgekehrte Anstalten, theils von ei-
nigen Wohlgesinnten gethane Vorschlä-
ge zu Anlegung und Pflanzung neuer
Holzungen den erwünschten Erfolg ge-
habt, und wie schlecht daher der tägliche
und merkliche Abgang des Holzes, da
ausser demjenigen, so zur Heizung der
Zimmer zu Winterszeit verbraucht wird,
der anderweitige Aufwand desselben zum
Bauen und Hausgeräth, Kohlen, Sei-
fensieden, Waschen, Baken, Färben ꝛc.
ein merkliches jährlich wegnimmt, erse-
zet werde. Weswegen man denn billig
zu besorgen hat, daß nach Verlauf einer
kurzen Zeit der zumal in hiesigen Gegen-
den noch vorhandene geringe Rest des
Holzes gröstentheils verbrauchet, und
unsre Nachkommen sich fast gänzlich des

von entblösset sehen müssen. Und eben daher hat man hohe Ursache, mit allem Fleis darauf bedacht zu seyn, dem einbrechenden Mangel zu begegnen, und alle dazu dienliche Mittel zur Hand zu nehmen.

Man möchte hier vor andern erwehnen, daß ein merkliches Theil Holzes bei dem Bauen ersparet werden könnte, wenn man nach dem Vorschlag einiger Vernünftigen, die Mauren, theils von gebrannten, theils sonst wohl getrokneten Ziegeln, aufführete, da denn etwa nur ein Drittheil dessen, was sonst erforderlich, zum Kalk- und Ziegelbrennen aufzuwenden wäre. Vornemlich aber würde nöthig seyn, die Anlegung neuer Baumschulen und Erziehung frischer Hölzungen, zumalen an solchen Plätzen, die weder zur Weide noch Akerbau, sonderlich brauchbar, doch aber zum Wachsthum des Holtes entweder für sich bequem

Dero preiswürdigen Sorgfalt, Wohl ihres Landes und Unterthan nöthig erachtet und gesucht, dur Ordnungen solche löbliche Absich reichen. Wie denn insbesondere in fürstenthum Sachsen die preisn Anstalt waltet, daß alle Jahr im Februario eine Hauptholzdelib gehalten, und dazu von dem Co collegio die gesammten Forstbe nach Dresden beruffen werden, ur gute Vorschläge dem Mangel vor men und abzuhelffen.

Insonderheit aber fällt jed niglich in die Augen, was für ein licher Vorrath Holzes und andere materialien durch ungeschikte Anl Oefen zu Erwärmung der Stuben zet und verschwendet wird. Die sten derselben sind so beschaffen, durch der gröste Theil der verbren Materien mit dem Rauch fortget

Frömern aus Strasburg zu solchem
e gethane Vorschläge mit einem aus-
zenden Privilegio unterstüzet. Und
t zur Gnüge bekannt, was für eine
igte Aufnahme noch vor wenig Jah-
der seel. Herr Professor Lehmann aus
ig bei den ansehnlichsten Höfen, mit
n verbesserten Ofenbau gefunden,
usser dessen gnädigsten Landesherrn
grossen Augusto, wie auch Ihro
chl. dem regierenden Herzog zu Sach-
otha, nicht nur Sr. Grosbrittanni-
Majestät in Dero Churfürstlichen
en sondern auch besonders weil. Sr.
Dännemarknorwegen glorwürdigst
rende Majestät König Christian der
enselben darüber mit stattlichen Frei-
u versehen, und ihm eine ausneh-
de Belohnung angewiesen.

Und gewis, der Nuzen einer Erfin-
dieser Art, als welcher sich über
künftige Reiche und ganze Länder er-
t, verdienet vor andern in Aufmerk-
eit gezogen zu werden, und zwar um
l mehr, als der daraus zu erhalten-
ortheil ausnehmend gros ist. Man
e vermuthlich auch nicht zu viel thun,
man behauptete, es werde durch
Entdekungen mehrers zu dem all-
nen Wohl der Menschen beigetra-
als durch Erfindung der abstracte-
ad tiefsinnigsten Wahrheiten. Denn
ich die Kräfte der Seelen in deren
ntnis und Entdekung zu üben, und
zur Übung zu bringen, billig die
hste unter allen menschlichen Bemü-
n ist, auch die erkannten allgemei-
Sätze an sich selbst vortreflich sind, und
rösten Nuzen in sich fassen: so be-
ch entweder ein geringer Theil der
chen die Fähigkeit, solche recht ein-
n, oder die wenigsten erlangen doch
ertigkeit, solche in den besonderen
orkommenden Fällen brauchbar zu
n, und nüzlich anzuwenden. Die
liche aber, welches zur Bequem-
it des Leibes und der zeitlichen Wohl-
gereichet, oder nur die Ersparung
und Vermehrung der äusserlichen Güter
zum Grunde hat, pflegt nicht nur die
Weltweisen, als welche diese wesentliche
Vortheile nicht verächtlich halten, son-
dern auch den gröstenTheil der Menschen,
welche sie besonders und fast einzig bemü-
hen, ihre Güter und äusserlichen Glüks-
stand zu mehren, um ihre Bequemlich-
keit und Wollust zu unterhalten, weit
mehr als alles übrige rühren. So sehr
aber auch der mehreste Theil der Men-
schen, durch dasjenige, was in die Sin-
ne fället, gerühret wird, und so geneigt
sie sind, den dahin zielenden Neuerun-
gen Beifall zu geben; eben so sehr pflegt
andern Theils diese Neigung zu dem sinn-
lichen öfters demjenigen, was nüzliches
ersonnen wird, viele Hindernisse in den
Weeg zu legen. Denn wem ist unbe-
kannt, wie hartnäkigt die mehresten be-
sonders unter dem Pöbel auf ihren Vor-
urtheilen bestehen, und nur demjenigen,
was sie von ihren Voreltern ererbet, ei-
nen hohen Werth beilegen, und davon
im geringsten abzugehen, sich thörichter
Weise ein Gewissen machen. Ich ge-
traue mich also nicht, diese Art der Er-
findungen von diesem Schikfaal frei zu
sprechen, und ich selbst stelle mir keine ge-
neigtere Urtheile vor, als welche andern,
die sich dergleichen Verbesserung angele-
gen seyn lassen, zu Theil worden; bei
Vernünftigen, obgleich einer geringen
Anzahl Menschen, wird dennoch die Be-
mühung solcher Männer eine billige Ach-
tung finden. Um theils derselben Ver-
dienste in Andenken zu erhalten, und zu-
gleich anzuzeigen, wie man diese Erfin-
dungen von Zeit zu Zeit zu verbessern be-
mühet gewesen, theils aber damit man
urtheilen könne, wie weit unsere Angaben,
welche künftighin gel. GOtt, in dem 2ten
Band zum gemeinen Nuzen mitgetheilet
werden sollen, von den Erfindungen der
übrigen unterschieden seyn, wollen wir
hieher die gehörigen Schriften, welche
uns bekannt worden, nach dem Verlauf
der Zeit, da selbige zum Vorschein gekom-
men, und deren Innhalt kürzlich anzei-
gen.

gen. Zu Ferdinands I. römischen Königes Zeiten, haben des obengedachten Fromers Vorschläge, nachgehends Conr. Zwiken zu Khor, und Johann Ulrich Kundigmann, zu Constanz mehrers erweitert und bekannt gemacht, und endlich hat Franz Kessler, ein in der Geometrie und mechanischen Wissenschaften nicht unerfahrner Mahler zu Frankfurt am Mayn, selbige in einem besondern Tractat, genannt die Holzsparkunst beschrieben; wiewol nach G. A. Böklers Urtheil mit weitläuftigen und umschweifenden Erzehlungen, unnöthigen Figuren, vieler Verwirrung und Fehlern. So berichtet auch Spangenberg, daß Anno 1557. im Mansfeldischen sich einige aus Schwaben eingefunden, die eine sonderbare Holzsparkunst sowohl beim Brauen, als Kochen und Heizen angegeben. Er sezet hinzu, daß man zwar einige Oefen dazu gesetzet, aber es wären

merkungen vermehret, dabe
allezeit, wie durch weitere
des Rauchs die Wärme nic
ne vermehret werden, dieser
die flachlauffende oder hori
gerade aufstehende Abtheil
wiesen, dadurch denn Hele
solche und andere Versuche g
zustellen, welche ehemals ei
in Mailand Anno 1683. in M
Die sogenannten Kunkelsi
(wiewol solche nach einiger
vorher in Frankreich bekan
worinnen das Feuer unterwe
ja auch in selbigen zwei Fe
nemlich eines in der langen
in der kurzen Röhre zu unte
wiesen wird, aber wegen
Dampfes in den Zimmern
brauchen, sind bekannt.
Art desselben beschreibt St
Papin ein geschikter Prof.

rlicher zu gedenken, welche
Weise und etwa bei Gelegen-
weisung zur Baukunst oder
gleichen Unterricht gegeben,
ren Vorschläge, so nicht durch
bekannt worden; wie denn
lohr einer vortheilhaften An-
lano 1717. von einer vorneh-
desperson in Leipzig versuchet
edenket; auch Prof. Lehmann
n Windofens, so der Modell-
dr. Gärtner in Dresden ange-
ehnet, so haben sich in neuern
nders deswegen hervorgethan
dessen Mechanique du Feu von
. Horst ins Teutsche übersezet,
nem neuen Vorschlag vermeh-
aber blos zur Verbesserung der
eich üblichen Camine abzielet;
welcher jenes Erfindungen ver-
davon eine Nachricht druken
chnachgehends mit Desaguliers
hast getretten, da selbige denn
h ihrer Angabe in grosser An-
rtigen lassen: Hofr. Johann
Zedel Prof. Med. Primar. zu Je-
oh. Georg Leutmann, Prof. zu
g, in Vulcano famulante, oder
m Feuernuzung, Jeach. Diet-
n der wohlerforschten Natur
t, Joh. Jac. Schüblers nüzli-
llung und Unterricht von zimm-
ren und Holzersparenden Stu-
welcher lestere jedoch nach Ge-
der Baumeister mehr auf die
ls auf eine bequeme und wohl-
chtung gesehen, und endlich
mann in seiner Universalholz-
welcher sich denn besonders
at, die Errichtung der von
ebenen Oefen in Gebrauch zu
nd allgemein zu machen, also
ch in hiesigen Gegenden anzu-
d. Es mag auch nicht geleug-
n, daß diese verdiente Männer
Vorschlägen nicht gänzlich gefeh-
um Theil ihre Absicht glüklich
wenigstens eine Menge unge-
hresenden Machinen dadurch
weggeschaffet und eine bequemere Bau-
art dagegen eingeführet. Man wird ih-
nen solchen Ruhm um so viel weniger ver-
sagen können, als der dadurch verschafte
Vortheil in die Augen fället, so bald man
nur die nach ihrem Anschlag hin und wie-
der errichtete bequemere Oefen mit den
vor Alters gebräuchlichen abentheuerli-
chen Arten zusammen hält. Dennoch
aber, wie nach Art der menschlichen Din-
ge keine Erfindung auf einmal den höch-
sten Grad der gesuchten Verbesserung er-
reichet, oder zu einer solchen Vollkom-
menheit gelanget, daß nicht die Nach-
kommen etwas daran auszusezen oder zu
ergänzen finden solten; so erfordert es
auch die Billigkeit gegen die Verdienste
unserer Vorfahren, daß man die etwa
mit unterlauffene Mängel entschuldige,
und mehr auf die Ausbesserung zu Beför-
derung und Bewerkstellung des von ihnen
vorgehabten löblichen Zwefs bedacht sey,
als ihre Bemühung zu tadeln und zu ver-
kleinern. Daß dieses aber so gar leicht
nicht sey, oder doch den wenigsten gelin-
ge, ist denen zur Genüge bekannt, wel-
che aus den Geschichten und der Beschaf-
fenheit der mechanischen Wissenschaften
erlernet, wie viel Einsicht, Stetigkeit
und Fleis, wie viele Kosten und andere
Umstände, um durch Versuche von den
etwa gemachten Entdekungen die völlige
Gewisheit zu erlangen, erfordert werden.
Und wie leicht geschicht es nicht, daß man
dasjenige übersehe, was uns so zu reden
vor den Füssen lieget, und welches doch
ungemein brauchbar könnte gemacht wer-
den, ohne deswegen weitläuftige An-
stalten und kostbaren Bau vorzukehren,
wenn man es gehörig anzuwenden sich be-
flisse. Wir gönnen demnach denjenigen,
welche sich die Verbesserung der Oefen
angelegen seyn lassen, ihren wohlver-
dienten Ruhm, und werden uns nur be-
schäftigen, die bei den bisher bekannt ge-
wordenen Arten sich ereignende Mängel
weitläuftig aufzudeken, und nach der Län-
ge vorzustellen, zumalen Herr Lehmann
die mehresten derselben nach den von ihm

beliebten 20. Fundamenten zu beurtheilen über sich genommen. Jedoch ist dieser von obgedachten Schikſal eben so wenig frei, als seine Vorgänger, indem man dessen Erfindung eben so wenig als vollkommen gelten lassen wollen, sowohl er auch selbige vermeinet eingerichtet und durch zulängliche Uberlegung und Versuche ausser Tadel gesezet zu haben. Zwar hat derselbe sich gröſten Theils der vorigen Erfindungen zu Nuz gemacht, ohne derselben zu gedenken, und weniger aus seinem eigenen angegeben, sondern vielmehr bei jener Angaben nur in einigen wenigen Stüken eine kleine Veränderung gemacht; sintemalen aus obigen sattsam erhellet, daß die verschiedenen Leitungen und Abſäze schon viele andere vor ihm angewiesen, Bökler eine geschikte Proportion des Ofenkaſtens, (dessen Breite aber Lehmann nach der leutmannischen Art etwas mehrers zusammengezogen, und da-

lich darauf würden gebracht seyn,
nig gemein hat. Wir hoffen und beh
ten es auch, nicht ohne Erfahrung
wirklich gemachte Probe, daß wir
den mehresten Vorwürffen, welche
betroffen, frei bleiben werden, un
sonders unsere Angaben, als deren
verschiedene bei der Hand haben,
sie leicht ins Werk zu richten, und w
Kosten erfordern, dennoch aber
mehrers leisten, als man bisher erhe
mögen, sich vor allen andern werde
liebt machen. Es flieſſen solche t
aus den ersten Begriffen der bei den
sen vorkommenden Dingen, inson
heit deren erforderlichen Vortheilen,
lassen sich auch daher selbige, wie m
Schulen zu reden pfleget, à priori l
begreiffen, als auf welche Weise wir
gröſten Theils auf diese Vorschläge g
then sind. Verständige werden uns
her, wie wir nicht zweiffeln, leicht

eingeſchloſſen werden. 3) ſten, als worinn das Feuer rd, nicht zu weit ſeyn, da r die Seiten deſſelben allent erühren und erwärmen kön Unterhaltung der Flamme n Heerd ein Roſt, wodurch t, damit die klühende Koh er nicht erſtiket werden, nebſt ch unter der Ofenthür, wo ie geſammlete Aſche heraus die äuſſere Luft einen beſſern n könne, angeleget werden; er Abſicht vielmehr 5) eine ſſerhalb der Stube nach dem des Ofenkaſtens angebracht s wodurch nicht allein die rhalten, und das Verbrenn s verzehret, ſondern auch ird, daß nicht, wie bei den n Zugöfen geſchiehet, nach e Luft aus der Stuben in den n, die äuſſere mit Gewalt zen der Fenſtern und Thüren und alſo der Zug der Luft in Stuben beſchwerlich und e. 6) Damit nicht eine Men rennlicher Materie ohne Ru chorſtein fortgehe, und alſo Theil der Wärme verlohren ſſen verſchiedene Leitungen gemacht werden, um den nge herum zu führen, bis er nde Theile in dem Ofen ab zur Röhre kalt hinaus gehe, as Feuer abermalen zurük zu daſelbſt die gröbeſten Theile rung des Feuers und der legen gezwungen werde; zu müſſen ſolche Röhren und angeleget werden, daß man cht beikommen und von dem n könne. 7) Mus der Ofen Flächen als möglich nach der äuſſerlich verſehen werden, iz in die Stuben dringen kön er gar nicht zu gros ſeyn, da viel Raum dem Zimmer be Kan derſelbe mit einem Luft

Rohr, dergleichen Herr Leutmann und andere angegeben, doch aber weit beſſer als bisher geſchehen, anzubringen iſt, verſehen werden.

Uberhaupt aber beſtehen die erforderlichen Stüke eines guten Ofens, bekannter maſſen in folgenden: Daß ſowohl deſſen Einrichtung und Erwärmung wenig koſte und leicht erhalten werde, oder deutlicher zu reden, 1) derſelbe wohlfeil ſey, und doch dabei dauerhaft, 2) mit wenigen Brennmaterialien leicht und geſchwind zu heizen, 3) die Wärme lange beibehalte. Nach welchen Eigenſchaften man den die bisher angegebene Oefen leicht unterſuchen, und deren Güte beurtheilen mag.

Die meiſten dieſer Vortheile ſind in dem wedelſchen Ofen gar wohl angebracht, als welchem wir bis daher für andern den Preis einräumen. Im böklerischen iſt der Kaſten, wie auch die obern Aufſäze zu weit, die Winkel der Leitungen etwas zu ſcharf; welchen Fehlern Herr Leutmann zum Theil abgeholffen; dagegen könnten die Leitungen weiter herum geführet und die Flächen des Ofens vermehret werden; der Mangel des Roſts iſt bei Horſtens und Lindſtedts Vorſchlägen ein merklicher Fehler, und die Eken der Leitungen ſind zu ſcharf, und dem Zug hinderlich. Zu geſchweigen, daß viele der ehemaligen Angaben ſehr koſtbar und ſchwer zu bewerkſtelligen ſind, vornemlich da es an vielen Orten theils an Materialien, theils an geſchikten und gefälligen Handwerkern fehlet.

Wir werden bei unſern wenigen Vorſchlägen die von andern angegebene Vortheile nichts aus der Acht laſſen, ſondern uns vielmehr ſelbige nach Gebühr und ihrem wahren Werth zu Nuze machen, aber dabei nicht ſtehen bleiben. Die Vortheile aber, welche wir von unſerer unmasgeblichen Einrichtung verſprechen, beſtehen vornemlich in folgenden: Daß

1) die Structur jedes nach unserer Angabe gemachten Ofens wenig koſte, und doch dabei 2) dauerhaft, 3) dieſelbe gar einfach, und daher an jedem Ort anzubringen, und leicht ins Werk zu richten iſt. 4) Der Ofen in dem Zimmer, theils wenigen Raum einnehme, auch die Zierde dabei Plaz finde, theils nach anderweitiger Einrichtung in dem Zimmer, wo geheizt werden ſoll, gar nicht zu ſehen ſey. 5. Den Ofen nach Gefallen zur Sommerszeit weggenommen werden kan, ohne das Zimmer zu verunzieren. 6) Leicht rein zu erhalten. 7) Der übrigbleibende Rauch leicht abzuleiten, und etwa gar keine, oder doch keine weitläuftige Feuermauer erfordern. 8) Vornemlich aber mit wenigen Brennmaterialien, deren theils eine jede Art dazu ohne die geringſte Beſchwerde kan gebrauchet, leicht und innerhalb wenigen Minuten kan geheizet werden, eine reine Wärme gkebet, ohne den geringſten Kohlendampf oder Rauch, der geneigte Leſer, wie ſchon oben angezeigt, in dem 2ten Band dieſer Sammlungen, wo zugleich auch die neue Einrichtung der Feuerheerde, mittelſt welcher bei nur einigen Scheidlen Holzes bei einem Feuer innerhalb wenigen Stunden, auf einmal geſotten, gebraten und gebaken werden kan, nebſt andern dienlichen Sachen zur Holz-Menage, zur Genüge angeführet worden.

Abriſs der verdrüslichen Schwäzern und Plauderern.

Wer bedenkt es wohl unter uns, was die Zunge vor ein unſchäzbares Glied des menſchlichen Cörpers ſey? Ohne dieſelbe könnten wir nicht reden: ohne Rede aber würde der Menſch auf gewiſſe Weiſe kein Menſch mehr bleiben. Die Geſellſchaft iſt das ſichtbarſte Stüke, dadurch wir uns von unvernünfti-

in Wäldern gefunden worden. n ihrer zärtesten Kindheit, durch he Zufälle aus der Gesellschaft ſchen gekommen, unter lauter ufgewachsen, und also nicht die Anleitung gehabt ihren Ver- gebrauchen: so sind sie so unver- und tumm, als die andere Thie- n. Und ob sie gleich mit der Zeit sehr langsam, reden gelernet; urch von dem in ihnen befindli- nünftigen Geiste eine deutliche gelegct: so haben sie doch von rigen Zustande eben so wenig t zu geben gewust, als wir alle nnen; wenn man uns fraget, in Mutterleibe, oder in dem er- en Jahre unsers Lebens gedacht an haben.

öthig nun die Sprache zum Ge- er Vernunft ist; so nüzlich und rlich auch dieselbe zur menschli- llschaft ist; um so vielmehr soll- nsere Zunge hoch schäzen; um so ältiger sollten wir auf ihren rech- auch und Misbrauch acht haben, nnen wir alle: klug und ver- eden die wenigsten. Wir müs- alle reden, aber wenn wir nur echte Maas zu halten wüsten, nicht zu viel redeten. Ich sage icht, zu viel: denn diejenigen, ig reden, sind so seltsam unter die weissen Raben.

n Leser, du magst wohnen in andschaft, in welcher Stadt, lchem Fleken du willst: so wird inem Orte eine gewisse Weibs- treffen, die ich die Gassenfama will. Sie trägt zwar keine Trom- Händen: aber sie bedarf auch kei- r blosser Mund kan mehr aus- als zehen Trompeten. Sie hat e Flügel: allein ihre Füsse sind rordentlicher Geschwindigkeit. trasse in der Stadt ist ihr zu ent- in Haus zu sehr entfernet: im Augenblik kan sie da seyn, und wieder zurüke kommen. Sie kennet die Einwoh- ner sowohl, als die Fremdlinge. Sie könnte dir ein vollständiges Regiſter von allen Manns- und Weibsbildern geben; und noch dazu melden, welche unter ih- nen verheirathet oder im ledigen Stande; jung oder alt; reich oder arm; gesund oder krank sind. Man kan sich nicht zur Ader lassen, ia was noch mehr ist, man kan nicht den Schnuppen haben, oder einmal husten, so weis sie es schon. Kurz zu sagen, ihr Kopf ist ein allgemeines Tagebuch von allem, was an ihrem Or- te vorgehet.

Bei dergleichen Kundschaft und so vielem Wissen ist es kein Wunder, daß diese allwissende Frau Gassenfama auch sehr viel zu reden hat. Wie es Leuten von schwachem Verstande insgemein gehet, daß sie alle ihre Gedanken mit Worten ausprechen müssen; und wenn sie nicht reden, auch nicht viel gedenken können: so geht es ihr gleichfalls. Die Gelehrten haben lange eine immerwährende Bewe- gung zu erfinden getrachtet. An ihrer Zunge könnte man sie gewis wahrneh- men: wenn nicht die Nacht ihrem Ge- schwäze etliche Stunden Einhalt thäte. Des Morgens hat sie die Augen noch nicht recht offen, wenn sie ihre Stimme schon mit Erzehlung ihrer Träume hören läst. Denn folgen die Auslegungen, die sie sich als eine gute Prophetin machet. Hernach gehen ihre Urtheile über alle Ein- wohner ihres Ortes an. Sie bekümmert sich um alles, sie sorget vor alles, sie bringet auch alles was sie weist unter die Leute. Und daher hat sie den ganzen Tag so viel zu thun, daß ihr der Abend mehr- entheils, wider ihren Willen auf den Hals kommt. Denn wenn der Tag noch 12. Stunden länger wäre als er ist: so hätte sie nicht Zeit genug alle ihre Zeitun- gen einzuziehen und wieder auszupostu- nen.

Fraget man, was diese Frau zu ei- ner solchen Gassenfama gemacht, und

wie es gekommen, daß sie sich auf eine so mühsame Beschäftigung geleget, neue Zeitungen zu sammlen, und dieselbe unter die Leute zu bringen: so kan man verschiedenes antworten. Anfänglich kan sie von Natur ein lehrbegieriges Gemüthe gehabt haben. Eine üble Auferziehung hat diese gute Eigenschaft erstlich in eine Neugierigkeit, und endlich in einen Fürwiz, alles wissen zu wollen, verwandelt. Dann da man ihr in der Jugend nichts nüzliches vorgegeben, womit sie ihren Verstand beschäftigen, und ihre Begierde zu lernen hätte befriedigen können: so ist sie auf geringschäzige, niederträchtige, unnüze und schädliche Dinge verfallen. Sie hat sich angefangen mehr um das Thun und Lassen ihrer Nachbarn als um ihr eigenes Verhalten zu bekümmern: und daraus ist endlich eine Gewohnheit geworden. Noch mehr ist dieselbe gestärket worden, als sich eitele Personen gefunden, die sich ein Vergnü-

So bald sie aus einem i
ten Häuser davon gegangen
ins andere. Ihre vorige G
sich vermehret, weil sie etw
nommen hatte, welches sie
gewust. Hie kan sie sich mi
tung breit machen. Sie erf
was anders. Sie trägt e
vierte und fünfte Haus.
Arbeit, das ist ihre Freude,
geht ihr der ganze Tag.

Meinet man, daß ihr
alle von Wichtigkeit seyen:
man sich. Sie erzehlt, wa
jenes Frauenzimmer vergan
tag vor ein neues Band, v
änderten Puz gehabt. Sie
einer ernsthaften Mine, wi
bars Jungfer Tochter solche
zen an den Ermeln trage.
zu seufzen, wenn sie Nac
will, wie eine von ihren Gön

ßiren werden. Das weibliche Geschlecht
ist freilich mit diesem Fehler mehr als
Mannspersonen behaftet. Woher kommt
das? Sie haben mehr müsige Stunden
als die Männer. Ja wenn sie gleich wo-
mit beschäftiget sind: so erfordert doch
ihre Arbeit so viel Nachsinnens nicht, daß
sie nicht zu gleicher Zeit schwazen können.

Allein so aufrichtig hier der Fehler
des weiblichen Geschlechts abgemahlet
wird, so wenig dörffen die Männer sich
ganz davon ausnehmen. Meinen sie
denn, daß unter ihnen keine solche Zei-
tungsträger und Wäscher gibet? Lo-
quax ein grosser Plauderer hat mich eines
andern gelehret. Ich habe mich anfäng-
lich gewundert, daß er allenthalben so
beliebt ist, daß ihn vornehme Leute in ih-
rer Gesellschaft leiden, und einige fast
ohne ihn nicht leben können. Denn da er
sonst in seiner Person und Art mit Leuten
umzugehen, nichts angenehmes hatte:
so befremdete es mich desto mehr, daß er
bei verschiedenen Gattungen von Leuten
nicht längst ein Scheusal geworden. Als
ich ihn aber etwas genauer kennen lerne-
te, habe ich die Ursache leicht entdeken
können. Er ist mit einer von denen, welche
mit vielen Worten sehr wenig sagen. Er
hat einen Uberflus neuer Zeitungen, und
was, was in der Stadt vorgehet, ver-
liret sich in seinem Gehirne, als in ei-
nem Mittelpuncte. Wo er in Gesell-
schaften kommet, da führet er das Wort.
Man fraget ihn nur: was neues vorge-
het? So ist seine Antwort kaum in einer
Stunde aus. Es scheinet nicht anders,
als ob er ein Register vor sich hätte, dar-
aus er alles herlese. Fraget ihn: was
in einem entlegensten Winkeln der Stadt
geschehe? er wird es wissen. Forschet,
wie sich jener Mann mit seiner Frauen be-
trage? er wird euch Nachricht davon ge-
ben.

Stellet euch begierig zu erfahren,
an dieser oder jener heirathen werde?
so wird er euch alle Geheimnisse desselben
offenbaren; Die Körbe, so er bekommen,
erzehlen, die Parthien, so ihm nicht
anstehen, nennen: seine Einkünfte be-
rechnen; die Geschenke an seine künftige
Liebste überschlagen, ja die Farbe zu sei-
nem Bräutigamskleide bestimmen. Das
ist noch nicht genug, er wird ihm gar die
Zahl seiner Erben vorher sagen, und an-
dere solche Dinge mehr auf die Bahn brin-
gen, die nirgends als in seinem Kopfe
ihren Ursprung haben. Dabei ist er im
Hören unersättlich. Saget man ihm ein
Wort, so will er zehen, hernach 50. und
endlich hundertmal so viel haben. Er
machet sich tausend Fragen, und quälet
dem andern fast das Herz aus dem Leibe.
Er läuffet aus einem alten sowohl als
neuen Buchladen in den andern, und
wen er daselbst antrift, der ist unglüklich.
Er wird ihn durch sein Geschwäze taub,
und durch seine Fragen müd machen,
und ihm also mit Gewalt etliche Stun-
den verderben.

Um nun, dergleichen verdrüslichen
Schwäzern ihre unersättliche Begierde
zum Plaudern, wo möglich, abzuge-
wöhnen, will ich ihnen nur dieses sagen,
daß sie sich unzehliche Feinde dadurch ma-
chen. Ein jeder begreift es, daß Leute,
die so viel reden, nicht allezeit die Wahr-
heit reden können. Sie müssen nothwen-
dig, entweder viel neue Zeitungen erden-
ken, oder die wahrhaftigen mit so vielen
Zusäzen vermehren, daß sie nicht mehr
zu erkennen sind. Was kan man nun zu
einem solchen Menschen vor ein Vertrauen
haben? Ein jeder fürchtet sich vor ihm;
Ein jeder mus besorgen auf seine Zunge
zu gerathen. Und daher kan ihm sonst
niemand, als ein einfältiger recht gewo-
gen seyn. Dieser Gattung Leute merken
es nicht, daß er ihnen nicht treuer sey,
als andern. Kluge aber wissen wohl,
daß ein Mensch, der von allen Personen
die er kennet, so viel erzehlen kan, auch
sie selber nicht schonen werde. Indem er
bei ihnen ist: bemerket er alles was vor-
gehet, damit er anderwärts wiederum
was zu erzehlen habe. Und dieses sollten
sich billig alle, die solchen Plauderern ge-

ne

das iſt Klatſcharria, die Gaſſenfama.

Geſezt, daß alle dieſe Dinge nicht zu beſorgen wären, ſo würde uns doch die Religion, von dieſem Laſter abzuſtehen, anbefehlen. Iſt denn unſere Zunge zu keinem edlern Endzweke geſchaffen? Weis denn etwa der Allwiſſende die Menge ſolcher unnüzen Geſchwäze nicht? Hört der Schöpfer die ſündlichen und liebloſen Geſpräche, die groben Lügen, und falſchen Zeugniſſe ſeiner plauderhaften Geſchöpfe nicht? Oder da er ſie weis und höret: will er ſie denn ungeſtraft laſſen? Nein es wird wohl dabei bleiben, daß wir dermaleins von einem jeden Worte werden Rechenſchaft geben müſſen.

Iris.

Anmerkungen vom Heuſchreken- und Rauppenfras.

Die Heuſchreke iſt ein Ungeziefer von unterſchiedener Gröſſe, oft eines Fingers lang, mit 6. Füſſen, davon die hinterſten ſehr lang, und zum Springen dienen. Aldrovandus hat über 50. [illegible] Heuſchreken in

rt, ſcheinen. Jedoch mus keine ſtar-
wegung der Luft unter ſie, hinter
und vor ſie kommen. Denn ſie kön-
olche nicht vertragen, ſondern fal-
ieder, und ſind in ſolchem Zuſtan-
leicht nicht zum Flug wieder zu
en. Man merket auch an, daß
or denen groſſen Heeren insgemein
leine Vortroupen einfinden; item,
ie ſich ſehr vor denen Raubvögeln
ten, als welche ſie begierig freſſen,
ergleichen. Sie legen ihre Eier im
mer, zu welcher Zeit ſie auch ziehen,
ber theils an obgedachten Orten,
ie Eier zu legen, theils auf Bäu-
, und Früchten niederlaſſen, und
urze Arbeit machen. Daher auch
rlich die erſte Lagerung wohl anzu-
n. Sie legen endlich ihren Saa-
ngemein häufig, alſo, daß er Me-
is geſammlet werden kan. Die-
eine zuſammengezogene Beſchrei-
dieſes Ungeziefers, welche durch
geführten Schriften, ſonderlich
jenige Anmerkung, die im Bran-
rgiſchen 1731. gemachet worden,
ovon die herausgekommene Edi-
ugen, beſtättiget wird. Die übri-
tragen, die man bei Betrachtung
Natur unter den Gelehrten erörtern
. E. ob die Wachteln, womit die
r Iſrael geſpeiſet worden, Heu-
n geweſen? Ob ſie zur Speiſe
, wie Krebſe gekochet, und in den
enländern würklich gegeſſen wer-
Ob Johannes in der Wüſten die-
eiſe genoſſen? Oder ob nicht ein
, oder Fiſch darunter zu verſtehen?
mit Pfeffer und Eſſig einzuma-
Wie lange ſie ohne Futter leben,
einem Strich fortfliegen können?ꝛc.
eiſtentheils mehr curieus, als in
irthſchaft bei uns, und zu unſerer
nüzlich. Denn das iſt eine Art
Gelehrten, daß ſie in ſolchen Din-
wenn ſie auch etwas nüzliches
en, dennoch immer zugleich auf
Speculationes dabei verfallen,
ſte aber oft übergehen. Warum?
heil.

Man will den Ruhm eines groſſen Wiſ-
ſens, und einer Scharfſinnigkeit affectiren, oder es hoch andern, die dieſen Bewegungsgrund haben, nachthun. Der vortrefliche und gelehrte Canzler, Herr von Ludewig, zu Halle, hat indeſſen in denen halliſchen Wochenblättern, da er ein königl. Edict von Heuſchreken 1731. erläuterte, diejenige Schriftſteller, die dieſe Frage erörtern wollen, angeführet. Man kan es leſen in ſeinem herausgegebenen gelehrten Anzeigen pag. 313. zugleich aber auch ſehen, daß er ſelbſt dieſe Eitelkeit verwerfe, dagegen er Anleitung zu nuzlichen Betrachtungen dieſes Ungeziefers gegeben. Und dahin gehöret nun die Frage: Wie man ſich gegen daſſelbe ſowohl beſchüzen, und theils ihre Fortpflanzung verhüten, theils aber ihren Schwärmen begegnen, und den Fras derſelben abwenden, oder doch verringern könne. Was wir von ihrer Natur angeführet, wird uns auch den zureichenden Grund zu denen Mitteln dieſer Zweke geben. Wir dürffen dannenhero nicht eben auf allerhand fremde, und zum Theil aberglaubiſche Mittel, davon ſonderlich D. Hebenſtreit, oder unter ihm Herr Lippold in obgedachter Diſſert. handelt, verfallen. Ich laſſe denen Liebhabern ſolcher Mittel ihren Glauben, und alles dahin geſtellt ſeyn, wohin ich dasjenige ziehe, was ich nicht begreiffen kan. Denn das gehöret eben nicht hieher, ſondern in die GOttes Gelehrſamkeit. Näher tritt der Sache die Meinung derer, welche die Beſtreuung des Bodens mit ungelöſchtem Kalk anrathen. Daß die Heuſchreken, ſowohl junge, als alte, gerne auf ausgebreitete weiſe Tücher geſeſſen, daſelbſt man ſie entweder verbrannt, (indem ſie auch ihr eigener Rauch aus den Gärten vertreibet,) oder doch getödet habe. Weil aber davon ein groſſer Geſtank in der Luft erfolget, habe man ſie mit ungelöſchtem Kalk begraben. Und ſonſt iſt bekannt, daß Kalk mit etwas Erde vermiſcht, allerdings auch anderes Ungeziefer in denen Aekern

ders Ungeziefer. Wann GOtt ſelbſt in ſolchen Plagen hilft, ſo gehet er eben dieſen Weg. Wann es im Frühling und Herbſt viel regnet, wenn kaltes Wetter, rauher Wind, und Winter kommt, wird dieſes Ungeziefer, ſowohl Eier und Brut, als auch die alten, vertilget. Wie die Winde dieſe Schaaren zu uns führen; ſo dringet ſie eine heftige Bewegung der Luft auch zu weichen. Hierinnen gehet uns die Natur mit ihren Würkungen vor. Man folge ihr nach. Nur mus man die nächſten Urſachen kennen.

Aus dieſer angeführten Beſchreibung wird man zur Genüge erſehen haben, wie ſchädlich die Heuſchreken einem Lande fallen, und wie nöthig es iſt, auf derſelben Vertilgung bedacht zu ſeyn; Unſern Landesleuten, zumalen die, welche Gärten haben, wollen wir zu Gefallen von einem andern Geheimnis als die Heuſchreken ſind, einen Auszug aus denen Leipziger Sammlungen mittheilen, der vielen, wenn ſie es anderſt nicht nur beim bloſſen Leſen bewenden laſſen, einen merklichen Nuzen ſchaffen wird. Dann die Raupe iſt ein dem Landwirth, ſonderlich bei dem Kraute, hiernächſt in denen Obſt- und Küchengärten recht ſchädlicher. und oft auf viele Jahre hinaus,

· Pferdemiſt mit Wermuth
jeſotten, ſoll ſie gar töden.
ill hier nur mit wenigem mei-
ı von der Sache zur Erläute-
Vorſchläge entdeken, und
nerken: Eine Raupe iſt zwar,
ration weitläuftig in dem er-
ıg. - - abgehandelt worden)
von unterſchiedener Gröſſe,
uſerlichen Anſehen, glatt oder
nterſchiedlichen und oft ſehr
ı verſehen. Und eben in dieſer
: am ſchädlichſten. Deñ in die-
thut ſie nichts, als daß ſie friſt,
chte beſchädiget, bis ſie end-
oder mehr, oder gar nicht
Allein hiernächſt iſt bekannt,
binnen einen Purpul und
raus endlich ein Zweifalter
ıt, verwandele, welcher ſich
ıleichen paaret, und auf ver-
ieiſe, in unterſchiedener Ge-
:rweis oder nicht, und zwar
ı den Herbſt und Winter an
ne Oerter, z. E. in die Rinde
:n der Bäume, daraus her-
Blüten die ſo genannte Span-
r die man ſich faſt nicht hü-
tſtehet, ingleichem in die Zäu-
n, Wände, Rizen, Löcher,
uch ſonderlich in ihre recht ei-
ıten Pflanzen, und ſo fort,
nen, Schmeis und Eier bald
ild zuſammen gebaken leget.
ıen Winter über nicht verdir-
ängt hierauf, und zwar jede
r Zeit ſpäter, oder eher an,
e zu ihrem Futter in der Na-
kommt, bald im Merzen und
ı im Mai, von der Sonnen-
ıgebrütet zu werden. Als-
e meiſtens kleine Maden, wel-
wachſen, und ihrem ihnen
ıigenen Futter, von Kraut und
nachgehen, wenn ſie nicht
: Nächte, Winde und Regen,
Ameiſen und Mäuſe, oder end-
die Vögel auf ihrer Wander-
ıindert werden, als denen dies-
ſes Ungeziefer zum Futter dienet. Man merke anbei an, daß ſich ſeine Empfindung ſonderlich durch den Geruch und das Gefühl äuſſere, daher man ihnen auch eben dadurch vermittelſt vieler widrigen Dinge beikommen kan. Jedoch ich eile zum Schluſs. Denn wann man dieſe natürliche Begebenheit mit dieſem Ungeziefer bedenket, ſo werden uns folgende Mittel mit zureichendem Grunde an die Hand gegeben. 1) Da die Zweyfalter den Saamen und Schmeis legen, und herumtragen, ſo folgt daraus, daß dieſelbe auf alle Weiſe, wenn ſie ſich ſehen laſſen, aufzufangen, und zu töden ſind. Diejenigen alſo, welche ſolche zu unſern Zeiten auffammlen, und allerhand künſtliche Arbeit aus ihren Flügeln verfertigen, thun daher was ſehr nüzliches, wie mir denn Perſonen bekannt ſind, die hierinnen was beſonders leiſten. 2) Da die Eier der nächſte Urſprung der Fortpflanzung dieſes Geſchmeiſes iſt, ſo ſind dieſelbe ſchon im Januario, Februario und nachmals durch alle Monate in ihren Neſtern und Behältniſſen aufzuſuchen und verderben, ſonderlich aber die Wälder und Büſche von denen Neſtern zu ſäubern, dazu man Feuer, Rauch und Raupenſcheeren braucht. 3) Weil die junge Brut inſonderheit die kalten Nachtwinde und kalten Regen nicht vertragen kan, ſondern daher frühe vor der Sonnen Aufgang matt und ohnmächtig iſt, folglich ſich nicht feſte an denen Aeſten und Blättern zu halten vermag, ſo kan man ihrer viel zu dieſer Zeit durch Schütteln an denen Bäumen und Stauden herunter bringen und zertretten. 4) Es wird auch zu dem Ende vorgeſchlagen den Kapſaamen in Karpenblut zu weichen, item in Baumöl, die Stämme mit Oel und fetter Materie, e. g. Spekſchwarte, oder Rus mit Urin vermenget, zu beſchmieren. Ja wenn nur das Rebmeſſer, womit man die Reben der Weinſtöke beſchneidet, mit Boksblut, oder mit Eſelsklauen, oder Bärenſchmalz, oder nur mit Oel, darinnen Raupen

Theer, Tabaksſtorzelrauch, ja aller Rauch, item von Knoblauchkraut, das gepülverte Myrobalanum in den Baum, vermittelſt eines gebohrten Löchelchen gethan, ferner der Geruch vom Schwefel, ſind aus dieſem Grunde, und auf dieſe Weiſe allerſeits dienlich zu dieſem Zweke. 5. Das übrige wird lediglich auf ihre gewaltſame Vernichtung durch Feuer und Zerquetſchen ankommen, dabei man doch in Anſehung des erſten behutſam verfahren muß. 6. Bei dieſen allen nun muß freilich die Policei abermals die Hand mit ihrer Sorgfalt bieten, und der Unwiſſenheit ſowohl, als der Nachläſigkeit des Landmanns entgegengehen, ſonderlich wann der Raupenfras nach der Geſchiklichkeit der Jahrswitterung ſehr allgemein und gros iſt. Denn man merket an, daß ein warmer Sommer und Herbſt, ein ſchlachtigter Winter dieſem Geſchmeiſe ſonderlich beförderlich ſeyn. Und wenn gleich ein Hauswirth in ſeinem Lande alle Mittel anwendet, die Raupen auszurotten, der Nachbar aber ſolches unterläſt, ſo hat der erſte doch von ſeiner Mühe nicht den erwünſchten Erfolg.

Wohlgemeinte väterliche Ant-

Zeit an Mann zu bringen! Es
nanches Fäsgen mit Pekelflei-
ſſen.
Caffee iſt eine Peſt für den Beu-
ein Ruin für ganze Familien.
nur, mein Sohn, wie ich ſel-
neinem Hauſe gebracht. Als
Mutter geheirathet, ſo beſtand
ſattung unter andern auch in
d Caffeeſchaalen. Allein in der
ht muſte ſie mir heilig verſpre-
ſie jederzeit, ſo oft ſie einen
de machen müſſen, eine Scha-
en wolte, bis auf zwo oder
das Glük haben ſollten, ganz
kommen. Als ſie es aber ein-
u grob machte, und einen por-
eller ſamt den Taſſen bei dem
in die Stuben ſchmis, ſo
aus was für gerechtem Eifer iſt
meſſen, eine harte Erklärung,
eben da die rechten Lekbrüder
elſchweſtern da waren, einer
vorſichtigen Frauen nimmer-
Schale wieder zu kaufen, noch
Haus zu laſſen. Dieſe Erklä-
ch ſelbſt ausgebreitet, mit dem
ß ich feſt darob hielte, und al-
n wolte. Mus ich gleich man-
; was ſchadet es? Ich bin
; es geht mir nicht ans Herz.
ja noch manchmal nach einer
e lüſternd werde, ſo kaufe ich
Quantität mit einander; doch
ehr als ein und ein halb Loth.
t von ohngefehr ein Herzens-
em ich gern eine Ehre erzeigen
weiſe ich ihm das wenige,
ſſerſten Verſicherung, daß es
eringer Schimpf ſey, ſo we-
rath zu haben. Und auf die-
lte ich auch dieſes, womit
h mir allein was rechts zu

Weil aber deine Mutter
ige Kopfſchmerzen hatte, wel-
Caffee zu vertreiben gewohnt
abe ich ihr ſolchen mit einem
enſtükgen vertrieben, welches
it gezahlet, ſo ofte Ehren hal-
ber ein Caffee ſolte gemachet werden, aber nicht gemachet wurde. Dieſe hat ſie wohl zu Rathe gehalten, daß ſie ſich nunmehro ſchon über 1. Thlr. davon geſparet hat. Wenn dir dieſe Kunſtgriffe wohl gelingen, ſo melde mir es bald wieder; ich habe noch eins und das andere in Vorrath, welches du auch brauchen kanſt. Sonderlich weis ich ein Mittel, Kindstaufe zu halten, daß ſie einem nichts koſten. Ich höre, du wirſt bald wieder müſſen taufen laſſen. Doch vor dieſesmal genug. Grüſſe deine Frau, und ſage ihr, ſie ſolte den Herren Nachbaren nicht ſo freundliche Geſichtsminen machen: Denn dieſes brächte keinen Segen ins Haus. Ich küſſe dich mein Sohn, gebe dir meinen väterlichen Segen, und verbleibe

Dein treuer Vatter.
S.

Vorſchläge, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zu machen.

(Aus denen Leipziger Sammlungen genommen)

Ein hochgelahrter und geehrter Freund und Gönner unſerer Samlungen, hat uns ohnlängſt verſchiedene Nachrichten und Gedanken, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zu machen, gütigſt mitzutheilen beliebet. So wohl in den Braunſchweighannoveriſchen als Braunſchweigwolfenbüttelſchen Landen ſind viel ſolche Gegenden anzutreffen. Und man meinet ſolches ſonderlich durch die Beſaamung mit Engelländiſchen Turniplsſaamen, welcher unſerm groſſen Rübenſaamen ähnlich ſiehet, und wirklich eine Art gemeiner weiſſen Rieben trägt, im Hannöveriſchen zu bewerkſtelligen. Durch dieſes Heideland verſtehet man übrigens mehrentheils ſolche Flächen, welche aller Feuchtigkeit entblöſſet ſind, worinne der Regen ſelbſt

einige Merkmale an, um eine ſo viel mog-
lich deutliche und ſinnliche Beſchreibung
für diejenigen zu machen, welche anders
Heideland, ſo mit Holz und Gras, ja
zimmlich guter Weide bewachſen, und
an vielen Orten nur um andere Urſachen
willen, nicht aber wegen eines an ſich un-
fruchtbaren Grundes und Bodens unan-
gebauet gelaſſen wird, damit verwirren
könnten. Dieſe Beſchreibung zeiget auch
zugleich denen Akerverſtändigen die
Schwierigkeiten, ſolches Land artbar zu
machen. Denn die Früchte in den Bo-
den müſſen verdorren, weil die Feuchtig-
keit fehlet, und die Nahrungstheilgen
der Gewächſe entweder gar nicht darinne
zu finden ſind, weil ſie durch die Sonne
und Luft, wenn auch das Land gedün-
get wird, ausgedünſtet, oder doch nicht
aufgelöſet, und der Pflanze ſo wenig zu-
geführet, als wenig die Körner derſel-
ben zur Keimung gebracht, und gehörig
zum Trieb zubereitet werden können. Der
Trieb ſolchen Bodens aber, darinnen
tief wurzelnde Pflanzen bisweilen noch
Feuchtigkeit finden, und an ſich ziehen
könnten, iſt gleichfalls der Feuchtigkeit
beraubet, und es ſcheinet, daß je mehr
[illegible] aufgelekert
es aus-

ver Fru
dens ge
kurz zuſ
führten
lichen I
viele W
ſo fort
Sache
umſtänd
len zu d
von wi
genſtan
und erf
lein vo
darüber
ins kün
ſere we
wir vo
ge des
falt fü
fruchtb
jeztregi
Königs
der Ch
durch
fürgeſt
zu kün
haben.

I. C

ıd beide Piecen.

I.

re ꝛc.

m mahlen Sr. Königl. Majest. gnädigster Herr, Dero allerWillen uns dahin eröfnet haben zu Artbarmachung derer in hieden befindlichen Heiddistricte Caſſe, wie in Engelland es mit zen geschiehet, alle erſinnliche angewendet werden ſolle.

dann ſonderlich darauf ankom, daß jeder Beamter ſich Mühe ch die im kleinen zu veranſtalben nach gerade ausfündig zu ob, und wie weit Sr. Königl. gnädigſte Intention in Behuf Cultivirung der anſehnlichen cte zum Effect zu bringen ſeyn

nWir zur Direction und pflichtveranſtaltung hiemit ohnverhalwas maſſen in Engelland dürre Ländereien, in Ermangelung Düngung, durch die Beſaaeiner gewiſſen Art gemeiner ben, Turnipis genannt, derbar gemacht werden, daß mit ute Früchte davon zu ernden

nun verſuchet werde, ob auf t die Heiddiſtricte in hieſigen beſſerer Cultur gebracht wer: So werden zu ſolchem Ende zehn Exemplaria der eingelangichten hiebei übermachet, und tigſt darauf zu gedenken, wie h machende Proben zu erfor zum Effect zu bringen;

nun zwar

in erwehnter Nachricht vorgebene Beſtellung auf einem ſolHeidelande, welches noch gar ausgebrochen iſt, in dieſem Jahre daher nicht geſchehen kan, weilen dergleichen Land erſt vor dem Winter und im Herbſt gepflüget werden mus: So wird dennoch gerne geſehen, daß nur von andern vorhin cultivirten, dreiſchliegenden, ſandigten, auch etwas moricht oder leimichten Boden habenden Heidelande, von dieſer Qualität die præter propter an Einfall 1. achtel oder 1. viertel Morgen haltende Pläze ausgeſuchet, ſo fort nach Empfang dieſes gepflüget, und darinne von dem hiebei kommenden Turnipisſaamen ad 1. Pf. nach der Proportion, daß davon auf einen Morgen anderthalb Pf. Saat zu rechnen, auf vorgeſchriebene Art ausgeſäet, auch theils Pläze, wegen des gar zu dürren und magern Erdreichs, mit kurzem genug gerotteten Miſt oder geiler Graben- und Straſſenerde vorhero etwas gedünget werden.

2) Damit man deſto ſicherer ſey, daß die an diverſen Orten mit Turnipis beſaamte Pläze vor den Anlauf des Viehes bewahret bleiben: So wird, in ſo fern ſolche Befriedigung nothwendig iſt, auf herrſchaftliche Koſten, die Verfertigung eines Schrenkzaunes von Buſchwerk zu veranſtalten ſeyn.

3) Iſt ſorgfältig darauf zu achten, daß bei denen aufwachſenden Rüben alles dasjenige zu Werke gerichtet werde, was in obiger Nachricht vorgeſchrieben.

4) Falls gegen künftigen Herbſt die Turnips oder weiſſen Rüben zum Aufwachs gelangen: Sodann iſt ſonderlich darauf zu achten, daß wenigſtens 50. bis 100. Stük Saatrüben obiger Nachricht gemäs, aufbehalten, und zu rechter Zeit im nächſten Frühjahr verpflanzet, auch den Saamen davon zu erlangen, geſuchet werde.

5) Er-

5) Erwarten wir von denen aufgewachſenen Rüben 2. à 3. Stük von diverſer Sorte, in Octobr. anhero, und iſt Sorge zu tragen, daß von ſolchen Rüben ein Theil zur Verfütterung vor das Hornvieh aufgezogen, ein Theil aber nach dem Winter mit Schaafen betrieben, und davon auf alle Art der Nuzen befördert werde.

6) Wird darauf zu gedenken ſeyn, daß nächſten Herbſt, zu Machung anderweitigen Proben in folgendem Jahre, an diverſen Orten kleine Plätze aus der Heide zu brechen, gegen das Frühjahr mit einem Feldzaun zu befriedigen, und zur Beſaamung mit Turnipis zu rechter Zeit zu aptiren, auch, dafern der Erdboden gar zu dürre und mager iſt, ſolcher mit ganz kurzem verrotteten Miſt, oder etwas ſchwarzer Graben- und

Saamen, eine Sorte v
nen weiſſen Rüben, zu
ten, und was ſonſt zu
ſeyn wird.

I.

Das Erdreich mus v
ſaamung zweimal, nemli
vor dem Winter, und
Frühjahr gepflüget und
get werden.

Wenn der Saamen ſo
geſtreuet worden, egget
gen ein, aber nicht mit
nairen Egge, woran hö
eiſerne Zaken ſind, ſonde
ſammen gebundenen B
damit der Saame nicht zu
Erde zu liegen komme,
ſchehen würde, wenn ma

oll, gehören anderthalb Pf. benfalls ein wenig mehr Saa- ſo hinlänglich iſt, einen obbe- enen Morgen zu beſäen. Die reuung des Saamens geſchie- s der Hand, wie es mit andern men von der Art, z. E. mit ſaamen, gewöhnlich iſt.

5.

enn der Turnipsſaamen auf- ffen, und das grüne Kraut ſich der Erde zeiget, ſo mus der be- Aker gehauget werden, das iſt, mus mit einem Inſtrument, es faſt derjenigen Hake gleichet, ſich die Tabaksplanzer bedie- um den Aker vom Unkraut zu halten, und an die Tabak- zen Erde zu bringen, den be- n Aker von Anfang bis zu En- urchgehen, und ſo viel Turnips- nzen damit wegnehmen, daß 9. bis 10. Zoll Diſtanz Pflanzen en bleiben, denn, wenn die da- ſchen ſtehende Pflanzen nicht weg mmet werden, ſo daß in der eite und Länge nur auf 9. bis 10. ll Diſtanz eine Pflanze gelaſſen ird, ſo hindern ſie ſich im Wachs- um, und die Rüben kommen nicht höriger Gröſſe.

In einem male läſſet dieſe Ma- euvre ſich ſchwerlich ſo, wie es n mus, verrichten, und alſo wird ige 14. Tag nach dem erſtenmal, der zuvor bemerkten Abſicht, daß mlich die Turnipspflanzen auf 9. 10. Zoll mögen von einander zu en kommen, wiederholet wer- t.

Das Hornvieh ſowohl als die Schaafe machen nicht ſo viel aus dem Kraute, als denen Rüben ſelbſt. Erſteres wird nicht auf das Feld ge- laſſen, allwo die Turnips ſtehet, ſondern wenn dieſes damit gefüttert wird, ſo gräbet man die Turnips aus, wirft ſelbige NB. ganz und nicht zerſchnitten vor, damit ſich das Vieh nicht verſchluke, und gibt dem Vieh täglich etwas Heu oder Stroh mit, weil ſonſt die Nah- rung von den bloſſen Rüben zu nas oder feucht ſeyn würde. Einige Hauswirthe geben auch wohl dem Hornvieh, kurz vorher, wenn ſie es auf die Turnips ſezen wollen, ſo viel Theer ein, als ein Ei halten kan.

Die Schaafe werden hingegen auf das mit Rüben oder Turnips beſäete Feld getrieben, da ſie dann die Rüben ſo aushölen können, daß ſie das mittelſte und beſte heraus freſſen, und die Schale in der Er- de ſteken laſſen. Genaue Haushal- ter laſſen die Schaafe nicht über das ganze Feld gehen, ſondern theilen einen nach ihrer Anzahl proportio- nirten Diſtrict nach einander mit Hürden ab, welche ſo, wie die Scha- fe den Diſtrict abgefreſſen haben, weiter gerüket werden. Man läſſet auch die Schaafe, nachdem ſie den Bauch gefüllet, auf eine andere Wei- de führen, und des Nachts nicht ihr Lager auf dem Turnipsfelde nehmen.

6.

Die Turnips werden, wie §. 3. angeführet worden, im Junio und

es ſich thun läſſet, zum erſtenmal auf- und, was von Kraut und Rüben übrig geblieben iſt, unterpflüget, damit ſolches überbleibſel von Kraut und Rüben verrotten, und den Aker düngen möge. Um die gewöhnliche Saatzeit wird denn der Aker zum zweiten male gepflüget, ordentlich zur Saat zubereitet, und mit Gerſte oder Haber beſtellet. Einige gute Hauswirthe laſſen auf die mit Turnips beſtellte Felder weder Hornvieh noch Schaafe kommen, ſondern gebrauchen von denen Turnips nur etwan die Nothdurft in ihrer Haushaltung auf dem Tiſch, und für das milchende Vieh, die übrigen Turnips laſſen ſie aber, ſo wie ſie gewachſen ſind, im Lande ſteken, bis ſie ſelbige auf oben erwehnte Weiſe an ſtatt ſonſtiger Düngung zeitig im Frühjahr unterpflügen.

7.

Wenn man von denen Turnips

ur Saat, und beſäet ihn mit
n, welcher wohl darauf fort-
m wird; 10. oder 12. Pfund
ſaamen iſt hinlänglich, einen
n Morgen Landes zu beſäen.

9.

Vermiſchung des ſandigten
landes mit Leimen wird al-
zs von guten Nuzen ſeyn, aber
iche Koſten und viele Zeit er-
n, es wäre denn, daß man
migte Erde nicht weit zu fah-
ſondern bei der Hand hätte.

)ſchreiben von der wahren rſache des Brandes im Getreide.

chedelgeb. ꝛc.

ſchmeichle mir, daß ich Ihnen
ute die wahre Urſach von dem
e im Getreide melden kan.

n die Sache kurz zu ſagen, ſo ent-
r von einer Preſſung, welche die
auszuſtehen hat, ſo lange ſie noch
Kappe iſt. Damit ich dieſes klar
, ſo habe ich zweierlei zu erweiſen,
, daß die Aehre in der Kappe ge-
iſt, ſo dann, daß daraus ein Brand,
ithin das Verderben des Saa-
rfolgen könne.

ie Preſſung kan man wahrnehmen,
man die Structur der Kappe un-
en will. Sie wird formirt aus
erſten Blatte des Halms, und deſ-
terſten Helfte, welche zuſammen
t iſt. Es kommt dieſes Blatt mit
rigen Blättern des Getreides völ-
rein. Die Blätter insgeſamt be-
aus zwei Theilen, davon der ober-
breitet, und ſpizig zulauft, der un-
er durchweg einerlei Breite behält,
und ſich um den Halm herum feſte an-
ſchlieſſet, am Ende aber an den Knoten
angewachſen iſt. Wo die Theilung iſt,
da befindet ſich gleichſam ein Rath quer
durch, vermittelſt welcher ſich das brei-
tende Blat mit dem Theile, der rund
bleibt, zuſammen verbunden iſt, es ſind
auch daſelbſt an dem ſich breitenden Thei-
le zwei wie Haken geſtallte Läppchen be-
findlich, die ſich gleichfalls um den Halm
herum ſchlingen, und vermuthlich zu mehr-
erer Befeſtigung des Blattes an den
Halm dienen, und es eine Weile recht
aufſtehend erhalten. Wo nun dieſe Häk-
chen zuſamt der Rath in dem oberſten
Blatte, daraus die Kappe beſtehet, be-
findlich ſind, da iſt es feſte zuſammen ge-
drehet, und die beide Häkgen ſind mit
eingewunden, nicht anders als wie eine
papierne Düte an der Spize zuſammen
gedrehet iſt. Man kan das Schlos
nennen, weil dadurch die Kappe oben
geſchloſſen iſt, daß weder Näſſe noch Un-
geziefer herein kan.

Wenn man die Kappe aufwikeln will,
findet man darinnen einen Widerſtand,
und eine beſtändige Bemühung, wieder
zuſammen zu lauffen. In dieſer Kappe
ſizt die Aehre ganz unten unmittelbar auf
dem Knoten, bekommt aber nach und
nach einen Stengel, und wird von dem-
ſelben durch die Kappe durchgeſchoben.
Die innere Höhlung iſt anfangs ſo enge,
daß man mit einem dinnen Drat kaum
gemächlich durch kan. Dieſe enge Paſſa-
ge mus die Aehre ſich ſelbſt bis auf einen
halben Zoll erweitern, indem ſie daran
faſt zu ihrer gewöhnlichen Gröſſe gelan-
get, und iſt nichts, was ihr darinne be-
hülflich iſt. Sie mus alſo ſtärker von in-
nen druken, als die Kappe ihr widerſte-
het, weil ſie ſonſt nicht aus der Stelle
kommen würde, folglich mus ſie Gewalt
gebrauchen, wenn ſie durch will: dieſes
geſchiehet, indem ſie durch den beſtändi-
gen Zuflus des Nahrungsſafts täglich
gröſſer wird, und indem der Stengel
ſie verlängert, der ſie nach und nach durch-

zum Theil länger ſind als die ganze Aehre, und welche an ihren Enden ganz ſpizig zulauffen.

Dieſe, in der Kappe auf einen Klump dichte beiſammen liegen, dienen dazu, daß die Aehre gleichſam damit vorbohren, und den Weg vor ſich her erweitern kan, inſonderheit aber dienen ſie, das oben befindliche Schlos in Zeiten zu öfnen, deswegen ſehen ſie mit ihren Spizen ſchon hervor, wenn die Aehre noch tief unten ſticht. Wenn nur erſt das Schlos geöfnet iſt, ſo wird dadurch die Aufwikelung um ein groſſes erleichtert, nicht anders als wenn man einer Düte das Gewinde von innen mit etwas ſpizigs öfnet, wornach ſie ſich faſt von ſelbſt aufwikelt. Mittlerweile dieſes geſchiehet, daß das Schlos oben immer weiter von einander getrieben wird, weil die Hacheln immer diker werden, je weiter ſie ſich durchdrängen, ſo rükt denn die Aehre bis auf die Helfte der Kappe in die Höhe, und weil dieſes eben der Ort iſt, wo die Kappe am wenigſten drükt, ſo iſt daſelbſt die Oefnung am leichteſten, und die Aehre kommt allda zum Vorſchein, da es ihr denn was leichtes iſt, das übrige von der Kappe bis an das Schlos völlig

, ſondern drinne ſteken geblieben
daher kommt die Aehre aus der
oppelt heraus, nemlich krumm zu-
gebogen, denn der Stengel wächſt
nd treibt den Untertheil der Aehre
, mittlerweile der Obertheil noch
, und nicht weiter kan. Dieſes
iget ja wohl klar genug nicht nur
ke Preſſung der Aehre in der Kap-
ſondern auch, daß manchmal ei-
eile noch mehr als gewöhnlich zu-
halten. Und eben dieſes iſt denn
ach, daß in einigen Aehren die
von dieſem Druk verderben kön-
welches das zweite iſt, ſo ich zu er-
habe.

h brauche hierbei gar keine neue
zu erfinden, um dieſes daraus
ken, ſondern nehme blos an, was
meine Erfahrung bei dem Brande
Rinde der Bäume lehret. Wenn
ntſtehet, ſo zeiget es ſich, daß die
Rinde ſehr hart iſt, und folglich
chen ihr und dem Holze ſich anle-
neue Saftröhren und das unter
ndliche ſchwammigte Weſen in der
grünen Rinde ſo ſtark drüket, daß
ft nicht durch kan, ſondern ſtehen
ſtokt und verdirbt. Dieſer Druk
blos daher, weil der Baum in der
nimmt, und alſo mehr Raum er-
, die äuſſere harte Rinde aber
chgeben kan, darüber denn die
ihr und dem Holze befindliche
Theile in die Klemme gerathen.
ittel, dieſen Zufall abzuwenden,
das Schröpfen, da man die äuſ-
te Rinde mit der Spize des Meſ-
frizet, zeiget klar an, daß es da-
e Bewandnis habe. Da alſo die
ung lehret, daß ein ſtarker Druk
wachſende Theile eine Stokung
ährungsſafts zuwege bringen kön-
d bereits ausgemacht iſt, daß die
n der Kappe ſehr gedrukt wird; ſo
von ſelbſt, daß daraus eine Entzün-
nd Verderbung des Safts erfol-
me. In einer ſolchen erſt anwach-
ſenden Aehre iſt alles überaus weich und zart, weiche Sachen aber laſſen ſich gar leicht zuſammen drüken, mithin iſt gar wohl abzunehmen, daß durch ſolches Zuſammendrüken der Saft gehindert wird, ſich frei durch zu bewegen, und durch alle die kleinen Gefäsgen im Saamkorne durchzudringen. Da er nun gleichwohl durch den Halm beſtändig ſtark dahin getrieben wird, indem aller Trieb auf den Wachsthum des Saamkorns abzielet; ſo mus er in ſolchen Fällen, da der Widerſtand allzu gros iſt, ſtehen bleiben, oder die ſubtilen Röhrchen in dem Saamkorn und denen angränzenden Theilen wohl gar zerſpringen und extravaſiren. Wenn der Saft in Gewächſen ins Stoken kömmt, ſo verdirbt er gar bald: denn er geräth in eine Gährung, wozu die Säfte der Gewächſe ſonderlich aufgelegt ſind, fängt an zu brauſen, und dadurch die ganze Structur zu verderben, worauf denn die Fäulnis unmittelbar folget, die durch eine völlige Vermoderung zu Ende gehet. Dieſes iſt denn wohl die Haupturſach von der unordentlichen Figur, die man an dem Brandkorne bemerket, und von dem ſchwarzen Staube als der gewöhnlichen Materie, worinn ſich die meiſten vermoderten Sachen auflöſen. Daß dieſes ſo geſchwinde zugehet, iſt ſich nicht zu verwundern. Die Säfte in lebenden Pflanzen ſind in einer ſtarken innerlichen Bewegung, und die Fäulnis, welche ihrer Natur nach alle Theile aus einander ſezt, wirket ebenfalls durch eine ſtarke innerliche Bewegung, daher iſt wahrſcheinlich, daß wenn ſie in die Säfte lebender Pflanzen kommt, hier alles mit viel gröſſerem Tumult vor ſich gehe, als wenn ſie eine bereits tode Pflanze anreift.

Von der Figur des Brandkorns erinnere ich noch, daß er bei der kleinen Gerſte nicht anders läſt, als ob die drei Körner, welche allezeit neben einander ſizen, unterhalb zuſammen gewachſen wären,

[illegible] zusammen laufen, so kan es nachhero auch nicht geschehen, weil alsdenn aller Wachsthum aufhöret. Es kommt also dieses Ineinanderlauffen von dem im Gährung befindlichen aufbauendem Safte her, der nicht nur die Structur des Körnleins, sondern auch der drum sizenden Hülse gänzlich zerstöret, ja endlich auch die daran befindliche Spizen oder Hacheln angreift, ob wohl diese unter den angegriffenen Theilen am längsten sich grün erhalten, und manchmal noch grün sind, wenn gleich die ganze Aehre brandig ist, doch sind sie alsdenn nicht von der gewöhnlichen Gröſſe, sondern viel kleiner. An brandigem Haber findet man niemals, daß die Körner zusammen gelauffen wären, es hat aber auch jedes Korn seinen aparten Stiel, und sind nicht unmittelbar am Halm feste, noch so nahe mit ihren unteren Theilen bei einander, als in der kleinen Gerste.

Was man auch bisher vor Meinungen von der Ursach des Brandes gehabt, so hat man doch mit keiner auskommen können, wenn man hat anzeigen sollen, warum denn einige Aehren halb brandig und halb gut sind. Die Sache hat ihre Richtigkeit: und haben es auch andere in

r ihrer Länge haben erreichen können, nd daß also die Erzeugung des Brandes rnemlich nahe über den Knoten vorge- en müsse; wie denn auch hieselbst der Druk dadurch noch vermehret wird, weil alsdenn dieser Theil der Kappe mit seinem Knoten noch in dem untern Blatte stekt, welches ebenfalls wie das obere eine Kraft zu druken hat, und sich um jenes unterhalb fest anschliesset. Je näher nun die Theile der Aehre dem Knoten sind, je mehr haben sie auszustehen, weil die Kappe daselbst angewachsen ist, und nicht nachgeben kan. Nun sind aber die untern Theile der Aehre diesem gefährlichen Orte näher, als die oberen, daher kan es geschehen, daß wenn auch eine Aehre noch gut und gesund mit ihrem Obertheile aus dieser Klemme wegkommt, daß doch manchmal der untere Theil gar zu stark gekniphen wird, und davon Schaden nimmt. Und wenn dieses sich so zuträgt, so kan es denen obern Körnern in er Aehre, die diesen übermäßigen Druk nicht empfunden haben, im geringsten nichts schaden, denn der Stengel, wo die Körner dran sizen, bleibt grün und gesund, so wohl als das übrige ganze Gewächs an Wurzeln, Blättern und Halm, und kan also den obern Körnern durch ein guter Nahrungssaft zugeführet werden; ja an brandigen Haber bleibt so gar die kleinen Stiele, woran die Körner hängen, grün und frisch, und ist natürlich keine Stokung drinn vorgegangen, weil diese von dem Druk so leichte keinen Schaden nehmen können, als die weicheren Körner, zumal auch der Saft darinn gerade ausgehet, und nicht so leicht aufgehalten werden kan.

Es ist noch übrig, daß ich auch anzeige, warum in manchen Jahren der Brand so häufig sich einfindet, dagegen in einer anderer Zeit weit sparsamer angetroffen wird. Die Ursache hievon meyne ich in der Witterung zu finden, denn ob solche gar nicht als die Hauptursach des Brandes angesehen werden kan, so mus sie doch als eine Nebenursach gelten, wenn man zeigen kan, daß sie die Pressung der Aehre in der Kappe zu vermehren im Stande ist. Ich habe bei der kleinen Gerste angemerkt, wenn zu der Zeit, da sie anzuschossen fängt, das ist, 4. Wochen nach der Aussaat, heisses Wetter einfällt, daß alsdenn viel Brand entstehet. Wie dieses zugehe, ist leicht zu begreiffen: Denn in grosser Hize werden die Gewächse allzu stark getrieben, ein starker Trieb aber ist denen Kleinigkeiten in Gewächsen nicht dienlich; denn diese aufzuschliessen, und gehörig aus einander zu wikeln, braucht die Natur Zeit. Wenn nun der Saft allzu häufig zuschiesset, können ihn die kleinen Gefässe nicht alle fassen, und er bleibt entweder stehen, oder nimmt einen andern Weg, wo er Raum findet, sich zu ergiessen, dieses wird in der Gärtnerei übertreiben genennet. In unserm Falle kommt nun noch dieses dazu, daß die Aehre ohnedem in der Presse stehet: wenn nun der Saft noch dazu mit Gewalt drauf andringet, und da er einmal in dem Stengel der Aehre eingetretten, weiter nirgends hinweichen kan, so wird sie dadurch um so viel stärker an die Kappe angedrukt, da aber dieser Druk der Aehre die Ursach des Brandes ist, so wird derselbe alsdenn um so viel leichter erzeuget. Man darf aber nicht denken, daß dieses der einzige Fall ist, da die Witterung zum Brande etwas beiträgt, vielmehr hat es in allen andern Fällen stat, in welchen der Druk auf die Aehre durch sie vermehret wird: daher mus eben dieses erfolgen, wenn manchmal bei einer fruchtbaren Witterung, dabei das Getreide geil wächst, zu der Zeit, wenn es umschossen ist, kalte Nächte mit unterlauffen; denn die Kälte ziehet die Fasern in denen äusseren Theilen der Gewächse stark zusammen, und macht also, daß die Kappe nicht nur enger wird, sondern auch weniger nachgibt, gleichwohl dringet die Kälte also fort nicht bis zu denen innern Theilen, und wird dadurch der reichliche Zuflus des Nahrungssafts zu

der

der Aehre nicht gehemmet; da alſo dieſe fortwächſt und gröſſer wird, die Kappe aber ſtärker als vorher widerſtehet, ſo mus die Aehre nothwendig daher einen gröſſern Druk erdulden, und folglich der Brand befördert werden. Dieſes iſt denn die Urſach, warum auch das Wintergetreide manchmal häufig brandig werden kan, bei welchem ſonſt die groſſe Hize zu der Zeit, wenn es ſchoſſet, ſeltener ſich einzuſtellen pfleget, indem die Luft alsdenn gewöhnlicher Weiſe noch zimmlich gemäſſiget iſt.

Endlich ſo erhellet aus dieſem Principio auch deutlich, warum die wider den Brand bisher vorgeſchlagene Mittel nichts helffen können. Denn wenn man ihn gänzlich verhüten wollte, müſte man im Stande ſeyn, eines theils die Structur der Kappe zu ändern, andern theils aber zu der Zeit, wenn das Getreide ſchoſſet, eine hierzu dienliche Witterung

Brand befördern könne, ſo iſt da
warum von alten Saamen nicht
ger Brand entſtehe, als von neu

Weil die Witterung den B
weilen ſehr befördert, ſelbige ab
über 8. Tag völlig einerlei bleibt,
te bei der kleinen Gerſte zu rath
daß man die Ausſaat theilete, u
Theil früher, den andern aber
14. Tage ſpäter ſäete, ſo könnte
ein Theil durch die Witterung vo
de Noth litte, doch der andere g
wenn nur allezeit die übrigen U
der Wirthſchaft eine ſolche Ein
zuliеſſen. Daher wird es beim
fernerhin wahr bleiben, daß a
Glük und dem Göttlichen Sege
les gelegen ſey.

Leztlich merke ich noch an,
Brand im Getreide mit zu einen
pel dienet, welches zu der Abh

der nüzlichen Einrichtung der
Oefen geſchrieben, und dabei
ſondere und leichte Art von
inem Abris in Kupffer, ent-
ch wenigſtens der halbe Theil
ſonſt gewöhnlich erſpahret
wobei ich mir vorgenommen
ſem Capitel, von dem Man-
ges, und wie dieſem auch auf
chon gemeldete Art, abgeholffe
ıte, eine Abhandlung zu lief-
e da ſich noch ein- und andere
eignet, die erſt durch angeſtell-
nta gehoben werden müſſen,
r ſolches faſt zu Ende dieſes
halten, und ſtatt deſſen dem
rriose Frag mit Anmerkungen
m Holzmangel entſtehenden
ing, vorlegen, wie doch end-
les in der Welt ablauffen wer-
nalen es ſcheinet, daß es na-
Zeiſe nicht anderſt ſeyn könne,
ılich ſich alles verändern, und
leichſam das unterſte zu oberſt
ı nicht gänzlich einfallen wer-
ob wir gleich in unſerm 2ten
134. unter andem erwehnet ha-
ſo viel Holz in die unterirrdi-
n oder Bergwerke verbauet,
on der äuſſerſten Fläche in die
ngebracht würde, ſo will doch
zen dem, was gegentheils aus
Erde heraus auf die obere Flä-
t, gleichſam für wenig oder
geſehen werden. Wenn ich über-
nachſinnne, was ohn Unterlas
Erden hervor kommt, und auf
n Fläche des Erdbodens liegend
ſo ſolte ich mir faſt einbilden, es
ganze Erdboden v. innen längſt
l, und hingegen von der äuſſerſten
iel einen gröſſern Umzirk bekom-
en; in Erwegung, wie in der
eiten Welt täglich ſo viel hun-
end Centner Erz, Erde und
innen aus der Erden heraus
und hernach von auſſen wie-
Erdboden geſchüttet werden.

Was für eine unausſprechliche Menge Steinkohlen, was für Alaun und Kupfer-waſſer, wie viel hundert tauſend Millionen Centner Eiſenſtein, Zinn, Blei, Schwefel, Spiesglas, Wismuth, Silber, Cobolt, und andere Erze mehr, kommen ohn Unterlas hie und da aus der Erden hervor, oder werden vielmehr aus der Erden herausgeholet, dadurch ja ſchröckliche Höhlen und Löcher gemacht werden, und hingegen bleibet alles dieſes was ausgegraben wird, auf der Erden, wodurch nothwendig ſucceſive der Erdboden von auſſen ſich vergröſſern und erweitern oder erhöhen mus. Wenn man auch ferner bedenket, woher alle Bäume, alle Sträucher und Stauden, ja alles Gras und Vegetabilia herkommen? Sie wachſen ja alle aus der Erden hervor, und bleiben oben auf der Fläche der Erden mehrentheils liegend, wodurch allerdings der Erdboden v. auſſen erhöhet oder erweitert werden mus. Uber das erwege man nur, an wie viel Oertern der Erden grauſame unterirrdiſche Feuer ſind, welche eine unglaubliche Quantität Geſteine, Erden und Mineralien theils verzehren, theils mit ſchrecklicher Gewalt aus der Erden ausſtürzen, wie man an denen brennenden Bergen, als Ætna, Veſuvio, und andern mehr, leider! oft erfähret, daß ſie auch mehrmals ſo viel Aſche, Steine, und dergleichen auswerffen, daß auf viel Meil Wegs alle Felder hoch damit überſchüttet werden; ja, wie oft hat der Veſuvius eine ganz erſchrekliche Quantität flüſſenden und brennenden Erdbechs ausgeſtoſſen, welches ganze Dörfer überſchwemmet und gleichſam verſchlungen hat. An denen Orten nun wo dieſe Steine, Aſche, und Erdbech in der Erde gelegen haben, daſelbſt mus es ja nun ſo viel Hölen geben, und hingegen oben auf dem Erdboden hat ſich die Erdbodensfläche deſto mehr erhöhet. Ob nun zwar die Weite und Breite des Erdbodens von auſſen ſo einen groſſen Raum beträgt, daß alle dasjenige ſo aus denen innern Theilen der Erden hervor kommt, wenn es

auf der äusserſten Fläche der Erdkugel ausgebreitet wird, eben ſo viel an der Erhöhung nicht austragen; als wie man es irgend an einem geſchälten Apfel nicht gros merket, daß er kleiner ſey, als er vorher mit ſamt der Schaalen war, da es hingegen in dem Apfel groſſe und merkliche Hölen (nach Proportion des Apfels) geben würde, wenn man ſo viel von dem innern Marke des Apfels wolte herausnehmen als die Schaale an der Gröſſe oder am Gewichte austrägt: Alſo ſeze ich den Fall, das um und um die Erde ſeit der Sündflut nur zwei Ellen erhöhet hätte, ſo mus dieſe Erhöhung nothwendig ſchreckliche unterirrdiſche Höhlen verurſachen, weil ja dasjenige, was ſolche Erhöhung von auſſen machet, vorhero innwendig geweſen iſt. Zwar will man glauben, das die Höhe der Berge in etliche hundert Jahren gar um ein merkliches [illegible] hätte, und ſolche bei weitem [illegible] als ſie ſtraks

Pflaſter, auch wol zwei unterſchiede alte Pflaſter liegen, woraus man abn men kan, daß vor hundert und me Jahren die Gaſſen oder der Boden d Stadt müſſe tiefer gelegen haben als je Einige meinen zwar, daß ſolches durch ſich ereignete Feuersbrünſte geſchehē kö ne, wann nemlich der Schutt von den Brandſtellen auf die Gaſſen wäre gen gen, folglich das ordentliche Pflaſter v ſchüttet wordē, welches aber nicht hinlä lich, ſondern man will vielmehr behaup weil der Boden auſſerhalb der Stadt ſ mit der Zeit erhöhet hat, alſo gar, daß au die Flüſſe, und inſonderheit der daſel vorbei flieſſenden Muldenſtrom, in ihr Ufern immer höher ſteigen müſſen, weil aus denen Gebürgen immer mehr u mehr Sand und Erde mit gebracht, u ihren Grund erhöhet haben, ſo ſey m endlich genöthiget worden, die Gaſ der Stadt auch zu erhöhen, auf daß ereigneten groſſen Waſſerfluthen ni [illegible] Waſſer auf hieſigen Gaſſen möchte [illegible] die Mulde

[redacted]

[redacted]

[redacted]

ſamt dem Gebüſch und Geſtrüppe mit der Zeit auch darunter verdämmet und erſtikt, daß endlich das von andern nicht weit davon geſtandenen Bäumen abgefallene Laub auch darauf geflogen, und alſo untereinander vermodert iſt, über welchen lukern Grund das Moos gewachſen, und von ausgefallenen Fichten, Tannen und Kieffern der Saame aufs neue zu Bäumen ausgewachſen iſt. Da nun dieſer Torfboden mit der Zeit ein rechter Erdboden wird, wer wollte denn ferner einen Zweifel drein ſezen, daß der Erdboden ſich auf ſeiner obern Fläche erhöhete. Daß aber dieſe Erhöhung von nichts anders herkomme, als von dem was von innen aus der Erden zuvor ausgewachſen, oder auf andere Art gekommen iſt, erhellet abermal aus dieſer Begebenheit Sonnenklar, dannenhero folglich dermaleins der Erdboden ineinander fallen, und im Feuer verzehret werden wird. Hierbei aber fället mir noch ein

tief in die Erde einſchlupfen, lukere Oerter wieder anfülle zwar nicht gänzlich in Abrede ſonderheit aber coaguliret ſich was in die Luft geflogen iſt wieder in Waſſer, und erfülle Pläze der innern Erde. Daß die Höhlen der Erde von ſolch wieder mit Erden ſolten nach erfüllet werden, kan ich noch glauben, ſondern bleibe vielme einmal gefaßten Schlus, daß auſſer der Erden ſich in eine feſt wieder coaguliret, viel liebe obern Fläche des Erdbodens ſi und ſolchen ſucceſive erhöhet. aber einer oder der andere das rium mit genugſamen Gründen ſo bin ich allezeit erbiethig, m nung willig fallen zu laſſen, u dere anzunehmen.

[redacted]

tte noch auf zwei ganze Meilen nichts s die fürchterlichſte Nacht zu meiner gleiterin.

Die Anfälle der Ungedult verſageten einem Wünſchen und Hoffen bereits die ge Kraft, als ich endlich dem Ziele mei- er Reiſe näher kam, und das Ararat einer Beſchwerlichkeiten erreichete.

Wie ich abgeſtiegen war, wurde ich rch allerhand Erfriſchungen wieder er- untert, und gleichſam aufs neue bele- et; und nachdem ich nach allerhand ver- gten Unterredungen, der Geſellſchaft ine gute Nacht gewünſchet, verfügete ch mich in meine Kammer, um mich zur uhe zu begeben. Ich bereitete mich zur ndacht, um meinem liebſten Vater für ie gnädige Beſchüzung Dank zu ſagen, ie ich von ihm genoſſen; da mir währen- der Zubereitung folgende Gedanken ein- fielen:

Iſt es nicht wahr, daß das ganze menſchliche Leben deiner beſchwerlichen Reiſe, und der Tod dem angenehmen En- de derſelben zu vergleichen ſey? Ja ſind die gröſten Laſten der mühſamſten und längſten Reiſe allen den Beſchwerlichkei- ten, die man in ſeinem Leben erfahren muß, auch wohl nur einigermaſen gleich zu achten? Die Sturmwinde der widri- gen Schikſale wehen beſtändig um uns herum, und es iſt kein Menſch, der da ſagen kan, daß ein immer aufgeklärter Himmel ſeine Wünſche begleite. Siehet man die Götter der Erden an, die wir glüklich preiſen, und deren ſtralender Glanz uns öfters verleitet, daß wir uns unbedachtſamer Weiſe ihre Schikſale wünſchen, ſo findet man, daß die Laſt, welche auf ihren Schultern ruhet, öfters nichts zu achten ſey für das wenige Gute, welches ſie vor andern Menſchen vorzüg- lich haben. Dieſes wüſte jener Küchen- junge des Königes Ludewig XIV. in Frankreich wohl, der ſich weit glüklicher hielte als ſein König. Dieſer ſagete, er äſſe und trünke wie ſein König, gebrau- chete aber nicht zu ſorgen, wie er. Die Palläſte der Mächtigen auf Erden ſind nicht allemal Feſtungen der Zufrieden- heit, ſondern mehr als zu oft Sammel- pläze und Behältniſſe des Winſelns und Wehklagens, wie die geringſte Bauer- hütte. Würde uns das Innerſte des Herzens mancher Prinzen eröfnet, wür- den wir ſehen, wie Unruhe, Mistrauen, Furcht, Hofnung, Sorgen, Haſs, Ei- ferſucht, Neid, Gefahr, Kummer und Betrübnis mit einander darinn abwech- ſelten, und zwar mit deſto mehrer Heſ- tigkeit, je höher der Gipfel ihrer Ehren iſt.

Andere, die mitten in dem Genuſſe aller zeitlichen Güter leben, und von Reichthum, Ehre und Wolluſt den grö- ſten Uberflus genieſſen, laſſen uns nur die beſte Seite ihres Lebens ſehen. Wir ſehen nicht, wie unruhig der Reiche in ſeiner Seele iſt: wir ſehen nicht, wie ängſt- lich er ſeine Schäze bewahret, daß er durch keinen Zufall ihrer beraubet werde; wir ſehen nicht, wie ſehr er ſich betrübet, daß ihm nicht noch mehrers zu Theile ge- worden. Ich gedenke hiebei immer an die Worte eines gewiſſen Predigers auf dem Lande, der ſonſt nothdürftig zu le- ben hatte, und von dem Altare, dem er dienete, die Seinigen zwar nicht im Uber- fluſſe, doch aber ohne Mangel verſorgen konnte. Dieſem fiel eine reiche Erbſchaft zu. Als ich ihn nachher beſuchete, war ſein Herz voller Sorgen, und ſein Mund voll Klagens. Er ſagete: ohngeachtet ich nicht geizig bin, lebe ich doch wegen meines wenigen Vermögens in beſtändi- ger Unruhe. Ich wohne hier ganz allein und abgelegen, und darf mich keine Nacht für dem Einbruche von Dieben und Mör- dern geſichert halten. Oft beſorge ich, daß mir ein Capital verlohren gehet, das nicht ſicher beleget iſt; Oft habe ich Mü- he, ein todes Capital unterzubringen; Wie zufrieden lebete ich in meinem vori- gen Zuſtande?

Eben ſo verhält es ſich mit einem Manne, den wir in groſſen Ehren ſizen ſehen. Die Laſt der damit verknüpfeten Eitelkeiten und Thorheiten, die wir den Wohlſtand zu nennen pflegen, und wodurch ſeine Gemächlichkeit und vernünftige Freiheit in beſtändigen Fäſſeln gehalten wird, mus ihm nothwendig die gröſte Marter ſeyn, wenn er bei ſeinen Ehren weiſe und vernünftig iſt. Iſt er das leztere nicht, ſo wird ihm die Ehre ohnedem heimlich genommen, die ihm öffentlich gegeben wird. Und iſt die Ehre nur das Urtheil vernünftiger Leute von unſern Handlungen, wie ſie es denn unſtreitig iſt; wie wenig geehrte Leute werden wir alsdenn unter den geehrteſten finden? Titel, Stand, Anſehen, Amt und Würde geben uns zwar öfters ein Recht, hie und da mit hervorzutretten, oder die Demuth derer, die ſich vor uns büken, als eine Schuldigkeit anzuſehen: aber ſie ſchwächen dem äuſſerlichen Verehrer nicht

ringſte Erkenntnis beſizet. S
dem äuſſerlichen Anſehen nach
rere Zufriedenheit in ſeinem Bu
als derjenige, der die meiſten
der Zufriedenheit in Händen h
Licht der Wiſſenſchaften ſcheu
als etwas weſentliches an ſich
daß es uns Vergnügen ſchaffe
gründe anzeiget, und den Weg
chet, der uns wenigſtens zu dei
der Zufriedenheit führet, der t
dern verſperret iſt. Die Wiſſ
lehren uns den rechten Werth
erkennen und beurtheilen; lehre
Wahre vom Falſchen unterſch
zeigen den Abris vernünftige
gendhafter Handlungen; ſie fi
auf das Beiſpiel ſolcher Männ
Leben und Tod uns in allen han
den und Zufällen erbaulich ſeyn
mit einem Worte: ſie machen
kommener. Alles dieſes iſt w
hieraus ein groſſes Vergnügen

: in Betrachtung der öffentlichen Ver-
ɣtungen, die ihnen als Gelehrten die
iſte Zeit obliegen: denn dis fällt auch
n Pöbel in die Augen; ſondern blos in
ſehung desjenigen Fleiſſes, wodurch
ihre eigene Triebe zu ſättigen ſuchen;
iſt doch gewis, daß die ſchmeichleri-
en Muſen die Laſt, die ſie ihren Vereh-
n auflegen, auch wiederum mit einer
wiſſen ſinnlichen Wolluſt verſüſſen:
ad dieſe hält einzig das Gleichgewicht
iſchen Ertragung und Unterdrükung.

Nichts deſtoweniger bekommt das
Vergnügen eines Gelehrten auf der Sei-
e des leztern öfters einen merklichen
usſchlag; und er iſt ſelbſt als ein ver-
ünftiger Gelehrter misvergnügt. Er
indet ohne Eigenliebe, daß er zu ſeinem
weke und zu weit mehrern Verrichtun-
en in der Welt geſchikt und brauchbar
enug iſt. Nur zu ſeinem innerlichen
Vergnügen iſt er noch nicht tüchtig und
brauchbar genug. Er denket, er lieſet, er
ſchreibet unablaſig, und je mehr er den-
et, lieſet und ſchreibet, deſto mehr ſiehet
er ſeine Blöſſe ein, und deſto ungelehrter
wird er. Es fehlet ihm an allen Seiten.
Seine Erkänntnis findet nichts als Lüken.
Er entdekket alle Augenblike ſelbſt in ſei-
nem Handwerke Dinge, die er nicht ver-
ſtehet; die er theils durch viele Marter,
durch Nachſinnen, durch Leſen, durch
Aufſchlagen erſt überwindet; theils aber
nimmer verſtehen lernet. Es iſt faſt noth-
wendig, daß er ſich öfters an der Stelle
zu ſeyn wünſche, die in dem Raume ge-
weſſer Jahre auslernen können, oder de-
nen ihr Lebensart ſolche Geſchäfte auferz
leget, deren Betrachtungen nicht in un-
endlichen Verbindungen ſtehen. Es darf
dieſes Bekänntnis niemand zu freimüthig
dünken. Nur denjenigen halte ich für ge-
lehrt, der dieſes empfindet und bekennet.

Treffen wir ja noch Leute an, die zu
jedem Tempel, so ſind ſie es, nicht weil ſie
Volk, der Augenluſt, der Fleiſchesluſt

und des hoffärtigen Lebens, die oberſte Stelle bekleiden, und von dem reichen Einkommen dieſer Altäre die erſten Früchte genieſſen; ſondern weil ſie Chriſten, oder wenigſtens ſtandhafte Weltweiſe ſind. Bei den leztern trift man groſſe Unvollkommenheiten in dieſer Tugend an. Der zufriedenſte Sokrates und der gelaſſenſte Seneka ſeufzen faſt ſo oft, ſo oft als ſie vergnügt ſind. Kein Kato, kein Epikurus, kein Stoiker kan ſo gelaſſen ſeyn, als ein Paulus in ſeinen Banden. Dieſe wahre Zufriedenheit bringet uns die heilwärtige Geburt unſers Erlöſers und Friedensfürſten; und auf dieſen Fels gründet ſich die Hofnung unſers Zukünftigen. Dieſe gegenwärtige Hofnung des Zukünftigen verzukert alle Trübſalen unſers unvollkommenen Lebens, und ſie iſt es einzig, die uns mitten auf einer gefährlichen und verdrieslichen Wanderſchaft getroſt, vergnügt und zufrieden machet.

Gleichwie ein Reiſender ungedultig werden mus, wenn er nichts als den ſchlimmen Weg betrachtet, den er vor ſich hat; hingegen ſtandhaft und gutes Muthes iſt, wenn er bedenket, wie gut ers am Abend haben, und wie ſehr er ſich auf die Laſten des Tages erquiken werde; ſo iſt auch ein in dieſem Leben begriffener Wandersmann zufrieden, nicht durch die Betrachtung deſſen, was er hat, ſondern durch die Vorſtellung deſſen, was er bekommen ſoll, und was ihm alles bittere dieſes Lebens, allen Neid, alle Verfolgung, allen Verdrus, alles Ungemach, alle Unwiſſenheit in dem ſeligſten Lichte aller Erkänntniſſe wird vergeſſend machen.

So ſüs, ſo angenehm ſtellete ſich mir der Tod an dem Abend vor. Ich wurde völlig überzeuget, daß es eine Gnade des Höchſten ſey, wenn er einen Menſchen von den Banden dieſes Lebens früh auflöſet; und ich wünſche mir ſeit der Zeit den Tod öfters nicht aus Ungedult, ſondern

dern aus Verlangen. Ich wurde mit dem Artabanus, dem Vatersbruder des Xerxes vollkommen einig. Xerxes weinet, als er seine vortrefliche Armee siehet, weil von so vielen Tausenden nach hundert Jahren keiner mehr übrig seyn würde. Artabanus antwortete ihm: es sind so viele und so elende Dinge, so die lebende Menschen erdulden müssen, daß keiner ist, der nicht öfters sich den Tod wünschet, besonders da hereinbrechende Unglüksfälle und Krankheiten das Leben öfters so verdrieslich machen, daß es einem viel zu lange zu seyn vorkommt.

Alle Menschen, die dieses nach dem obigen Grunde unserer Hofnung betrachten, sind wie ich glaube mit mir hierinn einig. Wir werden uns sehnen nach dem Ende dieser beschwerlichen Reise. Wir werden uns freuen auf die Güter, die

Die Schlittenfah

Du mürrischer Alter
Mit deinem weisgrauen
Und schäuslichen Barte!
Durch trauriges Aechzen
Durch ängstliches Klage
Durch störrische Mienen,
Durch hömisches Keifen,
Durch geiziges Knurren,
Durch heftiges Schelten
Solst du uns anjezo
In unserm Vergnügen
Am mindesten stören.

Wir haben ja Schlitte
Und muthige Pferde,
Trompeten und Pauken,
Und Trommeln und Sch
Und artige Masken.
Die sollen uns dienen,
Nur deiner zu lachen.

nen Heiligen; insbe-
dere aber von dem

igen Cyriaco.

man die Verzeichniſſe der
iligen Märtyrer, welche
) der Finſternis durch das
s Lammes und durch das
es kräftigſt redenden Mar-
überwunden haben, mit
Erwegung ziehet: ſo trift
r als einen Mann dieſes
an. Dieſe Cyriaci ſind
) in dem Lehrſtande bei den
en Gemeinen geſtanden.
ht undienlich, anzumerken,
eiſten Märtyrer zu dieſem
gerechnet werden. Die
r hatten nicht die Abſicht,
erthanen ohne die höchſte
freiben zu laſſen. Sie ge-
daß ſich die Genoſſen der
en Gemeinen wiederum
enthum wenden laſſen wür-
nn ſie ihnen die Hirten weg-
en hätten. Aber ſie thaten
oſſen Fehlgriff. Denn durch
ultige Leiden und freudige
tnis der Lehrer wurden im-
ehrere Heiden gerühret und
t, ſich dem Heidenthum zu
len, und ſich dem Leben einer
hen Welt zu widmen. Ich
icht ſagen, daß die Unſchuld,
o ſie von andern erkannt wird,
armherzigkeit zuwege bringe,
as Gemüth der Menſchen ſich
ein auf die Seite der unter-
n Parthei lenke. Denn die-
eil

ſe natürliche Neigung iſt ſo ſtark
nicht, daß ſie unter einer monarchi-
ſchen Regierungsform die ſichtbaren
Vortheile, welche man in Händen
hat, vertreiben und flüchtig machen
ſollte. Die Chriſtliche Religion
lehret, daß die Abgötter leibeigene
Knechte des Verderbens ſeyn. Sie
ſtürzte die Einkünfte der Prieſter und
eine ſinnliche Art des Gottesdienſtes
um, welche den herrſchenden Lü-
ſten allen Nahrungsſaft darreichte.
Ein Heide mus dieſemnach, ſo lan-
ge ihm ſein Heidenthum gefiel, einen
ungezweifelten Haſs gegen die Chriſt-
liche Religion hegen, und die lei-
denden Chriſten als eigenſinnige
Ubelthäter anſehen. Es iſt gewis-
lich nicht eines jeden Sache, zu einer
Religion über zu tretten, welche nur
zeitliche Schmach darbeut, und al-
len herrſchenden Begierden einen
ewigen Krieg ankündigt. Es hält
hart, ſich auſſerhalb des Standes
der Erreichung aller Ehrenämter
und Vermehrung der Güter zu ſe-
zen, und reiche Allmoſen auf eine un-
ſichtbare Hofnung zur Unterhal-
tung vieler Nothleidenden und
Dürftigen herzugeben. Es gehör-
te gewislich in den erſten Zeiten des
Chriſtenthums eine höhere, als die
natürliche Kraft dazu, wenn man
das Heidenthum zu verlaſſen und
ein Chriſt, inſonderheit ein Lehrer,
zu werden ſich entſchlieſſen wollte.
Eine eigenſinnige und blinde Ent-
ſchlieſſung iſt einem Rauſche ähnlich.
Sie wird bald bereuet und zeucht
den Mangel der Freudigkeit, die

Ermangelung der wahren Festigkeit des Herzens, nach sich. Im Tode getrost seyn / ist nicht die Frucht des Eigensinnes. Sich mit aller Zuversicht an dem Gecreuzigten, welchen man nicht sichtbarlich wahrnimmt, fest halten und seinem Tode ähnlich werden, erfordert einen Zusaz der Kräfte, welcher über den Lauf der Natur und der natürlichen Kräfte hinaus gesezet ist. Christian Kortholt hat ein ganzes Register der Schimpfnamen gesammlet, welche die Heiden den ersten Christen beigeleget haben. Caspar Sagittarius hat eine erstaunliche Menge der Methoden und Marterwerkzeuge beschrieben, vermittelst welcher die verfolgenden Heiden die Chri-

ten Jahrhunderts, sezt verschiede
stände des Lebens hinzu. Ado, d
bischof zu Vienne im neunten Ja
dert, wiederholet das, was die
Schriftsteller niedergeschrieben
und fügt einige Erklärungen hinzu.
Martyrologium, oder der Mart
lender des Ado, welchen Don
Georgius, des jezigen Pabsts Ho
lan, 1745. zu Rom, in einem star
lianten heraus gegeben, kan u
die besten Dienste thun. Ich will
einen kurzen Auszug der Geschi
drei Märtyrer, deren jeder Cyriac
liefern, um denen gefällig zu seyn
chen gedachtes Werk nicht zu
kömt, und zerschiedene Arten der
und des Todes derer Heiligen in
hier beifügen. Der Begängnist
Märtyrertodes soll die ganze Sa
scheiden. Ich will von dem 16. Mer
ben. Der erste Cyriacus war zu
ge des vierten Jahrhunderts Di

men. Diokletianus be-
aco, dahin zu reiſen. Cy-
hat daſelbſt eine gleiche Wir-
er wunderthätige Apoſtel
inzeſſinn ſamt dem Vater
andern Perſonen; deren
f 430. erſtrekte. Als er nach
kam, nahm Maximinus
e Chriſten gefangen. Ma-
nte es nicht leiden, daß eine
inceſſinn zur Chriſtlichen Re-
en war. Die heidniſchen
ten keine Mühe, dieſen Cy-
uheben, welchen GOtt ſo
patte. Wenn Maximinus
s er den Cyriacum, mit Ket-
und naket, vor ſeiner Kut-
. Hierauf hies er ihn alle-
m ins Gefängnis gehen. Er
ſeinem Stathalter, Bar-
hl, daß er dem Cyriaco und
, Largo, Smaragdo und
, zerlaſſenes heiſſes Pech
offen Leib ausſchütten lies.
blieben unbeſchädigt; mus-
ohngeachtet wieder ins Ge-
chen. Sie wurden nachher
ter ausgeſpannet, mit ſtar-
aus einander gezogen, und
n geſchlagen. Sie blieben
getroſt. Nach einigen Ta-
Tyrann ihnen und andern
iſten; jedoch den Creſcentia-
nommen, die Köpfe vor die
. Die Artemia muſte auch
ſen. Ado ſezt hinzu: Scrip-
ſeſſis Marcelli Papæ. Mar-
die Enthaupteten am 8. Au-
en. Wie lau und weich ſind
ie Chriſten! Man hatte da-
ne Abendmahlskelche und ei-
n Glauben. So viele Mühe
den Chriſtlichen Glauben zu
Anjezt geben ſich die Kinder
lle Mühe, die Chriſtliche Re-
zuräumen: Und die lokere
t ſich durch die Bücher. Die
m Theile des Wortes GOttes
att. Was iſts Wunder, wenn
GOtt ihrer wiederum ſatt hat? Jener
C ſ ſ ſoll ſich die Finger am Faſanen-
braten verbrannt und zugleich zu ſeinem
Genoſſen geſagt haben: wie viel leiden
wir nicht um des Himmelreichs willen!
Er mag vielleicht annoch Brüder haben.
Carpaſius lies ſich das Haus, worinn
Cyriacus gewohnet hatte, von dem Kai-
ſer Diokletiano ſchenken, und verwan-
delte den Taufbrunnen Cyriaci, in ein
Bad. Als Carpaſius ſich darinn geba-
det hatte, und nebſt 19. andern darinn
unter dem Schmauſe die Chriſtliche Re-
ligion auf das heftigſte ausſpottete, fiel
die Deke plözlich ein und tödete die Spöt-
ter. Cyriacus iſt ſehr wohl begraben und
zwar eine Meile von Rom, an dem Wa-
ge, welcher nach Oſtia führet.

Der Martertag eines ſcytiſchen Cy-
riaci, welcher hier der zweite heiſſen kan,
iſt auf den 2. Jun. gefallen. Verſchiede-
ne Märtyrerregiſter enthalten denſelben.
Aber ſie geben nicht die geringſte Nach-
richt von ſeinem Leben, wenn man die-
ſen Artikel ausnimmt, daß ihm zu Tomi,
unter der Donau, am ſchwarzen Meere,
die Ehre wiederfahren, daß ſein Sterbtag
daſelbſt, jährlich auf den 20. Jun. ge-
feiert worden. Dasjenige, was in den
antwerpiſchen Actis Sanctorum am 20.
Jun. S. 8. geſaget wird, verlohnet ſich
kaum die Mühe, es anzuſehen.

Der dritte Cyriacus ſoll im Jahr 305.
den 18. Jun. in Spanien auf der Folter
gemartert und zu Tode geſteinigt ſeyn.
Uſuardus erwehnet deſſelben zuerſt. Es
iſt nichts Glaubwürdiges von demſelben
vorhanden; Wie der Jeſuit Henſche-
nius in Actis Sanctorum, bei dem 18. Jun.
S. 573. ſelbſt angemerket hat. Die Spa-
nier ſind es allein, welche dieſen Cyria-
cum kennen. Man verehret denſelben
annoch jährlich zu Malacca.

Der vierte Cyriacus iſt ein römiſch-
catholiſcher Ordensmann, welcher vor
etwa zweihundert Jahren in Oſtindien zu

Tode gemartert iſt. Aber derſelbe gehöret nicht hieher. Ein mehrers von denen Heiligen, und woher ſolches gekommen, daß ſie verehret werden? findet der geneigte Leſer in dem 2ten Bande, pag. - - - mit der Vorſtellung des heiligen Blaſii, in 2. Kupferplatten.

Der römiſche Cyriacus iſt es, welchen das, von demſelben benannte Stift, vor und in Braunſchweig, zu ſeinem himmliſchen Schuzpatron erkieſet hatte. Das Begängnis fiel vor Zeiten hieſelbſt auf den 10. Auguſt, an welchem ſein Leib von dem aureliſchen Wege aufgehoben, balſamiret, und von der Chriſtin Lucina in ein ſteinernes Grab gelegt, wie auch auf ihrem eigenen Gute, am oſtindiſchen Wege, eingeſcharret war. Dieſer Cyriacus gieng ohne dis die römiſche Kirche, von wannen die Reliquien und Gebeine der Heiligen nach dem achten Jahrhundert gar häufig in Teutſchland gebracht wurden, eigentlich an. Als das

und von der zweiten Art ſ
nen aufgeklärten Begrif be
ſucht. Man darf vermut
eine genaue Nachricht von
geſchrieben, gehabt habe.
deſſen Brief zu Rom einig
und man wollte ihm bei der
der Kirchengebräuche etwa
worten. Allein die Sach
darauf auf ein ehrwürdige
gen begraben. Es ſchien
zu ſeyn, eine Sache, welc
ausgeübet war, an das L
und allzugenau zu unterſuch
ſen übrigens den Leſer zu
Theil, und legen demſelb
riſſe von der Marter dieſer
neben vor Augen.

Nachricht von der
zum Brennen, und w
dem Herzogthum Wür

Herr Johann Hartmann Degner hat in ſeinem beſondern Tractätlein, welches Anno 1731. aus dem Lateiniſchen überſezt, in 8. unter dem Titel: Teutſchlands neue entdekte Goldgrube heraus gekommen, hievon geſchrieben, und dieſe Materie ex profeſſo abgehandelt, dabei die Namen und deren Derivation aus vielen Sprachen angeführt. Man verſtehet aber unter Torf oder Turf eine Gattung Erde, ſo in Stüken, als kleine Bachenſteine, 6. Zoll lang, und 3. Zoll dik, auch kleiner geſtochen, an der Luft getroknet, und in einigen Ländern ſtatt Holzes zur Feurung angewendet wird. Wovon eigentlich dieſe Art Erde erzeuget, darüber ſeyn die Autores nicht einig; und können folgende verſchiedene Meinungen hier angetroffen werden:

Herr Degner ſezet pag. 73. 1) glaubt, ſchiedene, die Torfmaterie ſeye anders, als eine Verſammlung von Blätern, Zweigen, Wurzeln, Blättern und andern holzhaften Theilen, der ganzer Wälder, welche durch Ueberſchwemmung untergangen, und mit dem Schlamm verfaulet, nachmals mit Gras, Stoppeln, Stroh, Binſen ꝛc. vermiſcht allmählig zu dieſer Materie verwachſen.

Hält man davor, es ſey der Torf eigt ſumpfigte Erde, ſo mit Stüken, Zweigen von Bäumen, die von Waſſer vermodert, mit Strohhalmen und anderen bituminoſen Theilen vermiſcht worden, welche, wenn ſie eingegraben, in Ewigkeit nicht wieder verwachſe. Gleichwie aber ſolcherlei Holz beſtehe, ſo wären es doch mehrentheils Fichten, Tannen und dergleichen, welche unter dem Schlamm und Sumpf verfaulet, woraus dann mit Vermiſchung der Erde und des Schlammes dergleichen Erdſchollen entſtanden.

Die 3) Meinung iſt, als ob ſolche Torfmaterie aus denen Blättern, Aeſtlein und Pflanzen, aus denen in der Nähe gelegenen Waldungen in langer Zeit und vielen Jahren durch die herabgeſchoſſene Waſſer, nach dergleichen niedrige Oerter geführt, daſelbſt zur moraſtigen, ſumpfigten Erde, und mit denen darein gemiſchten Rohr durch Länge der Zeit zu einer ſolchen Subſtanz und Weſen verwandelt worden.

Die 4) Meinung hat Simon Stevinus, und ſagt belobter Herr Degner: Er will uns überreden, der Torf ſeye nur eine ſchwarze, feiſte, ſchwefelichte, bituminoſe Erde, ſo aus verfaultem Holz entſproſſen, und an die niedrige Orte ſolcher geſtalt zu Hauf gebracht: indem faſt allenthalben, ſowohl in magern, ſandigten, als fetten, leimichten Landſchaften, allerlei Gattungen Pflanzen hervor wachſen, deren Früchte und Blätter, jährlich abfallen, und durch die darauf erfolgte Fäulung, zu einer ſchwarzen, fetten Erde werden, welche hernach durch die Regenweſſer, abgeſpühlet, ſolchergeſtalt von erhabenen in niedrige Gegenden geführet, endlich durch Länge der Zeit, die tiefe Oerter ausfüllen, und den Torfgrund ausmachen. Dieſes will er mit dem Experiment beweiſen: wann man über ſchwarze Erde Waſſer gieſſe, ſolche damit auswachſe, das ſchwarze Waſſer abſondere, und alſo damit continuire, bis alle Schwärze vom Sand geſchieden worden, ſo würde man dieſe ſchwarze ausgetroknete Materie ſchwefelhafter Natur zu ſeyn, bemerken; wie auch, daß ſie brenne, und alſo einerlei mit dem Torf ausmache, oder demſelben gänzlich gleich komme: welches dann, nach belobten Auc-

ris Meinung, die Urſach, daß der Torf öfters, auch in ebenen Landen ſo tief unter der Erde gefunden werde.

5) Halten einige davor: daß ſolche Torflage gleich von Anfang der Schöpfung alſo von dem Schöpfer bereitet ſeye, als welcher aus Göttlicher Vorſehung und Gütigkeit, dieſerlei Oerter vor andern mit ſolcher Art Erde begabet, daß ſie ſich derſelben wegen Mangel des Holzes bedienen ſollten, welche Erde, ob ſie ſchon einmal, aber nicht ganz von dem Grund aus, und von ihrer Zeugungsmutter weggegraben, dennoch durch Uberſchwemmung vom Gewitter, oder andere Zufälle, ja auch durch Fleis der Menſchen mit der Zeit, zu eben dergleichen Subſtanz wieder anwachſen, oder verwandelt werden könnte.

Andere halten 6) davor, daß diejenige Oerter, wo Torf gefunden würde, gleich als mineraliſche Adern oder Gänge

von dem Urſprung des Torfes gen; Herr Degner macht der daß der Torf weder aus eine oder Uberbleibung eines verf zes, ſeinen Urſprung habe, n zuſammen geſezt ſeyn könne; ſelbiger am allerwenigſten ein mineraliſcher Subſtanz ſeye, zu denen mineraliſchen Erden rechnet, noch füglich eine Er werden.

Schokius leget dem To men Ceſpes bituminoſus bei, dem bitumine oder Erdpech Waſen ſeye, und derſelbige, ſeine mehreſte brennliche E von dieſen habe: Herr Degn derſpricht ſolches mit wahr Gründen, worunter der v daß die Waſſer in denen Sü Torf wächſet, nicht bitter ſeyen mit bitumine imprægnirt, ſo ſüſſe erfunden würden.

ideturf genennet, und nur von
ekern und Bierbräuern in Hol
raucht wird.

andern Orten gleichet er einer
mooſichten Subſtanz, und wird
erfunden; wann er aber troken
, ſo ändert er die Farbe, und
as Graue, und dieſer iſt ſchweh
r erſtere.

' dritte Art iſt roth, gleich als
erlohe oder Stükgen von Holz
chſen; dieſe bleibt auch bei dem
öhlich oder braun.

vierte Gattung iſt ſchwarz, et
ehrer, als die vorhergehende.
troken mit dem Microſcopio be
ird, hat er hin und her ſchwar
, als ob Bitumen darinnen wä
faſern oder Wurzeln ſeynd zär
en übrigen, und die ganze Maſ
aupt dichter und veſter beiſam
andern vorhergehenden Arten.

erſte oder der ſehr leichte und
chte Turf von Riedgras und
iſt wie oben ſchon gedacht,
ringſten Gattung, wird auch
heils zu oberſt, wo Torf iſt,

veite, welcher bei dem troknen
weis, und bei dem Anfühlen
t erfunden wird, hat zwar den
Urſprung, das iſt, Moos,
dabeiſtehende Waſſer führen
und überziehen oder füllen die
röhrlein mit dieſer duchſtein
de an, wovon der Torf nach
weis ausſiehet, und ſandicht
iſt. Deswegen er viel der
che nach dem Verbrennen über
ieſer hält aber doch lang im
d gibt eine Art Kohlen, weilen
hangende Duchſtein verhin
lche Turfſtüke nicht ſogleich zu
len, und in Aſche gehen, als wie
ſehr leicht- und ſchwamichte.

Die dritte Art, als mit Gerberlohe oder mit Holz durchwachſen, wird wegen der Farbe von einigen rother oder brauner Torf genennet: iſt beſſer als die zwei vorher beſchriebene, brennet gern, gibt eine Kohle, und eine rothe mit grau melirte Aſche.

Allen dieſen aber gehet der ſchwarze, als die vierte Gattung vor, welcher zwar nicht ſo leicht anbrennet, aber, wann er einmal erhizet, oder Feuer gefangen hat, ſolches lange behält, eine gute und lang daurende Kohle gibt, endlich ein wenig Aſche, welche weisgrau ausſiehet, hinterläſſet.

Dieſe vielerlei Arten Torf hat man bishero in dem Herzogthum Würtemberg entdekt, und zwar den leztern an einem Ort, wo das oben aufwachſende gute Gras, denſelben nimmermehr vermuthend machte, noch weniger die daran ſtoſſende Aeker einige Anzeige darzu zu geben ſchienen. Das einige Merkmal iſt die ſchwarze Mohrerde und der zitterende Boden.

In denen Leipziger Sammlungen 40ſten Stük pag. 368. werden zur Erläuterung des öfters allegirten Degneriſchen Tractats 14. Sorten oder Arten von Torf angeführt, und in 3. Claſſen, als 1) in allerhand Sorten Hagetorfs, 2) allerhand Arten Dargtorfs, 3) allerhand Arten unreiffen Torfs, braun oder weis, eingetheilet.

I. Zu Hagetorf wird gerechnet: 1) Greemann oder klibberichter Hage, als der beſte zum Brennen. 2) Ordinari Hagetorf, 3) Spalttorf, 4) Taſttorf. II. Unter Dargtorf gehört 1) Grünlandtorf aus Wieſen, 2) Grünlandstorf, welche wegen vieles Salzes einen üblen Geruch hat, und deswegen Stinktorf genannt wird. 3) Dargtorf aus vermodertem Holz, 4) Dargtorf aus vermodertem Schilf, 5) Dargtorf aus vermodertem Moos, 6) Torf mit blauer Farbe vermiſcht,

miſcht, 7. Turf mit gelber Farbe. III. Zum unreifen Torf gehört 1) brauner Torf, welcher über dem Hag- oder Dargtorf zu liegen pflegt, 2) weisgrauer Torf, welcher noch über dem braunen Torf ſich befindet, 3) Moostorf, welcher ganz oben lieget.

Nun ſollte man auch ſagen, was dann der Torf urſprünglich wäre, davon aber hat man verſchiedene Meinungen, wie allbereit in vorhergehendem gedacht worden, die wahrſcheinlichſte unter allen iſt folgende:

Der Torf iſt kein beſonderes Geſchöpfe, ſondern es wird derſelbe mit der Zeit von verſchiedenen Arten der Gewächſe oder Vegetabilien, mit Beitritt eines ſauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Weſens, in dieſe Erdart verwandelt.

Das vornehmſte oder erſte Stük der Vegetabilien, ſo ſich zur Torfgeneration

Dieſes Gewächſe ma
Moos kleine Hügel, als o
Maulwürfen aufgeworfen
hat es auf dem Schwarzwa
ex. gr. auf dem ſogenannte
moos, ohnweit dem abgeg
cloſter, und 3. Stunden
rühmten Wildbad, woſel
Fus tief in dem Moos waad
dieſes als mit Beeren überſä

In dieſer lezten Gege
oberhalb des Wildbads, z
beeden Flüſſen Enz und M
groſſes Gebürg, welches
Weg, welchen man von d
dahin macht zu rechnen, w
ter hoch ſeyn mag; Auf di
findet ſich eine groſſe Ebene
1000. Morgen Landes, we
mit dergleichen Moos, wi
gehenden gedacht, überdekt
hin und her gleichſam eine

iber nennen unsere Lands-
illein solchen, welcher an
Ort lieget, sondern auch
weder augenscheinlichen
is hat.

ilde See (dann weilen die
it dem grossen in keine Ver-
mmen, spricht man nur im
rde ehemalen vor uner-
ilten, aber als, nach der
er Begleitere, Sr. Hoch-
Herzog Eberhard Ludwig
m Wildbad einen kleinen
ingen, und selbigen durch
ihren, und sondiren lassen,
den, daß er nur 15. bis 18.
eben dieses hat sich auch bei
da wir nemlich mit dem
der Nähe dieses Sees an
gebohret, und in 16. Fus
en, verificiret; unter dem
auer, vester Letten, und
n röthliches Sandgebürg,
as Einsinken des Wassers

e See sowohl als die kleine-
hes Ufer; ich glaube aber,
in dem Frühjahr von dem
egen höher anfüllen, wie
inabhangende Moos ver-

ährlich, ganz nahe zu diesen
ien, damit man nicht mit
nab in das Wasser sinke,
ite genug hatten, folglich ei-
secundiren konte, als woll-
is Wasser von diesem See
ro sich einer auf den Bauch
on den andern gehalten,
ser, welches ganz lauter
ge, herauf brachte.

ch an demselben nicht das
alisch oder Sumpf-artiges
ondern es kommt in allem
oder Schneewasser, als

von welchen es auch unfehlbar, und nicht von Quellen sein Herkommen hat, überein.

Hier an diesem Ort kan man klärlich zeigen, daß die Turfmaterie ein Moos seye; wann mich meine Augen nicht betrogen, so hat mich bedünkt, daß dieser grosse und etlich tausend Morgen Landes ausmachende Plaz etwas tiefer liege, und vielleicht vor Seculis ganz ein See oder stehendes Wasser gewesen, successive aber also von dem neben zu wachsenden Moos, welches sowol in die Breite als Tiefe und Höhe fortgeloffen, ausgefüllet, überzogen, und bis auf die gegenwärtige kleine Seen, in Ansehung des grossen vormaligen Raums, welchen das Wasser eingenomen, also concentrirt und abgetheilt worden.

Wird das obere, noch grünende Moos, welches etwan anderthalb Fus ausmacht, hinweg geräumt, so findet sich der leichte und zuerst gedachte Turf, etwan 3. bis 4. Fus hoch; diesen, weil er ganz schwammicht ist, will der Bohrer nicht angreiffen.

Nach diesem wird es etwas vester, und der Torf zeigt sich als ein zarter Moder oder Gemülme mit Stielen und Stengeln von dem Moos durchwachsen, zwei bis drei Fus. Nach diesem hatte der Bohrer Stüke Holz oder Holzwurzel, Finger- und Daumendik, welches vor Forchen- oder Tannenholz erkannt wurde, nebst einer Art Gemülme, als Gerberloh herausgebracht, und dieses bis 6. Fus tief meistens einerlei; Diesem folgte blauer, zarter Letten, etwan ein Fus hoch, und hierauf rother Sand und Feisen.

Diese Strata haben sich beständig also gefunden, ob wir schon bis 1000. Schritte von einander die Probe sowohl West- als Ostwärts gemacht, (dann an den beiden Seiten gegen Nord und Süden, konnte man wegen Mangel der nöthigen Bretter, um darauf vest zu stehen, nicht bohren,) hier aber in der Mitte ist in vorigen

Kriegszeiten ein Weg um der Paſſage willen, von dem Enzthal in das Murgthal zu kommen, aufgeſchlagen, und mit Balken belegt worden.

Ich glaube das Moos habe, als eine kriechende Pflanze von allen Seiten ſich ausgebreitet, und alſo anfänglich den See oder Sumpf überdekt, dieſes hat ſowohl über als unter ſich gewachſen, und endlich die ganze Tiefe ausgefüllt, da dann nothwendig das untere wegen Mangel der Luft völlig, beſonders das an denen Stengeln ſtehende graſichte oder blätterichte Theil abgeſtanden, und mit denen holzigten Theilen dasjenige, was man Torf nennet, formirt.

Ja ich wollte faſt glauben, es wären auch ehemalen auf dieſem Plaz Bäume geſtanden, welche vom Wind umgeworfen worden, der Plaz aber als ein

te Erde, welche hin und wieder m
tis paluſtribus, als dem oben ge
Muſco ſtellato, Menthaſtro &c.
ſen iſt, beiſeit räumete, ſo ſol
welcher an Farbe bräunlicht ob
ausſiehet. Darunter hat e
von Rohr, welche zum Theil
als noch in vollkommenem
ſeyn.

Es iſt dieſer Torf ſan
len, und wird, wann m
weisgrau; Betrachtet
das Microſcopium, ſo e
vor ein vermodertes Mo
ſtreut.

Er iſt ſchwehrer,
de von dem wilden S
muthlich von der Duc
welche ſich daran geh
Röhrlein und Aeſtlei
füllet hat.

Man obſervie
daß den Torf in

Sonne überziehet die
nen Torfſtüken nur mit
ches auch die Ofen- oder
ut, aber dardurch zie-
chtigkeit innwendig hin-
demſelben lange unbrauch-
und Winde hingegen ziehen
bringen in das innerſte, daß
nicht allein viel leichter ge-
dern auch der Torf beſſer wird.

Torfaſche iſt zwar nicht, wie an-
ſie zur Laugen und Wäſche zu ge-
en, aber jedoch iſt ſelbige gut zur
ung in die Weinberge und Felder.
Ich ſehe ſchon von ferne, viele über
Geruch, welchen das Torfbrennen
urſachet, die Naſe aufziehen, und hö-
im Geiſt, daß man ſagt, dieſe Feue-
ung werde Krankheiten bringen. Dies
en Einwurf habe theils ſchon oben beant-
wortet, theils will nur noch dieſes ſagen:
daß wann auch der Geruch anfänglich et-
was widrig zu ſeyn ſcheinet, (dann er
kommet demſelbigen gleich, welcher ent-
ſtehet, wann man auf dem Schwarzwald
die Felder brennet,) ſo iſt es nur um eine
kurze Zeit zu thun, und wann die Camine
und Feuerheerde darnach gebauet, die
Oefen gut und mit einem Roſt, worauf

Vitriol ſchmekenden Letten am nächſten iſt, ſtark nach Schwefel riecht, ganz zarter Textur, als von Moos ohne Stengel und ſchwarz an Farbe erfunden wird.

Dieſe Art Torf iſt, wann ſie troken worden, etwas ſchwehrer, als die andern, brennt gern, gibt eine Kohle, welche langſam ausglühet, nicht auslöſchet, und doch wenig weisgraue Aſche hinterläſſet.

Beſiehet man dieſen Sindelfinger Torf durch das Microſcopium, ſo findet man hin und wieder kleine, ſchwarze, glänzende Puncte, als Bitumen, darinnen.

Sowohl hier, als bei Gochsheim, habe obſervirt, daß die Gränzen (Limites) der Torf producirenden Gegenden eine zarte Erde haben, welche mit der Tripelerde übereinkommt; beſonders zu Sindelfingen ſeynd die Gräben an denen Aekern gegen Mitternacht voll, von dem Bitumine, als von dem Schwefel, oder doch wenigſtens von beiden zugleich kommt.

Die ganze Gegend, wo das Zayſenhauſer Bad ſtehet, iſt Torf; es zittert der Boden, man kan mit einem Stok 10. bis 12. Fus tief hinab ſtechen, in der Tiefe von 6. 10. und 12. Fus iſt würklicher Torf; das Waſſer ſezet in dem Kochen einen weiſſen Schaum, welcher, auf Kohlen geſtreuet, brennet und als Schwefel und Bitumen riechet; wird ſolches Waſſer deſtillirt, ſo riecht es nicht ſo wohl nach Schwefel, als nach Petroleum, und dieſe ausgeſtochene Erde gibt ebenfalls in der Deſtillation ein Oel, als ſchwarzes Steinöl: woraus die Wahrheit erhellet, daß das vegetabiliſche oder Pflanzenreich mit dem mineraliſchen eine Verwandſchaft habe, wie ſolches der ſeel. D. Henkel zu Freyberg in ſeinem Tractat: Flora Saturnizans, bewieſen hat.

ſezt, wie in Holland auch ge-
wovon ſie dann Kopfwehe und
gelegenheiten bekommen. Die-
thun auch die Holzkohlen, und
Torf allein.

weniger iſt zu beförchten, daß
avon angeſteckt, und alſo Krank-
rurſachet würden; ja ich glau-
hr, daß dieſes eher ein Mittel
e böſe Luft zu beſſern, wann an-
es in unſern bergichten Gegen-
die Luft allezeit geſunder als an
rten iſt, nöthig wäre.

Torf iſt nicht allein eine vortref-
rnuzung und Holzſpahrung alſo
annt, ſondern man hat auch
funden, denſelben zu guten ve-
en zu brennen, daß man ſich des
Eiſen ſchmelzen und dergleichen
eit bedienen kan; beſonders
ſe Torfkohlen mit andern Holz-
liret werden.

Torf hat ferner das beſondere,
Aſche Eiſen bei ſich führet, und
bei hohen oder Schmelzöfen ge-
rd, ein anſehnliches von Eiſen
us kommet, als wo die Erze
ohlen geſchmelzet werden. Die-
rmalen ein Beweis, daß die
as vom regno minerali bei ſich
ann obſchon alle Holzaſche, be-
e von Eichenholz etwas Eiſen
iſt es doch nicht in ſolcher Quan-
s die Torfaſche: ja man wird
ils bei denen Torfländern eine
hr ſehen, oder ein Waſſer an-
elches mit einer röthlichen Er-
Ochra, melirt, und auf dem
lbſten eine Haut von allerhand
enfarben, ſich zeigen.

omuſchen Arbeiten, beſonders
-Oefen, wo man ein gelindes
altendes Feuer nöthig hat, iſt
llen andern vorzuziehen; dann
e Torfkohle mit Aſchen bedekt,
kan bis acht Stunden eine beſtändige, ge-
linde Wärme geben, ſo daß man eine
ganze Nacht nicht nach dem Feuer ſehen,
oder nachlegen darf, welches vor dieje-
nige, welche etwas mehr als gemeine La-
boranten ſeyn ſollen, ein groſſer Behülf iſt.

Bei dem Troknen des Torfs iſt be-
ſonders in Obacht zu nehmen, daß ſol-
ches Troknen nicht von der Sonne oder
anderer Wärme, ſondern von der Luft
geſchehen ſolle: die Sonne überziehet die
Oberfläche von denen Torfſtüken nur mit
einer Rinde, welches auch die Ofen- oder
Stubenwärme thut, aber dardurch zie-
het ſich alle Feuchtigkeit innwendig hin-
ein, und macht denſelben lange unbrauch-
bar, die Luft und Winde hingegen ziehen
ſtärker, und dringen in das innerſte, daß
das Troknen nicht allein viel leichter ge-
ſchiehet, ſondern auch der Torf beſſer wird.

Die Torfaſche iſt zwar nicht, wie an-
dere Aſche zur Laugen und Wäſche zu ge-
brauchen, aber jedoch iſt ſelbige gut zur
Beſſerung in die Weinberge und Felder.

Ich ſehe ſchon von ferne, viele über
den Geruch, welchen das Torfbrennen
verurſachet, die Naſe aufziehen, und hö-
re im Geiſt, daß man ſagt, dieſe Feue-
rung werde Krankheiten bringen. Dieſ
ſen Einwurf habe theils ſchon oben beant-
wortet, theils will nur noch dieſes ſagen:
daß wann auch der Geruch anfänglich et-
was widrig zu ſeyn ſcheinet, (dann er
kommet demſelbigen gleich, welcher ent-
ſtehet, wann man auf dem Schwarzwald
die Felder brennet,) ſo iſt es nur um eine
kurze Zeit zu thun, und wann die Camine
und Feuerheerde darnach gebauet, die
Oefen gut und mit einem Roſt, worauf
der Torf brennet, verſehen ſeynd, ſo fäl-
let alle dieſe Ungemächlichkeit vorhin weg.
Wir wollen hier dieſes Capitel ſchlieſſen,
und den Leſer in den andern Theil weiſen,
wo nicht allein von dem Holzmangel, de-
nen neuen Kunſtheerden und Oefen, ſon-
dern auch von der Turferde nüzliche An-
merkungen eingerukt worden ſeynd.

Kurze Anweiſung, wie das Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen.

Das erſte iſt, einen Vorrath von Saamen anzuſchaffen, welcher folgendergeſtalt gewonnen wird: Es ſizt der Saame, wie bekannt, in denen ſogenannten Kienäpfeln, die man an den Zweigen hin und wieder antrift, und fällt im April, ſo bald warmer Sonnenſchein ſich einſtellet, von ſelbſt aus. Damit man nun nicht zu ſpät komme, mus man dieſe Kienäpfel ohnfehlbar im Merz, jedoch nachdem die Witterung beſchaffen iſt, von denen Zweigen abbrechen, und ſich damit reichlich verſehen. Man mus

auch an den Zweigen,
zur Seite ausſchieſſen.
noch warm und troken
bleiben die alten Kienäp
und klaffen weit von ein
im Winter ziehen ſie
Feuchtigkeit wieder zuſa
ſind ſo feſt geſchloſſen,
denen guten dem äuſſer
hen nach mit Mühe zu u
ſind. Wer dieſes bei d
nicht beobachtet, der wi
guten die Menge taube
bringen, und alſo mit
verluſt wenig Nuzen ſch

Wenn man nun ein g
ſer Kienäpfel beiſammen
man ſie dahin bringen

um, als sie zuweilen umzurühren. uf solche Art öfnen sie sich viel ge- ißer als wenn man sie in die war- e Stube bringt, oder gar in den ißen Bakofen schüttet, da man in ßgefahr stehen mus, daß viele Kör- r von der Hize allzustark angegrif- n werden, und verdorren. Wenn an nun siehet, daß sie sich wohl öfnet haben, thut man die Aepfel i Seite, rühret den Saamen zwi- en den Händen, daß die Flügel von kommen, und hebet ihn zum brauch auf.

Sodann ist man alsofort bedacht, in die Erde zu bringen. Zu dem e läst man das Stüke Land, so dazu bestimmet hat, umpflü- hernach die Fahren mit der Ege er zustreichen, damit die Kör- ich darinn nicht verfallen, und lumpen bei einander liegen blei- säet alsdenn den Saamen f aus, und läst hier noch ein mal mit der Ege drüber fah- damit er nur einigermassen mit rde vermischet werde.

s Umpflügen ist hauptsächlich , wenn man einen Flek vor t, der in langer Zeit nicht um- pflug gewesen ist. Solch Land endlich gar dichte auf einan- t auch wohl hin und wieder be- ; daher ihm das Auflokern nlich ist, weil alsdenn die an- h gar zarte Wurzeln des ens desto leichter eindringen , auch an dem Moose, der mit dem Pflug untergebracht wor- den, keine Hindernis finden, Erde zu fassen. Hätte man aber einen Grund erwehlet, der bisher Aker gewesen, und derselbe bestünde aus leichtem Lande, so weder bewachsen noch bemooset ware, so würde das Umpflügen überflüssig seyn, und man könnte den Saamen ohne fer- nere Zubereitung sicher drauf ausse- hen, und hernach blos mit Egen überfahren lassen. Ich zweifle nicht, daß auch die Aussaat füglich im Herbst geschehen könnte, wiewol ich es nicht selbst versuchet habe. Der Saame hat ein harzigtes Wesen, und kan nicht erfrieren. Man müs- ste zu dem Ende ihn bis in Herbst aufheben; ich sehe aber nicht, warum man sich Mühe machen, und der Sorge, ihn vor allen Schaden bis dahin zu bewahren, unterwerffen wolte. Wenn er im Frühjahre ge- säet worden, so findet man, daß er in wenig Wochen aufgegangen ist.

Insgemein berichtet man, daß der Saame dike gesäet werden müs- se, es hat auch dieses seinen guten Grund, der oben bereits angefüh- ret ist, indessen mus es doch mit Ue- berlegung geschehen, damit man den Saamen, der Mühe gekostet hat, nicht unnöthig verschwende, und damit beim Wachsen nicht eins dem andern hindere, noch die Nahrung benehme. Man mus nicht aus der Acht lassen, daß man Bäume zeugen wolle, die doch wohl mehr Plaz als etwa Kornhalmen erfordern. Ich

habe

habe gefunden, daß wenn man auf einen Flek Land, darauf 1. ſchl. Roggen fällt, eine Meze Saamen mit 3. Fingern ausſtreuet, ſolcher damit überflüſſig dike beſäet ſey. Wenn ein Korn einen Fus weit oder noch etwas weiter von dem andern aufgehet, ſo iſt es am beſten, denn wenn es anfangs Raum hat, Nebenzweige zu treiben, ſo erlangen dieſe junge Bäume dadurch gleich anfangs einige Stärke, werden diker und treiben Nebenwurzeln, dadurch kommen ſie in den Stand, wenn ſie an zu ſchieſſen fangen, deſto kräftiger in die Höhe zu gehen. Die kleine Nebenzweige, die ſie anfangs gemacht, vergehen alsdenn von ſelbſt, weil vor ſie kein Raum mehr übrig

Daß dieſer junge Zuwachs m
dem Viehtrieb verſchonet werde
müſſe, und zwar ſo lange, bis er
gros geworden, daß er weder zer
tretten noch oben abgefreſſen werde
kan, wird ein jeder von ſelbſt erme
ſen. Weiter kan man ihm ſon
nicht helffen, ſondern mus de
Wachsthum der gütigen Natu
überlaſſen. Es wollen zwar einig
daß man dieſe junge Bäume, wen
ſie etwas erwachſen ſind, auspuzen
und die untern Zweige abnehme
ſolle, damit der Saft ſich darinn
nicht ohne Nuzen aufhalten, ſonder
beſſer in die Höhe gehen möge; an
dere hingegen widerſprechen hierinn
und meynen, daß alles Schneide
ihnen ſchädlich ſey, weil der Saf

ie an ſolchen jungen Bäu-
)lagen oder zu reiben, und
jämmerlich zu ſchinden,
die junge ſaftige Rinde
en Zähnen abzuſchälen;
enn mancher Baum im
chsthum verderben mus,
einen unheilbaren Scha-
trägt. Wenn ſie nun ein
ge ausgeputzt finden, kön-
hiere deſto leichter allent-
n, dahingegen die in ein-
achſene Zweige ſie davon
Mit der Zeit verläſt der
Zweige von ſelbſt, daß
en, da ſie denn auch bald
nd von dem Baum ſelbſt
werden, ſo daß man end-
ſpur findet, wo ſie geſeſ-

ch kan ich allen und jeden,
eſe leichte Anweiſung ſich
ſen wollen, die Probe in
ines jungen Waldes zu
ie aufrichtige Verſiche-
, daß ſie damit etwas
, wodurch ſie ihre un-
ndluſt um ein groſſes ver-
rden. Auch der aller-
Landmann empfindet
gen, wenn er ſeiner Hän-
rathen ſiehet. Der Zu-
wichtigen Pertinenz-
Landguts wird ihm eben
e machen, als einige an-
ſerungen deſſelben. Sein
, das in wenig Jah-
m ſonſt faſt nicht brauch-
de ſich zu erheben, und
zuſehends zu wachſen anfängt, wird ihm ſo angenehm vorkommen, daß er es niemals ohne Zufriedenheit anſehen wird. Wer eine Neigung zu artigen Erfindungen hat, wird ihr bei Einrichtung der oben erwehnten Durchſchnitte, und Abtheilung in gewiſſe Quartiere was zu ſchaffen geben, und aus ſeinem jungen Walde eine Art von Luſtgehölze machen können. Dieſe nach ſeinem Geſchmak eingerichtete Anordnung, ſo ihm nichts koſtet, wird ihn eben ſo viel ergözen, als wohl ein Luſtgarten thun kan, deſſen Annehmlichkeit mit einer empfindlichen Vorſtellung der Unkoſten ſo drauf gehen, begleitet, und dadurch ſehr vermindert wird. Ein Liebhaber der Jagd wird in wenig Jahren einen Park zu ſehen bekommen, den er ſelten leer von allerhand groſſen und kleinen Wilde antreffen wird: er wird ſich auch damit die beſte Gelegenheit zu dem anmuthigen Vogelfang verſchaffen; und eine ſonſt edles Gemüthe wird von der Vorſtellung, daß ſein Werk auch andern, die lange nach ihm kommen, noch nüzlich ſeyn werde, eines Vergnügens genieſſen, ſo er keinem andern nachſezen wird. Ich wünſche meinen Mitbürgern alle dieſe Luſt, und aus ſolchem Triebe habe ich es unternommen, ſie dazu anzureizen.

N. N.

miſcht, 7. Turf mit gelber Farbe. III. Zum unreifen Torf gehört 1) brauner Torf, welcher über dem Hag- oder Dargtorf zu liegen pflegt, 2) weisgrauer Torf, welcher noch über dem braunen Torf ſich befindet, 3) Moostorf, welcher ganz oben lieget.

Nun ſollte man auch ſagen, was dann der Torf urſprünglich wäre, davon aber hat man verſchiedene Meinungen, wie allbereit in vorhergehendem gedacht worden, die wahrſcheinlichſte unter allen iſt folgende:

Der Torf iſt kein beſonderes Geſchöpfe, ſondern es wird derſelbe mit der Zeit von verſchiedenen Arten der Gewächſe oder Vegetabilien, mit Beitritt eines ſauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Weſens, in dieſe Erdart verwandelt.

Das vornehmſte oder erſte Stük der Vegetabilien, ſo ſich zur Torfgeneration

Dieſes Gewächſe macht n
Moos kleine Hügel, als ob ſel
Maulwürfen aufgeworfen wär
hat es auf dem Schwarzwald Ge
ex. gr. auf dem ſogenannten Her
moos, ohnweit dem abgegange
cloſter, und 3. Stunden von
rühmten Wildbad, woſelbſt m
Fus tief in dem Moos waaden m
dieſes als mit Beeren überzäet an

In dieſer lezten Gegend,
oberhalb des Wildbads, zwiſch
beeden Flüſſen Enz und Murg,
groſſes Gebürg, welches, na
Weg, welchen man von dem
dahin macht zu rechnen, wohl 4
ter hoch ſeyn mag; Auf dieſem
findet ſich eine groſſe Ebene, v
1000. Morgen Landes, welche
mit dergleichen Moos, wie im
gehenden gedacht, überdekt iſt,
hin und her gleichſam einen Gi

ber nennen unſere Lands-
klein ſolchen, welcher an
Ort lieget, ſondern auch
weder augenſcheinlichen
s hat.

lde See (dann weilen die
t dem groſſen in keine Ver-
men, ſpricht man nur im
:de ehemalen vor uner-
lten, aber als, nach der
er Begleitere, Sr. Hoch-
Herzog Eberhard Ludwig
n Wildbad einen kleinen
ngen, und ſelbigen durch
hren, und ſondiren laſſen,
)en, daß er nur 15. bis 18.
:ben dieſes hat ſich auch bei
da wir nemlich mit dem
der Nähe dieſes Sees an
gebohret, und in 16. Fus
n, verificiret; unter dem
auer, veſter Letten, und
röthliches Sandgebürg,
as Einſinken des Waſſers

: See ſowohl als die kleine-
)es Ufer; ich glaube aber,
in dem Frühjahr von dem
egen höher anfüllen, wie
nabhangende Moos ver-

hrlich, ganz nahe zu dieſen
en, damit man nicht mit
ab in das Waſſer ſinke,
te genug hatten, folglich ei-
ſecundiren konte, als woll-
s Waſſer von dieſem See
ro ſich einer auf den Bauch
)n den andern gehalten,
er, welches ganz lauter
e, herauf brachte.

h an demſelben nicht das
aliſch oder Sumpf-artiges
ondern es kommt in allem
oder Schneewaſſer, als

von welchen es auch unfehlbar, und nicht von Quellen ſein Herkommen hat, überein.

Hier an dieſem Ort kan man klärlich zeigen, daß die Turfmaterie ein Moos ſeye; wann mich meine Augen nicht betrogen, ſo hat mich bedünkt, daß dieſer groſſe und etlich tauſend Morgen Landes ausmachende Plaz etwas tiefer liege, und vielleicht vor Seculis ganz ein See oder ſtehendes Waſſer geweſen, ſucceſſive aber alſo von dem neben zu wachſenden Moos, welches ſowol in die Breite als Tiefe und Höhe fortgeloſſen, ausgefüllet, überzogen, und bis auf die gegenwärtige kleine Seen, in Anſehung des groſſen vormaligen Raums, welchen das Waſſer eingenommen, alſo concentrirt und abgetheilt worden.

Wird das obere, noch grünende Moos, welches etwan anderthalb Fus ausmacht, hinweg geräumt, ſo findet ſich der leichte und zuerſt gedachte Turf, etwan 3. bis 4. Fus hoch; dieſen, weil er ganz ſchwammicht iſt, will der Bohrer nicht angreiffen.

Nach dieſem wird es etwas veſter, und der Torf zeigt ſich als ein zarter Moder oder Gemülme mit Stielen und Stengeln von dem Moos durchwachſen, zwei bis drei Fus. Nach dieſem hatte der Bohrer Stüke Holz oder Holzwurzel, Finger- und Daumendik, welches vor Forchen- oder Tannenholz erkannt wurde, nebſt einer Art Gemülme, als Gerberloh herausgebracht, und dieſes bis 6. Fus tief meiſtens einerlei; Dieſem folgte blauer, zarter Letten, etwan ein Fus hoch, und hierauf rother Sand und Feiſen.

Dieſe Strata haben ſich beſtändig alſo gefunden, ob wir ſchon bis 1000. Schritte von einander die Probe ſowohl Weſt- als Oſtwärts gemacht, (dann an den beiden Seiten gegen Nord und Süden, konnte man wegen Mangel der nöthigen Bretter, um darauf veſt zu ſtehen, nicht bohren,) hier aber in der Mitte iſt in vorigen

Kriegszeiten ein Weg um der Paſſage willen, von dem Enzthal in das Murgthal zu kommen, aufgeſchlagen, und mit Balken belegt worden.

Ich glaube das Moos habe, als eine kriechende Pflanze von allen Seiten ſich ausgebreitet, und alſo anfänglich den See oder Sumpf überdekt, dieſes hat ſowohl über als unter ſich gewachſen, und endlich die ganze Tiefe ausgefüllt, da dann nothwendig das untere wegen Mangel der Luft völlig, beſonders das an denen Stengeln ſtehende graſichte oder blätterichte Theil abgeſtanden, und mit denen holzigten Theilen dasjenige, was man Torf nennet, formirt.

Ja ich wollte faſt glauben, es wären auch ehemalen auf dieſem Plaz Bäume geſtanden, welche vom Wind umgeworfen worden, der Plaz aber als ein

te Erde, welche hin und wieder mit
tis paluſtribus, als dem oben gena
Muſco ſtellato, Menthaſtro &c. be
ſen iſt, beiſeit räumete, ſo folgte
welcher an Farbe bräunlicht oder rö
ausſiehet. Darunter hat es W
von Rohr, welche zum Theil friſch,
als noch in vollkommenem Wachs
ſeyn.

Es iſt dieſer Torf ſandigt anz
len, und wird, wann man in tro
weisgrau; Betrachtet man ihn
das Microſcopium, ſo erkennet ma
vor ein vermodertes Moos mit Sa
ſtreut.

Er iſt ſchwehrer, als der vorg
de von dem wilden See, und dieſe
muthlich von der Duchſteinartigen
welche ſich daran gehenkt, und die
Röhrlein und Aeſtlein des Mooſes a
füllet hat.

Man obſerviret faſt durchgehe

n gros, von welchem man eine
ion hat, daß eine Stadt daſelbſt
ken ſeye, wovon aber in denen
mbergiſchen alt- und neuen Nach-
nichts zu finden; Doch hat es in
Gegend und gleich nächſt daran
rdfälle, und alſo könnte von die-
roſſen Plaz ebenfalls dergleichen
thet werden; ob aber eine Stadt
ſt geweſen, läſſet man dahin ge-
eyn.

iebei iſt zu merken, daß dieſe Erd-
i dem Würtembergerland, beſon-
uf denen Höhen und Gebürgen,
Kalchſtein haben, ſehr gemein.
ſach mag ſeyn, daß der Kalchſtein
dem Waſſer auflöſet, wovon groſſe
n entſtehen, welche ſodann einſin-
ib dieſe ſogenante Erdfälle machen.

rſt gemelder Plaz ſcheinet gegen die
Gegend etwas erhaben zu ſeyn,
oſicht, und wachſen einige Birken-
n darauf, an allen Orten aber iſt
jedoch nicht von gleicher Höhe
iefe, ſo daß er an theils Orten 4.
nd 12. Fus hoch, theils Orten noch
ligt; kommt abermalen mit einem
gewächſe überein, und hat in der
ebenfalls Holz, zu Zoll ſtark.

der Würtembergiſche zu dem Tutt-
Amt gehörige Fleken Schwennin-
iſt nicht nur darum merkwürdig,
eſelbſt der berühmte Neccarſtrohm,
Urſprung nimmt, ſondern ins be-
e auch, wegen eines groſſen öden
, der vor ſo viel Morgen, als Ta-
Jahr ſeyn, angegeben wird, und
ſ nichts, als Heide und Moos
et, ob man auch ſchon ein groſſes
davon mit Gräben durchſchnitten,
die Anwohner ſolchen wegen des
n ſchwarzen Grundes (welcher aber
Rohrerde) mit verſchiedenen Arten
te beſäet, und zu einer guten Ern-
Hofnung gemacht haben.
eſer ganze Flek iſt nichts anders als
Torf, welcher 14. bis 15. Fus tief in die Tiefe ſezet. Unter dieſen lieget ebenfalls ein ſchöner zarter blauer Letten, welcher nach Vitriol ſchmekt; wie hoch dieſer Letten, und was nach ſolchem folget, habe nicht erfahren können, weilen der Bohrer nur 18. Fus lang geweſen, und ob man ſchon bis an das Creuz gebohrt, ſo hat ſich doch der Letten nicht verändert.

Dieſer Torf hat abermalen beſonders in der Höhe alle Merkmale, daß er Moos geweſen, in der Tiefe aber wird er ſtärker mit Wurzeln durchzogen, ja man findet auch Stüken Holz darunter.

Der Plaz lieget, wie vor gedacht, auch ſehr hoch, und wo man nach dem Neccarſtrohm, welcher gar nicht weit, und nur etliche hundert Schritt von dieſem Ort, etwas tiefer, als dieſes Moos ligt, nivelliren ſollte, würde eine unglaubliche Tiefe bis nach Canſtatt heraus kommen.

Bishero habe nur von dem rothen und grauen Torf die Erzehlung gemacht, wobei aus allen Umſtänden ſich gezeiget, daß er ſeinen wahren Urſprung aus dem Moos habe; nun aber komme an einen Ort, wo der beſte Torf, welchen man noch in dem Würtembergiſchen Land entdekt, woſelbſt von auſſen keine Anzeige darzu ſich äuſſert, auch weit und breit kein Moos gefunden wird.

Es iſt dieſes eine groſſe, in 130. Morgen beſtehende ſchöne Wieſe, in einem kleinen Thal bei dem Städtlein Sindelfingen; der Waaſen und oben auf liegende fruchtbare Erde ſind kaum 2. Fus hoch: darauf folgt anderthalb Fus grauer Letten, und nach dieſem 12. Fus Torf, ſodann wieder der gewöhnliche blaulechte Letten.

Es wechſelt zwar ab, und iſt bald ein Fus hoch Torf mehr oder weniger; doch dieſes iſt ein wie das andere mal, daß der Torf, beſonders derjenige, welcher aus der Tiefe kommt, und dem nach

Vitriol ſchmekenden Letten am nächſten iſt, ſtark nach Schwefel riecht, ganz zarter Textur, als von Moos ohne Stengel und ſchwarz an Farbe erfunden wird.

Dieſe Art Torf iſt, wann ſie troken worden, etwas ſchwehrer, als die andern, brennt gern, gibt eine Kohle, welche langſam ausglühet, nicht auslöſchet, und doch wenig weisgraue Aſche hinterläſſet.

Beſiehet man dieſen Sindelfinger Torf durch das Microſcopium, ſo findet man hin und wieder kleine, ſchwarze, glänzende Puncte, als Bitumen, darinnen.

Sowohl hier, als bei Gochsheim, habe obſervirt, daß die Gränzen (Limites) der Torf producirenden Gegenden eine zarte Erde haben, welche mit der Tripelerde übereinkommt; beſonders zu Sindelfingen ſeynd die Gräben an denen Aekern gegen Mitternacht voll, von dem Bitumine, als von dem Schwefel, oder doch wenigſtens von beiden zugleich kommt.

Die ganze Gegend, wo das Zayſenhauſer Bad ſtehet, iſt Torf; es zittert der Boden, man kan mit einem Stok 10. bis 12. Fus tief hinab ſtechen, in der Tiefe von 6. 10. und 12. Fus iſt würklicher Torf; das Waſſer ſezet in dem Kochen einen weiſſen Schaum, welcher, auf Kohlen geſtreuet, brennet und als Schwefel und Bitumen riechet; wird ſolches Waſſer deſtillirt, ſo riecht es nicht ſo wohl nach Schwefel, als nach Petroleum, und dieſe ausgeſtochene Erde gibt ebenfalls in der Deſtillation ein Oel, als ſchwarzes Steinöl: woraus die Wahrheit erhellet, daß das vegetabiliſche oder Pflanzenreich mit dem mineraliſchen eine Verwandſchaft habe, wie ſolches der ſeel. D. Henkel zu Freyberg in ſeinem Tractat: Flora Saturnizans, bewieſen hat.

iſſe ſezt, wie in Holland auch ge-
t, wovon ſie dann Kopfwehe und
Ungelegenheiten bekommen. Die-
er thun auch die Holzkohlen, und
er Torf allein.

och weniger iſt zu beförchten, daß
t davon angeſteft, und alſo Krank-
verurſachet würden; ja ich glau-
mehr, daß dieſes eher ein Mittel
die böſe Luft zu beſſern, wann an-
lches in unſern bergichten Gegen-
a die Luft allezeit geſunder als an
Orten iſt, nöthig wäre.

er Torf iſt nicht allein eine vortref-
uernuzung und Holzſpahrung alſo
brannt, ſondern man hat auch
gefunden, denſelben zu guten ve-
hlen zu brennen, daß man ſich de-
n Eiſen ſchmelzen und dergleichen
rbeit bedienen kan; beſonders
dieſe Torfkohlen mit andern Holz-
meliret werden.

er Torf hat ferner das beſondere,
ſen Aſche Eiſen bei ſich führet, und
er bei hohen oder Schmelzöfen ge-
t wird, ein anſehnliches von Eiſen
eraus kommet, als wo die Erze
lzkohlen geſchmelzet werden. Dies
abermalen ein Beweis, daß die
etwas vom regno minerali bei ſich
; dann obſchon alle Holzaſche, be-
s die von Eichenholz etwas Eiſen
ſo iſt es doch nicht in ſolcher Quan-
als die Torfaſche: ja man wird
theils bei denen Torfländern eine
Fuhr ſehen, oder ein Waſſer an-
, welches mit einer röthlichen Er-
s Ochra, melirt, und auf dem
ſelbſten eine Haut von allerhand
ogenfarben, ſich zeigen.

chymiſchen Arbeiten, beſonders
ir-Oefen, wo man ein gelindes
g haltendes Feuer nöthig hat, iſt
f allen andern vorzuziehen; dann
offe Torfkohle mit Aſchen bedekt,
kan bis acht Stunden eine beſtändige, ge-
linde Wärme geben, ſo daß man eine
ganze Nacht nicht nach dem Feuer ſehen,
oder nachlegen darf, welches vor diejes
nige, welche etwas mehr als gemeine La-
boranten ſeyn ſollen, ein groſſer Behülf iſt.

Bei dem Troknen des Torfs iſt be-
ſonders in Obacht zu nehmen, daß ſol-
ches Troknen nicht von der Sonne oder
anderer Wärme, ſondern von der Luft
geſchehen ſolle: die Sonne überziehet die
Oberfläche von denen Torfſtüken nur mit
einer Rinde, welches auch die Ofen- oder
Stubenwärme thut, aber dardurch zie-
het ſich alle Feuchtigkeit innwendig hin-
ein, und macht denſelben lange unbrauch-
bar, die Luft und Winde hingegen ziehen
ſtärker, und dringen in das innerſte, daß
das Troknen nicht allein viel leichter ge-
ſchiehet, ſondern auch der Torf beſſer wird.

Die Torfaſche iſt zwar nicht, wie an-
dere Aſche zur Laugen und Wäſche zu ge-
brauchen, aber jedoch iſt ſelbige gut zur
Beſſerung in die Weinberge und Felder.

Ich ſehe ſchon von ferne, viele über
den Geruch, welchen das Torfbrennen
verurſachet, die Naſe aufziehen, und hö-
re im Geiſt, daß man ſagt, dieſe Feue-
rung werde Krankheiten bringen. Dies
ſen Einwurf habe theils ſchon oben beant-
wortet, theils will nur noch dieſes ſagen:
daß wann auch der Geruch anfänglich et-
was widrig zu ſeyn ſcheinet, (dann er
kommet demſelbigen gleich, welcher ent-
ſtehet, wann man auf dem Schwarzwald
die Felder brennet,) ſo iſt es nur um eine
kurze Zeit zu thun, und wann dir Camine
und Feuerheerde darnach gebauet, die
Oefen gut und mit einem Roſt, worauf
der Torf brennet, verſehen ſeynd, ſo fäl-
let alle dieſe Ungemächlichkeit vorhin weg.
Wir wollen hier dieſes Capitel ſchlieſſen,
und den Leſer in den andern Theil weiſen,
wo nicht allein von dem Holzmangel, de-
nen neuen Kunſtheerden und Oefen, ſon-
dern auch von der Turferde nüzliche An-
merkungen eingerukt worden ſeynd.

Kurze Anweiſung, wie das Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen.

Das erſte iſt, einen Vorrath von Saamen anzuſchaffen, welcher folgendergeſtalt gewonnen wird: Es ſizt der Saame, wie bekannt, in denen ſogenannten Kienäpfeln, die man an den Zweigen hin und wieder antrift, und fällt im April, ſo bald warmer Sonnenſchein ſich einſtellet, von ſelbſt aus. Damit man nun nicht zu ſpät komme, mus man dieſe Kienäpfel ohnfehlbar im Merz, jedoch nachdem die Witterung beſchaffen iſt, von denen Zweigen abbrechen, und ſich damit reichlich verſehen. Man mus

auch an den Zweigen, die daſelb
zur Seite ausſchieſſen. So lan
noch warm und troken Wetter iſt
bleiben die alten Kienäpfel geöfnet
und klaffen weit von einander, ab
im Winter ziehen ſie ſich von d
Feuchtigkeit wieder zuſammen, un
ſind ſo feſt geſchloſſen, daß ſie vo
denen guten dem äuſſerlichen Anſ
hen nach mit Mühe zu unterſcheide
ſind. Wer dieſes bei dem Ableſe
nicht beobachtet, der wird nebſt de
guten die Menge taube zuſamme
bringen, und alſo mit vielem Zei
verluſt wenig Nuzen ſchaffen.

Wenn man nun ein gut Theil di
ſer Kienäpfel beiſammen hat, mu
man ſie dahin bringen, daß

ls ſie zuweilen umzurühren.
ye Art öfnen ſie ſich viel ge-
s wenn man ſie in die war-
ye bringt, oder gar in den
akoſten ſchüttet, da man in
ehen mus, daß viele Kör-
ner Hize allzuſtark angegrif-
n, und verdorren. Wenn
ſiehet, daß ſie ſich wohl
aben, thut man die Aepfel
, rühret den Saamen zwi-
Händen, daß die Flügel
mnien, und hebet ihn zum
auf.

nn iſt man alſofort bedacht,
Erde zu bringen. Zu dem
man das Stüke Land, ſo
u beſtimmet hat, umpflü-
ach die Fahren mit der Ege
ſtreichen, damit die Kör-
arinn nicht verfallen, und
pen bei einander liegen blei-
et alsdenn den Saamen
s, und läſt hier noch ein
mit der Ege drüber fah-
nit er nur einigermaſſen mit
vermiſchet werde.

lmpflügen iſt hauptſächlich
wenn man einen Flek vor
der in langer Zeit nicht un-
ig geweſen iſt. Solch Land
ıdlich gar dichte auf einan-
ich wohl hin und wieder be-
daher ihm das Auflokern
ch iſt, weil alsdenn die an-
gar zarte Wurzeln des
s deſto leichter eindringen
auch an dem Mooſe, der
mit dem Pflug untergebracht wor-
den, keine Hindernis finden, Erde
zu faſſen. Hätte man aber einen
Grund erwehlet, der bisher Aker
geweſen, und derſelbe beſtünde aus
leichtem Lande, ſo weder bewachſen
noch bemooſet ware, ſo würde das
Umpflügen überflüſsig ſeyn, und
man könnte den Saamen ohne fer-
nere Zubereitung ſicher drauf ausſe-
hen, und hernach blos mit Egen
überfahren laſſen. Ich zweifle nicht,
daß auch die Ausſaat füglich im
Herbſt geſchehen könnte, wiewol
ich es nicht ſelbſt verſuchet habe. Der
Saame hat ein harzigtes Weſen,
und kan nicht erfrieren. Man mü-
ſte zu dem Ende ihn bis in Herbſt
aufheben; ich ſehe aber nicht, warum
man ſich Mühe machen, und der
Sorge, ihn vor allen Schaden bis
dahin zu bewahren, unterwerffen
wolte. Wenn er im Frühjahre ge-
ſäet worden, ſo findet man, daß er
in wenig Wochen aufgegangen iſt.

Insgemein berichtet man, daß
der Saame dike geſäet werden müſ-
ſe, es hat auch dieſes ſeinen guten
Grund, der oben bereits angefüh-
ret iſt, indeſſen mus es doch mit Ue-
berlegung geſchehen, damit man den
Saamen, der Mühe gekoſtet hat,
nicht unnöthig verſchwende, und
damit beim Wachſen nicht eins dem
andern hindere, noch die Nahrung
benehme. Man mus nicht aus der
Acht laſſen, daß man Bäume zeugen
wolle, die doch wohl mehr Plaz als
etwa Kornhalmen erfordern. Ich

habe

habe gefunden, daß wenn man auf einen Flek Land, darauf 1. ſchl. Roggen fällt, eine Meze Saamen mit 3. Fingern ausſtreuet, ſolcher damit überflüſſig dike beſäet ſey. Wenn ein Korn einen Fus weit oder noch etwas weiter von dem andern aufgehet, ſo iſt es am beſten, denn wenn es anfangs Raum hat, Nebenzweige zu treiben, ſo erlangen dieſe junge Bäume dadurch gleich anfangs einige Stärke, werden diker und treiben Nebenwurzeln, dadurch kommen ſie in den Stand, wenn ſie an zu ſchieſſen fangen, deſto kräftiger in die Höhe zu gehen. Die kleine Nebenzweige, die ſie anfangs gemacht, vergehen alsdenn von ſelbſt,

Daß dieſer junge Zuwachs mit dem Viehtrieb verſchonet werden müſſe, und zwar ſo lange, bis er ſo gros geworden, daß er weder zertretten noch oben abgefreſſen werden kan, wird ein jeder von ſelbſt ermeſſen. Weiter kan man ihm ſonſt nicht helffen, ſondern mus der Wachsthum der gütigen Natur überlaſſen. Es wollen zwar einige daß man dieſe junge Bäume, wenn ſie etwas erwachſen ſind, auspuzen und die untern Zweige abnehmen ſolle, damit der Saft ſich darinn nicht ohne Nuzen aufhalten, ſondern beſſer in die Höhe gehen möge; andere hingegen widerſprechen hierinne und meynen, daß alles Schneiden

Gehörne an ſolchen jungen Bäu-
abzuſchlagen oder zu reiben, und
dadurch jämmerlich zu ſchinden,
wohl die junge ſaftige Rinde
mit den Zähnen abzuſchälen;
urch denn mancher Baum im
n Wachsthum verderben mus,
doch einen unheilbaren Scha-
avon trägt. Wenn ſie nun ein
Gehölze ausgepuzt finden, kön-
dieſe Thiere deſto leichter allent-
n dazu, dahingegen die in ein-
gewachſene Zweige ſie davon
lten. Mit der Zeit verläſt der
dieſe Zweige von ſelbſt, daß
trocknen, da ſie denn auch bald
ken, und von dem Baum ſelbſt
loſſen werden, ſo daß man end-
ine Spur findet, wo ſie geſeſ-
ben.

chlüslich kan ich allen und jeden,
rch dieſe leichte Anweiſung ſich
en laſſen wollen, die Probe in
ung eines jungen Waldes zu
n, die aufrichtige Verſiche-
geben, daß ſie damit etwas
hmen, wodurch ſie ihre un-
ige Landluſt um ein groſſes ver-
n werden. Auch der aller-
afteſte Landmann empfindet
ergnügen, wenn er ſeiner Hän-
eit gerathen ſiehet. Der Zu-
eines wichtigen Pertinenz-
ſeines Landguts wird ihm eben
Freude machen, als einige an-
Verbeſſerungen deſſelben. Sein
Holz, das in wenig Jah-
s einem ſonſt faſt nicht brauch-
Grunde ſich zu erheben, und
heil.

zuſehends zu wachſen anfängt, wird ihm ſo angenehm vorkommen, daß er es niemals ohne Zufriedenheit anſehen wird. Wer eine Neigung zu artigen Erfindungen hat, wird ihr bei Einrichtung der oben erwehnten Durchſchnitte, und Abtheilung in gewiſſe Quartiere was zu ſchaffen geben, und aus ſeinem jungen Walde eine Art von Luſtgehölze machen können. Dieſe nach ſeinem Geſchmak eingerichtete Anordnung, ſo ihm nichts koſtet, wird ihn eben ſo viel ergözen, als wohl ein Luſtgarten thun kan, deſſen Annehmlichkeit mit einer empfindlichen Vorſtellung der Unkoſten ſo drauf gehen, begleitet, und dadurch ſehr vermindert wird. Ein Liebhaber der Jagd wird in wenig Jahren einen Park zu ſehen bekommen, den er ſelten leer von allerhand groſſen und kleinen Wilde antreffen wird: er wird ſich auch damit die beſte Gelegenheit zu dem anmuthigen Vogelfang verſchaffen; und eine ſonſt edles Gemüthe wird von der Vorſtellung, daß ſein Werk auch andern, die lange nach ihm kommen, noch nüzlich ſeyn werde, eines Vergnügens genieſſen, ſo er keinem andern nachſezen wird. Ich wünſche meinen Mitbürgern alle dieſe Luſt, und aus ſolchem Triebe habe ich es unternommen, ſie dazu anzureizen.

N. N.

Gedanken über die verschiedenen Würkungen des Branteweins im menschlichen Körper,

von

D. Joh. Gottfr. Pietschen

aufgesezt.

Hier sind Gedanken, von der verschiedenen Wirkung des Branteweins im menschlichen Körper. Ich habe sehr unpartheyisch davon gehandelt, und zum Nuzen der Menschen angezeigt, in wie weit er einem jeglichen in Absicht auf seine Gesundheit dienlich und schädlich ist. Ich sehe diese Gedanken in der That um so mehr als etwas beträchtliches an, weil der Gebrauch dieses Getränks, wenigstens in Teutschland, fast allgemein ist. Aber was werde ich denjenigen für einen Trost bringen, welche sich so stark

Branteweinbrenner an. (
mir sagen lassen, daß sich
ärzte aufs Branteweinkoc
fingen. Und wer wüste,
die Art, denselben zu ma
ob nicht die Zahl der Bra
noch gröſſer würde? Ich
Folgen davon zum voraus
will ich nichts umständlic
Bereitung gedenken. Noc
de es vortheilhaftig seyn,
den Erfinder von diesem
ste bekannt machen woll
leicht könnte es geschehen
richtigen Verehrer desselb
der zum Abgott machten,
gen wohl gar Freudenf
Meine Einbildungskraft
darum gedenke ich solche
mögte nun geschehen, ob
ich doch desto mehr versich
nachbleiben wird, wenn i
desselben verschweige. D

chzehends zergliedern, und wiederum
lich machen, was eine Gährung, ve-
bilische Dinge, Waſſer, zart und
htiges Oel, ſauer Salz und genaue
einanderverbindung ſey. Aber ich
ls nicht ſeyn; und dieſes iſt die Urſa-
, warum es nicht alſo gemacht wird.
e Welt wird doch immer klüger; denn
ich muſte es lauter Tokaier, Spani-
er, Ungariſcher und anderer koſtba-
Wein ſeyn, wenn man Brantewein
en wollte. Man ſehe hievon die alten
uſchen Betrüger, unter welchen
lmont, Theophraſtus Paracelſus,
hann Agricola ꝛc. nicht unbillig die
ten Plätze verdient haben. Dieſe drin-
mit aller Macht auf gebrannten Wein
iritus Vini) bei chemiſchen Arbeiten,
cher aus natürlichem Wein gemacht
den. Allein heute zu Tage gilt es den
ünftigen Chemiſis gleichviel, ihr
ngeiſt mag aus Hefen, Korn, Wei-
Haber, Aepfeln, Birnen oder or-
ichem Weine gemacht ſeyn, wenn
r behörig iſt gereinigt worden. Her-
aber hat man denſelben faſt aus al-
egetabiliſchen Früchten verfertigen
n, und man richtet ſich nunmehro
der Beſchaffenheit eines jeglichen
s. Sind an einem Orte viel Wein-
anzutreffen, ſo wird er von den Ein-
ern ſolcher Gegend auch daraus ge-
t. Gibt es viel Obſt in einer Lan-
gend, gibt es viel Getreide ander-
rtig: ſo mus es ſich gefallen laſſen,
antewein durch gewiſſe Handgriffe
ret zu werden. Etwas artiges iſt
daß die fleiſigen Chemiſten beſonders
nde Kräuter nehmen, dieſelben be-
zum nöthigen Grade der Gährung
dern, und denn durch Abziehung
einen Helm in Brantewein verwan-
welcher insgemein die Eigenſchaft
krautes, ſowohl in Anſehung des
chs, als auch der beſondern Wir-
nach, an ſich behält.

Wegen der Gegenwärtigkeit des ſau-
Salzes im Brantewein hat einiger
Zwieſpalt unter den gelehrten Chemiſten heraus kommen wollen. Wenn ich aber die Gründe und Gegengründe dieſes Streites mit anführen wollte, ſo würde ich manchen meinen Leſer verdrieslich werden. Indeſſen aber ſo will ich wenigſtens meine Meinung von dieſer Sache nicht länger in mir behalten. Nicht eben darum, als ob es mir wollte das Herz abſtoſſen; nein, ſondern weil es hier die Beſchaffenheit der Sache ſo mit ſich bringet, und dieſem Chemiſtenkriege vielleicht einige Minderung dadurch verſchaffet werden kan. Man mag ſagen, das ſaure Salz ſey nicht in dem Brantewein ſelbſt, ſondern nur in deſſen überflüſſigen Waſſer befindlich, oder man mag auch behaupten, daß es weder in überflüſſigem Waſſer noch in dem Brantewein ſelbſt gegenwärtig ſey; ſo macht man doch auf beiden Seiten Wind. Denn wenn ich auch alle Anſprüche eines ſauren Salzes in dem Brantewein nach einigen gewiſſen Merkmalen fahren laſſe, ſo bleibt deñoch allemal dieſer Erweis für das ſaure Salz im Brantewein übrig, daß er ſo wohl wenn er ganz und gar von aller überflüſſigen Wäſſerigkeit gereinigt worden, oder noch mit ſolcher verbunden iſt, nicht nur das Blut, ſondern auch die Milch, wenn er unmittelbar damit vermiſchet iſt, verdike (coagulire.) Dieſes aber iſt eine ungezweifelte Eigenſchaft des ſauren Salzes. Und hier ſtekt es eben, daß ich mit mageren Worten dem Weſen des Brantewеins eine Säure zuſchreibe.

Ein gewiſſer chemiſcher Verſuch hilft meine Meinung hierinn noch weit mehr bekräftigen. Er iſt dieſer: Man nehme Brantewein, gieſſe denſelben in einen Kolben oder Retorte, ſchütte nach Gefallen viel oder wenig alkaliſch Salz dazu, treibe es mit Kohlenfeuer über, und gieſſe ſolchen Brantewein unter friſche Milch oder Blut, ſo wird er daſſelbe eben ſowohl verdiken, als wenn die Übertreibung mit alkaliſchem Salze nicht geſchehen wäre. Und hiedurch wird deutlich

erwieſen, daß die Säure des Brante-weins dergeſtalt mit dem flüchtigen Oele müſſe verbunden ſeyn, daß ſie auch vermöge der akaliſchen Salze nicht darinn könne verändert werden. Je mehr man auch den Brantewein von überflüſſigem Waſſer durch öfteres abziehen reiniget, deſto geſchwinder verdiket er Blut oder Milch. Woher alſo offenbar wird, daß die Säure deſſelben nicht in ſeinem Waſſer, ſondern in dem Oele durch alkaliſche Salze unzerſtörlich ſteken müſſe. Es veroffenbaret ſich auch das ſaure Salz des Branteweins insgemein durch das ſaure Aufſtoſſen aus dem Magen in den Mund, wenn man Brantewein getrunken hat. Und daß dieſe ſaure Ructus ihren Grund in einer wahren Säure haben, erkennet man ſehr deutlich, weil ſie den Augenblik durch die Einnehmung eines alkaliniſchen Salzes, (wozu ich inſonderheit die Tinctur. Tartari und des vortrefflichen

ſchied ſey, und wer dem Branten einen Namen nach der eigentlic terie, wovon er herkömmt, beile dem wirds auch niemand aus n Gründen verdenken können.

Dieſer Unterſchied aber kön mal, auf das, woraus, und Art, wie er gemacht wird, a aufmerkſam und erfahren iſt, allemal Merkmale beim Branten cher aus Roken, Weizen, Gerſ ſte, ꝛc. verfertiget worden, ei von der andern wohl zu unterſ antreffen. Allein, nichts iſt h ſchikter, als der Geſchmak. Grundſaz nur, daß eine jedwed natürlichen Körper, ſeinen Beſt len nach, unterſchieden iſt, rec nommen hat, dem kan unmögli ſeyn, woher der Unterſchied de teweins, wenn er aus verſchieden

aß der reineſte Brantewein aus
Theilen ordentlichem Waſſer, ei-
il flüchtigem Oel, welches durch
rung genau vierzig Theile Waſſer
Auflöſung bedürfte, und einem
heil ſaurem Salze beſtehe. Das
alz und das flüchtige Oel ſind in
anteweine allemal in einer gewiſ-
zuſammen, wie ſie durch die er-
Gährung erzeugt werden. Al-
Waſſer läſt ſich jederzeit ohne al-
erſtand über ſeine beſtimmte Zahl
ſelben vermengen, und dient zu
ichts, als daß es dem Branteweine
aft ſchwäche. Von dem flüchtigen
gt alſo die Kraft des Branteweins
hlich ab. Wenn nun 40. Theile
it ein Theil flüchtigem Oel, oder
Theile Waſſer mit ein Theil flüch-
l vermiſcht ſind, ſo kan dennoch
lei Wirkung von beiden Arten
nteweins, wenn ſie im angege-
wicht genommen worden, in uns
bracht werden. Hieraus aber
ret ſich, warum man von man-
e Brantewein viel, von man-
nur wenig zur Trunkenheit be-
ſere Bauren geben allezeit Ach-
n ſie Brantewein ins Glas gie-
auch perle. Sezet er in der
beim Eingieſſen Perlen, wel-
geſchwinde vergehen, ſo heiſt
und ſtarker Brantewein; ſezt
ne Perlen, oder verſchwinden
wieder, ſo wird er ohne alle
igkeit von ihnen für ſchlecht ge-
elches aber falſch iſt. Denn
ganz ſchlechte als auch der al-
Brantewein hält keine Perlen,
r der, welcher von der Mittel-
Ich darf mich nicht ſo oft in die
en einlaſſen, ſonſt wollte ich
lichen Grund von den Perlen
eweins hier ausmachen. Doch
denenjenigen, welche mecha-
n gelernet, eben kein beſonde-
ſeyn, weil ſie dieſes leicht aus-
von ſelbſten fähig ſind.

Nunmehro will ich mich zur Erklä-
rung der verſchiedenen Wirkung des
Branteweins recht anſchiken. Ich ſeze
aber eine allgemeine Regel von der Wir-
kungsart der Hülfsmittel insgemein, wel-
che ſich ein jedweder mechaniſcher Arznei-
verſtändiger nothwendig machen ſollte,
zum voraus. Sie iſt dieſe:

Die Arzneien wirken allemal ohne Ausnahme, nachdem ſie de Beſchaffenheit des Körpers antreffen.

Was gehet aber dieſes den Brantewein
an, würden diejenigen fragen, welche
nicht wiſſen, daß der Brantewein eine
arzeneyiſche Kraft beſizt. Ich will es auch
denjenigen, welche keine Arzneiverſtän-
dige ſind, gar nicht verdenken, wenn ſie
etwa bisher geglaubt haben, daß derſel-
be nicht unter die Geſundheitsmittel zu
rechnen ſey. Keinesweges aber iſt nö-
thig, daß ich ſogleich ſeine arzneyiſche
Kraft erweiſen dürfte, ſondern am Ende
wird ſichs finden, daß der Brantewein
mehr denn zu viel heilſame Wirkungen im
menſchlichen Leibe oftmals hervor brin-
get. Und wenn ich meinen Glaubensbrü-
dern (ich meine jezo die Aerzte) keinen all-
zugroſſen Tort erwieſe, ſo wollte ich den-
ſelben vor aller Welt einen Verderber,
oder doch wenigſtens einen gewaltigen
Broddieb der Arzeneigelehrten nennen.
Denn ich wollte alle meine Nittergüter
verwetten, wenn kein Brantewein in der
Welt wäre, daß die Aerzte weit mehr ver-
dorbene Mägen würden zu heilen haben,
als wohl gegenwärtig geſchiehet. Ob
der Brantewein gleich zuweilen einigen
Menſchen, welche keinen geſunden und
veſten Körper haben, die Schwindſucht
zuwege bringe; ſo will doch dieſes gegen
die Menge der verdorbenen Mägen, wel-
che er wiederum auszubeſſern oftmals im
Stande iſt, wenig oder gar nichts ſagen.
Wenn der gemeine Mann krank wird, ſo
macht er eine Probe, ſeine Geſundheit
wieder herzuſtellen, mit dem lieben Brau-

tewein und dieſes wohl gar nach Art der Isländer und Ruſſen. Hilft es bald, ſo iſt es ihm deſto lieber; hilft es aber nicht geſchwinde, ſo läſt er den Muth bei ſeiner Cur darum nicht ſinken, ſondern fähret noch acht Tage damit fort. Bemerkt er etwas Beſſerung, ſo ſucht er gewis keinen Troſt bei den Aerzten, und wenn es auch in Kindesnöthen wäre. Vermerkt er endlich, daß derſelbe ganz und gar nicht anſchlagen will, ſo fliehet er doch wohl in der gröſten Noth zum Herrn Apotheker, und kauft ſich für zwei Groſchen Pillen, und purgiret damit ſeine Seele in die Ewigkeit. Die Bauren mögen auch Bauern, und die Narren immer Narren bleiben. Ich werde gewis keinen Raum weiter verſtreichen laſſen, ſondern meine Gedanken auf die wahrhaften Wirkungen des Branteweins eigentlich verwenden.

Die gemeinſte Wirkung des Brante-

fähig ſind, pflegen ſich n
geſtalt auszudrüken, da
Brantewein mache nur
ze. Mit dieſer Erklär
wohl nicht allen und jed
ſeyn. Ich bin daher be
etwas vollſtändigere Er
zu geben. Man darf n
theile des Branteweins
der Chemie betrachten,
ſchon zimmlich Licht, w
men müſſe. Der Bra
aus Waſſer, flüchtigem
ſaurem Salze. Das A
teweins, weil derſelbe
wie das Bier eingetrunk
wis wenig oder gar keine
hervorbringen. Es mus
ſer Zweifel das mehreſt
Salze abhangen. Sow
des flüchtigen Oels als
Salzes ſoll deshalb nich
ſondern auch ein jeglich

m hat aber eben nicht Urſa-
n Erweiſe dieſer Wirkung,
Erfahrung genommen, zu-
n, ſondern die Betrachtung
d ſauren Salze des Brante-
ndere kan uns belehren, daß
gegebene zwei merkliche Wir-
ben ungemein richtig durch
t können begreiflich gemacht
as ſaure Salz, wenn es mit
en, oder auch wäſſerigten,
ntewein, oder beider Arten
ich, verſezt iſt, hat allemal
die biegſamen Theile der
rzer zu machen oder zu ſpan-
Alaun, Vitriol, Weineſ-
ig ꝛc. auch durch den Ge-
ar bezeuget. Sind unſere
heile kürzer gemacht oder
et worden, als ſie zuvor ge-
nd ſie auch tüchtiger, dem
Blutes zu widerſtehen; ja
ie Bewegung der flüſſigen
rm Körper von der Beſchaf-
ſten abhanget, ſo läſt ſich
hun, daß die vorangegebe-
n des Branteweins, näm-
erkeit, die vermehrten Ab-
und Ausſonderungen vom
d die ſtärkere Begierde zum
nſelben und zwar deſſen ſau-
egründet ſey. Ich will vor
veigen übergehen, daß das
, ſeinem Weſen nach, dieſe
benfalls ſtark zu befördern

) nun die wahre Erklärung
battung von der Wirkung
eins herkommen? Ich ha-
aß die Branteweinstrinker
ung etwa einer Viertelſtun-
faſt unempfindlich und in ih-
e ganz blos würden. Sind
einander entgegengeſezte
welche einerlei körperliche
? Wer glaubt aber dieſes?
mancher hieraus etwas Wi-
s erzielen wollen? Es hat

auch dieſe Lehre in der That faſt das Anſe-
hen eines Widerſpruchs, da es doch gleich-
wohl nichts wenigers iſt. Denn, wer
wohl Acht gibt, daß die Munterkeit und
Schlummer erſtlich nicht zu gleicher Zeit
da ſind, und zum andern die Art, wie
dieſe Wirkungen des Branteweins hervor
gebracht werden, wohl vernimmt, der
wird von dieſem unreifen Vorurtheile
geſchwinde befreiet werden.

Aber auf was für Art gehet es eigent-
lich zu, daß wir ſchläfrig, blaſs und un-
empfindlich werden von dem Brante-
wein? Die erſten Wirkungen deſſelben
werden zwar auch in den Blutgefäſſen,
gröſtentheils aber in dem Zuſammenhan-
ge der groben Eingeweide, und zwar
durch Reizungen der biegſamen Theile zu
ſtärkeren Bewegungen hervorgebracht.
Die nachfolgende Art aber der Wirkun-
gen des Branteweins hat eine ganz ande-
re Bewandnis. Sie gründet ſich auf die
Erläuterung. Wenn das flüchtige Oel
des Branteweins den Umlauf einigemal
mit unſerm Blute verrichtet hat, ſo wird es
dadurch ſehr dünne und erhizt gemacht.
Daher bekömmt es auch eine Kraft, die
ganze Maſſe des Blutes auszudehnen,
und gleichſam in eine Gährung zu brin-
gen. Wird ein Körper ausgedehnet und
in eine Gährung gebracht, ſo nimmt er
auch mehr Raum ein, denn zuvor; nimmt
er mehr Raum ein, denn zuvor, ſo kan
es mit unſerm Blute, ſo lange es in Adern
iſt, nicht anders geſchehen, als daß die
Häute derſelben müſſen erweitert werden.
Werden die Häute der Blutgefäſſe erwei-
tert, und zwar durch die Erhizung des
Blutes, ſo müſſen ſie nothwendig die
nächſt daran gelegene Theile drüken; die-
ſe aber drüken wiederum ihre angränzen-
de Theile, und ſo dauret ein ſolchergeſtalt
erregter Druk bis zur äuſſerſten Haut
fort. Aus dieſer Erweiterung und Drü-
kung eines Theils an den andern mus al-
lerdings eine Untüchtigkeit zur Bewe-
gung erfolgen. Aus dem Mangel der Be-
wegung aber komt die Unempfindlichkeit.
Aus der Unempfindlichkeit der Schlaf

Die-

Dieſes ſind lauter wahrhafte Säze, welche die beſtändige Erfahrung recht merklich unterſtüzet, und deshalb wird man wohl keine Einwendung dagegen machen können. Allein der Erweis der blaſſen Farbe aus der Wirkung des Branteweins fehlet noch. Ich will ſie auch aus der Mechanik des menſchlichen Leibes erklären. Man kan aus dem ieztgemachten Erweiſe von den Nachwirkungen des Branteweins abnehmen, daß die Bewegung dadurch ſowohl flüſſiger als veſter Theile gegen einander ſtark vermindert werde. Wird nun die Bewegung hauptſächlich des Herzens, der übrigen Blutgefäſſe und des Blutes ſtark vermindert, ſo iſt offenbar, daß das Blut nicht in die zarteſten Adern der Oberfläche unſerer Haut fortgeſprizet werde, ſondern es mus nur in den gröbern und näher nach dem Herzen zu gelegenen bleiben. Das Blut aber macht die Röthe unſerer Haut aus. An denjenigen Orten unſers Körpers nun,

Wir bemerken dieſes nicht nu
pio thebaico, Schnupftabak,
Bier ꝛc. ſondern auch an Brantewe
jenigen, welche zum erſtenmale d
be mit dem Branteweintrinken m
bedürffen kaum den zwanzigſten T
nes Maſes zur Betaumelung.
gen diejenigen, welche bereits ſt
bung darinn gehabt haben, müſſe
etwas tiefer in die Branteweinsbr
ken, wenn ſie einen Rauſch davon
ſollen; ja es gibt Leute, welche woh
denn zwei Maas zu ihrer täglich
dung verſenken. Ich kenne einige
liche, denen man es nicht ein mal
het, wenn ſie ſchon für acht Gr
Franzbrantewein nur zum Morger
eingenommen haben. Und wenn
dem Herrn von Rohr, in ſeiner K
die menſchlichen Gemüther zu erfor
beipflichtet, ſo ſind ſie doch nicht
die Trunkenbolde zu zehlen. Wa
Weil es ihnen in ihren Verrichtung

ucht werden, weil die körperliche Beſchaffenheit der Menſchen, auch die Güte des Branteweins ſelbſt, ſo ſehr verſchieden iſt, und bei manchem die Gewohnheit des Branteweintrinkens mehr und weniger eingeriſſen hat. Doch lieſſe ich dieſes in ſo fern beſtimmen, daß man denjenigen Menſchen, bei welchem der Gebrauch des Branteweins noch nicht zum Handwerk geworden, etwa täglich ein oder auch wohl ſechs Loth zur Geſundheit verordnete.

Unter der Trunkenheit hat man allerdings Urſache, viele Grade zu ſezen. Der Branteweín hält aber den Grund davon am allermeiſten in ſich, und nichts iſt geſchikter, dieſelbe in uns zu wirken, als der Brantewein. Wenn aber die Menſchenkinder trunken worden ſind, ſo gehet ihnen immer der Mund über, womit das Herz angefüllet iſt. Was dieſes geſagt ſey, das erklären uns die Prediger. Man könnte doch aber in der That den Brantewein zu einem Mittel, die beſondern Neigungen der Menſchen kennen zu lernen, anwenden. Denn ich habe beobachtet, daß viele durch ein artiges Räuſchgen recht offenherzig worden ſind. Sie haben ihre vorgegebene Gelegenheit ſelbſt entdekket, welches Geiſtes Kinder ſie wären. Man konnte ihnen die Wirkung des Brantweins von der Stirne leſen. Nicht nur kannte man neue Veränderungen in ihren natürlichen, ſondern auch willkührlichen Handlungen. Sie lobten ins Angeſicht, was ſie bei nüchternem Gemüthe hinter dem Rüken verachteten. Sie rühmten die Liebe, und bekannten ihre ehedem derſelben gemachten Siege und Eroberungen. Sie wünſchten ſich angenehmen Umgang mit dem entgegengeſezten Geſchlecht, ob ſie gleich kurz vor der Trunkenheit die Keuſchheit als ihre gröſte Eigenſchaft geprieſen hatten. Sie legten beſondere Stüke ihres eigenen und beſondern Glaubensbekänntniſſes an den Tag; und kurz, ich bin überzeugt, daß der Trun-

kenheit die Verſtellungen der Gemüther ſtark vertreibet, und hingegen die Neigungen der Menſchen gröſtentheils entwikelt.

So wahr es aber iſt, daß der Brantewein die Kraft hat, ſowohl die Sitten der Menſchen zu entdeken, als auch ihren Körpern gewiſſe Veränderungen zu verurſachen; ſo gewis iſt es auch dagegen, daß ſelbſt die mehreſten Aerzte nicht eingeſehen haben, auf was Art und Weiſe derſelbe die Trunkenheit einführet. Die Herren Stahlianer geben es der Seele ſchuld. Und wenn man ſie fragt, wie dieſes zugehe, ſo geben ſie die Verſicherung, daß die Seele den Brantewein in ihrem Körper ſo anwende, daß daraus eine Trunkenheit entſtehen müſte. Wahrhaftig, unſere Seelen müſten recht einfältig ſeyn, wenn es in ihrer Gewalt, den Brantewein ſo anzuwenden, ſtünde, daß ſie ſich ſelbſt trunken machten, und alsdann ihre eigene Schande und Laſter anzeigten. Den wenigſten meiner Leſer würde auch die Erklärung von der Trunkenheit anſtehen. Ich werde aber ſo höflich ſeyn, uud ihnen eine vernünftigere Erklärung von dem Grunde der Trunkenheit liefern.

Wenn jemand ſoll trunken werden, ſo iſt nothwendig, daß ſeine Nerven, hauptſächlich aber die Nerven der Sinne, in eine Art der Verwirrung müſſen gebracht werden. Es iſt aber gar nicht nöthig, daß dieſes allemal durch das Trinken geſchehen müſſe. Denn die Entzündungen im Haupte, und viele Körper des vegetabiliſchen Reiches, welches von mir in die Claſſe der Erweiterungsmittel (relaxantia) in meinem neuen Lehrgebäude, von der Eintheilung der Arzeneimittel, ſind geſezt worden, überzeugen uns, daß man die Vernunft nicht gebrauchen kan, wenn ſie in unſern Körper gekommen ſind. Allein allemal hat die Trunkenheit und die Verwirrung des Verſtandes,

wenn ich die Entzündungen im Haupte ausnehme, einerlei körperliche Urſache, und wenn die Beraubung des Verſtandes nach einigen Stunden wiederum verſchwindet, ſo wird ſie auch nur auf einerlei Art eingeführet. Und dieſes gehet alſo zu: Ich will den Brantewein jezo, als das einzige Werkzeug zur Trunkenheit, in meiner Rede nur gebrauchen. Man kan aber die Erklärung von dem Urſprunge der Trunkenheit durch den Brantewein auf alle übrige Dinge, welche uns taumelnd machen, zugleich anwenden. Ich habe oben den Saz vorgetragen, daß, wenn jemand wolle trunken werden, ſo müſten die Nerven ſeiner Sinne in eine Art der Verwirrung gebracht werden. Verhoffentlich wird dieſer Saz von vielen für recht finſter angeſehen werden, und ich kan es ihnen eben nicht übel ausdeuten, zumal wenn ſie von der natürlichen und ungeſunden Beſchaffenheit

welcher anfängt von Brantewein trun
zu werden, ob ſeine biegſamen Theile
erweitert ſind, welches aus der geſchn
ten Bewegung derſelben, ihrer bl
Farbe in der Oberfläche und zimmli
Unvermögen zu willkührlichen Hand
gen ſonnenklar kan abgenommen wer
Hingegen läſt ſich unleugbar anmer
daß die Adern in der äuſſern Haut
erhöhet und gleichſam aufgedunſtet
den, zum wahren Zeugnis einer in
Blute vorgehenden innern ſtarken B
gung (motus inteſtinus) oder Gähr
Nun bin ich bis auf die Gährung un
Säfte gekommen, wenn ſie von
Branteweintrinken entſtehet. Wie
es aber noch weiter werden, bevor
Grund von der Trunkenheit erſchei
Ich will den Fortgang davon ferner d
Vernunftſchlüſſe erweiſen, und am
de die Erfahrung zu meinem Zeug
Erklärung dieſer Sache anrufen.

Widerſtand unſerer veſten Theile da- aufgehoben wird, deſto beſſer ha- e flüſſigen freien Paſs. Daher aber r vernünftig zu ſchlieſſen, daß die : Bewegung des Blutes um deſto müſſe anwachſen. Und dieſe innere gung des Blutes dauret ſo lange bis dasjenige, was dieſe ſogenann- hrung verurſachet, entweder durch chweis oder Harn aus dem Körper sgeſchaft wokden, oder in eine ganz e Beſchaffenheit geſezt iſt.

Wer nun dieſe jeztgeſagte Zeichen, e allemal in dem Körper vollgetrun- Menſchen angetroffen werden, ver- ig und bedachtſam in Betracht zie- der wird nothwendig folgern müſ- daß der nächſte Grund der Trunken- n einer widernatürlichen Ausdeh- g der veſten Theile, und in einer chten Verdünnung des Blutes, je von einer Gährung auf eine gewiſ- it ihren Urſprung nimmt, beſtehe. mögen nun, welche meinen jezter- n Wahrheiten vielleicht keinen Glau- eimeſſen wollen, haben doch nur die gkeit, die körperlichen Merkmale be- ener Menſchen genau in Augen- zu nehmen; ich verſichere, ſie wer- nichts finden, das ſich nicht zu mei- rklärung von der Trunkenheit ſchi- ollte.

Die zu der Zeit gleichſam ſchaumen- nere Bewegung unſers Bluts kan r That nicht geringe ſeyn, noch auch mer übrigen Vielheit flüſſiger Thei- nſern Blutgefäſſen übereinkommen, ſonſt diejenigen, welche in kurzer etliche Maaſſe gemein Waſſer aus- en, und dadurch ihre Blutgefäſſe dings zur Ausdehnung nöthigen, die Maaſſe des Blutes häufen, eben- davon trunken werden müſten. Al- wenn erfähret man dieſes? Ich ele; daß man würde zu weit gehen, man ſich einbildete, es wären Leu- welche den Grund von dem Trunken- ſeyn noch genauer wollten ausgeklaubet wiſſen. Und man könnte leicht bei dieſer Gelegenheit auf die Nerven und übrige Werkzeuge der innern und äuſſern Sinne verfallen. Da aber ſowohl die Beſchaf- fenheit der Säfte, als auch der veſten Theile bei der Trunkenheit im ganzen Kör- per vom Haupte bis zu den Füſſen wegen der zuſtoſſenden Veränderungen einerlei iſt, ſo kan man ſich gar wohl begnügen laſſen, wenn man nur weis, daß wäh- rend der Trunkenheit unſer Blut derge- ſtalt in eine innere Bewegung gebracht, und unſere biegſame Theile überhaupt al- ſo erweitert worden ſeyn, daß wir als- denn faſt aller Empfindung unfähig wor- den. Hier iſt das Ende von der weſentli- chen Urſache des Trunkenwerdens. Wo iſt aber die Erfahrung, als der vorher angegebene Zeuge geblieben? Auf dieſen Blättern kan ich keine Erfahrung mit dem Volltrinken durch den Brantewein an- ſtellen; ſondern ich meyne, daß diejeni- gen, welche die Übereinſtimmung mei- ner Schlüſſe aus der Vernunft mit der Erfahrung prüfen wollen, auf Leute, ſo eben betrunken ſind, ſelbſt Achtung ge- ben ſollen: ſo werden ſie gewis die Ver- änderungen, worinn ich den Grund der Trunkenheit geſezt, an ihnen warnehmen.

Laſſet uns nun ferner von den beſon- dern Wirkungen unſers feurigen Geiſtes handeln, und zwar von denen, welche von der angenommenen Vielheit abſtam- men. Mir ſind eigentlich die Trunken- heit, welche nach vielen Graden muß eingetheilet werden; das Erbrechen, welches in abſcheulich ſtinkenden Appel- lationen nach Speyer, wie die Spötter der elenden Betrunkenen immer ſagen, beſtehet, der ſtarke Schlaf, und die da- mit verknüpfte Unempfindlichkeit; der heftige Schweis, und, wenn dieſer zu- rük gehalten wird, endlich die peinlichen Kopfſchmerzen bekannt.

Gewiſſenloſe Weibsbilder geben ih- ren zarten Kindern oftmals Brantewein

zu trinken, daß ſie brav ſchlafen ſollen; allein ich bekenne nach meiner Pflicht, daß der Gebrauch des Branteweins, zumal der öftere und ſtärkere, bei ganz kleinen Kindern eine wahrhafte Urſache ihres bald darauf erfolgten Todes ſey. Ich zweifle ganz nicht, daß es einige geben wird, welche die Urſache gerne wiſſen mögten, warum der Brantewein Erbrechen erweke? Wolan! auch dieſe ſollen ihren Wunſch nicht vergebens gethan haben. Der Brantewein, als ein ſehr leichter und flüſſiger Körper, iſt wegen ſeiner Dünnigkeit recht geſchikt, in die kleineſten Oefnungen des Magens, weil er unverändert dahin kömmt, einzudringen, daſelbſt aber wirkt er dergeſtalt, daß er die Häute deſſelben ſpannet, und denſelben in ſtärkere Bewegung ſezet. Iſt dieſe Bewegung endlich durch gar zu vieles und öfteres Eintrinken deſſelben ſo hoch getrieben worden, daß dasjenige, was in denſelben enthalten iſt, geſchwin-

hen; ſondern muß mit den unnüzen len der Speiſen in Gedärmen zurü ben. Wenn aber die Gedärme ſel weitert und ausgedehnet ſind, u darinn enthaltene Dinge eine ganz ge Beſchaffenheit haben, ſo iſt ſehr zu ermeſſen, daß Durchfälle müſſe Vorſchein kommen, da der Brant eine Kraft hat, die biegſamen Th eine ſtärkere Bewegung zu bringen, weil bei ſolchen Umſtänden, wen Milchgefäſſe zuſammengezogen ſind ne ganze Wirkung in dem Zuſamme ge der groben Eingeweide verrichten

Alle und jede Menſchen, welche b tige, innere und krebshaftige Ve tungen (ſcyrrhi) haben, müſſen ſich Ausnahme auf das ſorgfältigſte vo Brantewein trinken hüten. Denn d Brantewein nicht nur das Blut er wodurch es flüſſiger gemacht w ſondern auch die biegſamen Theil

mten Phlegmatiſchen und wel-
n Winden beängſtiget werden,
ſich mit allem guten Gewiſſen des
weins zu ihrem Labſal bedienen.
ich nicht unbarmherzig ſeyn, wür-
nicht eine unverantwortliche That
wenn ich den Gebrauch des Bran-
bei geſunden und veſten Naturen
auszurotten gedächte? Nimmer
erde ich zu ſolchem Unternehmen
n. Denn wie mancher ehrlicher
vertrinkt ſein Leid durch ein kräf-
chlükchen? Wie mancher ſchwer-
er Schuldner erſäuft ſeine freſſen-
llen mit Brantewein? Gewis,
rne den Nuzen dieſes freudigma-
Geiſtes nur recht erkennen; ich
re, die Uberzeugung, daß er eine
chemiſche Creatur ſey, wofür
igen Schöpfer nicht genug kan ge-
werden, wird nicht ausbleiben.
man mus denſelben vernünftig
chen, und ſich nicht ſelbſt dadurch
arren machen. Es iſt gar nicht in
zu bringen, daß viele Menſchen
verſchämt den Brantewein aus-
, und denſelben recht ſchändlich
uchen. Ja es gibt Leute, welche
durch gänzlich ins Verderben ſtür-
nze Familien gewöhnen ſich öfters
daran, daß ſie ſich täglich damit
Thorheit anfüllen, und nach ge-
die äuſſerſte Armuth bringen.
iſt wohl abſcheulicher, als wenn
Frauenzimmer in dieſen Saft
tlich verliebet, und man verden-
en weit mehr, als den Mannsper-
weil es der Lebensart und den Sit-
weiblichen Geſchlechts ganz und
gegen zu ſeyn ſcheinet. Mir ſind
d wieder Weibesbilder bekannt,
eben nicht unter die geringſte Sor-
Standes wegen zu zählen ſind,
hrhaftig alle ihren Hausrath und
aus Liebe zum Brantewein in die
enſchaft bei den Branteweins-
geliefert haben. Und wer weis,
e ſich um ihre Vernunft, Geſund-
Güter dadurch gebracht haben?

Die alten Mütergen wollen ihren Räuſchgens immer einen Mantel umhängen. Eine ſucht den Leuten weis zu machen, wenn ſie ſich ſo voll genuppelt, daß ſie an Wänden auf Händen und Füſſen kriechen mus, ſie habe die Mutterbeſchwerung; die andere klagt über Schwindel, Colik, Mattigkeit, unerträgliche Kopfſchmerzen, und ich weis nicht über was noch mehr. Endlich aber wird aus allen vorgegebenen Plagen ein unbrauchbares Kalb, welches die Kennzeichen ſeiner Materie deutlich an ſich ſpüren läſt.

Aber wie iſt die Wirkung des Branteweins bei geſunden Menſchen beſchaffen? Wann, und wie müſſen ſie den Gebrauch deſſelben damit anſtellen? Dieſe Frage faſſet noch drei Stüke in ſich, die gewis einiger Betrachtung werth ſind; und vielleicht finden etliche Leſer noch hierinn, was ſie eben haben wiſſen wollen. Meine Pflicht erfodert es, daß ich ſolche Säze und Regeln geben mus, welche hauptſächlich auf die Erhaltung der menſchlichen Geſundheit gerichtet ſind. Ich werde deshalb zum Beſchluſs auch alſo lehren, wie ichs bei jedermann mit gutem Gewiſſen verantworten darf, und niemand wird Urſache haben, ſich meiner Ausdrukungen anzunehmen. Allein, damit ich die übermäſige Weitläuftigkeit vollends vermeide, ſo will ich mich der Art, wahre und gründliche Säze ohne groſſen Beweis aus der Vernunft vorzutragen, vorjezo bedienen. Die Wirkung des Branteweins in geſunden Menſchen iſt zwar nicht allemal gleich, doch aber in der That bei rechtem Gebrauch oftmals heilſam. Wie es mit derſelben eigentlich zugehe, iſt bereits vorher faſt hinlänglich geſagt worden. Doch kan noch etwas, ohne eine Sache vielfältig zu ſagen, mit beigefügt werden. Der Brantewein kan theils als ein herrliches Hülfsmittel, welches ohne Ausſonderungen, (medicamentum alterans) theils als ein Geſundheitsmittel, welches durch, oder vermöge der Abſonderungen

und Ausſonderungen, (medicamentum evacuans) die Fehler unſerer Maſchine ausbeſſert, angeſehen werden. Denn er ſtärket oder ziehet die biegſamen Theile zuſammen, und hernachmals dehnet er dieſelben auch wiederum aus. Und noch überdis verdünnet er auch unſere Säfte, indem er eine ſtärkere Bewegung verurſachet.

Als eine Arzenei, welche, vermöge der Ausſonderungen, unſere Maſchine in natürlichem Zuſtande erhält, erzeiget ſich der Brantewein, wenn er ſowohl den Schweis, als auch den Harn austreibet. Und wer wollte nun wohl fernerhin zweifeln, daß derſelbe eine heilſame Kraft habe? Jedoch iſt jederzeit anzumerken, daß man keinen Misbrauch aus dieſem unvergleichlichen Gute machen dürfe. Denn ſonſt kan es ebenfalls in ein tödliches Gift, wie alle übrige Hülfsmittel, und wenns auch die allerbeſten ſind, verkehret wer-

vor weis, daß viele Säure im Ma
gen befindlich iſt.

Speiſen, ſo mit Eſſig bereitet wer
den, es mag durch, oder ohne das Ko
chen geſchehen ſeyn, welche mit Milch g
macht ſind, wie auch friſche Milch ſe
ſich, dienen mit Brantewein in unſer
Magen keinesweges zuſammen. We
nun vernünftig und nach den Regeln d
Geſundheit leben will, der vermeidet g
wis, daß er ſolche Dinge in demſelb
nicht zuſammen kommen läſt. Es fehl
alſo diejenigen, welche ihrer Geſundhe
eine beſondere Güte zu thun vermeinen
wenn ſie gleich nach dem Caffee, welch
ſie mit Milch eingenommen haben, eine
derben Schluk vom Brantenweine ve
ſchlingen. Warum? Theils, weil d
Milch von Brantenweine verdiket un
zur Ernährung des Körpers untüchti
gemacht wird; theils, weil ſie oftmal
davon ſaure und widrige (ſalvo honor

ɔd mäſig getrunken wird, im
ɪzweifeln kan.

n, ſo wenig ſich Eſſig, Milch
ɪtewein in unſern Magen vertra-
ɪ ſo wenig kömmt auch derſelbe
rkraute, Heringen, Käſe und
akrauchen überein. Denn es
bei vielen Menſchen nicht nur
ſtoſſen davon, ſondern ſo gar
ɪiger Schluken, (Singultus,)
ɪ Brennen im Magen. (Ardor
ɔ) Es hat mir daher allezeit
ɪze Haut geſchaudert, wenn ich
ɪm alten Arzte, der doch andern
ntlicher Lebensart hätte vorge-
ɪ, beim Knaſtertobakrauchen
ſſen Tröſter voll ſtarken Brante-
be verſchluken ſehen.

habe noch zwei Wirkungen vom
eine in unſerm Körper bemerkt,
der That der beſten Lobrede wür-
nur bedaure ich recht ſehr, daß
ſo weit in der Wohlredenheit,
ullus, gekommen bin. Denn
be ich gewis ohne langes Beden-
der allerſchönſten Lobſprüche
zwei Wirkungen des Brante-
ɔ zwar aus dem höchſten Tone
ɪ. Allein, da mit das Vermö-
hohen Redners fehlet, ſo mus
Tugenden unſers jezigen Geiſtes
nd ſchlecht ausdrüken. Wenn
er ſonſt gütige Naturen haben,
ɪ ſie ſich meinen Vortrag doch
leicht gefallen laſſen, wenn ſie
el erkennen, daß ſie dieſe Wir-
ɪ ihren eigenen Nuzen daraus
n lernen. Iſt es nicht wahr,
er! ſollte nicht bald eine Neugie-
ruch entſtehen, wenn ich ein all-
Vorſpiel von den vorgedachten
kungen des Branteweins mach-
igſtens bilde ichs mir ein. Da-
ber ſehet, wie ich euch lieber
als bloſſe Worte vortrage;
hier die Wirkungen recht na-

Die erſte beſtehet darinn, daß der Brantewein die durch Reiſen und Arbeit matt gewordene Menſchen, faſt in einem Augenblike; wenn ſie einen mäſigen Trunk davon nehmen, dergeſtalt wiederum ſtärket, als ob ſie an ihren Kräften nicht den mindeſten Abgang gehabt hätten. Und aus dieſem Grunde gewöhnen ſich die Läufer ſo ſtark zum Brantewein, wenn ſie ſich durchs Lauffen ſo ſehr angegriffen haben.

Iſt eine Art von Getränken in unſern Leib gekommen, welche keine Kraft hat, die Ausſonderungswerkzeuge gnugſam in Bewegung zu ſezen, daß ſie dadurch wiederum aus denſelben geſchaffet, und der Körper dieſer Beſchwerde entlediget würde; ſo thut ein guter Trunk Brantewein auch hierinn die beſten Dienſte. Denn in kalter Luft treibt er ſelbige durch die Harngänge, und wenn man warm iſt, und ſich durch äuſſerliche Bewegung erhizt hat, hauptſächlich durch die Schweislöcher aus.

Lebendige Thiere läſt der Brantewein in unſern Magen nicht aufkommen; man kan ihn deshalb auch als einen Wurmvertreiber betrachten. Daß er eine ſtärkere Begierde zum Eſſen und Trinken erweke, darf eben nicht wiederholet werden. Doch iſt dieſes nur von Leuten zu verſtehen, welche ſich des Branteweins blos zur Geſundheit bedienen. Sonſten habe ich an vielen wahrgenommen, daß ſie ſich bei vielem Branteweintrinken faſt alles Eſſens entſchlagen haben. Es kan dieſes als eine kleine auſſerordentliche Zugabe meiner Gedanken betrachtet werden. Aber nun folgt auch die noch verſprochene und anhörungswerthe Wirkung des lieben Branteweins:

Ich will ohne allen Umſchweif bekennen, daß ſie in einer bewerthen Maſe vieler menſchlichen Körper beſtehe. Es könnte ohne groſſes Kopfbrechen geſchehen, daß ich ſowohl die Urſache, was

um der Brantewein unſern Leib ernähre, als auch die Art und Weiſe zeigte, wie dieſes eigentlich zugehe; allein es wird beides in den Schriften der Aerzte, welche von der geſunden Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes handeln; erkläret. und deshalb will ich nur den Grundſaz berühren: daß die menſchlichen Leiber nicht nur von harzigten, ſondern auch ölichten und reſinöſen Theilen, ernähret werden.

Ich glaube nichts wenigers, als, daß mir iemand wider den Saz: Der Brantewein mäſtet viele Menſchen beiderlei Geſchlechts, etwas einwenden werde. Sollte es ſich aber dennoch zutragen, daß ihn ein oder der andere für unrichtig halten wollte; ſo würde er ſich ſo vielen Widerſpruch auf den Hals laden, den er die Zeit ſeines Lebens von ſich abzulehnen viel zu unkräftig ſeyn mögte. Denn die Erfahrung iſt in dieſem Stüke

nern, nämlich, daß diejenigen, w von vielem Branteweintrinken ſind worden, gar zu enge Luftröhren be men, und daher mit zimmlicher Beſch de, und überdis doch nur mit geli und heiſcher Stimme reden müſſen. wollte deshalb diejenigen, welche reden oder ſingen müſſen, wie etwa diger, Schulbediente, Advocate wohl von dem Vorſaze, mit Brant ne Hand und Daumen hoch zu mä abgerathen haben. Denn ſie könne ſolcher Leibesbeſchaffenheit keinen vor Stichflüſſen ſicher ſeyn. Und würde ihnen denn ſolche überflüſſige tigkeit helfen, wenn ſie ſich in der b Blüte ihrer Jahre müſten ins Grab gen laſſen.

Endlich darf ich auch nicht verge die Kraft des Branteweins, wer äuſſerlich an Menſchen gebra wird, zu rühmen. Damit ichs

Vergnügen der ächten Vereh-
Branteweins will ich noch einen
Magenbrantewein machen leh-
an nehme daher vier Loth gute
ranzenschaalen, und eben so
onenschaalen, wo das Weiſe
nern Seite ausgeſchnitten wor-
n ſonſt wird er zu bitter; Würz-
, Zimmetrinde, Myrrhen-
jeden ein halb Loth, rothe
päre ein Quintlein, ſtaſſe die-
zu Pulver, und ſchütte es in
as guten Kornbrantewein,
en hält. Dieſes bringe man zu-
wohl verwahrt auf drei Tage
hte an einen warmen Ort,
s während ſolcher Zeit zum
n, und trinke alsdenn täglich
h zur Geſundheit; als etwa eine
or Tiſche zu Mittage mit etwas
d Butter zwei Loth, und das
im Schlafengehen. Ich verſi-
eſer Gebrauch des Brantewein
n erwachſenen und geſunden Per-
ht wohl behagen. Die vorge-
Stunden geben auch die bequem-
enheit zum Brantweintrinken
der Brantewein nicht zum Ver-
r Speiſen, ſondern zur Stär-
Magens und Beförderung des
Schlafes mus gebraucht werden.
d dieſe Vorſchrift bei denenjeni-
che des Morgens weder Caffee
e zu trinken gewohnt ſind, nicht
ſtatt finden. Un man kan ihnen
wohlgönnen, wenn ſie bei Ein-
des Frühſtüks ihren Theil Bran-
r Verjagung böſer Nebel in ſich

ues Erachtens könnte es nicht un-
, wenn etwa von Weinen, Bie-
fee, Thee, Schnupftobake,
rechtem Gebrauch der Liebe
Ehelcuten ꝛc. auf gleiche Wei-
e Gedanken entworfen
würden.

ſt.

Von denen Schwierigkeiten bei Hauswirtlicher Nuzung der Waldungen.

Die Geſeze belehren uns, daß wer Waldungen zu Nuzen hat, ſich derſelben zu bedienen müſſe, wie es einem guten Hauswirth zukommt l. 9. §. 7. D. de Uſufructu. Daß hierzu vor andern dieſes mit gehöre, daß man die abgegangene Bäume durch andre wieder erſeze, zeiget der §. 38. Inſtit. de R. D. woſelbſt ein ſolches Zuziehen, als ein eigenes Geſchäfte eines guten Hausvaters angeführet wird. Es wäre überflüſſig, die Gründe zu erzehlen, warum dem gemeinen Weſen ſehr viel daran gelegen ſey, daß die Waldungen in ihrem Stande erhalten werden. Es begreiffet ein mittelmäſiger Verſtand ohne alle weitläuftige Beweiſe gar leicht, daß weil die Menſchen ohne Holz nicht zurechte kommen können, ein Land nothwendig von Leuten entblöſt, und wüſte werden mus, wenn der Holzmangel überal zu gros wird. Es iſt alſo ein jeder Hauswirth, der Waldungen zu nuzen hat, dieſe Vorſorge denen Nachkommen ſchuldig, weil damit das Wohlſeyn des ganzen Staats verknüpfet iſt.

Dieſes alſo voraus geſezt, ſo kommt es nun darauf an, wie es anzuſtellen ſey, daß Waldungen in ihrem Stande erhalten, das iſt: wie auf eine bequeme Weiſe jung Holz könne zugezogen werden. Denn man mag der Holzung noch ſo pfleglich ſich bedienen, man mag die Holzſparkunſt aufs äuſerſte treiben, ſo reichet dieſes noch nicht hin, einen Wald von ſeinem endlichen Untergange zu befreien; denn dieſer beſtehet aus einer gewiſſen beſtimmten und keiner unendlichen Anzahl Bäumen. Wenn man jährlich blos davon nimmt, und nichts dazu thut, ſo mus das Holz endlich alle werden. Soll alſo ein Wald hauswirthlich, das iſt, ſo genuzet werden, daß es allezeit ein Wald bleibt, ſo mus ſo viel jung Holz gezogen

werden, als jährlich am alten abgehet. Allein bei dieſem Zuziehen eines jungen Waldes ereignen ſich ſolche wichtige Schwierigkeiten, daß man Urſache hat, die Sache in weitere Uberlegung zu ziehen.

Es betreffen aber die Schwierigkeiten erſtlich den Plaz, wo der junge Zuwachs anzulegen; zweitens die Hut und Weide, ſo dadurch dem Vieh entzogen wird. Mein Abſehen gehet hauptſächlich auf das Tangelholz, ſo einem Lande zum Bauen, zum Pech und Theer und zum Verkohlen am unentbehrlichſten iſt. Es wird an einigen Orten Fichten, an andern Föhren, am dritten Kihnföhren, woraus ſonder Zweifel der Nahme Kiefern entſtanden, auch überhaupt Kienholz benennet: dieſe Art Holz läſt ſich nicht anderſt vermehren als aus dem Saamen.

Auf dieſelbe Stelle, wo der Wald jezo ſtehet, den jungen Zuwachs anzule-

In naſſen Jahren hingegen ſt
zu feuchte, weil wegen Mangel de
Luft die Feuchtigkeit nicht genu
dampfen kan, daher viele anbr
rindſchälig und faul werden, Sc
me anſezen, und mehrentheils
ten. Wenn man endlich die alte
me nuzen will, kan man vor den Zu
nicht dazu; daher wird er wieder
und von den alten, wenn ſie gefäll
den, viele junge erſchlagen.

Ein neuer Plaz auſſer dem alte
de iſt nicht leicht ausfindig zu m
Man ſehe den Umfang eines Wald
und urtheile hernach, ob in einem
reichen Lande, da alle Winkel zum
bau umgeriſſen werden, damit di
immer neuangeſezte Unterthanen ih
gewinnen, ſolche ledige Pläze noc
handen ſind. Einige kleine dazu
che Fleke möchten ſich hin und wiede
wohl antreffen laſſen, aber wenn

zeholfen; allein es finden ſich der neue. Es würde ſolcherge- Holz, das noch im beſten Wachs- het, drauf gehen, wenn ein h dem andern Fus vor Fus weg- würde, und in den übrigen Thei- met werden, bis auch die Reihe nmt, würde inzwiſchen vieles, anfängt abzuſtehen, unnüzer rfaulen; denn alte Bäume ge- und nach ins Verderben. Was opftreuge, rindſchälig oder ig iſt, nimmt wenig mehr zu, verfaulet, und wenn ſich ſchon ig neue Ringel anſezen, dadurch n in der Dike zuzunehmen fort- o faulet doch von innen eben ſo noch mehr jährlich weg, endlich der Wind, weil der Kern morſch n durch: daher der beſte Rath eichen Holz, ſo bald man es an- verbrauchen, und alſo vor an- erſten wegzuhauen. Da man ieſer Eintheilung in Kreiſe ſolch nun eben Zeit zu nuzen wäre, d verfaulen läſt, folglich nicht en bringet, dagegen aber ande- geſund iſt, noch wachſen kan, ig weit beſſer zu nuzen wäre, zur ghauet; ſo würde man der Ab- bar entgegen handeln, und ſol- t viel Holz verbringen, daß ſchonen und erhalten will; denn e Art würde dem Wald mehr , als die Nothdurft erforderte, lich verbraucht würde, folglich ſo lange nicht mehr dauren, als ger Einrichtung noch zureichen

Anſehung der Hut und Weide iſt ierigkeit noch weit wichtiger: igel des Holzes wird vermuth- achkommen drüken, der Abgang Zeide aber fällt augenſcheinlich nden zur Laſt. Ohne Vieh kan hſchaft auf dem Lande nicht be- nd ohne Weide kan kein Vieh werden. Da nun anſehnliche groſſe Pläze zu Anlegung eines jungen Waldes gehören, da der junge Zuwachs wenigſtens 10. Jahr mit dem Viehtrieb verſchonet werden mus, da noch nach dieſen 10. Jahren in langer Zeit kein Gras unter dieſen jungen Bäumen wachſen kan, weil ſie dik in einander ſtehen und ſolches verdrüken; ſo mus nothwendig auf lange Zeit viel Weide abgehen. Es mag nun ein ſolcher Säeplaz angeleget werden wo er will, ſo wird er vielfältig ſolche Oerter treffen, wo die nächſtgele- genen Dorfſchaften ihren Viehtrieb ha- ben, und dieſe ſind ſodann ruinirt. Die Weide auf den Wäldern reicht vor ihr Vieh nicht zu, und es gibt Zeiten, da ſie von den Feldern gar nichts zu genieſen haben; denn ein Theil iſt mit Winter- ſaat, der andere Theil mit Sommerſaat beſäet, und der dritte als die Braache wird umgepflüget. Wo ſollen ſie als- denn mit dem Vieh hin, wenn ſie in den Wäldern nicht hüten können? Wird nun die Eintheilung in gewiſſe Gehaue belie- bet, und ein Theil nach dem andern be- ſäet, ſo betrift dieſes Unglük nach und nach alle die Dorfſchaften, die an dem ganzen Walde liegen, und die Hütung darinne haben. Der Schade davon mus nothwendig ſehr merklich werden, wenn es auf ſolche Art mit allen Waldungen im ganzen Lande gehalten wird. Der Ab- gang des Viehes ziehet den Abgang des Brods nach ſich, denn ohne Düngung gibt der Aker endlich nichts. Die Men- ſchen können noch weniger ohne Brod als ohne Holz leben. So viel dem gemeinen Weſen dran gelegen iſt, daß die künftig- gen Einwohner Holz haben, eben ſo viel, ja noch mehr iſt iſt ihm dran gelegen, daß die gegenwärtigen nicht verhungern. Die- ſe ſind einmal da, und müſſen ihren Un- terhalt finden. Mit verarmten Unter- thanen, da endlich Bettler draus wer- den, iſt dem Lande nicht gedienet, denn ſolche fallen dem gemeinen Weſen zur Laſt. Hingegen iſt ganz ungewis, ob das Land in künftigen Zeiten ſo bevölkert ſeyn wird als jezo. Kein Staat in der Welt iſt vor

Krieg und Peſt ganz ſicher, dieſe aber können die Einwohner bald dünne machen, alsdenn genieſt das Land einer Ruhe, dabei ohne alles menſchliche Zuthun das Holz in Menge aufwächſt: das beweiſen unſre jezige Waldungen, denn das Alter der älteſten Bäume darinne reicht in die Zeiten des 30 jährigen Krieges. Wäre es wohl verantwortlich, vor ungewiſe Nachkommen ſo zu ſorgen, daß die gegenwärtigen, die ſchon wirklich da ſind, drüber verderben müſten? Wer alſo den Zuwachs des Holzes befördern will, hat vor allen Dingen dahin zu ſehen, daß es ohne merklichen Abgang der Hut und Weide geſchehe. Sind nun die Schwierigkeiten, die ſich dabei ereignen, ſo gros, daß ſie gar nicht zu heben ſtehen, ſo iſt es eine unfehlbare Anzeige, daß ſchon mehr Volk im Lande iſt; als es ertragen kan. Denn weil wegen des Viehes, ſo ſie brauchen, kein Holz zugezogen werden kan, ſo kan denn auch ein Land ſeine Einwoh-

zu beſäen iſt. Um dieſes ausfünd
machen, mus man erſt wiſſen, wi
ge ein Kienbaum zu wachſen hat,
zu ſeiner Vollkommenheit gelange
denn ſo lange mus eine ſolche jährl
beſäende Stelle Ruhe haben; bis di
he des Abholzens ſie wieder trift.
ſtärkſte Holz, womit mir endlich zur
zu allerhand Gebrauch auskommer
nen, iſt ſolches, daß einen Bauſt
abgibt, der 48. Fus lang, und im
12. Zoll im Durchſchnitt dike iſt.
iſt die Frage, wie alt iſt ein Baun
dieſer Beſchaffenheit? Die Antwort
leicht ſeyn, wenn wir erſt wiſſen,
viel ein Baum jährlich in die Läng
Dike zunimmt. Jenes erhellet au
Länge des jährlichen Schuſſes, d
im Mai thut, und dieſes aus der A
der Enge, die er um den Kern herum
lich anſezet, und die man findet,
der Stamm gaer durchſchnitten
Wenn man dieſes unterſuchet, ſo

bis 6. Jahr, ehe er zu schiessen anfängt, solcher Zeit wird der Baum nicht viel er ein halben oder ganzen Fus hoch, nn er nun hernach jährlich 2. Fus schie-, so brauchet er 24. Jahr, ehe der tamm die Höhe von 48. Fus erreichet, r Wachsthum der ersten 6. Jahre mus f den Stuppen gerechnet werden, der hen bleibt, wenn der Baum gefället ird. Es hat also ein Baustamm von . Fus lang wenigstens 30. Jahr zu achsen, ehe er diese Länge erreichet hat, d alsdenn ist der Zopf nur noch ein Reis n einem Jahre. Von dieser Zeit an mmt er daselbst in der Dike zu, und nn wir nun dieses jährlich auf ein Vier-ll anseżen, so braucht er alsdenn ch 48. Jahr Zeit, ehe er daselbst im urchschnitt 12. Zoll diker wird, wie er n soll, folglich würde ein solcher Bau-mm obige 30. Jahr dazu gerechnet, 78. hr alt werden müssen, ehe er seine ollkommenheit erreichet. Hiermit stim-t Döbels Jägerpractica P. III. p. 37. rein, welche will, daß das stärkste ß wenigstens 80. Jahr alt sey. Ich le zum Grunde geseżt, daß ein Baum ßten Wachsthum stehen müsse, wenn ch so verhalten soll. Da nun einer dem andern geschwinder und stärker chst, so werden sich auf einem solchen plaz immer einige von dieser Beschaf-heit neben vielen andern, die es so nicht bringen, befinden: um aber er Rechnung desto weniger zu irren, um so vielmehr dergleichen starke ze zuwege zu bringen, wird man am s thun, wenn man 100. Jahr voll anseżet, und ihm so viel Zeit zum en Wachsthum läst. Solchennach e denn ein Wald, den man auf diese beständigen gleichen Stande erhal-ill, auszumessen, und in 100. glei-veile einzutheilen, folglich jährlich nderter Theil davon zu besäen seyn. würde sodann in hundert Jahren durchkommen, und hernach von wieder anfangen können. Weil e Stelle, so zu besäen ist, vorher abgeholzet werden mus, und dieses eben-falls hauswirtlich anzustellen ist, so wür-den zwar vorerst alle rindschälige, trokne und ungesunde Bäume zu Brennholz ab-zustammen seyn, wenn aber diese zur jähr-lichen Consumtion nicht zureichten, müs-sten die fehlende aus den andern Theilen des Waldes zu Hülfe genommen, und die, so am wenigsten noch daurein können, zuerst angegriffen werden. Unter denen übrigen gesunden Stämmen auf diesem Plaze wird man allerhand Arten von star-ken, mittel, und schwachen Bauholze, Sägeböke, Lattstämme, Leiterbäume und dergleichen finden, weil gemei-niglich diese Sorten in Wäldern alle un-ter einander wachsen. Da nun aber auch jährlich dergleichen verschiedene Sorten Holz gebrauchet werden, so müste sol-ches blos auf dieser Stelle, und sonst nir-gends angewiesen werden. Was denn noch von gesunden aber zum Bau nicht tüchtigen Holzes darauf befindlich, könn-te man zum Verkohlen hingeben, und die Stuppen würden zum Pech und Theer, so viel dazu dienlich, anzuwenden seyn, die Zweige und Knüpfel aber, als das sogenannte Raffholz denen Unterthanen zu ihrer Feuerung zukommen. Dieses Abholzen und Abräumen müste ohnfehl-bar den Winter über geschehen, und von denen Zweigen die jährigen Kienäpfel, worinne der Saame stekt, abgelesen wer-den, so könnte sodann im Frühjahre, der ganze Plaz aufgerissen, und mit dem Baumsaamen wieder besäet werden. Wenn auf solche Art jährlich fortgefah-ren wird, so kan es niemals an Holze feh-len; vielmehr wird der Wald in künfti-gen Zeiten so viel Holz, als immer mög-lich ist, hervor bringen, und mit der Zeit in weit bessern Stand kommen, als er je-zo wirklich ist.

Daß diese Einrichtung so hauswirt-lich, als möglich ist, gemacht sey, er-gibt sich von selbst, nur wäre zu wünschen, daß es auch allenthalben zu practiciren möglich seyn möchte. Wir haben eben

die Schwierigkeitin eine Weile bei Seite geſezet: wenn wir nun aber die Folgen von dieſer Einrichtung bedenken, ſo wachen ſie von neuen wieder auf; wir wollen aber doch ſehen, ob wir ſie nicht einigermaſſen aus dem Wege räumen können.

Anfangs fällt einem jeden in die Augen, daß wohl mehrentheils der hundertе oder auch der achzigſte Theil der Waldung zur jährlichen Conſumtion nicht zureichen möchte: man müſte alſo ſeine Zuflucht zu denen anderen Theilen nehmen, und daraus dem Mangel erſezen, ſolchergeſtalt aber würde die gemachte Ordnung bald wieder inUnordnung gerathen. In ſolchem Falle wäre klar, daß der Wald ſo lange nicht Holz darreichet, bis wieder welches zugewachſen, das ſo ſtark iſt, wie das jezige: es kan aber dieſes allein die gemachte Ordnung nicht hintertreiben, ſondern es würde nur ſo viel folgen, daß man jährlich noch gröſſere Pläze, als

men nehmen, und im andern der eine nicht hat, man üb dem Säen ein Jahr, und l genden einen doppelten St re Bedenklichkeiten, die ſi Uberlegung noch wohl heb geſchweigen.

Nur wegen der Anfah möchte es noch eine Schwie welcher man dem Augenſche ſo leicht würde abhelffen kön es würde zum öftern geſchel Plaz, wo eben geholzet wür mehr Meilen weit von dem hingeliefert werden mus, re. Nun kan es dem, der Lohn anfährt, nich gleichvie es in der Nähe, wo er wohr kan, oder ob er erſt Meilen fahren mus; daher würde de viel höher zu ſtehen kommer da der Liferante bei einer e

ch geben, einen ſo groſſen Wald in ſchiedene kleinere nach Beſchaffenheit : Umſtände zu zertheilen, und ein je s Stük als einen beſonderen Wald anſehen, ſo könnte mit jedem Stük nach r obigen Einrichtung verfahren, und ach dieſer Schwierigkeit in Anſehung er Anfahrt gröſtentheils abgeholffen werden.

Hauptſächlich aber würde bei dieſer an ſich vollkommen guten Einrichtung der Viehtrieb in die Wälder am meiſten leiden. Es mus ein ſolcher Säeplaz wenigſtens 10. Jahr mit der Hütung verſchonet werden; denn wenn auch einige Bäume, die in gutem Wachsthum ſtehen, noch eher ſo weit kommen, daß das Vieh die Gipfel nicht abbeiſſen kan, ſo bleiben doch viele, ja die meiſten weit zurük, und würden wenigſtens von dem Vieh zertretten und zerbrochen werden. Wenn nun jährlich ein hundertel Theil des Waldes beſäet wird, ſo würden in 10. Jahren 10. hundertel, das iſt der zehende Theil deſſelben geſäet ſeyn und geſchonet werden müſſen. Nach dieſen 10. Jahren könnte nun zwar die Hütung auf dem zuerſt beſäeten Flek wieder erlaubet werden, da aber dieſer Baumſaamen etwas dike ausgeſäet wird, weil die jungen Bäume dichte wachſen müſſen, damit ſie in die Höhe gehen, und ſich nicht ſtarke Zweige breiten, ſo iſt es nicht möglich, daß ſo gleich wieder Gras drunter wachſen kan, vielmehr erſtiket, und ergehet auch das, was anfangs mit dem Baumſaamen zugleich hervorgekommen war. Zudem ſo fallen auch jährlich viele Nadeln, (wie man das Laub nennet) von den Bäumen herunter, daß der ganze Boden damit dike bedekt wird, ſo daß der Saame von dem Graſe, der durch den Wind zugeführet, und dazwiſchen geſtreuet wird, keine Erde faſſen und aufgehen kan: daher denn ein ſolcher Plaz viele Jahr lang ſo kahl wie die Hand bleibt. Man kan nun zwar nicht eigentlich beſtimmen, wie lange Zeit hierzu erfordert wird, bis der Boden wieder an zu grünen fängt; ſo viel aber iſt gewis, daß man ſicher noch andere 10. Jahre anſezen kan, ehe das Gras ſonderlich zum Vorſchein kommen wird, folglich gehören wenigſtens 10. Jahr dazu, ehe das Vieh davon wieder etwas zu genieſſen hat. Mittlerweile wird noch 1. zehendel Theil des Waldes beſäet, und würde ſolchemnach der 5. Theil nicht behütet werden können. Wenn nun aber der 5. Theil der Hütung abgehet, ſo würde auch der 5. Theil Vieh im Lande weniger ſeyn müſſen, welches ein ſehr merklicher Abgang wäre. Und wenn man ferner bedenkt, daß dieſer Abgang nicht einen jeden, der Vieh hält, nach Proportion betrift, ſondern blos diejenigen Dorfſchaften, die eben an dem Orte, der geſchonet werden mus, die Hütung haben, als welche ihr meiſtes Vieh auf 20. Jahr würden entbehren müſſen, dagegen die andern zwar anfangs keinen Abgang der Weide haben, aber endlich nach der Reihe ſolchen auch empfinden müſſen, wenn die Ordnung den Wald zu beſäen auch ihre Hutpläze betrift, ſo ſiehet man endlich, daß dieſe Einrichtung die Wälder mit jungem Holze anzubauen, unmöglich ſtatt finden kan, es wäre denn, daß auch dieſerwegen ein dienliches Mittel ausgefunden werden könnte, welches die Gelegenheit eines jeden Orts an die Hand geben müſte, und durch beſondere Unterſuchungen auszumachen wäre. Ich ſeze aber den Fall, daß kein zureichendes Mittel zu ſolcher Abſicht zu erfinden ſtünde, und daß alſo die allerbeſte und ordentlichſte Art die Wälder wieder anzurichten, dieſerwegen verworffen werden müſte; ſo iſt und bleibt dennoch der Holzanbau eine unumgänglich nothwendige Sache, und mus man ſolchen vornehmen, auf eine Art, wie es ſich nach allen Umſtänden am beſten und füglichſten will thun laſſen. Wie nun dieſes eigentlich anzuſtellen, mus die Beſchaffenheit eines jeden Waldes an die Hand geben, und man wird aus obigen einiger maſſen ab-

abnehmen, was bei dieſem Geſchäfte eigentlich vorher zu überlegen ſey, ehe man einen Schluſs faſſet, und zur Sache ſchreitet, damit nicht, wenn man auf einer Seiten Nuzen zu ſtiften gedenket, auf der andern noch gröſſerer Schade angerichtet werde.

Um aber doch einige dazu dienliche Regeln anzuführen, ſo können 1) alle bereits gänzlich abgeholzete Pläze in Wäldern zuerſt beſäet werden, hierdurch entgehet der Hütung nichts, weil wegen der in Wäldern auf ſolchen Blöſſen viel gröſſern Sonnenhize als auf freiem Felde ohne dem alles Gras darauf verbrennet, weil es keinen Schatten genieſſet, und von keinem friſchen Lüftchen abgekühlet wird. Es werden zwar die jungen Bäume auf ſolchen Pläzen anfangs auch etwas noth leiden, zumal wenn nach der Ausſaat gleich dürre Sommer folgen: da aber dieſes nicht nothwendig geſchiehet,

Weiſe befördert werde, zu dem En
ſen alle Stuppen fleiſig ausgerottet
die Löcher wieder mit Erde gefüll
berglichen werden, denn wo die
ben ſtehen, kan ebenfalls Gras
ſen, und weil die Erde daſelbſt
das Ausgraben aufgelokert wird,
auch hernach vielmehr Gras drau
auf andern viel gröſſern Pläzen.

5) Das Moos, ſo ſich an viele
ten häufig findet, mus abgehaket
Hauffen gebracht, und wenn er
let iſt, zur Düngung gebrauchet we
denn wenn es überhand nimmt, ve
get es das Gras, durch dieſes Ab
aber wird der Grund erneuert, d
Gras wieder deſto beſſer wachſen ka

6) Vor allen Dingen mus der
ling, das iſt, die jährlich vom A
an abfallende Tangeln oder Nade
ſig abgehaket werden; denn w

uiger thun, ſie gehen vielmehr der
uchtigkeit nach, und wurzeln deſto tie-
, wenn die Erde in der Oberfläche
troknet. Denn wo die Wurzel Nah-
ig findet, da wächſt ſie hin, zumal
an die Erde warm iſt; hingegen unter
Tangeln, ſonderlich wenn ſie von un-
an zu faulen fangen, hält ſich die
uchtigkeit in der Oberfläche der Erde
ange, und die Kälte kan wegen dieſer
dekung nicht tief genug eindringen; da-
iſt es kein Wunder, daß die Wurzeln
der Oberfläche bleiben, und keinen
ieb bekommen, in den Boden einzuge-
n. Je flächer nun aber die Wurzeln
gen, je leichter reiſt der Wind die Bäu-
um. Es mus aber dieſes Abharken
ich von Jugend an geſchehen, ehe die
ume durch dieſe Bedekung verwöhnet
d. Mit der Düngung, die der Streu-
g den Bäumen verſchaffen ſoll, kommt
eben ſo heraus, als wenn man das ei-
Düngung nennen wollte, wenn man
troh übers Land herbreitet, es merkt
elmehr Döbels Jägerpractica P. III.
67. aus der Erfahrung an, daß der
ſſe Streuling vor ſich keine Düngung
be. Daß hingegen die Oerter gedün-
t werden, wo das Vieh fleiſig hin-
mmt, iſt bekannt. Es iſt alſo mehr
ädlich als nüzlich, wenn die abgefalle-
Nadeln lange unter den Bäumen lie-
n bleiben, und es ſollte vielmehr den
uterthanen erlaubet werden, ſie fleiſig
zuharken und nach Hauſe zu führen, wo
ſolche zum Einſtreuen in die Ställe und
f die Miſtſtätten brauchen können. Der
uzen iſt doppelt: Denn es wird da-
rch nicht nur viel Stroh erſparet, ſon-
rn es wächſet auch unter den jungen
umen das Gras leichter auf. Es iſt
er dieſes Abharken nicht eher nöthig,
s der Zuwachs wenigſtens 10. Jahr alt
; denn vor dieſer Zeit würde man den
umen durch das viele Herdurchkrie-
n ſchaden. und man würde auch noch
nig Nadeln zu harken finden, weil ſol-
e ſchwache Bäume wenig haben, und
ſo auch wenig abwerffen können; ich
ſchreibe dieſes aus eigener Erfahrung,
denn ich laſſe beſtändig die Nadeln weg-
harken, und finde ſeit vielen Jahren nicht,
daß das junge Holz davon einigen Scha-
den nimmt, oder am Wachsthum gehin-
dert wird.

7) Alles fernere Anſezen neuer Unter-
thanen auf dem Lande müſte verbotten
werden: denn es gehet zur Aufbauung
neuer Höfe nicht nur viel Holz drauf, ſon-
dern es wird auch das Vieh vermehret,
und die Schwierigkeiten die Wälder im
Stande zu erhalten, nur mehr vergröſert.

8) Desgleichen müſte das Aufreiſſen
in den Wäldern, um neu Land zu ma-
chen, gänzlich abgeſchaffet werden: denn
dieſes ſind Oerter, die mit Holz wieder
ſollten angebauet werden; wenn nun
Aker draus gemacht wird, ſo entziehet
man dem Walde ein Stük, da man ihm
doch vielmehr was geben ſollte.

9) Endlich wäre wohl zu rathen, daß
ein jeder, der ein Landgut, aber keine
Waldung dabei hat, einen Flek auf ſei-
ner Feldmark zu Anlegung eines Gehöl-
zes widmete, worauf wenigſtens ſo viel
Bauholz aufwachſen konnte, als zur Er-
bauung des ganzen Dorfs in künftigen
Zeiten nöthig wäre. Hierzu würde eben
kein gar groſſer Plaz erfodert: denn wenn
man zu einem jeden Bauſtamm eine ge-
vierte Ruthe Plaz rechnet, ſo können auf
einem Flek von 32. Ruthen lang, und
eben ſo breit 1000. Bauſtämme ſtehen,
welches vor ſo viel Holz gewis ein gar klei-
ner Flek iſt. Man findet aber in Wäldern
vielfältig, daß die Bäume viel näher als
12. Fus beiſammen ſtehen, und doch gu-
te Bauſtämme ſind. Wenn man nun zu
Aufbauung eines Bauerhofes 3. Schok
Holz, und zur Maierei, Vorwerk oder
Ritterſiz nach Proportion eine gröſſere
Quantität rechnet, ſo kan man leicht den
Uberſchlag machen, wie viel tauſend
Quadratruthen Land zu dieſem Behuf er-
fordert werden. Man wird finden, daß

ein ſolcher Flek von dem Akerbau und der Hütung endlich noch wohl zu entübrigen iſt, wenn man bedenkt, daß dazu nur das leichteſte ſchlechteſte Land in den Hinterfeldern erfordert wird, davon der Wirth auch in guten Jahren ſelte über die Ausſaat viel gewinnet, und daß manchmal in 6. oder 9. Jahren nur einmal beſtellet wird, ſolch Land, davon das Vieh ſich kaum einmal des Jahres ſatt zu freſſen im Stande iſt. Es müſte ein ſonderlicher guter Boden ſeyn, wo man nicht in denen entlegenen Feldern, da die Düngung niemals hinreichet, dergleichen Pläze antreffen ſollte. Man ſeze, daß auf 200. Quadratruthen 1. ſchl. Roggen alle 3. Jahr einmal geſäet, und daß davon das 3tel Korn gewonnen wird, ſo würde nach Abzug der Ausſaat und der Beſtellungskoſten alle 3. Jahr 1 ſchl. Roggen à 16. Gl. klarer Gewinn ſeyn, folglich würde der Nuzen von dieſem Lande jährlich

10) Es könnte ein ſolches Zuziel jungen Holzes ebenfalls mit alle denen Unterthanen, die ſolch ſchlec haben, auferlegt, und ihnen die D davon überlaſſen werden, wodur nur das Holz im Lande vermehre dern auch vornemlich denen vielf Holzdiebereien einigermaſen abge werden würde. Denn wenn der ſelber Holz hat, wird er ſich nich in die Gefahr begeben, es andern len, und zumal wenn auch alsde gröſſere Straffe wie billig drauf würde, da anjezo wegen dieſes l wenig jung Holz aufkommt; denn ſer es wächſt, je weniger wird es bis man endlich an ſtatt eines dike des ein ganz lichtes dünnes Gehö trift, wo man ſich nichts anders v len kan, als daß vollends ein Sti dem andern ſich verlieren werde, ein rechter Baum wird, daher ma

Erfahrung, Zeit und Wil-
auf die Bauarbeiter ſelber
, und es glükt ihm mit ehr-
fleiſigen und tüchtigen Ar-
ſo wird er kein Bedenken
nnen, alles, was ſich ſchiken
Tagelohn arbeiten zu laſſen.
dabei Vortheil haben, weil
einem jeden Verding etwas
, das eintrift und fehlſchlä-
deswillen dem gedungenen
ngſte nicht gegeben werden
r iſt ſicher, daß keine ver-
e Nachrechnung dahinter
nt, wenn die Handwerker,
s geſchieht, klagen, daß ſie
Verding nicht hätten aus-
können, daß ſie alſo Scha-
n, daß ſie an dieſes und je-
cht oder nicht denken kön-
as doch zum Aufenthalt der
eingetroffen wäre, und
en. Allein, wenn gleich
Bauherr und ſeines gleichen
iel von ſeinem Bau verſte-
d ſie Luſt an dem Anordnen
tgeben haben, auch ſie oft
bei den Arbeitern ſeyn kön-
wird doch das andere ſehr
er gar nicht eintreffen, und
öchſtens begnügen müſſen,
ndern Handwerker im Ta-
rbeiten zu laſſen. Nach mei-
hrung halten faſt alle Hand-
nach Art der meiſten Han-
, für eine beſondere löbliche
Bauherren und die ſich ſonſt
rauchen, zu überliſten. Eben
vohnheit hat in neuern Zei-
genheit gegeben, die Arbeiten
zu verdingen, da man vor Alters
wenig davon gewuſt hat.

Hat aber der Bauvorſteher keine Wiſſenſchaft von Bauſachen, oder zur Aufſicht keine Zeit, ſo ſtehet ihm im erſten Fall zu rathen, ſich gar nicht damit zu bemengen, ſondern es einem andern zu überlaſſen. Es gehet ungemein weit, was vor Naſen die Arbeiter den Unerfahrnen andrehen, und ich weis Exempel, daß einige fürs halbe Geld hätten bauen können, wenn ſie es nicht gewaget hätten, den Bau ſelber zu führen. Dieſes trift vornemlich bei herrſchaftlichen Bauen und ſolchen Fällen ein, wo die Handwerker einen groſſen Geldbeutel vermuthen, den ſie gerne mit einmal ausleeren möchten.

Im andern Fall iſt das Verdingen anzurathen, wenn nur irgend die Sache darnach iſt, daß ſie verdungen werden kan.

Finden ſich Umſtände, welche die Taglöhnung beſchwerlich machen, ſo ſind deren nicht weniger beim Verdingen. Viele Handwerker hier zu Lande wollen gar nicht daran. Bald verſtehen ſie es nicht, wie viel Zeit zu ihrer Arbeit aufgehen kan; bald wollen ſie ihrer Faulheit nichts abbrechen; bald halten ſie es gar ihrer Innungsfreiheit entgegen, ſich in einen Verding einzulaſſen. Sie bereden ſich wohl gar unter einander, ſo daß man keinen einzigen zum Verding bringen kan, und man, wie mir begegnet iſt, ſich genöthiget ſie-

het, eine Arbeit im Taglohn machen zu laſſen.

Kommt es endlich zum Verding, ſo wiſſen die meiſten nicht, wie weit ſie den Mund aufthun wollen, und da mus man öfters zuſchlagen, wenn es gleich über die Gebühr iſt, und man doch wohl ſchlechte Arbeit dafür erhält. Der Zimmermann läſt Bänder weg, nagelt an was eingezapfet werden ſollte, die Fugen paſſen auf ein Haar wie ein Arm dike; die Hölzer ſind nach den krummen ſtat der geraden Linien, behauen, daß die Algebraiſten ganz neue Aufgaben darnach machen könnten; hier fehlen Nägel in den Zapfenlöchern, dort ſtehet ein Stender ſchief und gedrehet ꝛc. Der Maurer arbeitet den Kalk nicht tüchtig; er gebet da-

Bei dem Glüke gute Handwe
ker zu finden, und wenn der Baue
de nicht ofte bei der Arbeit ſeyn ka
bringet das Verdingen beſonde
Vortheile zuwege. Man darf d
Arbeitern nicht immer auf die Hän
ſehen, und nach verfertigter Arb
braucht man nur ſelbige zu unter
chen und ſie abzulohnen.

Doch findet ſich öfters Arbeit, d
nicht wohl verdungen werden ka
entweder weil ſie ſonſt nicht gema
worden, oder ſo beſchaffen iſt, d
vorher nicht genau angeſehen w
den kan, was dabei vorfallen wir
Zu jenem rechne ich Exempels wei
wenn etwas beſonders künſtlich ſe
ſoll, und zu dieſem, wenn Erdre
gegraben werden ſoll, deſſen B
ſchaffenheit unbekannt iſt; wenn

ter Arbeiter bei einer vorgegebe-
Arbeit zubringet. Die Tag-
ungen ſind durch die Gewohn-
zimmlich genau beſtimmet, und
at man einen guten Grund dem-
ſt in gleichen Fällen etwas zu be-
deln. Doch der ungeheuchelte
s der Arbeiter iſt ungemein un-
ch, und ich habe Leute gefunden,
ohne einen moraliſchen Fehler zu
ehen, gewis an die Helfte in ih-
Arbeit gegen einander unterſchie-
geweſen; das habe ich aber auch
nerket, daß jene über die Macht,
wohl zum Schaden ihrer Ge-
dheit gearbeitet, auſſerdem daß
eine angebohrne Fertigkeit und
beitsbegierde, ſo wie dieſe eine
ägheit, ein unſchlüſſiges Weſen,
unzeitige Genauigkeit auf alle
inigkeiten, an ſich gehabt haben.
raus habe ich die Regel genom-
n, in Einrichtung der Ver-
gslöhnungen den Mittelweg zu
men.

Brauchen die Handwerker und
dere Arbeiter beträchtliche Mate-
lien, und nuzen ſie koſtbares Ar-
szeug ab, ſo iſt bei dem Verding
h Billigkeit mit darauf zu ſehen,
ihre Belohnung darnach zu ver-
ren, nicht leicht aber ihnen die
räthſchaft zu halten, als welche
gemein muthwillig verhunzet und
ſt gar unſichtbar gemacht wird.
Es könnte hievon noch viel ein
ners geſaget und gezeiget wer-
, was vor Regeln ſich zu Aus-
chung einer billichen Verdings-
hnung insbeſondere in Abſicht
auf jede Arbeit beſtimmen lieſen; ich laſſe es aber dismal bei obigem bewenden, und bemerke nur noch, wie übel diejenigen den Anfängern rathen, welche ſchlechthin in ihren Anweiſungen vorſchreiben, wie hoch dieſe und jene Arbeit anzuſchlagen, und zu verdingen ſey, ja nicht einmal die verſchiedenen Arten derſelben aus einander ſezen.

Unmasgebliche Urſachen, warum denen Soldaten das Heirathen leicht zu geſtatten ſey.

Es beruhet in ungeſtrittener Wahrheit, der ſicherſte Grund der Aufnahme eines Landes beſtehe in der Menge deſſen Einwohner; daher man in denen abgewichenen Jahren erfahren, mit welcher Sorgfalt kluge Regenten fremde Colonien in ihre Reiche einzuführen, ihnen haben angelegen ſeyn laſſen, und welcher Vortheil ſolchen Ländern dadurch zugewachſen.

Wenn aber dergleichen Gelegenheiten nur ſelten vorkommen, ſo wäre zu unterſuchen, ob nicht dieſer beträchtliche Endzwek näher zu erhalten ſtehe?

Der Herr Autor N. 9. des 44. und N. 1. des 45 Stüks der Leipziger Samlungen hat mittelſt §. 25. ſeiner vermiſchten Anmerkungen mich zu gegenwärtigen Gedanken geleitet: denn da ſelbiger vermeinet; es ſey denen Soldaten das Heirathen ſo leicht nicht zu geſtatten; ſo erachte vielmehr, der Gegenſaz ſey eben dasjenige Mittel, wodurch vorgerühmte Bevölkerung am füglichſten geſchehen könne. Denn wen mus es nicht befremden, ſo viele junge, geſunde und muntere Leute zu ſehen, ohne daß deren groſſe Anzahl zu der bürgerlichen Geſellſchaftvermehrung etwas beiträget? und dieſes um deſto mehr, als es

1) Den Soldaten in der Ausrichtung ihres Geſchäftes keine Hindernis verurſachet; vielmehr würde das Heirathen in Guarniſonen ein vieles zu deren beſſeren Verpflegung beitragen; auf Marſchen und im Felde aber müſſen ſie, wie die zur Seefahrende, Weiber und Kinder zu Hauſe laſſen; allwo

2) Dieſe Unterpfände in Betrachtung der mehreſten die ſicherſte Bürgſchaft für das Deſertiren leiſten würde, nicht minder iſt

3) Das Heirathen der richtigſte Weg, viele Soldaten von ihrer unordentlichen und liederlichen Lebensart zu einer beſſern zu führen, indem die Liebe zu der Seinigen Conſervation vieles Böſe abzuwehren pfleget; und

4) Welche Pflanzſchule eines ächten

terthanen merklichen V
ausfündig zu machen.

7) Der N. 5. berührte Ve
ger und Bauern hauptſäc
ten kommt, ſo würde es
achtens nicht unbillig ſ
deren jeder bei ſeiner T
Beſchaffenheit ſeines Zu
nen und mehrere Rthlr.
Taufe eines jeden Kin
portionirliches zu dieſe
beitrüge; und werden
Cameraliſten mehrere
Finances ohne Mühe
wiſſen: und zu welchem
Publici würden diejenige
was von ihren Mitteln
Stiftungen anzuwende
ſolches, da die Armen
den mehreſten Oertern ve
gleichem Endzwek widm
Die etwanige Einwend

ergiebet, es könne das Gewerbe ohne dergleichen Einschrenkung und um ein grosses besser bestehen. Die Höker aber werden durch die vermehrte Anzahl der Einwohner mehr gewinnen als verlieren. Und überdem, warum sollen Soldaten von allem Genus der bürgerlichen Gesellschafft ausgeschlossen bleiben, da sie, das Hauptsächlichste nicht zu berühren, in denen Ländern, wo die Accise eingeführet, eben sowohl als andere Unterthanen contribuiren. Immittelst will diese Gedanken reiferer beurtheilung gerne überlassen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitu, (ich will mit Fleis die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzehlt,)
In Poitou lies einst ein Mann sein Weib begraben:
Allein man merkt es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wann sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudeken,
In den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg jezt fort;
Doch was geschicht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Heke hin;
Hier rizt ein Dorn die tode Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurük?
Hielt es der Mann auch für ein Glük,
Die Hälfte wieder zu bekommen?
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das lezte wird man gleich erfahren:
Nach weniger als sieben Jahren
Büst sie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der man gab ihr von neuem das Geleite,
Und gieng gesezt an seiner Gattin Seite
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Heke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es da!
Kommt ja der Heke nicht zu nah.

Der Poet.

Ein ausserordentlicher Wiz ist insgemein mit ein wenig Aberwiz begleitet. Dieses hatte schon Aristoteles zu seiner Zeit beobachtet. Er selbst war bei seiner Weltweisheit nicht sicher vor kleinen Ausfällen, wann er sich mit seinen Ringen zierte, und sich einbildete, mit seinen dünnen Waden einen galanten Mann vorzustellen. Von den Cynikern und andern philosophischen Fantasten nichts zu gedenken. Ich will hier nur allein von den Poeten sprechen.

Selten daß man unter ihnen Leute findet, die nicht ein wenig benaus schweifen; und sollte es auch nur in gewissen Geberden, in der Art sich zu kleiden, oder in andern kleinen Auszeichnungen bestehen. Sie haben einmal etwas Poetisches, daß von der gemeinen Bahn der Dinge abweichet, und nicht natürlich ist. Ein Mensch der ausserordentlich denket, und noch darzu seine Gedanken auf eine besondere Art in gewisse Sprünge und Reimen sezet, der mus nothwendig eine überaus starke Vernunft haben, wenn seine Lebhaftigkeit und das Feuer, welches ihn entzündet, nicht ein wenig nebenaus flatern soll.

Die

eine Mine iſt genug, bei ihnen das gröſte Vorhaben, und den wichtigſten Plan zu verändern. Fürwahr, die Empfindlichkeit gehet zu weit, wann ſie einem alle Kleinigkeiten übel nehmen will. Allein, Kleinigkeiten wie ihr wollt; Eben dieſe unachtſame Kleinigkeiten ſagen ſie, entdeken eine Geringachtung. Man ſiehet daraus, wie es andre mit uns meinen. Was man liebet, das pfleget man auch zu ehren. Es ſind gewiſſe Merkmale der Gleichgültigkeit, wenn man nicht ſo viele Aufmerkſamkeit hat, demjenigen, was man liebet, zu gefallen.

Ein empfindlicher Menſch ſchiket ſich nicht nach Hof. Er wird ſelten

ne Unwahrheit ſagt. Wie
Leiden iſt er nicht dadurch un
ſen, da, wie die Schrift ſa
Menſchen Lügner ſind. Er
die Menſchen nicht ſo bös ein
als ſie ſind, weil er gut iſt;
wird von ihnen hintergangen
er ihnen trauet. Sonſt iſt e
ſinnig genug, ihre heimliche
und ihr unächtes Weſen zu e
Vergebens ſucht er alsdann
Verdrus zu verbergen. Al
ſeines Geſichtes ſind Verrät
ner innerlichen Empfindlichke
mand iſt ſo frei, ſich darüb
zu geben. Er heuchelt nicht
nig, wie es der Wohlſtand
erfordert. Nein, er ſagt
Leuten frei unter das Geſicht

der Ruh kan zugeſellen,
bei ſich zufrieden ſeyn.

man unter Menſchen leben,
man wiſſen nachzugeben:
zu zärtlich tauget nicht.
, Menſchen, Sitten, Zeiten,
en keine Tadler leiden,
iſt der, den nichts anficht.

ken von dem Nuzen des Electriſirens.

hreſten, wann ſie die wunder-
en Wirkungen des Electriſirens
haben, pflegen zu fragen, was
einen Nuzen habe? Es mag
e Frage bei mehreren neuen in-
m Exempel bei der Anziehungs-
Magneten, als ſolche zuerſt
nmen worden) gleichfalls auf-
ſeyn. Ob man nun zwar nicht
nanden ſolches auf den Fingern
kan, und um einige Gedult bit-
bis die Sache näher unterſucht,
Experimenta explorirt worden
ibe ich doch dabei feſtiglich ge-
daß die Wirkungen der Electri-
n dem allmächtigen Schöpfer
jebens in die Natur geleget,
allerwenigſten die Naturlehre
m ein merkliches erweitert, und
in beſſeres Licht geſezet werden
nmehro aber, kan aus eigener
z bekräftigen, daß die Electri-
in gewiſſen Fällen dem menſch-
per einen wirklichen Nuzen zu
ermögend ſey, welchen hier-
annt zu machen, und meinen
iſchen in folgendem mitzuthei-
verbunden erachte:

e unter meinen Söhnen einen,
weilen bei dem Electriſiren mit
gte, dieſer hatte ein knorpelicht
auf dem Gewerbe des Arms,
gleich hinter der Hand, welches hier
zu Lande ein Ober- oder Ueberbein genen-
net wird, und nicht allein einen Mis-
ſtand gab, ſondern auch einige Lähmung,
und zuweilen Schmerzen verurſachete;
dieſes verlohr ſich gänzlich in kurzer Zeit,
ohne daß ſonſten im mindeſten etwas hier-
zu gebraucht worden wäre, und wir es
alſo dem Electriſiren zuzuſchreiben kein
Bedenken trugen. Um aber deſſen mehr
vergewiſſert zu werden, ſo befand ſich
allhier

2) Ein junger Menſch, ſeines Hand-
werks ein Schuhmacher, welcher eben
ein ſolches ihn ſehr incommodirendes,
und am Handwerk hinderendes Gewächs
auf dem Gelenke des Arms hatte. Es
wurde veranlaſſet, daß dieſer 3 bis 4 mal
binnen einigen Wochen kommen, und
das electriſche Feuer aus der Blechröhre
auf beſagtes knorpelichtes Gewächs, ei-
nigemal nach einander ſchlagen laſſen mu-
ſte; und auch dieſes wirkete, daß das
Gewächs gleich nach dem erſtenmal klei-
ner zu werden anfieng, und ſich unver-
merkt ſo gänzlich verlohr, daß nicht die
mindeſte Spur davon zurüke geblieben iſt:
wobei ſowohl er ſelbſt, als ſeine Eltern
verſichern, nicht das geringſte von andern
Mitteln dabei gebrauchet zu haben, ohn-
erachtet dieſe vorhero entſchloſſen gewe-
ſen, ſolch Gewächs von einem Operateur
amputiren zu laſſen.

3) Iſt ein junger Menſch, ſeiner Han-
dierung ein Peruquenmacher und Bal-
bier, welcher von vorigem als ſeinem
Nachbar vernommen, wie er ſeines Uber-
beins los worden. Dieſer hatte ein Ge-
wächs unter dem linken Ohr am Halſe,
welches in verſchiedenen Jahren nach und
nach zu der Gröſſe eines halben Hünereies
angewachſen war; kam dannenhero und
bat, ihn, (wo möglich) durch die Electri-
ſirmaſchine davon zu befreien. Es wur-
de ſolch Gewächs binnen einigen Wochen
etwa zu dreien malen, jedesmal etliche
mal nach einander mit einem electriſirten

Finger berühret, und hierauf hat ſich auch dieſes nach und nach ohne einige Empfindung verlohren.

4) Habe ich ſelbſten, von etwa 12. bis 12. Jahren, durch öftere Berührung eines kalten Eiſens einen tumorem calloſum auf der äuſſerſten Junctus des kleinen Fingers bekommen, welcher in etlichen Jahren einer Haſelnus gros wuchs, roth wurde, mich ſchmerzete, und endlich aufbrach, und ein helles Waſſer von ſich gab; wodurch mich genöthiget ſahe, einen Chirurgum zu brauchen, der mich mit ſeinem lapide infernali zimmlich quälete, und es nach ein paar Monate zuheilete, aber nach und nach wuchs es wieder zur vorigen Gröſſe, wurde zuweilen roth und ſchmerzhaft; ſeitdem aber an vorgedachten Perſonen, die Geneſung durchs Electriſiren wahrgenommen, habe zuweilen den electriſchen Bliz darauf ſchlagen laſſen, wodurch es ſich nun mehrentheils verlohren, und ich nicht die

ſer läuft, die unterſchiedenen Geſchwi digkeiten des Waſſers, wie die Quadr wurzeln der Höhen der Röhren ſind, da aus es flieſſet. Folglich ſind die verſch denen Geſchwindigkeiten eines Waſſer das aus einer Röhre flieſſet, die leer wir jeden Augenblik, wie die Quadratwu zeln der Höhe, die alsdenn immer a nimmt.

Da dieſes Verhältnis der Geſchwi digkeiten eben daſſelbe iſt, als dasjeni was ſie in des Galiläus Lehrgebäu vom Falle ſchwerer Körper haben, n mit dem Unterſchiede, daß die Geſchw digkeit ſchwerer Körper von dem erſt Augenblik ihres Falles an bis zu dem l ſten zunimmt, die Geſchwindigkeit d Waſſers aber, das aus einer leer werd den Röhre flieſſet, abnimmt; ſo hat m anfangs geglaubt, die Verminderu der Geſchwindigkeit des Waſſers, entſt aus eben der Urſache, als die Beſchl nigung der fallenden Körper. Man ſa

s einen Saz der Erfahrung
Hugen glaubte nicht, daß
monſtriren könnte; und man
: Sache ſelbſt, und mit einer
deutlichen Wahrſcheinlichkeit
die man bei der Urſache fand.

:n war die wahre Urſache faſt
rborgen, und man mus ſich
daß ſie es ſo wenig geweſen.
non fand ſie, ſobald er ſie
lgemeine Theorie der Bewe-
r im Jahre 1692. dargeleget
e Kräfte haben jederzeit eine
zu den Wirkungen, die ſie
jen. Wenn das Waſſer aus
) hohen Röhren, die immer
n werden, und gleiche Oef-
en, flieſſet, ſo ſind die Kräf-
am Ausflieſſen bringen, zwo
je Waſſerſaulen, die unterei-
, wie ihre Höhen, weil die
en gleich ſind: und die Wir-
zwo Maſſe Waſſer, die, jede
wiſen Geſchwindigkeit bewe-
. Alſo ſind die Kräfte oder
er Röhren untereinander, wie
e der Maſen des Waſſers, die
uſſen Zeit ausflieſſ:n, und ih-
indigkeiten. Je gröſſer nun
indigkeit iſt, deſto gröſſer iſt
laſe Waſſers, die in einer ge-
usflieſſet; und dieſes in glei-
iltniſſe. Alſo ſind die Höhen
, wie die Quadrate, entwe-
ſen oder der Geſchwindigkei-
ſſers. Alſo ſind die Geſchwin-
ie die Quadratwurzeln der
err Varignon hatte dieſe De-
ſchon im Jahre 1695. gege-
us der lateiniſchen Hiſtorie der
S. 362. der erſten, und S.
dern Auflage zu erſehen iſt.

Verhältnis der Geſchwindig-
alſo nicht mehr ein Saz der
allein ſeyn: und die Ver-
nun keine Ungewisheit mehr
rgen, oder in etwas ein Mis-
trauen zu ſezen hat, iſt dabei völlig vergnügt. Wenn man, anſtatt die Geſchwindigkeiten des Waſſers, das aus verſchiedenen Röhren flieſet, zu vergleichen, in eben dieſen Umſtänden die Geſchwindigkeiten zwoer verſchiedenen flüſſigen Materien vergleichen will, ſo darf man nur des Herrn Varignon Gedanken nachgehen, und erwegen, daß, wenn in dem erſten Falle die beiden bewegenden Kräfte zwo um ſo viel ſtärkere Waſſerſaulen, das untere Waſſer zu treiben, ſind, als höher ſie ſind, und der Höhe wegen mehr Gewicht haben, ſo ſind es in dem zweiten Falle zwo Säulen, von zwo unterſchiedenen flüſſigen Materien, die, auſſer der Kraft, die ſie aus ihren verſchiedenen Höhen hernehmen, noch die haben, die ſie aus den verſchiedenen ſpecifiſchen Schweren derſelben erhalten. Denn z. E. Queckſilber treibt, wenn alles übrige gleich iſt, ſtärker zum Fallen, als Waſſer. Folglich mus man ein Product von jeder Höhe durch jede ſpecifiſche Schwere machen; und die Geſchwindigkeiten der zwo unterſchiedenen flüſſigen Materien werden wie die Quadratwurzeln dieſer Producte ſeyn. Daraus folget klärlich, daß, wenn die ſchwerere flüſſige Materie weniger Höhe hat, nach eben dem Verhältnis, als ſie ſchwerer iſt, die Geſchwindigkeiten gleich ſeyn werden.

Auſſer den ſpecifiſchen Schweren kan man bei den flüſſigen Materien noch die unterſchiedene Dichtigkeit betrachten. Man kan nämlich behaupten, daß in einem gewiſſen Volumen Queckſilber mehr Queckſilber ſey, als in einem gleichen Volumen Waſſer. Nach dieſer Hypotheſe werden die Maſen zwoer unterſchiedenen flüſſigen Materien nicht wie ihre Volumina ſeyn; und die dichtere flüſſige Materie wird nach Proportion ihrer Dichtigkeit eine gröſſere Maſe bei gleichem Volumen haben. Man ſollte alſo ferner, nicht, wie man bisher gethan hat, annehmen, die Maſen der flüſſigen Materie, die zu

gleicher Zeit durch zwo gleiche Oefnungen flieſſet, ſtänden im Verhältniſſe ihrer Voluminum. Ein gleiches Volumen einer dichtern flüſſigen Materie würde, weil es durch eben dieſelbe Kraft ſchwerer zu treiben iſt, als ein anderes einer anderen, in gewiſſer Zeit in kleinerer Menge verflieſſen. Folglich müſte man die bewegenden Kräfte, das iſt: die Säulen der flüſſigen Materien als durch eine gröſſere Dichtigkeit geſchwächte anſehen, anſtatt daß ſie durch eine gröſſere Höhe, und gröſſere ſpecifiſche Schwere geſtärket waren. Dieſes aber bringet mit ſich, daß in der Proportion der Kräfte und Wirkungen das Product der gröſten Höhe durch die gröſte ſpecifiſche Schwere, noch durch die kleinere Dichtigkeit multipliciret wird, und die Quadratwurzel des Products dieſer drei Gröſen mit der gröſten Geſchwindigkeit zuſammentrift.

Der Herr Harigaon unterſuchet alle

er wolle, man die Verhältni
ſchwindigkeiten bei dem Ausf
beiden angenommenen Röhr
he finden werde; folglich,
die verſchiedenen Arten gar
ken könne, wie man verſchie
gen Materien einerlei Geſ
beibringen möge.

Bisher aber hat man
men, die Röhren wären ve
Oefnungen horizontal, un
gleich. Was würde aber
wenn das alles nicht ſo wäre

Iſt eine Röhre gegen d
geneigt, ſo iſt das Gewichte
in eben dem Umſtande, als
res Gewichte, das auf einer
che liegt. Folglich iſt der
wichtes des Waſſers, der da
gen das ganze Gewichte wie d
Höhe der Röhre gegen ihre L

…n allgemeine Regeln, denen ſich …nderer Fall entziehen kan. Da… …uch alle Einſchränkungen deſto …erhüte, ſo begreift er darunter …erſchiedene Arten, wie man das …in der flüſſigen Materien ſich vor… …nd die verflieſſende Menge meſſen …Dann man kan ſie entweder nach …ſe allein meſſen, indem man nur …üſſigen Materie eigenen Theile …nd die darunter gemiſchten frem… …ſchlieſſet, in welchem Fall die …f der Dichtigkeit beruhet; oder …Volumen, da man, wie gemei… …ſchiehet, die fremden und eigen… …en Theile der flüſſigen Materie …n nimmt; oder endlich nach …ere.

…t hat allemal vorausgeſezet, die …ören voll erhalten, folglich wäre …windigkeit der flüſſigen Mate… …örmig. Würden die Röhren …ürde ſodann die Geſchwindig… …der Proportion, die Galiläus …: hat, aufgehalten, oder ab… Es würde aber leicht ſeyn, …chwindigkeiten zu berechnen, …n ſie in einförmige verwandelte. …s, daß ein Körper, der in einer …eit von einer gewiſen Höhe fällt, …Zeit doppelte Höhe durcheau… …, wenn er eine einförmige Ge… …keit hätte, die der gleich wäre, …nde ſeines Falles durch eine im… …mende Beſchleunigung erlan… Mithin würde eine immer voll Röhre in gleicher Zeit zweimal …ſſige Materie geben, als wenn …d. Denn obgleich, nach des …rignon Meinung, die Beſchleu… …i den flüſſigen Materien, die …Oefnungen der Röhren fallen, …findet, ſo iſt es doch genug, …dieſelbe Proportion in ihrer Ge… …keit aus einer andern Urſache …und eben dieſelbe Wirkung al… …der zum Vorſchein kömmt.

Anmerkungen von dem Seekrebs.

(Cancer major.)

Als ich in dieſer angenehmen Inſel herum ritte, die Merkwürdigkeiten derſelben und das, was eines Reiſenden Aufmerkſamkeit verdienet, zu beſehen, kam ich in ein kleines Kirchſpiel Crabnigh-ton genannt, welches ohne Zweifel dieſen Zunahmen von der Menge der Krebſe hat, welche man in dieſer Küſte findet. Ich werde die Nachrichten von der Natur und Vermögen dieſes Thieres, welche ich theils von denen Fiſchern erhalten, theils aus eigener Erfahrung gelernet habe, ſorgfältig erzehlen.

Der Cancer major, die gröſte Art der Krebſe, hat ſeine Wohnung an Orten, wo 20. bis 30. Faden Waſſer iſt. Sie liegen in verſchiedenen Stämmen beiſammen, jeder Stamm hat ſeinen beſtimmten Ort das Futter zu ſuchen, und die Jungen auszubrüten, und hat mit ſeinen Nachbarn keine Verbindung. Man hat dieſes ſorgfältig probiret. Man hat die Schale eines Krebſes bezeichnet, und ihn zwei bis drei Meilen fortgebracht, und daſelbſt unter eben das Geſchlecht geſezt. Dieſer Krebs hat den Weg nach ſeiner alten Heimat wieder zurük gefunden, und iſt von eben dem Fiſcher der ihn weggetragen hatte, wieder gefangen worden.

Die kleinſten Krebſe die man findet, ſind ohngefehr in der Gröſſe einer Kaſtanien. Die ganz groſſen wiegen 7. Pfund, man hat aber auch einen 12. pfündigen gefangen. Der Köder, womit man ſie anlokt, iſt Fleiſch, Stüken von Rochen oder Seehunden, wovon ſie nur ſehr wenig freſſen. Die Fiſcher bezeugen einhellig, daß die Krebſe in einem Topf oder Flaſche einige Monat lang ohne Abgang des Gewichtes leben können, da ſie doch nichts anders genieſſen, als was ſich vom Seewaſſer geſammlet. Der Unterſchied

des

des Geschlechts ist bei ihnen merklich genug; und sie sind sehr fruchtbar: Ich habe aber von der Art ihrer Begattung und von der Zeit, darinn sie ihre völlige Grösse erlangen, noch keine gewise Nachricht.

Sie legen ihre Schaalen wie die Austern einmal im Jahre ab. Sie suchen sich, wenn die Zeit dieser ausserordentlichen Veränderung herannahet, einen engen und wohlverwahrten Ort in denen Hölen der Felsen, oder unter grossen Steinen aus, sie kriechen dahinein und bleiben so lange drinnen, bis die Theile nach gerade aus einander gelegt sind: Dieses geschieht, indem sie die Beine aus ihren alten Schaalen ziehen, und dieselbe, nebst dem Obertheile der Schale ihres Leibes zurük lassen.

In diesen nakten Zustand sehen sie kläglich aus. Sie bestehen alsdenn nur aus einem einer Gallerte ähnlichen Klum-

Schriftsteller eben diese Begebenheiten bei denen Krebsen angemerkt hat.

Herr Benjamin Coot, in Neupor auf der Insel Wight, ein würdiges Mit glied dieser Gesellschaft, erzehlte mir die se wunderbare Eigenschaft des Seekreb ses, ich konnte mir sie aber nicht ehe rech vorstellen, bis ich den Versuch davon a zwei Krebsen sahe: ich ward dadurch g schwind von der Gewisheit der Sach überzeugt, denn in wenig Minuten fiele die Beine alle eins nach dem andern ab.

Die Krebse können dieses in jed Stellung thun, am leichtesten aber g schieht es folgendermassen: Man leg den Krebs auf den Rüken, zerbricht d Schalen und zerdrükt das Fleisch a dritten oder vierten Gelenk seines kleine Beines mit einer starken eisernen Zang So bald als der Krebs verwundet wo den, fängt er an zu bluten und gibt s

Um zu verſuchen, was die Vermehrung des Schmerzens vor eine Würkung dabei haben würde, ward ein klein Loch in das groſſe Bein geſtochen, und durch dieſes Loch ward ein ſcharf Eiſen geſtekt, die eingeſchloſſenen Muskeln zu verlezen. Es erfolgte, was wir vermuthet, er gab Zeichen eines gröſſeren Schmerzens, und warf das Bein mit gröſſerer Gewalt von ſich.

Es iſt in der That erſtaunend und unbegreiflich, wie der Krebs eine ſo wunderbare Sache verrichten, eine ſo harte Schale nebſt der Muskel abbrechen, und das Bein von ſich werfen kan. Vielleicht trägt der kleine Durchmeſſer des Gelenks, die Lage der Fibern und eine kleine runde Vertiefung nicht wenig zur Beförderung dieſes Werks bei. Inzwiſchen ſcheint doch die Hauptſache dieſer Handlung alle menſchlichen Verſtand zu überſteigen. Die ganze Sache iſt eine ſo artige und wunderbare Begebenheit in der Naturgeſchichte, daß ſie wohl verdient von Männern, die mehr Geſchiklichkeit und Zeit darzu haben, unterſucht zu werden.

So bald als das Bein abgebrochen iſt, ſezt ſich ein Mucus oder eine Gallerte an den übrig gebliebenen Theil des Gelenks nächſt am Leibe, welche als eine natürliche Blutſtillung das Bluten gleich aufhält, ſich nach und nach verhärtet, und in ein kleines Bein verwandelt, welches mit der Zeit ſeine gehörige Gröſſe erlangt, die Stelle des vorigen zu erſezen.

Man ſtellte noch einen Verſuch an, um zu erfahren, wozu die Gallerte dem Krebs nüzte. Als er alle ſeine Beine verlohren, durchbohrte man zwei oder drei der Stumpen mit einem ſpizigen Eiſen, und nahm die Gallerte weg, er gab hierauf Zeichen eines vergröſſerten Schmerzens, welches man an dem Zittern des Gelenkes und dem Schäumen, das mit der Epilepſie vergeſellſchaftet zu ſeyn pflegt, merken konnte.

Man kan vernünftig ſchlieſſen, daß dis Vermögen dem Krebs aus weiſen Abſichten und Urſachen iſt gegeben worden; und dieſe werden wir erkennen, wenn uns die Natur dieſes Thieres beſſer wird bekannt ſeyn.

Die Krebſe ſind ſehr zankſüchtig, ſie ſtreiten und erwürgen ſich einander mit ihren Scheren. Sie faſſen damit die Beine ihrer Feinde an, und was ſie ergreifen, halten ſie ſehr lange feſt. Sie können ſich nicht anders von ihren grauſamen Feinden los machen, als indem ſie ein Theil ihres Beines zum Zeichen des Sieges zurüklaſſen. Die Haupturſache, warum dieſes geſchiehet, iſt das Leben des Uberwundenen zu retten, denn ſind ſie gebiſſen und verlezt, ſo müſten ſie zu tode bluten, wenn ſie das Bein nicht abbrechen könnten.

Die Fiſcher zeigten uns einen Verſuch, um uns einen Begrif von der Hartnäkigkeit dieſes Thieres zu machen. Sie zwungen den Krebs, mit ſeiner Schere eins ſeiner Beine feſt zu halten. Das tumme Thier merkte nicht, daß es ſich ſelbſt angriffe, es gebrauchte ſeine Gewalt, und zerbrach die Schale ſeines Beines, welches hierauf an zu bluten fieng. Als er aber fühlte, daß er verwundet war, gebrauchte er ſich ſeines Vermögens, das Bein an dem gewöhnlichen Ort abzubrechen. Er ſezte dieſes ſofort ins Werk, und hielt das abgebrochene Stük noch lange in der Schere feſt. Man ſiehet hieraus, daß dieſes Thier alles das feſt hält, was es einmal angepakt, und wenn es von ſeinem Feinde überwunden wird, erkauft es ſein Leben mit dem Verluſt des Beines.

Muthmasliche Gedanken von dem Staube der Pflanzen während der Blühte.

Daß es unter den Pflanzen zweierlei Geſchlecht gebe, nemlich Männ-

lein und Weiblein, iſt eine Meinung, die unter den Gärtnern und Kräuterverſtändigen ſchon ſeit langer Zeit geheget worden. Hierzu hat man ſonder Zweifel daher Anlas genommen, weil es gewiſe Arten von Pflanzen gibt, deren einige blos blühen ohne Saamen zu tragen, andere aber Saamen tragen, ohne eine kenntliche Blume an ſich wahrnehmen zu laſſen, dergleichen ſind der Hanf, der Spargel, der Spinat, und andere mehr. Man hat geglaubet, daß dieſe zweierlei Geſchlechter einen Einfluſs in einander haben, ſo, daß ohne ſolchen eins ohne das andre nicht fortkommen, wenigſtens keinen tüchtigen Saamen zeugen könne. Um dieſes zu erklären, haben die Naturkündiger angenommen, daß der gelbe Staub den an vorbemeldeten Gewächſen die Blumen, wenn ſie völlig aufgeblühet ſind, in groſſer Menge fallen laſſen, an die Saamenbehältniſſe der andern ſich anhänge, und durch einige verborgene Gän-

ter, als auf die bloſe Benennung gehe
um einige einander ähnliche Gewächſe
unterſcheiden, mir aus obigem Grun
ſchon einigermaſſen verdächtig wird. I
laſſe zwar den Schlus gelten, daß der ge
Staub der Pflanzen blos um des Sa
mens willen da ſey, denn man find
auch an ſolchen Gewächſen, die keine
dentliche Blumen, aber doch Saam
tragen, eigene Behältniſſe an denen Sp
zen der Zweige, aus welchen er im Frü
jahre in Menge heraus ſtiebet, als z.
an Fichten, Birken, Ellern, Haſel
Nusbäumen, und andern mehr. Ja ma
findet die ſtäubende Behältniſſe an ſo
chen Gewächſen nicht eher, als bis
von dem Alter ſind, da ſie anfangen Sa
men zu tragen, wodurch dieſer Schlu
allerdings eine groſſe Wahrſcheinlichke
erhält, zumal, da man nicht ſiehet, wa
er den übrigen Theilen dieſer Gewächſe
die nicht mit ihm zugleich da ſind, ſo w
man die kleine Saamenbehältniſſe m

in dem Vorbericht zu der teut-
ſezung S. 38. nachzuleſen. Ich
alſo der Mühe werth geachtet,
eigene Verſuche anzuſtellen,
ahren, ob es würklich an dem
der gelbe Staub den Saamen
mache. Zu dem Ende habe ich
vielen Jahren ein Flekchen im
it Hanf beſäet, und hernach al-
engel, die bloſe Blumen brin-
insgemein Hänſinne genennet
die man aber leicht erkennet,
der Zeit, ehe die Blumen ſich
nd zu ſtäuben anfangen, aus-
und blos die, welche Saamen
ſtehen und reif werden laſſen;
aber gefunden, daß dieſer Saa-
ſo fruchtbar war, als andrer.
Spinat habe ich es auch ver-
ebenfalls guten tüchtigen Saa-
nmen, der ſowohl Blumen,
mentragende Stöke hervorge-
Weil aber doch Zweifel entſte-
en, ob bei dieſen Verſuchen alle
Vorſicht angewendet worden,
noch eine Erfahrung anführen,
verwichenen Sommer ungeſucht
und die keinen weiteren Zwei-
läſt. Ich hatte im Frühjahre
geſäet, von fremden Saamen,
ſt kommen laſſen, unter ſolchen
einzig Korn von rundblätteri-
nat mit auf, den ich noch gar
e, welches von ohngefehr unter
men gekommen ſeyn mus. Als
s Wachſen kam, ſahe ich, daß
taude ward, die blos Saamen
ber nicht blühet. Die Saamen-
nd an ſolchen in der Gegend, wo
ter angewachſen ſind, ſo gleich
, ſo bald ſie hervor kommen, und
nz und gar keine Blume um ſich,
ß hin und wieder zwiſchen ihnen
ſizen Klumpenweiſe beiſammen)
eiſe Faden hervorwachſen, wel-
ganze Blühte iſt, dagegen ande-
den von Spinat, die gar keinen
anſezen, an ſtatt der Saamen-
n bemeldeten Ort eben ſo Klum-
penweiſe ordentliche kleine Blumen brin-
gen, die viel Staub fallen laſſen. Wäre
es nun an dem, daß dieſe ſtaubende Blu-
men zur Fruchtbarkeit des Saamens et-
was beitrügen, ſo müſte die einzelne Pflan-
ze, die ihres gleichen gar nicht um ſich
hatte, ſondern in dem hohen Paſtinak-
kraute wie begraben ſtand, keinen frucht-
baren Saamen haben tragen können, zu-
mal, da in dem ganzen Garten dieſes mal
gar kein Spinat vorhanden war, der ihn
durch ſeinen Staub auch nur von weiten
hätte ſchwängern können. Ich lies dieſ-
en Stok unter dem Paſtinatlaube unge-
hindert ſtehen, um ihn deſto beſſer vor
allen fremden Einfluſs zu verſichern, und
verurſachte zwar dadurch, daß der mei-
ſte Saamen nicht zur Reife kam, indeſſen
fand ich doch im September einige reife
Körner daran, welche ich, weil das Ge-
wächs wegen Mangel der Luft an zu fau-
len fieng, abnahm. Ich ſtekte einige
Körner davon in einen Topf mit Erde,
und ſie giengen in wenig Tagen ordentlich
auf, wuchſen auch fort, und blieben bei
der Art, indem ſie eben ſolche runde Blät-
ter, wie die Mutter, bekamen, welches
denn ein ohnfehlbarer Beweis von der
Fruchtbarkeit dieſer Saamenkörner war.
Man nennet nemlich ein Korn fruchtbar,
wenn ein Auge mit ſeinem Würzelchen
darinn befindlich, und an beide Helften
des Korns angewachſen iſt, wenn dieſes
Auge fehlet, ſo iſt nichts im Korne vor-
handen, was aufgehen und wachſen
könnte. Die, welche behaupten, daß
der Staub die Körner fruchtbar mache,
müſſen alſo glauben, daß in dem Staube
die Augen befindlich ſind, und mit ihm
von auſſen in die Saamenhülſe, und fer-
ner in das Korn gebracht werden; Da
nun aber aus obiger Erfahrung klar iſt,
daß ein Korn ohne dieſen Staub frucht-
bar werden kan, ſo folget, daß er dazu
nichts Würkendes beitrage, ſondern, daß
die Augen durch einen andern Weg in
die Saamenkörner kommen müſſen.

Ohngeachtet ich nun deſſen mehr als

gewis bin, ſo ſehe ich doch, daß man deswegen ſeine einmal angenommene Meinung nicht aufgeben würde, weil man im Voraus noch eine dazu angenommen, nemlich, daß ein Gewächs durch den Staub eines andern, wenn es auch nicht von derſelben Art iſt, geſchwängert werden könne, wie ſolches im Schauplaz der Natur, ſo zu Nürnberg Anno 1746. teutſch überſezt heraus gekommen, Part. 2. p. 36. zu finden. Es wird daſelbſt angeführet, daß ein Engelländer dieſen Verſuch angeſtellet, und den Staub von andern Gewächſen in eine Blume, welcher er den ihrigen genommen, geſtreuet, da er denn von ihrem Saamen Gewächſe bekommen, die von beiden etwas an ſich gehabt. Wie weit dieſem Berichte zu trauen ſey, mus ich zwar dahin geſtellet ſeyn laſſen, bin aber ſonſt durch viele Erfahrungen überzeuget, daß zum öftern etwas vor ganz gewis geſchrieben wird, änderung in ſolchem Safte vor, ſo, d er nun nicht nach der Natur des Sta mes, von dem er kommt, ſondern vi mehr nach der Natur des Reiſes, ſo i angenommen, würket. Es will zu obiges daraus geſchloſſen werden, w das aus dergleichen Saamen aufgeko mene Gewächs von dem, durch def Staub es geſchwängert worden, etw angenommen habe; es wäre aber ſ gut geweſen, wann dabei gemeldet w re, was beides vor Gewächſe geweſe und was das junge vor eine beſondere schaffenheit gehabt, damit man dav auch urtheilen könne, und dergleich ſonderbare Dinge nicht auf guten Gl ben annehmen dürfe, da bekannt genu was manchmal die Einbildung in ſolch Fällen, da man von einer Meinung e genommen iſt, vor einen ſtarken Einflu hat, und da auch zum öftern einige an re Umſtände unerwartete Veränderung

[redacted]

l andern stehen, die mit ihm zugleich
ihen, es wären denn solche Gewächse,
vor sich dem Ausarten sehr unterwor-
i sind, welches Ausarten jedoch ganz
dere Ursachen hat, als die Vermischung
s Blumenstaubes. Ich mus also nur
i heraus bekennen, daß ich vor mein
eil dieses Vorgeben als ganz ungegrün-
t ansehe.

Es irret mich auch darinn im geringsten
ht der im 2ten Bande des hamburgi-
en Magazins p. 120. angeführte Aus-
) aus einem Briefe des Herrn Cooke,
itgliedes der engl. königlichen Gesell-
aft, welcher will, daß auf zwei ein-
der nahe stehenden Aepfelbäumen eini-
Aepfel gefunden worden, die durch
s Blühtenmehl ihres Nachbarn so ver-
dert worden, daß sie völlig das Ansе-
i und Farbe des andern erhalten ha-
i, da die übrigen auf dem Baume un-
ändert geblieben. Man hat bisher
r behaupten wollen, daß das Staub-
hl der Blühten in das Saamkorn eine
irkung habe, und ist noch nicht darauf
allen, daß so gar das Saamenbehält-
l dadurch verändert werde, welches
r Herr Cooke auf die Bahn bringet;
n die Frucht der Obstbäume ist das
amenbehältnis der Kerne: es ist also
ses was ganz neues. Allein, da das
r nur als eine bloſe Muthmasung un-
den Gelehrten aufgekommen, und in
en Jahren noch keinen grössern Grad
Wahrscheinlichkeit erhalten hat, so
s noch wohl zu zeitig, auf diesen Grund
ter zu bauen. Eine bloſe Muthma-
g hat eben so leicht einen Irrthum,
eine Wahrheit, zum Grunde; will
n auf diesem Wege weiter gehen, so
man sich in Gefahr, das Reich der
thümer zu vermehren. Meines Er-
tens wäre also Herr Cooke sicherer ge-
gen, wenn er es bei dem alten gelas-
und die Veränderung seiner Aepfel
ern schon bekannten Ursachen, nem-
dem Stande gegen die Sonne, dem
ndern Anfall der Luft, Thau und Re-
gen, dem sie etwa ausgesezt oder nicht
ausgesezt gewesen, einer Krankheit, oder
andern Beschaffenheit des Zweiges, dar-
auf sie gewachsen ꝛc. zugeschrieben hätte,
wie solches Herr de la Quintinie aus lan-
ger Erfahrung gethan, welcher an mehr
als an einem Orte anführet, daß er zum
öftern Früchte von verschiedener Beschaf-
fenheit, davon andere besondere Arten
gemachet, und sie durch eigene Namen
voneinander unterschieden, auf einem
Baume beisammen angetroffen, wie z. E.
dessen Instruction pour les jardins frui-
tiers et potagers Tom. I. p. 224. und 227.
mit mehrerem zu erkennen gibt. Ich glau-
be auch, daß man in gegenwärtigem Fall
dieses ohne Irrthum vor die wahre Ursa-
che annehmen kan, da ohnedem Herr
Cooke blos von einer Veränderung redet,
die das Ansehen und Farbe folglich et-
was äusserliches betroffen. Eine solche
Veränderung kan gar füglich ebenfalls
von etwas äusserlichem herrühren, da
wir noch jährlich finden, daß die Früch-
te, welche Sonne und Luft wohl treffen
kan, ein ganz ander Ansehen und Farbe,
ja sogar eine andere Figur, erhalten, als
die, so beständig im Schatten sich befin-
den, wie man denn auch durch Kunst,
und zwar durch öftere Benezung der
Früchte mit frischem Wasser, eine ande-
re Farbe zuwege bringen will, nach der
Anweisung, die sich im Schauplaz der
Natur pag. 224. befindet. Im Gegen-
theil ist nicht abzusehen, wie durch eine
Bestreuung mit dem Blühtenmehl dieses
sollte zuwege gebracht werden können:
denn äuserlich kan dieses nicht würken;
die Frucht ist zur Blühtzeit noch so klein
und zart, daß die Veränderung, so eine
solche Bestaubung an ihrer Schale ver-
ursachet, einige Monate nachher, da
die Frucht erwachsen, und ihre Schale
nun um 100. mal vergrössert hat, daran
unmöglich zu spüren seyn würde. Wie
nun aber solche Veränderung der ganzen
Structur durch diesen Staub, dem man
auf solche Art gleichsam eine Eigenschaft
des Steines der Weisen beilegen würde,

möglich sey, übersteiget allen vernünftigen Begrif: und mich deucht, daß Herr Cooke dieses als etwas hauptsächliches mit angeführet haben müste, wenn sich eine solche innerliche Veränderung bei seinen Aepfeln befunden hätte. Da er aber hiervon gänzlich schweiget, so meyne ich allerdings, daß er den Grund von solcher Veränderung viel zu weit hergeholet, da er ihn aus andern schon bekannten und festgesezten Wahrheiten näher hätte haben können.

Es befindet sich unter diesem Auszuge noch eine Anmerkung von einer Verwandelung, die mit Erbsen vorgegangen, und die, wie es scheinet, aus eben diesem Grunde hergeleitet wird. Es sind mir zwar die blauen Erbsen, von denen daselbst die Rede ist, nicht bekannt, aber ganz grüne habe ich einige Jahre her gezogen, und eben das Schiksaal damit erfahren, was von den blauen daselbst angeführt

Aber wieder auf die Befru
des Saamkorns durch den Blühte
zu kommen, so stimmet nicht nur
fahrung, wie bereits gezeiget ist,
nicht überein, sondern es scheine
überdem dieses der sonst bekannten
haltung der Natur nicht gemäs
Die Erzeugung des Saamkorns
Hauptentzweck, worauf endlich
Wachsthum abzielet. Wenn das
korn nicht fruchtbar ist, so gehet
sicht, warum es gewachsen, ver
Sollte eine so wichtige Sache w
ein bloses Gerathewohl gestellet
Sollte das, worauf der Grund der
barkeit beruhet, von der Natur
ordnet seyn, daß er erst in die L
stieben mus, ehe er an den gehörig
kommt? Wie vielen Unfällen wär
nicht unterworfen? Der Wind
Staub wegführen, und der Reg
abspühlen, daß er das Saambe

Theile, worauf sehr viel ankommt, auf sorgfältigste wider allerhand Unfälle wahret, und es ist kein Zweifel, daß auch bei dem Hauptheile des Saamens geschehen. Dieser Hauptheil, der Korn fruchtbar machet, daß es aufkommen, und ein ähnliches Gewächs hervorbringen kan, ist ein Auge mit seinem Kerzelchen, und dieses Auge ist in nichts unterschieden von andern, die sich in großer Menge an den Gewächsen befinden. Man bringet zum Exempel der Baum lange vorher, ehe er blühet, dergleichen Augen in Menge hervor, ohne daß der Staub der Blühte, der ja noch nicht vorhanden ist, dazu etwas beiträgt, und stehen bei jedem Blat, wo es angewachsenes stehet, das zu seiner Zeit ausgesetzt, und also fruchtbar ist; es sind auch dazu eigene kenntliche Gänge vorhanden, wo die Augen durchgekommen sind, warum sollte denn nicht ein solches Auge auch in das Saamkorn von innen kommen können, ohne daß der Staub der Blühte dazu was beitragen dürfe?

Aber nun heist es ferner, wozu nun denn also dieser Staub, der doch nicht sonst geschaffen seyn kan? Es ist wahr, die Natur thut nichts vor die lange Weile, aber folgt daraus, daß alle Materie, die im Gewächse befindet, ihm nothwendig nützlich seyn müsse? Kan denn nicht einige darunter seyn, die blos abgesondert wird, um sie fortzuschaffen, und aus dem Gewächse zu entfernen? Wir sehen es bei den Leibern der Menschen und Thiere, daß die Natur zu Zeiten was ausschaffet, das ihnen entweder nicht nützlich, oder bei gewissen Umständen überflüssig ist. Sollte nicht bei den Cörpern der Gewächse etwas ähnliches statt finden? Es ziehet ja niemand in Zweifel, daß die Pflanzen stark ausdunsten, und dadurch viel von ihrer Materie täglich verliehren. Es ist auch bekannt, daß, wenn diese Ausdünstung gehemmet wird, das Gewächs in eine Krankheit verfällt, endlich mus man zugeben, daß darinne eben wie in den Leibern der Menschen und Thiere Materie ist, die ihm nichts nuze wird, sondern fortgeschaffet werden mus. Da nun der gelbe Staub in der Blühte eine Materie ist, die aus dem Gewächse sichtbarlich abgesondert, und in gewise siebförmige Behältnisse gesammlet wird, durch deren Oefnungen sie, wenn sie troken genug geworden, durchfallen, und in die Luft verstieben kan, so sehe ich nicht, was daran hinderlich ist, daß man ihn vor etwas halten könne, das als überflüssig aus dem Gewächse fortgeschaffet, und dem Winde und Wetter überlassen wird. Weil die Behältnisse auf Stielen stehen, die zunächst um und bei dem Saambehältnis sich finden, so scheinet es, daß dadurch etwas abgesondert wird, was dem Saamkorn anfangs nicht dienlich seyn mus, da es noch allzuzart ist, eine überflüssige Nahrung anzunehmen. Da sie aber hernach mit der Blume abfallen, wenn das Saambehältnis mit dem Saamen in stärkeren Wachsthum kommt, so mus die Absonderung weiter nicht nöthig seyn, sondern dieses hernach zum Wachsthum des Saamens angewendet werden. Es ist eine staubige oder mehlichte Materie, und daraus bestehet auch die Substanz des Saamkorns, als welches sich in ein Mehl zerreiben läst. Dieses ist zwar gewöhnlicher masenweis, da der Staub der Blühte mehrentheils gelb ist, aber diese Veränderung kan blos daher entstehen, weil sie an die freie Luft kommt, welche auch andre Theile der Gewächse färbet.

Mit dieser Muthmasung stimmen einige vorfallende Umstände viel besser überein, als mit jener Meinung, womit sie sich im Gegentheil gar nicht zusammen reimen wollen. Zum Exempel bei vielen Gewächsen stehen die staubende Kölbchen oben auf dem Saamkorn selbst, wie an der Sonnenblume, und an allen Arten von Aester, es mus also der Staub erst durch das Saamkorn durch, ehe er in die Kölbchen kommen kan; Wäre er nun

im

im Saamkorn nöthig, warum schafte ihn denn die Natur erſt heraus? Wer den Ricinum betrachtet, wird augenſcheinlich ſehen, daß der Staub dem Saamen nicht zu gute kommen können; denn er ſizet ganz unten unter den Saamenknöpfen in beſondern kugelrunden Behältniſſen, und dieſe haben ſich manchmal an denen ſpätgewachſenen noch nicht aufgethan und geſtiebet, wenn der Saame ſchon ſeine gehörige Gröſſe hat, und dem Reifen nahe iſt. Wenn der Staub dem Saamen ſo nöthig wäre, ſo müſten dieſe Theile, die ihn in ſich ſchlieſſen, auch vielmehr über als unter den Saamenknöpfen angeordnet ſeyn: denn wenn er bei jeziger Einrichtung erreichen ſollte, müſte er nicht fallen, ſondern manchmal wohl ein Fus hoch ſteigen, welches nicht wohl zu begreifen iſt. Und an dem Colchico ſieht man augenſcheinlich, daß der Saame ganz ohne alle Beihülfe des gel-

tragen, antreffen, als bei den and die blos blühen, und keinen Saamen ſezen, da aber gerade das Gegentheil ſchehe, ſo widerlege ſich dieſe Mein daraus von ſelber.

Solchemnach finde ich nöthig, wider dieſen Einwurf in Sicherheit z zen. Anfänglich habe ich freilich m Gedanken blos auf die Gewächſe, di wohl Blumen als Saamen tragen, richtet, weil dieſes die meiſten ſind, gleichſam die Regel ausmachen; ich aber nunmehro auch auf die andern k men, die ſo zu ſagen zur Ausnahme ge ren: vielleicht zeiget es ſich am En daß auch jener Erklärung ſich auch Gr de von dieſer ihrem Verhalten herlei laſſen: Ich finde aber nöthig, erſt k lich anzuzeigen, woher es vermuth komme, daß einige Stöke blos blüh andre aber blos Saamen tragen. N

bis in die Spize aus lauter
n, welches grüne härtliche Scha-
n, wie sonst die Blumenhülse zu
et. Sie waren oben spizig und
was breiter, es lag eine über die
gs herum in richtiger Ordnung,
ne von denen äussern immer zwei
n innern bedekte, daß also nur
n heraus stunden, und die Kno-
n kleinen Tañapfen ähnlich sahe.
n sich mit leichter Mühe von
abziehen, und sassen bis in die
iche dreißig bei und über einan-
ich sie sämtlich abgelöset hatte,
in der Mitten das Saamenbe-
nit seinen gewöhnlichen zwei Hör-
n drauf, aber von Blumenblät-
d ich nicht das geringste gewahr.
n auch zu keiner Blühte, und
pt eine einzige am ganzen Stok,
blieben so wie sie waren, noch
ſezten sie Saamen an. Das fol-
ihr verhielt sich dieser Stok voll-
eben so, und ich habe seitdem
dergleichen unter denen aus
gezogenen Stöken angetroffen.
det diese schupichte Schalen an
Krukknospen unten an der Blu-
ſizen, aber sie bleiben klein, und

lich in den Theil gehet, wo die Blätter der Blume sich befinden, die daher in grö-serer Anzahl als sonst erscheinen. Weil aber doch nichts hervor wachsen, und sich vergrössern kan, was nicht schon vor-her in Kleinen vorhanden gewesen, so fol-get, daß in jedem Gewächse viele ähnli-che Theile, von einer Art, bei einander seyn müssen, davon viele oder wenige, nachdem es die Umstände fügen, in Trieb und Wachsthum kommen können. Und hierinne ist denn auch wol die Urſach zu-suchen, warum manchmal eine Blume aus der andern wächst, wie an gefüllten Levcojen fast insgemein geschiehet, wenn es ihnen an Nahrung nicht fehlet. Zu-weilen aber nimt man es auch an andern Gewächsen wahr, als z. E. an den Korn-ähren, an welchen man öfters an statt einzeler Körner ganze Aehren aus der Hauptaehre zur Seite hervor kommen sie-het. Da also klar ist, daß der Antrieb des Nahrungssafts keine unveränderliche Richtung hat, sondern nach den Regeln der Bewegung dahin gehet, wo er am wenigsten Widerstand findet, welches durch viele andre Fälle aus der Gärtne-rei noch weiter erläutert werden könnte, so mus er auch nach der verschiedenen

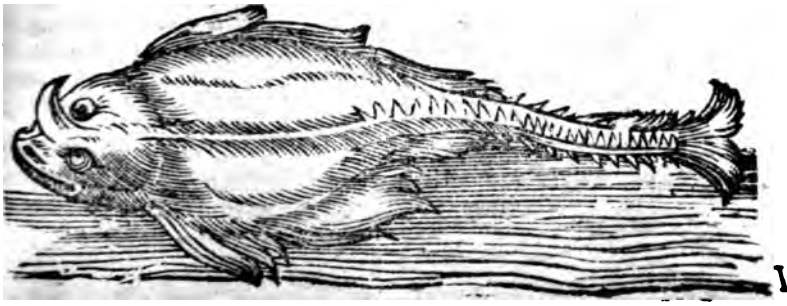
wo der Saame hingeordnet iſt, eindringen kan.

Dieſes, was ich bisher von der Beſchaffenheit einfacher und gefüllter Blumen angeführet, läſt ſich nun mit leichter Mühe auch auf die andern Gewächſe anwenden, welche Blumen und Saamen an verſchiedenen Stöken bringen. Es ſind von dieſen ebenfalls alle Stöke, wie ich gewis davor halte, im Stande, ſowohl Blumen als Saamen zu tragen; daß aber nicht beides zugleich geſchiehet, zeigt weiter nichts an, als daß der Saft auf beide Theile nicht zugleich würken kan. In denen Stöken, darinne ſich der Saft einen Gang zu denen Saamenbehältniſſen öfnen kan, kommen dieſe ins wachſen, und die Blumen bleiben ſteken, folglich kommen ſie hierinne mit den einfachen Blumenſtöken überein. Daß ſie eben wie die andern blühen können, zeiget ſich klar daraus, weil würklich einige Theile der ſo folgt, daß alle Nahrung die vor den Saamen zubereitet worden, in dieſe Gefäſſe eindringet, und verſchüttet wird, daher man denn die Urſach ſiehet, warum dieſe Blumen überaus ſehr ſtauben, und vielmehr als alle andre, die ordentlicher weiſe Blumen und Saamen zugleich tragen. Man kan leicht erachten, daß hierdurch dem Gewächſe die Kräfte ſehr entgehen müſſen, weil durch ſo viel 100. ja 1000. Blumen am Stok, in deren jeder verſchiedene ſolche zum Abführen dienliche Gliedmaſen befindlich ſind, eine groſſe Menge nahrhafter Theile verlohren gehet; daher iſt kein Wunder, daß dieſe Stöke gleich nach der Blühte vergehen. Die Blume an ſich iſt an Gewächſen was vergängliches, was nach ihr fortdauret und wächſt, iſt der Saame, der aber hier zurük geblieben. Da nun alſo nichts vorhanden iſt, was nach der Blume weiter fortwachſen kan, und vielmehr die nahrhafteſten Theile, die in allen Ge-

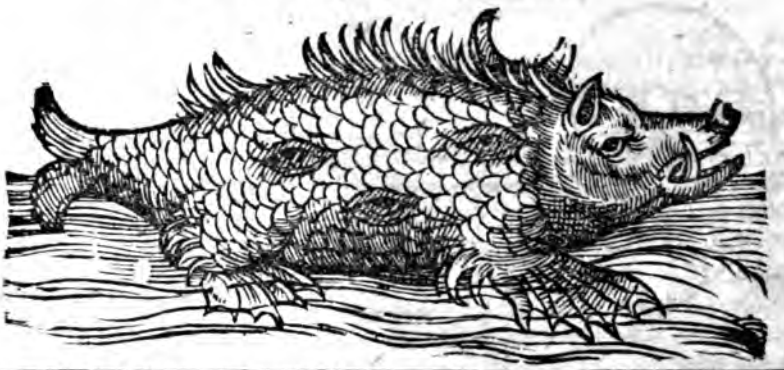
Der Nordcaper, oder Heeringswallfiſch. p. 230.

Haifiſche, oder der ſogenannte Meerhunde, in Anſehung ſeines Gehäuls, wenn er zu viel gefreſſen.

Schelfiſche, in deren Bäuche öfters mehr als etliche tauſend Heeringe.



Das Meerſchwein, das wegen ſeiner Freßgierigkeit die Heeringe Tag und Nacht aufzuſuchen beſchäftiget iſt.



Der Kabbelau, der unter den kleinen Heeringsfreſſern ſeiner Geſchwindigkeit wegen der Schädlichſte iſt.

hrichten von Heringen mit neuen Entdekungen.

ir lieffern hier eine merkwürdi-
ge Beſchreibung, die noch
zen bekannt ſeyn mag. Sel-
verdient hier beſonders einen
, weil ſolche wichtige Sachen
ket, die wunderbar heiſſen,
ugleich nuzen und vergnügen.
haben ſie dem berühmten An-
n zu danken, aus deſſen Nach-
n von Island / Grönland
der Straſe Davids ꝛc. ſolche
eſer Auszugsweiſe hier vor Au-
tlegt werden.

as eigentlich der Hering ſeye,
vor unnöthig, hier eine Be-
bung zu machen, indeme der-
ller Orten ſo bekannt, daß man
icht beſchreiben, ſondern nur
n darf, ſo erkennet ein jedwe-
von, was für ein Fiſch dadurch
net ſeye; Wie viel aber Gat-
n dieſes Fiſches ſeynd, iſt bei
n ſo bekannt nicht, weil dieſel-
anhero noch nicht genugſam
ſuchet, viel weniger in deutli-
Richtigkeit gebracht worden.
iel Island betrift, weis ich
, daß alle deſſen Fiörden mit
eſten und fetteſten Hering der-
t angefüllet ſind, daß, wenn
Innwohner geringe Anzahl
Unvermögen nicht im Wege
, dieſelbe gar bald und be-
ich den vortheilhaftigſten Han-
mit würden behaupten können.
die unterſchiedene Sorten derſelben habe ich, weil niemand darauf ſchläget, ohnmöglich ausfündig machen können. Nur wuſte man zu ſagen, daß daſelbſt zuweilen eine Art mit vorkomme, die drei Viertel einer Elle lang und guter drei quer Finger breit ſey. Vielleicht iſt dieſes diejenige Gattung, die von den Fiſchern ſonſt Heringskönige genennet, und für der groſen Schwärme Heerführer und Leiter gehalten werden. a)

a) Von dieſen bringet Martin in der öfters angezogenen Beſchreibung, of the Weſtern Islands of Schottland, pag. 143. folgende Nachricht bei: Fiſcher und andere, ſpricht er, haben mir erzehlet, daß es einen Hering, der bei nahe noch einmal ſo gros, als die übrigen ſind, gebe, welcher alle die, ſo in einem Meerbuſen ſich enthalten, führet, und wohin er ſich wendet, von dem ganzen Schwarm beſtändig gefolget wird. Dieſen Führer hieſen die Fiſcher den König der Heringe, und wenn ſie ihn von ohngefehr lebendig in die Hände bekämen, würfen ſie ihn ſorgfältig wieder in die See, maſſen ſie es für ein kleines crimen laeſae majeſtatis (petti treaſon) hielten, einen Fiſch eines ſolchen Namens zu verderben.

Wir übergehen demnach dieſes, und bekümmern uns vielmehr um den Nuzen deſſelben; Wie denn der Hering b) oder der gecrönte Fiſch, wie ihn die Holländer heiſſen, wegen ſeines unausſprechlichen über den gröſſeſten Theil der bewohnten Welt auf eine oder andere Art ſich erſtrekenden Nuzens mit allem Recht den Trapp führet. Was ſeine Nahrung anbelangt, ſo wird

von den Fiſchern insgemein vorgegeben, daß die Heringe von der bloſſen Schleimigkeit des Waſſers leben. Daſſelbe aber wird dadurch klärlich widerleget, daß die Heringe nicht nur Zähne im Maul haben, welche ihnen zum Waſſerſchluken gar unnöthig, wohl aber eine gewiſe Anzeige ſind, daß ſie ihnen zu Feſthaltung der Fiſche u. d. g. ſo ſie zu ihrer Nahrung faſſen und hinabſchlingen müſſen, dienen ſollen: ſondern daß zuweilen auch andere Dinge von Nachſuchenden in ihren Mägen wahrgenommen worden. Alſo hat Neukranz (in ſeinem Opuſculo de Harengo p. 28.) in eines Magen zuweilen über 60. kleine theils halbver-

anhero iſt man ihnen noch nicht we
ter als bis an die ſhetlandiſche, ode
wie wir ſagen, hitlandiſche Inſel
entgegen gegangen, woſelbſt b
Fayrhill und Bokenes die Holländ
mit ihren Buizen alle Jahr geg
Joh. Baptiſtä ſich einſtellen, u
den der Gegend um ſolche Zeit a
Norden herunter dik andringend
Schwarm vermittelſt ihrer auswe
tenden, und demſelben im Lauf dur
zwo Buizen quer vorziehenden N
zen (wodurch eine unglaubliche Me
ge auf einmal erhaſchet werden kan
aufzufangen, zuzurichten, einzuſa
zen, und nebſt ihrem Vaterlande au
noch einen guten Theil Europens d
mit zu verſorgen. Ich habe mi

n. Er enthält sich vor-
uf der äusserſten nördlichen
Norwegen, Nordcap
daher ihm auch die Grön-
:er ſeine Benennung beige-
en, ohne Zweifel wegen
tigen Heringsſtrichs, der
orbei und an Norwegen
ürzet. Nichts deſtowe-
et er auch, daß ich ſo re-
ſsland herum in gar groſ-
e. Und daß auch dieſes
: andern Urſache, als um
: ſo ſehr häufig anzutreffen-
ıgs willen geſchiehet, lie-
s zu hellem Tage, daß der-
ie ich mit Sicherheit be-
ırden, wenn ihn hungert,
in die in Fiörden oder
n zerſtreuet ſchwimmende
ıſammen treibet, und vor
:gen den Strand jaget,
uch, nachdem er deren, ſo
ithig, oder möglich, bei-

haben die Isländer von dem Syldrefe (Gudm. Andr. Lexic. Island.) d. i. Heringsmeiſter geheiſſen, und (beim Verel Lex. Sc. Scand.) iſt Sildraeki balenae ſpecies, quæ haleces ex profundo in ſinus & brevia compellit, wie denn auch D. Martin in ſeiner Deſcription of the Weſtislands of Schottl. p. 5. anführet, daß ſich bei dieſen Inſeln in den Heringbayen eine Menge von Wallfiſchen unterſchiedlicher Art finde. Welches, meinem Bedünken nach, wegen Untiefe der Gründe, keine andere als Nordcaper, Buzköpfe und Meerſchweine ſeyn können. In den Philoſoph. Transact. N. 387. art. 2. wo unter andern von den Wallfiſchſorten bei Neuengelland Nachricht gegeben wird, heiſſet einer *Fin-Back-Whale* von ſeiner hinten am Rüken führenden dritthalb bis 4. Fus hohen Finne oder ſehnichten und fleiſchichten Flosfeder: von welcher ihn auch unſere und die Holl. Grönlandsfahrer ebenfalls Finniſch benennet haben. Vid. Martens Spizbergreiſe, cap. 11. Und von dieſen wird in den angezogenen Transactions angemerket, daß er die Makrelen, Heringe u. d. gl. kleine Fiſche durch eben dieſelbe natürliche Liſt, der ſich der Nordcaper bedienet, bei etlichen

ne andere Weiſe nähren müſſen. Alſo iſt der gröſſeſten Art dem eigentlichen ſpitzbergiſchen Wallfiſche ſowohl durch die vielen zottigten Blätter oder ſogenannte Baarten, womit ſein Rachen angefüllet, als durch ſeine enge Kehle das Fiſchſchlingen verwehret, und mus er ſich vornemlich mit kleinen Krabben, oder Garnäten, und einem fettigten Waſſerinſect behelfen; Dabei er indeſſen gleichwol nicht zu kurz kommt, ſondern vortreflich gedeiet. Der *Tangbual* mus von Tang. (Angl. Tangle) einem Meerkraute, Fuco marino: andere von anderer Nahrung leben. Eben wie auf dem Lande die fleiſchfreſſende Thiere ſich auch nicht ſo ſtark, als die andern vermehren, und die ungeheuerſten unter denſelben, ich meyne die Elephanten und Rhinoceros, die ſonſt vielleicht die Wälder längſt ledig gemacht haben würden, mit ſchlechten Kräutern und den zarten Zweiglein der Bäume vorlieb nehmen müſſen.

Unter den kleinern Heringfreſſern verſtehe ich alſo den Kabbelau und ſein Geſchlecht, die Lengen/ Schelfiſche u. ſ. w. Inmaſſen mir be-

in ſeiner Deſcription de l'
Septentrionale (worinn er h
lich weitläuftig und mit all
Umſtänden den Fang un
tung der Moluë, die eine
iſt, beſchreibet) Tom. I.
228. erwehnet, nemlich
Fang ſehr reich ſey, wo viel
len und Heringe, als wo
beſten geaaſet würden, t
und Tom. II. pag. 19
wenn man durch gar zu ſ
ſchen die Moluë verjage,
den Hering ꝛc. mit wegtr
p. 195. daß, wenn ſich d
u. d. g. von einem Strich
einem andern ziehe, die M
weniger demſelben ſogleic
ge. Aus welchem abermal
tig erhellet, daß, da dieſ
u. ſ. w. in Grönland nicht
fig ſind, ſondern ſich ſogar
Schein eines Herings fan
es daſelbſt und noch höhe

…n gerathen, daß eben in
…ertiefften Norden der Herin-
…anderer mit ihnen in Gesell-
…vandernden kleinern Fischar-
…ls der Makreelen, Butte
…rechte und eigentliche Heimat,
…ar um deswillen sey, weil sie
…unter den nimmerschmelzen-
…ielmehr jährlich an Dike und
…zunehmenden, auch weit
…it sich erstrekenden Eisfeldern
…ften Ruhe zum Leichen und
…chersten Behältnisses zum
…thum ihrer Brute geniessen.
…ist offenbar, daß recht weit
…olche Eisfelder und in die grö-
…iefen die Hayen, Cablaue
…wegen beschwerlicher Athem-
…ng denselben nicht bequem-
…die beregte ihnen schädliche
…hlorten aber aus Mangel
…ihre thierische Lungen stets
…ten reinen und frischen Him-
…gar nicht, am allerwenigsten
…menschliche Tücher mit ihren

…schaften, die sich in die offene See be-
geben und ihre Nahrung weiter su-
chen müssen: von denen nach einem
grossen bald näher anzuzeigenden
Umwege, vielleicht ein Rest, oder
doch deren Abkunft nach dem Nord-
pol wieder zurük kehret, und das
Geschlecht allda fortpflanzen hilft.
Ich zweifele keinesweges, wofern
man in der angefangenen mehreren
Aufmerksamkeit auf die Naturwun-
der fleisig fortschreiten wird; (und
wie wünschte ich, daß eben gegen-
wärtige Zeilen dazu einige Gelegen-
heit oder Ermunterung geben möch-
ten!) daß denn auch dieses, und
mehr anders mit der Zeit eigentli-
cher werde ausgeforschet werden.

Indessen will ich nicht verschwei-
gen, was ich meines wenigen Orts
bei den so schlecht beachteten Zügen
der Heringe für eine Weisheit und
liebvolle Fügung unsers grossen und
gutthätigen Schöpfers erblike, ans

ſchen, alſo beſonders am Hering, ihre dienſamſte und liebſte Koſt finden, damit er nemlich ihrer faſt unerſättlichen Freſsgierde, als des allerbequemſten Mittels ſich bedienen mögte, ſowohl dieſen kleinen, doch unglaublich nuzbaren Fiſch, als ſie ſelbſt zugleich mit über alle Meere zu vertheilen, und an alle Cüſten zu leiten. Denn ſo bald der Hering unter dem Eiſe, oder aus den ungründlichen Tiefen, vorangezeigter maſſen ſich hervor begiebet, machen ſolche groſſe, gröſſereund gröſſeſte Fiſcharten um ihre hungerige Mägen zu füllen, ſich ſofort an denſelben, halten ihn durch ihr ſtetes Aengſten an allen Seiten in hohen, breiten und ſehr

Speiſe und Handelſchaft in ſchöpflicher Menge überliefert durch denn allerdings die nac de gröſſere und kleinere Jäg weit die Gröſſe ihres Cörpe die Tiefe des Waſſers es t ten, eben denſelben Anw zugleich angebotten, und w nur zugreiffen wollen, in di de geführet werden.

Dieſe Eigenſchaft und innw Trieb haben alle kleinere Fiſch gen an ſich, ſo zwar ſehr natürlic doch wegen des mitführenden Nuzens nicht auſſer Acht zu laſſen pflegen nemlich aus Furcht vor ih folgern und in Abſicht ſich zu re dichte, als nur möglich, zuſam fahren, und an, über und unte

eiſe zu vollenden, ſo bold ſie wieder in die See ſich bege- auch die Brut, ſo bald ſie inigen Kräften gekommen, aus natürlichem Triebe und offen Zwek zu erfüllen, der le.

ſ dieſes alles noch deutlicher reiflicher zu machen, will ährlichen Zug der Heringe, an davon gewiſſe Nachricht n Ort zu Ort anweiſen, eich zeigen, zu welcher Zeit Volk dieſen Segen über- und auf was Art es ſich den- Nuze mache.

Norden bricht der Haupt- ſchon früh im Jahr auf. der eine Flügel Weſtwärts et, und mit dem Monat uf die Inſel Island in ſol- nge, und (wegen der Ver- der vielen groſſen Fiſche von eiten, und der Strandvö- ben her) in ſo diken und dich- ten ſtöſſet, daß man nicht der Schwärze und Kräu- Waſſers (indem ſie vor Angſt ie Oberfläche deſſelben drin- d öfters gar heraus fliehen n ſcheinen) ihre Ankunft tem wahrnehmen, ſondern enn man denſelben entgegen und mit einem Schöpfer, ie Segel aus der See bene- en, oder dergleichen holen ge drein ſchläget, auf ein- zimmliche Menge derſelben eil.

ohnfehlbar erwiſchen und heraushe- ben kan. Ob dieſer aus Island fallende Flügel zuvorher einen Theil nach den Bänken von Terreneufve abſchike: wie ingleichem, wo der Reſt des an der Weſtküſte von Is- land herniederſtürzenden Strichs bleiben mag, iſt den allſehenden Au- gen des Höchſten allein bekannt. In- deſſen iſt gewis, daß davon auf al- len Seiten der Inſel alle Meerbuſen, Buchten, Bayen oder Fiördern angefüllet, und zugleich, auſſer den nachziehenden köſtlichen andern, eſs- und nuzbaren kleinen und gröſſern Fiſchen, abſonderlich die Nordca- per, (welche ihrer Gröſſe halber weiter in die untiefere Nordſee zu folgen ſich nicht getrauen) dahin ge- führet, und gleichſam ihren rechten Wohnplaz (wovon Zorgdrager nachzuleſen) der Gegend zu nehmen veranlaſſet werden.

Der zweite groſſe uns zum beſten bekannte öſtliche Flügel (wovon doch auch im Vorbeiſtreichen ein Theil nach der Oſt- und Südküſte von Island abfällt) ſtürzet ſich durch die mitfolgende Meerſchweine, Cab- lauen und ſo fort getrieben, im- mer weiter herunter in die Nordſee, jedoch ſolchergeſtalt, daß davon eine Abſonderung, nemlich die Oeſtliche, ihren Strich nach der Nordcap zu, und ferner an der ganzen Norwegiſchen Cüſte herun- ter nimmt, daß zwar ein Theil ſei- nen Lauf daran her beſtändig fortſe- zet, bis er durch den Sund in die Oſtſee verfällt: der andere aber,

ſo bald ihm die Nordſpize von Jütland entgegen ſtehet, ſich daran abermal zweiet, und mit einem Arm an der Oſtſeiten Jütlands herab läuft; jedoch durch die Belte mit jenem in der Oſtſee bald wieder zuſammen ſtöſſet; mit dem zweiten Arm aber an der Weſtküſte von Jütland herunter ſenket, und an Schieswig, Holſtein, Stift Bremen, und Friesland her (wo deſſen nur wenig weggefangen, wenigſtens keine Handelung damit getrieben wird,) forteilet, bis er durch Texel und Vlie in die Süderſee dringet, und, nachdem er dieſelbe umzogen, wieder in die Nordſee zu Vollendung ſeiner groſſen Reiſe zurükkehret. Dahin-

er ſich überall rings um ihrer
mittheilet, ob ſie gleich beide
keinen andern Gebrauch davo
chen, als daß ſie ihn friſch v
ren, und ſich der andern Fiſche
ihm nachjagen, beſtmöglichſt zu
ze machen) zuſchieſſet: und e
nachdem alle jezterzehlete Ve
lung der zweiten groſſen Abſ
rung im Canal wieder zuſamm
ſtoſſen, ihr übriger von den Fiſ
nicht aufgefangene und von Stu
vögeln und Raubfiſchen nicht
ſchlungene Reſt, der gewis no
ſtaunenswürdig gros iſt, i
Weſtſee ſich ſämtlich ſtürzet, un
ſelbſt, der gemeinen Sage n
verlieret, oder vielmehr und

ie Innwohner der Inſeln Schet-
r Hittland) es abnehmen zu kön-
meynen, kömmt aus Norden
ſprechlich und unglaublich groſ-
arm, oder Heer von Heringen
dgedrungen. Der Ort, von
ſie kommen, und wo ſie gleich-
en, leichen, ſezen und ſich ver-
iſt unbekannt. Daß aber ihre
mendlich gros, wird aus bald
n zur Genüge erhellen: wiewol
ur ein Schwarm aus dem Stok,
Überfluſs iſt, der von einer noch
ſſern Menge, die zurük bleibet,
ngel des Raumes gleichſam aus-
, und ſeine Nahrung und Ver-
derweitig zu ſuchen, alljährlich
ket wird. So iſt auch nicht zu
ob einige von ihnen, um neue
s fürs künftige Jahr auszubrü-
Vaterland wieder zurük kehren:
us kommen dieſelbe aus der Hei-
o ſolche auch ſeyn mag, trach-
d voll fruchtbaren Regens, daß
en darf, ein Fiſch bringe zehen
andere mit ſich. Ihren Rögen
ſie in der See bei Engelland, denn
ll dahin kommen, ſind ſie lange
ehe ſie wieder von dannen ſchei-

kugel eine Weite von 200. Meilen (leagues) austräget. Wenn ſie ſich tiefer herunter geſenket, und ihr ungeheurer Haufe durch die im Wege liegende Groſsbrittanniſche Inſeln (die ſie vermuthlich an den Gründen und Untiefen der Nordſee, welche zweifelsfrei nicht wenig anders, als die Oberfläche beſchaffen, gewahr werden) eine Trennung erleidet, müſſen ſie ſich nothwendig in zweene gleiche oder ungleiche Theile zertheilen. Von denſelben lenket ſich der eine Weſt- oder Südweſt, läſſet Schettland und die Orcadiſche Inſeln zur Linken, und ſtöſſet auf Irrland, daran er ſich abermals ſpaltet, alſo, daß ein Aſt an der Brittanniſchen Cüſte ſich haltend, gegen Süden hinunter durch St. Georg, oder den Irriſchen Canal ſtreichet, und zwar Engelland und Irrland hinab in die Savernſee fällt, wo er wieder zu ſeinen vorhin verlaſſenen Freunden kömmt: der zweite Theil aber aus Mangel des Raums nach Weſt und Südweſt ſich ſchwenket, die Irriſche und Weſtſee hinabſchieſſet, und indem er beſtändig an den Cüſten verbleibet, um den Südſtrand von Irrland ſich herum ziehet, und vermittelſt einer kleinen Wendung nach Südoſt zu ſeiner durch

Schettland und ferner die Cap von Bucanes und die Küste von Aberdeen vorbei, füllet unterweges mit seiner unzehligen Menge alle Meerbusen, Furthen, Rivieren und so weiter, nicht anders, als wenn er von der Hand des Höchsten geleitet wird, daß er sich der Armuth zur Speise, und dem Kaufmann zum vortheilhaften Handel, darstellen mus. Wendet darauf etwas südlich, streichet Dumbar vorbei, und wird, nachdem er einen Umschweif um die hohen Ufer von St. Tabbs und Berwik genommen, und in die Tiefe gegangen, erst wieder bei Scarborough gesehen, und in einigen diken Haufen nicht eher wieder wahrgenommen, als auf den Yarmouthischen Bänken bei Engelland; von dannen er nach dem Munde der Thames und von da ferner durch den Brittannischen Canal seinen Weg nimmt, sodann aber weiter nicht mehr gesehen wird.

denburg und andern grossen Städte
Lande bringen, um das Königreich
mit zum Theil frisch zu bedienen,
Theil aber Red-Herring, d. i. geräuc
ten Hering auf Yarmouthische Art,
aus zu machen. Wenn denn endlich
Hering oberwehnter massen bei Yarmo
wieder zum Vorschein kommt, und s
seine Nahrung zu suchen, über die So
bänke verspreitet, wird er in bewunde
würdiger Menge, so wohl von Engel
dern als Holländern und Franzosen g
schet. Unter denen die Yarmouther
lein in die 50000. Tonnen fangen, un
Red-Herring zurichten, der in ihrer St
und den nächst anliegenden Grafschaf
verbrauchet wird. Von hier entweic
währender Fischerei grosse Schwärn
die sich nach dem Munde der Thames
hen, und daselbst von den Fischersma
aus London, Foulkstone, Dover, Sa
wich u. s. m. so wohl in die Stadt Lond

egriffen, und von Minhead bis
kapel, Beddiford u. ſ. w. weſt-
bis an die Städte der Nordküſte
ornwal verfolget wird, die von
ungerechnet, was im Lande ver-
wird, viele tauſend Tonnen voll
en, und nach Spanien und der
ländiſchen See ausſchiken. Der-
n ihm auch von dem Kaufmann in
rok u. ſ. w. und auf der ganzen Cü-
Southwales wiederfähret. Wor-
weil er alsdenn ſezet, ihm weiter
achgeſtellet wird, ſondern er ſich
hr in die Tiefe zu ſeiner Geſellſchaft
et, auch nicht wieder zum Geſichte
t. Wo er weiter bleibet, ob er
nach Norden kehre, oder in den
ündlichen Tiefen der Weſtſee den
Meerfiſchen zu Theil wird, oder
ihm ſonſt ergehen mag, iſt gänz-
bekannt. Möchte aber hierbei je-
etwa auf die Gedanken gerathen,
n dieſe Zeit der Hering wohl ſo gut,
eggefangen und ausgetilget ſeyn
: ſo iſt das gerade Gegentheil aus
offen Schwärmen, welche in der
nſee an der Weſt- und Südcüſte von
land und Irrland bei ihrem Abzuge
geſehen werden, ſo offenkündig,
an viel eher vermeynen ſollte, der
te vielfältige Verluſt ſey nicht ein-
verſpüren. Inzwiſchen ſind einige
Meinung, daß die ganze Anzahl,
Fiſcher aus Europa von ihnen un-
es mögen weggefangen haben,
ihrem erſten aus Norden heraus-
nden Heere, als wogegen eine
n zu rechnen. Wobei gleichwol
berdem ganz glaublich iſt, daß die
klich vielen und groſſen Raubfiſche,
hweine, Meerhunde u. d. gl. noch
eit gröſſere Menge, als alle ober-
Fiſcher, von ihnen werden auf-
en haben.

den Cüſten von Nordamerica fin-
der Hering auch, aber bei weiten
häufig, als in Europa: er wird
eiter gegen Süden nicht als bis an
die Flüſſe von Carolina geſehen: Ob die-
ſer etwa ein Theil von dem anfänglichen
gar groſſen Schwarm ſey, der bei der er-
ſten Ankunft auf die Grönländiſche Cüſten, an Stelle Südoſtwärts mit der
übrigen Geſellſchaft zu gehen, vielleicht
nach den Nordweſtküſten von America
ausgewichen, oder ob es der Uberreſt von
denen ſey, die vorgedachter maſſen den
Canal von Engelland durchgewandert,
ſtehet nicht zu ſagen. So viel aber iſt be-
kannt, daß der Hering wenigſtens in ei-
ner merklichen Anzahl in keinem ſüdli-
chen Reiche, als Spanien, Portugall
oder dem ſüdlichen Theile von Frank-
reich, ſo wenig auf den Cüſten von Ocean,
als im Mittelmeer, noch auch auf der
Africaniſchen Cüſte geſehen werde: ge-
rade als ob dieſem Fiſche dahin ſich zu be-
geben unterſaget wäre, auf daß dieſelbe
Länder von Engelland aus damit ſollen
verſehen werden. Allermaſſen denn auch
der Kaufmann von Devonshire und Corn-
wal denſelben auf beſondere Art durch
Paken und Preſſen zubereitet und nach
Spanien, Venedig, Livorno und ande-
re Oerter Italiens in groſſer Menge (als
im angezogenen Antland Marit. pag. 104.
zu leſen) verſendet.

Ich achte es es nicht ungereimt zu ſeyn,
bei dieſer Gelegenheit zugleich eine eigent-
liche Nachricht von dem holländiſchen
Heringsfang mit wenigen zu geben. Die
bei Hittland verſammlete Buizen laufen
aus gegen Nordnordweſten, und werfen
bei Fayrhill das erſte Nez in der Nacht
nach Johannistag, den 25. Jun. nach
12. Uhr aus. Die Fiſcherei geſchiehet
nicht anders, als zu Nachtzeiten, damit
man eines Theils den ankommenden He-
ringſchwarm an ſeinem Blik (welcher
durch deſſen Augen, und die um denſel-
ben zunächſt herumſitzende ſtark glänzende
Schuppen vornemlich verurſachet wird,
deſto beſſer wahrnehmen, und ihm alſo
die Neze recht quer vorziehen könne: an-
dern Theils auch der Fiſch durch das Feu-
er, d. i. Laternenlichte auf den Schiffen,

dergleichen Vortheils man ſich auch auf den dalmatiſchen Cüſten zum Sardinenfang nüzlich bedienet, (Spon voyage l'Italie, p. m. 84.) noch um ſo mehr, weil der Fiſch demſelben zueilet, herbei geloket werde, die Neze aber um ſo weniger ſehen möge. Dieſe Neze, welche ſehr lang ſind, müſſen auf eine von der Obrigkeit feſtgeſtellte Maaſe, mit engen Maſchen (damit nemlich der Fiſch mit ſeinen Ohren darinn ſo gleich hängen bleibe) und wenigſtens aus gutem Hanfe verfertiget werden. Jeziger Zeit werden ſie groſſen Theils aus grober Perſianiſcher Seide (weil dergleichen Neze drei Jahr aushalten können) geſtriket: ſie werden auch alle, ſo bald ſie fertig, damit man ſie um deſto unkenntbarer mache, mit dem Rauche von Eichenholzſpänen, als ich zu Amſterdam einſt angemerket, bräunlich gefärbet. Vor dem 25. Juni, weil der Fiſch vorher noch in ſeiner rechten Gü-

Hering, den man fänget, un
durch einander in die Tonne getha
durch die den Buizen nachgeſch
ſchwinde Schiffe, Jägers genan
denſelben übernommen, und ſo g
de, als nur möglich, nach Holl
bracht, auch deshalben Jagerl
geheiſſen. Nach dieſer Zeit wird d
ſo bald er aufs Schif gekommen
geliefet, in drei Sorten, die ma
jekensvoll- und Schoorenhaar
titelt, fleiſig unterſchieden, und
ſelben beſonders geſalzen, und i
ſondere Tonne gepaket. Der M
oder Maatjeshaaring, (d. i. de
gen- oder Jungfernhering) iſt d
worinn noch die Milch ſo wenig
Rögen erkenntlich, der ſchön fe
nicht dauerhaft iſt. Vollhaari
Vollhering heiſſet der, ſo voll M
Rögen, und in ſeinem rechten
menen Stande iſt. Schooren
(geſchoſſener Hering) Vlenhaari

t, durch eigene dazu beſtellte und
idete Wardirer, Wraket und Waker
rum geöfnet, von neuem auf hol-
iſche Art eingeſalzen, umgepaket,
ket und nach ſeiner Beſchaffenheit
Güte auf Eid und Pflicht mit gewi-
n der Obrigkeit dazu geordneten
ſtrichen und Zeichen gemerket wird,
auch einige Nachricht bei jezt an-
nen Scribenten zu finden. Es rüh-
r die beſondere Güte und Schmak-
keit des holländiſchen Herings, wo-
alle, von allen übrigen Nationen
ene und zubereitete Heringe über-
eigentlich daher, daß die Holländ-
n Fiſch ſofort lebendig vor dem
, wie er noch gerade gefangen
auskiefen, d. i. die Kiefen, Bran-
ausſchneiden,) forgfältig zube-
und den ſie in der Nacht gefan-
och vor wieder eintretender Nacht
nen von Eichenholz mit zwiſchen
ten groben Spaniſchen, oder Por-
en Boiſalze ordentlich legen oder
da die übrigen Nationen in dieſem
nem Stüke, ſich ſaumſelig erfin-
en.

haben eifrige Patrioten in Gros-
nien zu allen Zeiten ihre Landesleu-
erwekliche ſchrift- und mündliche
lungen dahin zu bewegen, ſich be-
daß ſie den ihnen von GOtt ei-
und vor ihre Thüre zugeſchikten
Seegen nicht ſo unverantwort-
s geſchicht, verabſäumen, und
ch die Holländer vor dem Maule
appen laſſen möchten. Man hat
in neuern Zeiten am Engelländi-
ofe, um die Vereinigung des Kö-
s Schottland mit der Cron En-
zu erreichen, nachher um ſo feſter
üpfen, alle Mühe gegeben, den
ändiſchen geſalzenen Hering im
auswärtig in Aufnahm zu brin-
des Endes vornemlich mit der
Hamburg, ſo wohl von der Köni-
a, als dem Könige Georg I. beis
w. Andenkens, beſondere, durch
das vereinigte Parlament danknehmigſt beſtätigte, Verträge errichtet worden. Man hat ihnen auch in Hamburg alle verlängliche Bequemlichkeiten, ingleichem eigene zubeeidigende Paker und Wraker zugeſtanden. Allein es will damit doch noch zur Zeit nicht recht fort, theils, weil die Schotten denſelben zu früh, ehe er noch recht zeitig, fangen, theils und vornemlich, weil ſie nur mit kleinen Bothen in See laufen, nahe unterm Lande fiſchen, und den Hering nicht vor dem Meſſer ſterben laſſen, vielweniger ſogleich, wie er nach und nach gefangen wird, im Schiffe einſalzen, ſondern ihn nur ins Both werfen, und wenn daſſelbe voll, damit zu Lande fahren, und alsdann erſt den Fiſch auf dem Strande auskiefen und ſalzen. Da denn, weil gemeiniglich darüber mehr als einmal 24. Stunden verſtreichen, der abgeſtandene Fiſch immittelſt guten Theils ſchon ſeiner Zärtlichkeit halber in die Fäulnis getretten iſt, folgbar am Geſchmak und Dauerhaftigkeit ſchon etwas verlohren hat. Doch es ſcheinet, daß ſie von Jahr zu Jahr mehreren Fleis anwenden wollen.

Es haben die Flanderer vor vielen Jahren ſich nicht allein gar ſtark auf den Heringfang geleget, ſondern zuerſt die beſte Art denſelben zu handhaben und zu ſalzen ausgefunden. Weil ſie aber durch die Gottmisfällige langwierige Religionskriege, und darüber ſelbſt veranlaſſete groſſe Handelungsveränderungen aus allen Kräften und faſt ganz aus der See gekommen; ſo ſind die Holländer wie in mehr andern Stüken, alſo auch in dieſer Fiſcherei und Handelung an ihre Stelle gekommen. Wiewohl doch der Holländer Hering unter den Kaufleuten in Niederſachſen bis auf dieſen Tag wegen der Zurichtungsart Vlamiſcher Haaring oder Flemiſcher Hering genennet wird.

Maillet in ſeiner Deſcription de l'Egypte Lettre IX. p. 25. merket, als etwas ſonderbares, wie es auch iſt, an, daß im

Mon-

Mon. Dec. Januar. und Febr. ſich in Egypten bei Groscario Heringe ſehen und fangen lieſſen, aber ſonſt nirgends weder bei Roſette noch Damiate, auch in der mittelländiſchen See nicht.

Zufällige Gedanken vom Baurenſtande.

Der Baurenſtand iſt heutiges Tags unter allen der niedrigſte, und gewiſe Leute ſehen denſelben als verächtlich an, ob er ſchon mit einer beſonderen Hochachtung angeſehen zu werden verdienet, wenn man auf deſſelben Nothwendigkeit ſein Augenmerk richtet. Wie anſehnlich war er nicht bei den Alten? Die Liebe zu dem Feldleben, ſo die erſten römiſchen Könige ihren Unterthanen zu erſt beigebracht, erhielte ſo viele Jahrhunderte die edle Regungen der Gros-

ein ſtilles mühſames Leben, und k
Schmerz und aus Armuth nich
nach Rom kommen, ſeine Freun
ſuchen oder der Feſten beizuwohn
lein ſeine Verdienſte konnten auc
ſchlechten Hütte nicht verborgen
Rom ernannte ihn zum Conſul
ſchikete Geſanden an ihn ab,
Pfluge in die Stadt zu holen.
te denken, daß der Glanz der ar
ſten Würde ganz beſondere Reg
dem Gemüthe dieſes Mannes
vorbringen müſſen. Allein e
nichts deſto weniger bei dem An
Geſanden verwirret und beki
ſchwieg eine Weile, und verg
Thränen. Er ſprach nur ſo vi
wird denn mein Feld dieſes Ja
beſäet werden können. Er g
endlich nicht ohne vieles Zureden
fehle des States, nahm darauf
von ſeiner Gemahlin, trug ihr d

her verführet. Der Landmann
ei dem Genuſſe der Güter, ſo die
ervorbringet, eine gröſſere Freu-
pfinden, als der Bürger in den
en, welcher ſelbige oft kaltſinnig
ztet. Welch ein Vergnügen mus
n nicht entſtehen, wenn er die Ar-
ner Hände in dem ſchönſten Wachs-
wohl und gerathen ſiehet? die Er-
ng bezeuget es, daß dem Menſchen
dasjenige beſſer ſchmäket, was er
geſäet oder gepflanzet hat. Der
nann empfindet dieſes Vergnügen
ier vollen Gröſſe. Sein ermüdeter
erzehret mit einer unbeſchreiblichen
ichkeit dasjenige, welches er vor-
mit ſo vieler Sorgfalt gebauet hat,
r genieſſet dabei ein Glük, wornach
e Groſſen dieſer Welt öfters vergeb-
hnen.

Die Menſchen verderben ſich mehr
nichtswürdige Händel ihre Lebens-
als daß ein Unglük ihnen die Zufrie-
it und ein angenehmes Leben rau-
ollte. Sie bringen ſich muthwilli-
eiſe um ihre guten Tage, und ſtoſ-
n Glük von ſich, das allein fähig iſt
glüklich und unſer Leben angenehm
achen, nemlich die Zufriedenheit.
nd mehrentheils Kleinigkeiten, wor-
ſie miteinander verfallen, und die
ſchaffen ſind, daß man kaum ver-
en ſollte, daß ein vernünftiges Ge-
ſe fähig wäre, an dieſelben zu ge-
n, zu geſchweigen ſich darüber zu
ben. Wie oft zertrennet nicht ein
r Rangſtreit das ſchönſte Freund-
tsband, und mus man nicht ſehen,
dieſe Sache zu den gröſten Erbitte-
en und Feindſchaften Anlas giebet.
wenig weis der Baurenſtand von
r Thorheit? Der Bauer verrichtet
Arbeit; bei müſigen Stunden kommt
it ſeinen Nachbaren und Bekannten
nmen. Man verſammlet ſich unter
Schatten einer alten Eiche, man trin-
Fröhlichkeit; man ſpricht von dem
au; man freuet ſich über den Segen
Theil.

ſeiner Arbeit, und beſchlieſſet mit dem gröſſeſten Vergnügen den Tag, ohne ſich um Kleinigkeiten zu bekümmern, die die menſchlichen Gemüther ſo ſehr zerſtreuen können. Geſezt, daß Spiel und Trunk zuweilen unter ihnen Zänkereien erregen; ſo wird man doch ſelten gewahr werden, daß ſelbige zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft Anlas geben; man wird vielmehr finden, daß ſie kaum ſo ſchnell ausbrechen können, als man ſchon Mittel hat, ſelbige zu endigen. Man verſöhnet ſich wiederum, und vergiſſet alles, was vorgefallen iſt.

Ich will deswegen den Baurenſtand nicht von allen Fehlern frei ſprechen. Iſt auch wohl ein Stand, der ſich allein vollkommen nennen könnte? Die Neigung zum Böſen hat in dem menſchlichen Herzen ihren Grund, und wenn ſie ausbrechen ſoll, ſo kommt es nur darauf an, daß ein äuſerlicher Gegenſtand ſie darzu reize. Man verſeze den Bauren an die Stelle anderer Menſchen. Man lege ihm ſo viel Reizungen, ſo viele verführeriſche Dinge vor, ſo wird man finden, daß die Erfahrung meinen Saz bekräftigen kan. Der Mangel vieler Dinge iſt blos der Grund von den Tugenden und des Guten, ſo man bei ihm antrift, und eben derſelbe iſt auch die Quelle verſchiedener Laſter und Unarten, in die er öfters verfällt. Er iſt alſo nur in gewiſer Abſicht von einigen böſen Leidenſchaften befreiet, die man unter dem groſſen Hauffen anderer Menſchen gewöhnlicher Weiſe antrift, und dieſes iſt es eben, was ſeinen Stand für andern Ständen einiger maſſen vorzüglich machet. Man wird indeſſen das Recht ihm wiederfahren laſſen, daß er am beſten ein zufriedenes Leben führen kan, wenn er nur ſein Glük erkennen will.

Vielleicht wird man ihn bedauren, daß er vermöge ſeines Standes kein Recht zu den Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit habe, daß ihm die Einſicht hoher Dinge verborgen bleibe, und daß er gleich-

ſam davon ausgeſchloſſen ſey. Es iſt wahr, ſein Wiſſen erſtreket ſich nicht weiter, als auf die Dinge, die man ihm in ſeiner Jugend beigebracht hat. Allein iſt er deswegen zu bedauren? gewis nicht. Keine eitele Ruhmbegierde quälet ſein Gemüth; kein unnüzes Grübeln in Religionsſachen verwirret ſeinen Verſtand. Man findet, daß er die Lehren des Chriſtenthums, ſo wie ſie ihm ſein Lehrer in der Jugend beigebracht, obwol in einem einfältigen, doch aufrichtigen Herzen, bewahret, und eine beſtändige Hochachtung, die ſich durch keinen unnüzen Zweifel irre machen läſſet, gegen die Pflichten, ſo ihm ſeine Religion vorgeſchrieben, heget. Und wer kan ſagen: er wäre bei dieſem Verhalten in Glaubensſachen zu bedauren? Man laſſe ihn dabei übrigens ſo, wie Balzac. ſchreibet, denken:

Le meilleur eſt toujours de ſuivre

Der Wechſel iſt ſonſt n
Als nur im Lieben und

Die wahre Ho

Ite nunc fortes ubi celſa
Duxit exempli via.

Die wahre Hoheit find
allein bei den Weiſen
Helden: Sie iſt eine Tuge
über die gemeine Begriffe de
hebet, und alles verabſcheu
dertrachtig und laſterhaft iſt.

Die Religion hat nicht
heit: ſie zeiget, wie man ſich
Herzen bis zu GOtt empor ſch
Eitelkeiten dieſer Welt gros

Einige Stellen, die ich bei dem Plinius finde, haben mich ganz besonders gerühret: Sie fassen alles in sich, was man von der wahren Hoheit des Geistes sagen kan.

Du bist Kaiser, sagte er zu dem Trajan, du kanst alles; aber eben dieses ist die Ursache, daß dir desto weniger zu thun erlaubt ist. Wie es eine Glükseligkeit ist, wenn man alles thun kan, was man will; so ist es im Gegentheil eine wahre Hoheit des Geistes, nichts zu thun, als was man thun soll. Weil du nicht höher mehr steigen kanst, als du gestiegen bist, so ist dir kein Mittel mehr übrig, um weiter zu kommen, als daß du dich von dir selber herunter lässest; du bist sicher, daß du dabei nichts von deiner Hoheit verlieren kanst.

Ferner: Nichts ist gröſſer und deiner würdiger, als daß du die entfernteste Länder durch deine Güte und durch deine Grosmuth hast zu vereinigen gewust. Du hast die Wiederwärtigkeiten des Glükes zu einem vortheilhaften Ausgang zu wenden gewust. Du hast alles angewand, um dem römischen Volk denjenigen Ueberfluſs zuwegen zu bringen, welcher ihm nicht sowohl den Stand der Menschen, als der Bürger empfinden machte. Dieser Ueberfluſs ist dein eignes Gut, du nährest nicht die Kinder der Bürger mit Blut und Raub, wie die wilden Thiere ihre Jungen.

Ferner: Deine Macht ist so eilfertig denen Nothleidenden zu helfen, daß es genug ist, wann du weist, daß einer von deinen Bürgern elend ist, um ihn glüklich zu machen, oder wenigstens seinen Zustand zu verbessern, u. s. w.

Unter den Christlichen Völkern haben die Spanier einen sehr hohen Geist, weil er aber nicht selten mit einem gleich grossen Hochmuth gepaaret ist, so kommt es, daß ein Spanier eben so leicht grausam, als grosmüthig zu seyn pfleget.

Gracian in seinem Homme universel redet von der Hoheit des Geistes folgender Gestalt:

Die Hoheit des Geistes setzet ein gewises erhabnes Wesen zum Grund, welches dem gemeinen Mann unbekannt ist. Sie begnüget sich nicht, Gutes einem Freund zu erweisen, sondern sie hat sogar eine Freude, auch ihren Feinden dergleichen zu thun. Diese Tugend, welche sich auf das Christenthum gründete, empfängt ihren vornehmsten Glanz von der Beleidigung. Sie richtet darauf ihre starre Blike, um aus der leichtesten Raache ein bewundernswürdiges Werk der Grosmuth zu machen. Sie verabscheuet, als eine Feindin von aller Pralerei, ein gewises aufgeblasenes Wesen, dessen man sich in glüklichen Begebenheiten, so leicht zu bedienen pflegt.

Der Fürst selbst fürchtet nicht seinem Rang etwas dadurch zu vergeben, wann er sich bürgerlich herunter lässet. Er fürchtet nicht, aus seiner Majestät heraus zu treten, wann er sich als ein Mensch zeiget, weil der Mensch gröſſer in ihm ist, als der Monarch. Er kan ohne Gefahr die Sitten einer Privatperson annehmen, und sich stellen, als ob er vergessen hätte, daß er der Herr sey. Es ist gefährlicher für die Grosen, wenn sie zu hoch, als wann sie zu bürgerlich sind. Die Niederträchtigkeit ist das verhasseste Laster, dessen sich die wahre Hoheit schämet. Alle Art von Kleinmüthigkeit, Neid, Verrätherei, und was sonst eine kleine Seele zeiget, ist derselben dermasen entgegen, daß sie ihren Abscheu dargegen nicht verbergen kan. Ohne diese Geistes Hoheit ist

nan nicht würklich gros: mit derſel-
en aber iſt man gros, man mag auch
o gering ſeyn, als man will.

Die Franzoſen haben ſtets groſe Ge-
anken und groſe Leute gehabt. Einer
hrer berühmteſten Schriftſteller, und zu-
leich einer der berühmteſten Sittenmah-
er, ich meyne den Labruyere, macht von
er Hoheit des Geiſtes folgende Beſchrei-
ung: Die wahre Hoheit des Geiſtes,
ägt er, iſt frei, angenehm, leutſelig,
ürgerlich: je genauer man ſie erken-
et, deſto mehr wird man ſie bewun-
ern; ſie beuget ſich gegen diejenige,
ie geringer ſind, und kommt allezeit
ieder in ihr gerades Weſen: Zuwei-
en gibt ſie alles hin, und ſcheinet gar
icht dasjenige zu ſeyn, was ſie iſt.
Sie iſt aber dabei immer im Stand,
ich wieder zu zeigen, und ſich geltend
u machen. Ihr Weſen iſt edel und
[illegible]

Unſre meiſte Groſen zeigen ihre Ho-
heit in einem ungemeſnen Pracht; die
wahre Hoheit aber iſt ihnen wenig be-
kannt. Wann ſie ſich mit einem ſteiffen
Kopfe, mit aufgeworfnen Lefzen und mit
groſſen Augen, in einem glänzenden Auf-
zug und einem Gefolg von viel gepuzten
Leuten zeigen, und öfters wie im Triumph
auf einem goldenen mit 6. Pferden be-
ſpannten Wagen zur Schau herum füh-
ren laſſen, ſo meynen ſie, und bilden ſich
ein, ſie wären würklich ſo hohe Menſchen,
als ihre Titel lauten; allein wenn ihr
Geiſt nichts Hohes hat, wenn ihre Ge-
danken niederträchtig und ihre Neigun-
gen pöbelhaft ſich auslaſſen; ſo ſind ſie
nichts anders als prächtig gekleidete
Commödianten auf dem Schauplaz die-
ſer Welt.

Die falſche Hoheit hat heut zu Tage
faſt alle Menſchen eingenommen; ſie wü-
[illegible]

gar die ehrbare und bescheidene
er, die bisher noch das einzige
ren, welche die albere Titelsucht
sich haben einreissen lassen, fan-
auch an, ihre Rathsherren und
meister, wenn sie auch gleich von
derträchtigen Pöbel herstammen,
lgebohrne Excellenzen und gnädi-
ren zu betiteln. Wie werden end-
se kleine fanatische Hoheiten wie-
hrer natürlichen Vernunft und Be-
heit herunter kommen?

ehet, so vergessen die Republiken
le bürgerliche und einfältiggesell-
en, welches die Frucht einer glük-
Freiheit ist, ohne welche keine
Hoheit statt finden kan: Sie lassen
sche Hoheit bei sich überhand neh-
und erwegen nicht, daß diese je-
den Umsturz aller freien Staaten
h gezogen hat.

n den Höfen hat der Wohlstand die
lichste Unterthänigkeiten und nie-
htigste Schmeicheleien getadelt.
zeit, Aufrichtigkeit und Unschuld
da Kennzeichen eines blöden Ver-
. Wir verkauffen um ein wenig
nd Rang das edelste Gut unsers Le-
nemlich die Freiheit. Wir suchen
Sclaverei unsre Ehre, und helfen
em närrischen Hochmuth dem gan-
nschlichen Geschlecht die Fessel mit
.

ter allen Völkern scheinen mir die
änder noch die vernünftigsten zu
Sie verehren die wahre Hoheit und
für ihre Freiheit. Sie lachen,
ich der Adel mit seinen Ahnen, und
taatsmann mit seinen Titeln viel
nehmen will. Sie sehen auf wah-
dienste, und auf alles, was die
lic kan glüklich machen. Sie hal-
unumschränkte Macht eines Kö-
der keinen Gesezen unterworffen
r eine wahre Tyrannei, und für
eine Verlezung der Menschlichkeit. Man findet in ihren Schriften die gründlichste Urkunde des Rechts der Natur. Sie haben einen König, der alle Macht hat, die Wohlfahrt seines Volks zu befördern: keine aber derselben nachtheilig zu seyn. Das Volk stehet unter seinem Schuz, aber nicht unter seiner Gewalt: Er selbst stehet unter den Gesezen, und wenn er darwieder handelt, so wird er zur Rechenschaft gezogen. Seine Richter sind die Stimmen des Volks, welches durch einen beständigen Auszug vernünftiger Männer sich unter dem Namen eines Parlaments versammlet, und die Rechte und Angelegenheiten des Reichs, ja gar die Besoldung des Königs und die Erhaltung seines Hauses besorget. Einen solchen König kan die Natur leiden, und ein freies Volk lieben. Er schift sich zum Haupt eines vortreflichen Staats, wo man die Tyrannen verabscheuet, und die Rechte des menschlichen Geschlechts für heilig hält. Hier vereiniget sich Hoheit, Macht und Ehre in einem König, der ein Richter, ein Beschüzer und ein Vater seines Volkes ist.

Weisheit, Grosmuth und Menschenliebe machen also den wahren Character der Hoheit aus. Ihr Wesen ist so weit entfernet von der Niederträchtigkeit, als von einem närrischen Stolz: sie ist eben so wenig verzagt und kleinmüthig, als unbarmherzig und grausam.

Keine Hoheit ist lächerlicher, als diejenige, die sich allein auf eine hohe Geburt beziehet. Ein Mensch, der mit einem langen Register stolzer Ahnen pranget, deren Erhebung nicht selten das Verderben anderer Menschen verursachet hat, und der selbst weiter keine rühmliche Eigenschaften besizet, als daß er von durchleuchtigem Geblüt herstammet; ein solcher Mensch hält sich für gros und andre für klein, gleich als ob wir nicht alle einerlei Ursprung hätten, und von gleichem Stoff wären.

- - - Cœleſti ſummus omnes ſe-
mine nati
Omnibus ille idem pater eſt.
Luert.

Er will, daß man ſeiner zufälligen Geburt halben ihm alle Thorheiten und Ausſchweifungen zu gut halten, und ſich wohl gar, wenn es ihm einfällt, von ihm berauben und plündern laſſen ſoll. Er ſagt, er müſte Standsmäſig leben: So viel Bediente, ſo viel Pferde und eine ſolche Tafel halten, wobei ein Duzend müſige Leute aus Ueberfluſs ſich krank eſſen können; Mittlerweile daß etliche hundert, welche arbeiten, deswegen darben müſſen. Man mus ihm Geld geben, ihm dienen, und ſich wohl gar, wenn er mit andern Händel anfängt, ihm zu Gefallen ſich tod ſchieſen laſſen.

chen laſſen, ſo könnten ſie ihr Gu
ſten verthun, und im Fall der N
gleicher Vorzüge bedienen, um
ihr als andrer Leute Geld gros
durchzubringen.

Es kommt in der Welt allee
an, daß man ſich erkühnet, eine
Hoheit vorzuſpiegeln, und dad
Sinnen der Menſchen zu feſſeln,
einen für vornehm und vortreflich
Wer ſo viel über andre Leute ge
kan, der darf unverſchämt ſich al
andre Menſchen heraus nehme
kan borgen, tractiren, Figur n
und mit ſeinen Ehrentiteln pran
gar andere Leute, wann er will,
gen und hinter das Licht führen.

Que maudit ſoit le jour o
vanité

en Nahrung erfüllet. Der
ndigen Cörpers iſt dazu ein-
tüchtig gemacht, daß die
ı ſich allenthalben vertheil-
breiten können, wo ſie zur
der Bewegungen und Er-
Wachsthum derer Theile
Und die Feuchtigkeiten ſind
Art, daß ſie ſowohl wegen
'e ſich unterwärts ziehen
ein, wo ſie hinein können;
den Seiten und oberwärts
lukeren Cörper anzufüllen.
:. ſiehet, daß das Waſſer
ch über ſich ſteiget in einem
nit einem Ende im Waſſer
n einem Haufen Sande,
c. ſo in einen Topf geleget
Boden durchlöchert wird,
Waſſer ſtehet. Nun iſt be-
ein Cörper mit Feuchtigkeit
:d, daß er davon ausge-
wie die Thüren, ſo truken
gehen, wenn ſie von Feuch-
n, nicht ohne Mühe, oder
ınd zuzumachen ſind. Was
der, wenn durch den Nah-
r ſich in dem menſchlichen
itet, derſelbe auch ausge-
ınd ſolche Ausdehnung um
)er wird, je leerer vorhin
ıkeren Theile davon wegen
achen geworden ſind? Es
ju den holen Theilen des
cibes nicht nur die Nerven
nit ihren Zäſerlein, ingleı-
ſelein, welche aus einem
ei unzähligen fleiſchernen
ehen, und zur Bewe-
tung der Knochen dienen;
ie Knochen ſelbſt ſind hole
ſtehen aus lukeren ſchwam-
, die auch um deswillen
ıng, eines Wachs[illegible]
ig ſind. Ueber das findet
Feuchtigkeit zwiſchen den
Gelenke, dadurch dieſe
) zur Bewegung geſchik-
rden. Wenn nun durch
dieſe Feuchtigkeit entweder die Knörpel ſelbſt ausgedehnet werden, wie vermuthlich, oder doch je mehr deren vorhanden ſind, deſto weniger können aneinander gedrüket werden: ſo iſt ja wohl offenbar genug, woher nach dem Eſſen die Statur des Menſchen um eine oder 2. Linien verlängert werden könne und pflege.

Warum man des Nachts gröſer werde.

Hieraus läſſet ſich nun ohnſchwer einſehen, wie auch die Nacht über die Verlängerung des Cörpers um einen guten halben Zoll geſchehen könne. Wenn der Menſch lieget, dehnen ihn die Knörpel der Gelenke auf 2. Zolle aus, wie vorhin gezeiget iſt. Indem auf ſolche Art die ganze Nacht über die Knörpel ausgedehnet bleiben, vermöge der Verdauung aber immer mehr und mehr Nahrungsſaft bereitet, und in die offenen Behältniſſe dem Gleichgewicht der bewegenden und widerſtehenden Kraft gemäs vertheilet wird: kan der Nahrungsſaft auch die Knochen, deren Knörpel und Muskeln ſo viel mehr anfüllen, durch die Anfüllung ausdehnen, durch die Ausdehnung aber die Statur gröſſer, oder den Cörper länger machen. Man ſiehet zugleich hieraus, daß, je geſunder der Cörper, je beſſere Nahrung er zu ſich genommen, ie ungehinderter die Verdauung während Schlafes geſchehen, und ie weniger er in der Zeit durch Schweis und andere Ausdünſtung wieder verlohren: deſto mehr die Zunahme der Statur betragen müſſe, und daher der angegebene halbe Zoll etwas weniges ſey in Anſehung deſſen, was aus beregten Urſachen geſchehen kan, und bei vielen würklich geſchiehet. Zwar möchte dieſer Unterſcheid, auch bei denen, die ihr Wachſen ſchon gethan haben, noch was merkliches betragen, wenn man es genau ſuchen wollte; insbeſondere aber würde er bei denen, die im Wachsthum ſtehen, merklich fallen: indem ſie nicht

allein

allein um ſo viel des Nachts und nach dem Eſſen länger werden müſſen, als ſie des Tages und vor dem Eſſen wieder kleiner oder kürzer werden; ſondern auch über das ſich auch der Anwachs bei ihnen finden mus, der dauerhaft iſt, oder dadurch ſie nach und nach in die Höhe ſchüſſen.

Warum die Statur des Tages wieder kleiner werde?

In Erwägung des angeführten brauchet es nun keiner beſondern Ausführung, woher es komme, daß die Erwachſenen des Tages wieder ohngefehr ſo viel abnehmen, als ſie des Nachts zugenommen haben. Ein jeder ſiehet wohl, daß durch die allmählige Ausdünſtung, die Bewegung und Arbeit, ſo den Tag über vorgenommen wird, dem Cörper der Zugang wieder entgehet, den er die

ſolches nicht merklich iſt. Bei der
gend hergegen beträgt die Zunahme
mer mehr, als die Abnahme, und
ſich daher immer nach und nach etwa
und an die Knochen an, dadurch ſie
lange gröſſer werden, bis ſie ihr völli
Maas erreichet, oder bis ſie eines
nern Wachsthums unfähig werden.

Tractat von den Ranunkel

in denen man, auſſer dem, n
dieſe Blumen beſonders betrift, p
ſicaliſche Anmerkungen und nüzli
Erinnerungen wegen der Gärt
nerei und des Feldbaues
findet.

Die Ranunkeln ſind erſt um
Zeiten Mohammed IV. berüh
worden. Sein Grosvezier, Cara M
ſtapha, den ſein Haſs gegen die Chriſt

hin, beim Cluſius, Tabernämon-, Lobel ꝛc. Die europäiſchen Für- haben ſie ſchon mit aus Syrien unter ſchlechteſten Siegeszeichen ihrer un- lichen Creuzzüge mitgebracht: Aber vormaligen ſchönſten, z. E. die Pivoi- ſind jezo die ſchlechteſten; Daher ha- verſchiedene, ſo vor Zeiten von den umen geſchrieben, wenig oder gar chts von den Ranunkeln geſagt, weil ſolche nicht beſonders ſchön gefunden.

Der lateiniſche Name, Ranunculus, mmt von Rana her, weil viele wilde anunkeln an ſumpfigten Oertern wach- n, wo ſich Fröſche häufig aufhalten. er Verfaſſer erklärt ſich darauf, daß er on den Ranunkeln nicht in der Weitläuf- igkeit handeln wollte, in welcher Tour- efort mit andern Botanicis dieſes Wort mmt. Er bleibt nur bei der Art ſtehen, ie man ordentlich unter dieſem Namen ennt, und betrachtet ſie, nachdem ſie infach, halb gefüllt, oder völlig ge- llt iſt.

Die einfache haben nur 5. oder 6. Blätter, die halbgefüllten etwas mehr, ber nicht ſo viel, als die völlig gefüllten. Man zieht die Saamen der halbgefüllten, eil ſie angenehme Veränderungen her- orzubringen pflegen, den Saamen der infachen vor.

Der Verfaſſer handelt zu erſt von den infachen, und betrachtet ihre Wurzeln, Blätter, roſenförmige Blumen und Saa- men.

Man nennet die Wurzeln der Ranun- eln ordentlich Tazen (Petala) oder Klau- n; (Stamina) aber ein critiſcher Blumen- nner muß ihnen nur den Namen beile- gen, und den erſten den Anemonen über- laſſen. Die Aehnlichkeit, von der ſie ergenommen ſind, erfodert dieſes. Der err Verfaſſer ſtellt die verſchiedenen Ge- alten dieſer Wurzeln aus einer Kupfer- latte vor. Die Blätter verändern zwar hre Geſtalt. Man hat Ranunkeln mit Coriander- und andern Blättern, aber ſo ſehr ſich dieſelben in ihren Geſtalten un- terſcheiden, ſo behalten doch alle Ranun- keln gewiſe gemeine Merkmale, daran auch mittelmäſige Körner ſie unterſcheidē.

Zur gehörigen Zeit dringt eine kleine Knoſpe mit ihrer Spize durch das Gebü- ſche der Blätter. Dieſes iſt die Blume. Der Stengel, ſo ſie trägt, verlängert ſich unmerklich, und erreicht nicht allemal ei- nerlei Höhe. Er iſt mit einem zarten woll- lichten Weſen, bei einem mehr als bei dem andern, überzogen, ſo entweder dient, den zarten Stengel vor der Witte- rung zu beſchüzen, oder eine Menge von Röhrchen ausmacht, wodurch die Pflan- ze Thau und Regen in ſich ſaugt. (Hiſt. l' Ac. des 1688. Sc. T. I. p. 60.) Die Stengel ſind bisweilen blos, manchmal auch mit kleinen Blättern, manchmal mit einem einzigen umgeben, daß die Helfte des Stengels umſchlingt, manch- mal mit zweien entgegengeſezten, die ſich vereinigen, ihn ganz zu umringen. Wo ſie am Stengel ſizen, wachſen neue Kno- ſpen heraus, die aber dem vornehmſten nie an Schönheit noch Gröſe gleichen.

Der Kelch hat ordentlich fünf zuge- ſpizte Abtheilungen, wiewohl der Herr Verfaſſer auch 6. und 7. gefunden. Die Blumenblätter dienen unſtreitig, das Säulchen, ſo lange es noch zarte iſt, ein- zuwikeln, denn wenn das leztere genug- ſames Wachsthum erhalten, krümmen ſie ſich nicht mehr, wie anfänglich, darü- ber zuſammen, ſondern breiten ſich aus, und fallen ab. Die fünf oder ſechs Blu- menblätter der einfachen Ranunkel haben bei den verſchiedenen Arten beſondere Gröſe, Farben und Geſtalten. Wenn die Blume aufgeblüht iſt, entdeken ſich eine Menge Staubfäſerchen, die ſich um das Säulchen herum, ohngefehr auf eben die Höhe, erheben. Das Säulchen wird aus einem kleinen Puncte, etwa 6. Linien lang und 2. dike: es iſt rund, wie eine Walze, hol, und endigt ſich in eine Spi-

ze. Die Saamenkörnerchen hängen daran, und bedeken es rings herum. Sie haben keine besondere Ordnung, ob sie wohl überhaupt senkrecht in einer geraden Linie dichte aneinander stehen, von einer Gröse sind, und an den Orten, wo sie am Säulchen hängen, gegen über mit Spizen bewafnet sind, die das Säulchen über und über stachlicht machen. Sie haben keine Bedekung, die sie zusammen umkleidete. Jedes Saamenkörnchen ist flach, ohngefehr wie ein Stük Geld, und hat einen, bei nahe runden, Umkreis, im Mittel seiner Fläche aber eine kleine Erhebung, weil nemlich der eigentliche Saamen unter einer besondern Schale ligt, deren Ränder sich in einen fast runden Umkreis zusammen fügen, ob solcher wohl verschiedene Ungleichheiten, und besonders die vorerwehnte Spize hat.

Die halbgefüllte Ranunkel unter-

chen; aber wenn man in dieser A
sich auf ihre Fruchtbarkeit berufen n
so müste sie doch der einfachen we
die noch beständiger fruchtbar ist.
Verfasser widerspricht hierinn dem
Pluche, der im Schauplaze der
den halbgefüllten der Rang geben w
Er ergreift diese Gelegenheit, ihn
wegen eines andern Sazes zu wider
Dieser Schriftsteller hat die indian
Castanienbäume verachtet, und
den Ulmenbaum vorgezogen. Ab
ser Verfasser erklärt den Vorwurf fi
gegründet, daß dieser Baum keine
ne Gänge gebe, daß er fast jährlic
einer Raupe seiner Blätter mitte
Sommer beraubt werde. Herr d'
ne hat über 200. indianische Castanie
me vor seinen Augen, die gar
Gänge machen. Er hat nie gesehen
einer von diesen Bäumen seine B
vor der gehörigen Jahrszeit verlo

alt mus auf das Erdreich gehn: Will
an sie in die ordentliche Erde pflanzen,
) mus man einen Ort erwählen, wo sie
nt in die Augen fallen, und von andern
Blumen abgesondert sind; weil sie allein
esser fortkommen und schöner in die Au-
en fallen, besonders wenn ihre mannig-
altige Arten geschikt vermengt sind. Mei-
ens aber zieht man die schönsten Arten
n Blumenscherbeln, mit denen man sie
richt, nachdem es die Sonne und Wit-
erung erfordern, stellen kan: doch ist
ewis, daß sie im freien Erdreiche besser
ortkommen: wofern ihr Plaz wohlgele-
en ist, und sie vor den Beschädigungen
er Witterungen nicht genommen wer-
en. Die Luft hat über das, was in der
Erde steht, nicht so viel Gewalt, da sie
die Gefässe von allen Seiten umgibt, und
durchdringt. Uber dis dringen die Aus-
dünstungen, welche die Sonne erhebt,
besonders aber der warme Dampf, den
die unterirrdischen Feuer erregen, nicht
in die Blumentöpfe, und kommen also
den Pflanzen darinne nicht zu Nuzen, in
der freien Erde verläuft sich die überflüs-
sige Feuchtigkeit leichter, und die Nässe
erhält sich länger, daher die Pflanze dar-
inne weder von Ueberschwemmungen,
noch von der Nachläßigkeit des Gärtners
so viel zu befürchten. Man kan die Vor-
theile der freien Erde und der Blumen-
töpfe verbinden, und die Pflanzen erst
in Scherbeln wachsen lassen, alsdenn mit
den Scherbeln in die Erde graben.

Zu einem guten Erdreich erfordert
der Verfasser, daß seine Theilchen nicht
so steif und troken sind, wie bei der leich-
ten Erde, wo der Sand zu häufig ist,
aber auch nicht so genau zusammen hän-
gen, so dichte und zähe sind, wie bei den
sonichten und kreidichten. Sie mus
aus weichen und lokern Theilchen beste-
hen, die sich leichte durcharbeiten lassen,
damit auch die zarten Fasern der Wurzeln
leicht in sie hinein dringen, und das Was-
ser sich lange genug darinne aufhält, den
Pflanzen zur Nahrung zu dienen. Man
nennt eine Erde mit diesen Eigenschaften
terre meuble. Sie mus ferner fett, d. i.
mit Salze, Schwefel und Oele versehen
seyn, wovon man verschiedene Proben
hat, die beste aber auf die Pflanzen, so
sie hervorbringt, ankömmt. Auf die
Farbe kömmt zwar so gar viel nicht an,
doch zieht man die schwärzlichte vor. Die
Marquise Chatelet gibt in ihrer Abhand-
lung vom Feuer den Grund an, weil sich
schwarze Cörper leichter, als andere, er-
hizen lassen. Zu diesen allgemeinen Vor-
schriften müssen noch besondere Anmer-
kungen kommen, wenn man gewise Pflan-
zen, z. E. hier die Ranunkeln, haben will.
Weil man dieselben im Herbste pflanzt,
weil sie den Winter über dauren, und
noch, ehe die gröste Sonnenhize angeht,
vorbei sind; so verlangen sie eine leichte
Erde, da die um diese Zeit noch schwache
Sonnenwärme bald durchdringen kan;
doch nöthigt bisweilen die Wärme eines
Landes, oder die Gegend, in welche man
die Ranunkeln gepflanzt hat, sie vor der
zu schädlichen Sonnenhize mit dichterer
Erde zu verwahren. Um sie noch leichter
zu machen, vermengt man sie mit Erd-
reich von abgenuzten Mistbeeten, wo der
Mist nichts mehr von seiner vorigen Ge-
stalt behalten hat, man braucht auch da-
zu eine sehr leichte und lokere Erde, die
sich in alten holen Bäumen, besonders
Weiden, findet. Der Verfasser des
Schauplazes der Natur hat dis in seinem
zweiten Theile nicht wohl ausgedrukt,
wenn er gesagt, die Ranunkeln verlang-
ten etwas Erde und verfaultes Holz. Ein
Liebhaber derselben, glaubte ihnen mit
verfaulten Sägespänen einen grossen
Dienst zu erweisen, aber alle seine Pflan-
zen vertrokneten, als ob sie verbrannt wä-
ren. Herr d'Ardene hat selbst oft bemer-
ket, daß der Plaz, wo Sägespäne liegen
geblieben, unfruchtbar geworden, bis
man solche weggenommen. Die Vorsicht
wegen der Asche braucht auch Erläuter-
ungen. Man würde den Pflanzen mit Asche,
welches aus Lauge gemacht worden, wes-
nig nuzen, weil ihr die Lauge ihren besten

Theil, die Salze, genommen hat. Als ein Beiſpiel, wie viel die Salze zur Fruchtbarkeit beitragen, führet der Herr Verfaſſer eine noch von niemand ſonſt gegebene Erklärung an, wie der Nil Aegypten fruchtbar macht. Sie ſteht in der 1735. zu Paris in 4. heraus gekommenen Beſchreibung von Aegypten, ſo durch den Herrn Abt le Macrier, aus den Nachrichten des Herrn de Maillet, alten Franzöſiſchen Conſuls zu Cairo gemacht worden. Derſelbe berichtet, daß ihn alle Abyſſinier, die er geſprochen, einſtimmig verſichert, bei dem erſtaunlichen Regen, der zu gewiſſen Zeiten Aethiopien überſchwemmt, und die weiten Ebenen, ſo dieſes Königreich von Nubien unterſcheiden, voller Moräſte macht, wüchſe in dieſen Moräſten ſo häufiger Schilf zu einer ſolchen Höhe, daß er die Wege, auch nachdem die Regen aufgehöret, und die Sonne alles wieder ausgetroknet, un-

jedem, doch von dem leztern etw
ger, als von den andern, verme
einen Ort ſezt, wo der Regen nich
fallen und die Kraft wegſchwemm
es alsdenn nur ſo viel befeuchtet,
Gährung zu erregen, erforder
und auf dieſe Art wenigſtens
wohl faulen läſt. Dergleichen
alle dem Erdreiche nüzliche Sä
ten, und iſt nicht im Stande,
brennen. Kan man Lauge habe
es ſehr gut, ſie ſtatt ſchlechten
zum Begieſſen zu brauchen, we
in ſich genommene Salze in der
Sammelt man Regenwaſſer zun
ſen, ſo verſchaffet man dadurch
allen Vortheil, ſo ſie vom R
ſer haben kan, ohne ſie der Ueber
mung des Regens auszuſezen.
alſo ſo wenig dieſerwegen nöthig,
nunkeln in der freien Luft zu laſ
wegen des Salpeters, ſo ſich in

e Zeit beiſammen liegen zu laſſen, ich genauer vereiniget.

nn die Erde zu mager iſt, ver- er Herr Verfaſſer die Düngung, dichte, ſo thut er Aſche und Bohn- len und Stengel dazu, oder an- rath aus den Beeten. Wir über- e verſchiedene andere Recepte Erde, die der Verfaſſer gibt, und nur noch, daß man den Ranun- t zu fette Erde geben mus, weil zu ſtark in die Blätter treiben, und der wohl gar keine Blumen brin- der Miſt, der nicht auf vorbe- te Art zubereitet worden, macht, Erfahrung gelehret hat, daß die e verfaulen.

an pflanzt die Ranunkeln ordent- September, deſto eher, je wär- Erdreich iſt. Es iſt beſſer, ſol- zeitig, als zu ſpäte zu thun, da- frühzeitige Kälte ihnen weniger

In dem Winter 1740. der eher, öhnlich, harte zu werden anfieng, Ranunkeln, ſo erſt nach der Mitte pt. gepflanzt worden, faſt alle er-

Einige, als die Pivoine, Au- Moſcovite, Chaſſicoifé können ld nach angegangenen Auguſt ge- werden. Geſchieht ſolches ohn- um den zehnden Auguſt, und man ſie fleiſig, ſo kan man ſie gegen de des Octobers, oder im No- blühend haben, und weil alsdenn nnenhize ihre Kraft nicht ſo zer- dauert ſie deſto länger, die Wur- r verderben, oder zertheilen ſich ge Faſern. Die erzehlten Arten i bei ſo frühzeitiger Pflanzung lemal fort, und andere gar nicht.

gepflanzt, verſtoken die Ranun- der ſchon vom Froſt erſtarrten Er- verfaulen vom Regen. Nie iſt es rfaſſer gut abgelaufen, wenn er frühjahr gepflanzt: blos mit der oifé iſt es ihm noch gelungen. Den des Mondes verwirft er aus ei-

genen ſorgfältig angeſtellten Erfahrungen und mit Beiſtimmung der gröſten Gartenverſtändigen.

Damit das Waſſer aus den Blumentöpfen ablaufen könne, thut man ein wenig Grieſsand auf den Boden, füllt ſie alsdenn bis auf 3. Zoll vom Rande mit der guten Erde, die man mit der Hand etwas dichte macht, damit ſie nachgehends nicht ſo berſtet, worauf man, nach der Gröſe des Gefäſſes, drei, vier oder fünf Ranunkelklauen, wenigſtens 4. Zoll voneinander pflanzt, damit der Raum, den die Wurzeln mit allen ihren Zaſern in der Erde einnehmen, für jede gros genug ſey. Die Klauen müſſen ſo geſtekt werden, daß das Auge oben und die Zaken unten ſind. Darauf bedekt man ſie, indem man das Geſchirr mit einer lokern Erde füllt, die fein genug iſt, ſich dergeſtalt um die Wurzeln herum zu legen, daß ſie keinen leeren Raum läſt, ſonſt treiben ſie zwar an dem Orte, wo keine Erde ligt, Würzelchen heraus, weil aber ihre Faſern nichts finden, ſich feſte zu ſezen, ſo verderben ſie, und die Pflanze leidet darunter. Iſt die Erde zu feuchte, und legt ſich um die Wurzeln wie Dohn herum, wenn man ſie etwas um dieſelben zuſammen drükt, ſo verhindert ſie nachgehends die Würzelchen, durchzudringen, wenn ſie harte geworden iſt. Der Verfaſſer hat dieſes zu verhindern, folgenden Kunſtgrif von einem Gärtner gelernet: Man füllt die Gefäſſe bis dahin, wo man die Ranunkeln hinein pflanzen will, alsdenn macht man eine Schicht von wohl gekörntem klaren Sande, legt die Klauen darauf, und um jede ſo viel von eben dem Sande, als ſie zu bedeken nöthig iſt, und füllt darauf gewöhnlicher maſen mit der bereiteten Erde zu. Auf dieſe Art durchdringt das Waſſer alle Zwiſchenräumchen des Sandes, und kan doch durch denſelben frei ablaufen, daß die Wurzeln nicht faulen. Die Würmer kommen auch an denſelben nicht ſo leichte durch den Sand durch. Man mus ſich

ſehr hüten, die Wurzeln nicht verkehrt in die Erde zu ſteken, daß die Spize oben und das Herze unten kömmt. Sie ſtehen die Gewalt ſchwerlich aus, die dazu nöthig iſt, daß ſich das alsdenn unten herauswachſende Pflänzchen in die Höhe biegen mus. Die Wurzeln, ehe man ſie pflanzt, in Waſſer einzuweichen, findet der Verfaſſer nicht nöthig, und zu mühſam, wenn man es bei jeder Art von der andern abgeſondert, verrichten ſoll. Es iſt beſſer, ſie gleich, nachdem man ſie gepflanzt, ſtark zu begieſſen, und alsdenn in eine Glascaſſe zu ſezen, davon man 7. bis 8. Tage Thüren und Fenſter offen läſt, und die Zeit über die Feuchtigkeit mit leichten Benezungen unterhält. Das Waſſer dringt auf dieſe Art gemäſigter in die Wurzelröhrchen, als wenn man ſie hinein wirft.

Wir laſſen eine weitläuftige gelehrte

bels wieder heraus läuft, verr
wiſſenheit, daß das Waſſer n
die Pflanzen nährt, ſondern i
Theile von der Erde in ſie führ
ſolchergeſtalt mit fort geſchw
den. Die rechte Art zu begieſſ
man die Scherbel gleicht ſezt,
de aufgeborſten iſt, die
ausfüllt, und alsdenn ſo v
nach und nach darauf gieſt,
feuchtet wird, ohne zu Kothe
Nur bei groſſer Dürre kan ma
machen, daß es nur anfängt, u
zulaufen. Der Verfaſſer er
Gelegenheit, ſeine Collecta
bringen. Die Brunnen, die
und zu lachen machen, die Se
leiden, daß man etwas hinein
ſind nicht vergeſſen. Das ſich
mal eines guten Waſſers iſt,
Thieren, ſo es trinken, woh
Der Verfaſſer lobt beſonders

) Luft beſſer hinein würken können.

)ie Ranunkeln ſind vor der Kälte in
i nehmen. Der Verfaſſer ſtellt die
)el auf drei übereinander etwas er-
Bänke, die ſich nach Art eines Am-
aters herum biegen, mit einer Wand
verwahrt ſind, und vorne mit
terlaſſung eines Teppichs können
kt werden. Er ſezt auf ſolche hin
)ieder die Nacht über Schälchen
aſſer, und urtheilt aus der Be-
)heit deſſelben den Morgen darauf,
s vor der Kälte recht verwahrt,
)lche vielleicht die Nacht über ſtren-
orden ſey. Ein Thermometer kan
ebraucht werden. Will man die
en im Winter im Gewächshauſe er-
, ſo mus man ſie nicht nur vor der
ſondern vornemlich vor der Näſ-
)ahren, von der ſie gleich zu ſchim-
und faulen anfangen. Zeigen die
:n Feuchtigkeit, die aus der Erde
, kan man verhüten, wenn man
ewächshaus nicht tiefer legt, als
)e herum, den Boden mit Steinen
lt, oder diehlen läſt. Man mus,
es die Witterung zuläſt, die Luft
s Gewächshaus laſſen, oder die

dere Mittel an, und erwehnt dieſes Buch hin und wieder. Eine graue Raupe benagt die Ranunkeln in der Erde. Man mus ſie mit Bedachtſamkeit aufſuchen, weil ſie ſich ſonſt wegen der ähnlichen Farbe leicht in der Erde verliert. Das Verwelken der Blätter verräth ihre Verlezungen. Eine andere grüne macht ſich beſonders an die Blumenknoſpen. Sie friſt ordentlich bei Nachte. Wo man die Knoſpen verlezt, oder einen weiſen Schaum auf einigen Blättern findet, mus man ſie darinnen ſuchen. Sie hält ſich gern nahe am Stengel auf. Ihre Farbe macht, daß man ſie oft nicht findet. Hat ſie ihren Wohnplaz nicht im Scherbel ſelbſt, ſo kan es helfen, daß man ihn auf einige Entfernung fortträgt. Auch die Ameiſen hat der Verfaſſer, obwohl ſelten, unten an Ranunkelſtöken arbeiten ſehen. Die Wegſchneke ohne Haut zerdrükt die Pflanzen mit ihrer Schwere, verderbt ſie mit ihrem Schleime, und benaget ſie. Man mus ſie bei Nachte aufſuchen, weil ſie ſich bei Tage verbirgt. Bei regnichtem Wetter macht ſie ſich zeitiger aus ihren Löchern heraus, als ſonſt. Die Spinne ſchadet den Pflanzen, indem ſie die Blätter zuſammen webt. Der Ver-

Blätter gelb werden, und die Pflanze verdirbt. Man mus die Erde an den Pflanzen los weichen, die Würmer auf den Wurzeln aufſuchen, und mit was ſcharfen abſtreichen. Man kan die Würmer, ſie zu vertreiben, mit einer Vermiſchung von Aſche und Seife, oder zartgepülverten Tabac beſtreuen. Wenn man Tabac, Wermuth, weiſe Nieswurz ꝛc. abkocht, und in dieſes Waſſer entweder die Scherbel mit den Pflanzen nach und nach hineinſenkt, oder ſie mit der Wurzel und daran hängenden Erde hinein thut, tödet es die Würmer. Die Erde vor dem Pflanzen mit ſtarzer Lauge durchnezt, oder im Ofen durchhizet, zerſtört ihre Eier. Weitere Feinde ſind die Ratten und der Reitwurm, der beſonders in neugearbeiteten Ländereien oft ganze Menge von Zwiebeln hinrichtet, und daher auch in den franzöſiſchen Provinzen Taille ce-

wenigſtens ſchaden, wo ſie ſelbige zerſtörten.

Die Ranunkeln vermehren ſi erſten und geſchwindeſten durch die zeln. Die kleinen Nebenwurzeln t oft das Jahr darauf, da man ſie r rer Mutter abgeſondert hat, wiede men, und bringen ſicher eben die mit eben der Schönheit hervor. kan ſie auch ſäen, aber die Saame gen ſelten das erſte Jahr Blumen nie haben ſie mir das erſte ſchöne Blumen gebracht. Erſt na zweiten und meiſtens nach dem t Jahre treiben die Nebenwürzelche men, ſo was taugen. Es wird erinnert, daß man nicht ſo gen ſtimmen könne, wie lange aufge Saamen noch zum Säen tauglich b Man hat mit dem Semine Moſchi o

rthume und dem Laſter an-
: ſo könnte ich, durch
ſe Uberſchrift dieſer Ab-
ig, leicht den Verdacht er-
als wenn ich von einer zu
l und in Abſicht auf das ge-
Beſte gleichgiltigen Materie,
r dieſer Blätter, unterhal-
te. Allein, wenn wir das
ten der Menſchen zu allen
ind an allen Orten in Erwe-
hen, ſo werden wir finden,
Irrenden, überhaupt und
chungsweiſe davon zu reden,
g einem härtern und ſtren-
chikſaal in der menſchlichen
aft unterworfen ſind, als
rhaften. Da ich nun die-
ine Sache halte, welche der
n Vernunft zuwider iſt, ſo
erſt den Irrthum und das
iteinander vergleichen, und
einige wichtige und überaus
Folgerungen daraus her-

§. 2

in ofte ein Irrthum, auf
hwendige Art, mit einem
erknüpft ſeyn, wie z. E. die
verleugnung mit der Gott-
in einem unzertrennlichen
nenhange ſteht. Allein wir
en Irrthum vor ſich betrach-
d da beſteht er darinn, wenn
jenige, was wahr iſt, für
alten, und das Falſche für
ahrheit. Es iſt demnach
ßiderrede klar, daß der Irr-
inen Siz in der Erkenntnis-
be, und eine Creatur der-
veil.

ſelben ſey, welche von ihr unmittel-
bar hervorgebracht wird. Der Wil-
le kan zwar durch Irrthümer ver-
führt werden, allein es iſt unmög-
lich, daß die Begehrungskraft ſelbſt
ſollte irren können. Niemand wird
den Irrthum für etwas Guts hal-
ten: er iſt eine Unvollkommenheit
der Erkenntniskraft, wie die Krank-
heiten Unvollkommenheiten des Cör-
pers ſind. Alle Irrthümer ſind was
Böſes, doch befindet ſich unter ih-
nen ein ſo gewaltiger Unterſchied,
daß einige wie gar nichts, als un-
endliche Kleinigkeiten, gegen andere
zu rechnen ſind.

§. 3

Das Laſter beſteht in der Fertig-
keit zu ſündigen. Wir ſündigen, ſo
ofte wir eine neue Handlung vorneh-
men, welche den Geſezen zuwider
iſt. Folglich kan kein Laſter ohne
dem freien Willen gedacht werden.
Ein Weſen, welches mit gar keiner
Freiheit begabt iſt, kan nicht ſündi-
gen und laſterhaft ſeyn. Folglich
ſind alle Laſter, Würkungen der
Freiheit. Da nun die Freiheit eine
Begehrungskraft iſt, ſo rühren alle
Laſter unmittelbar von der Begeh-
rungskraft her. Alles, was eine
Sünde und ein Laſter ſeyn ſoll, mus
unter andern Eigenſchaften auch die-
ſe an ſich haben, daß es eine freie
Verabſcheuung ſey. So wenig der
Irrthum eine unmittelbare Wür-
kung des Willens, der Begehrungs-
kraft, ſeyn kan; eben ſo wenig kan
das Laſter unmittelbar, durch die
Erkenntniskraft gewürkt werden.

Und gleichwie der Irrthum eine Krankheit des Verstandes ist, also ist das Laster eine Krankheit des Willens, deren schädliche Würkungen aber sich weiter ausbreiten können, als blos allein über diejenige Kraft, in welcher ein jedwedes seinen Siz hat.

§. 4.

Das Laster kan allezeit vermieden werden / allein alle Irrthümer können nicht allezeit vermieden werden. Es gibt zwar unvermeidliche und unüberwindliche Irrthümer; allein es gibt keine unvermeidliche und unüberwindliche Laster. Wir sind verbunden alle Sünden, und mithin auch alle Laster zu

allemal bei uns eine unendlich
Unwissenheit, und wir werde
nach in viele Irrthümer auf
nothwendige Art gestürzt,
über alles unser Vermögen
manche Irrthümer zu verm
Uber dieses kan ofte, eine unn
che Kleinigkeit, an einem Irr
schuld seyn. Eine einzige V
lung, die nicht in der gehörig
ge auf dem Schauplaze unsere
le erscheint, kan den ganzen
stand umstimmen, und ihn zum
thume neigen. Wenn man no
zu nimmt die Erziehung, die
urtheile der Kindheit, die väter
und angeerbten Meinungen
Vorurtheile der Secte, in welc

halten, vermieden wer-
Nachläſigkeit und Schuld
voraus, daß wir durch
ge Anwendung unſerer
is Gegentheil hätten thun
Und es iſt dennoch klar,
Irrthümer ganz unver-
n, oder aus gar keiner
id Nachläſigkeit herrüh-
. Es würde aber unge-
zu ſagen, daß ein Laſter
ret ſeyn könne, da es nicht
z unverſchuldete Sünden
i einem jeden Laſter unter-
eine Pflicht, und folglich
Gebrauch unſerer Kräfte,
ht ein Genügen zu leiſten,
unterlaſſene Gebrauch iſt
eine Nachläſigkeitsſün-
un gleich manche Irrthü-
achläſigkeit entſtehen, und
erſchuldet und überwind-
o kan doch kein Irrthum
eitsſünde ſeyn. Wenn
Böſes aus Bosheit (ma-
) thun, ſo wiſſen wir,
as Böſes ſey, und wir
it Wiſſen und Willen.
Irrender aber hält ſeinen
ſo lange er irrt, für eine
, und hänget demſelben
völligen Aufrichtigkeit ſei-
ns an. Den Irrthum
um erkennen, heiſt denſel-
vermieden haben, und es
tur des Verſtandes zuwi-
: Sache ſeinen Beifall zu
ie er für einen Irrthum
o lange der Atheiſt ein A-
ſo lange hält er die Atheiſte-

rei für eine Wahrheit, und er hört auf ein Atheiſt zu ſeyn, ſo bald er dieſelbe als einen Irrthum erkennt. Der Irrthum kan zwar aus einer Bosheitsſünde entſtehen, allein er ſelbſt kan niemals mit dem Namen des Boshaften belegt werden. Im Gegentheil ſind die meiſten Laſter boshaft, welches ohne alle Widerrede klar iſt.

§. 6.

Der Irrthum kan ohne Laſter ſtatt finden / aber das Laſter kan ohne Irrthum nicht gedacht werden. Die unverſchuldeten und unvermeidlichen Irrthümer entſtehen aus keiner Sünde, und noch viel weniger aus einem Laſter §. 4. 5. In der ganzen Reihe ihrer Gründe und Urſachen befindet ſich keine Sünde und kein Laſter, weil ſie ſonſt nicht unvermeidlich und unverſchuldet ſeyn könnten. Eben ſo kan es Irrthümer geben, aus welchen kein Laſter entſteht. Viele Irrthümer ſind allerdings unſeelige Quellen der Sünden und Laſter, allein man kan dieſes nicht von allen Irrthümern behaupten. Es gibt Irrthümer, die in einer blos trokenen Lehre beſtehen, welche in unſer freies Verhalten keinen Einfluſs haben können, und oft unendlich klein ſind. Wenn jemand behauptet, daß das Weſen der Cörper in der Ausdehnung beſtehe, oder daß die mathematiſchen Puncten zuſammen geſezt ſind; ſo iſt unbegreiflich, wie ein Menſch, durch dieſe beiden Irrthümer, allein genommen, zu einem Laſter verfüh-

ret werden könne. Ja die Menſchen pflegen ihrer Theorie ſelten gemäs zu leben. Unter Chriſten und Muhamedanern, Juden und Heiden gibt es Diebe, Mörder, Ehebrecher, Hurer, Säufer u. ſ. w. Wenn alſo auch jemand einen Irrthum behauptete, welcher der Vater vieler Laſter ſeyn könnte, ſo iſt es doch möglich, daß aus demſelben würklich kein Laſter entſtehe. Allein das Laſter kan niemals, ohne Irrthum ſtatt finden. Es beſteht in der Fertigkeit zu ſündigen. Alle Sünden beſtehen darinn, wenn wir das Gute unterlaſſen und das Böſe thun, wenn wir das Gute verabſcheuen und das Böſe begehren. Nun können Handlungen entſtehen / die uns oder andern Menſchen nachtheilig ſind. Der Irrthum, allein genommen, iſt blos in dem Verſtande anzutreffen §. 2. Da nun alle Handlungen eines Menſchen, die frei ſind, aus dem Willen entſtehen; ſo kan der Irrthum nicht eher in ſchädliche Handlungen ſich ergieſen, bis nicht der Wille auf eine unrechtmäſige ſündliche und laſterhafte Art in Bewegung gebracht wird. Das Laſter im Gegentheil beſteht, ſchon ſeiner Natur nach, in einer ſündhaften Bewegung des Willens, und folglich flieſt es nothwendig in Handlungen aus, die uns oder andern ſchädlich ſind. Folglich wird

t werden, die im übri-
aſt ſind. Ein Chriſt
den Irrthum von der
hkeit guter Werke be-
en, ſehr freigebig und
ſeyn. Ob er nun gleich
haſter handlen würde,
ch wahre Gründe zur
t bewogen würde; ſo
eine Freigebigkeit nicht
urch deswegen zu einem
ihn ein Irrthum dazu
as Laſter aber verdrengt
anz. Ein Unmenſchli-
ger, Unbarmherziger,
tiger kan gar nicht frei-

§. 9.

er iſt allemal eine Sün-
viele Irrthümer ſind
ünden, und wenn ein
ne Sünde ſeyn ſoll / ſo
eſes um des damit ver-
Laſters willen. Das
ar eine Fertigkeit in der
. und alſo iſt kein Zwei-
llemal eine Sünde ſey.
vermeideten und unver-
Irrthümer ſind keine
.5. Alle Sünden ſind
ngen, und alſo müſſen
Willen, aus der Be-
ſt, entſtehen. Wenn
thum eine Sünde ſeyn
er entweder aus einer
n Urſprung genommen
es mus aus ihm eine
ſtehen, oder beides zu-
mm ein Irrthum eine
ſo iſt er allezeit ein ver-

meidlicher und überwindlicher Irr-
thum. Folglich rühret er allemal
daher, wenn wir aus Nachläſig-
keit unſere Kräfte nicht genung ge-
braucht haben, der Wahrheit nach-
zuſpühren. Er entſteht demnach,
aus einer freiwilligen Unterlaſſung
des nöthigen Fleiſes; dieſe Unterlaſ-
ſung rührt von unſerm Willen her;
wenn ſich alſo gar keine unrechtmäſſi-
gen Bewegungen des Willens mit
dem Irrthum vergeſellſchaften, ſo
kan er keine Sünde ſeyn.

§. 10.

Aus alle demjenigen, was bisher
ausgeführt worden, erhellet: daß der
Irrthum überhaupt nicht ſo ſchlimm ſey,
als das Laſter. Das letzte iſt eine unend-
lich vielmals gröſſere Unvollkommenheit
des Menſchens, als der Irrthum. Ich
bin ſehr weit entfernt, den Irrthum für
was Guts auszugeben, oder ihn beſtän-
dig zu entſchuldigen. Ich gebe auch zu,
daß mancher Irrthum ein viel gröſſeres
Uebel ſey, als manches Laſter. Allein
Vergleichungsweiſe zu reden, wenn ein
Irrthum und ein Laſter übrigens einan-
der gleich ſind, ſo iſt dieſes jederzeit viel-
mals ſchlimmer als der Irrthum. GOtt
hat auch in der heiligen Schrift einen viel
gröſſern Unwillen gegen das Laſter, als
gegen den Irrthum blikken laſſen. Wir
finden in dem Göttlichen Worte unend-
lich viele Geſeze, durch welche das Laſter
auf das nachdrüklichſte verbotten wor-
den; allein derjenigen Geſeze ſind viel-
mals weniger, die den Irrthum unter-
ſagen. In den zehn Geboten verbiet nur
das erſte einen Irrthum, die übrigen
neune aber verbieten entweder ausdrük-
lich Laſter, oder ſie thun ſolches durch ei-
ne unmittelbare Folge.

§. 11.

Aus der bisherigen Abhandlung flie-
ſen folgende Folgerungen. 1) Kein Irr-

thum vor ſich betrachtet, kan beſtraft werden: Denn es kan nichts, als die Sünde, beſtraft werden. Da nun der Irrthum allein genommen, keine Sünde iſt, ſo kan er auch nicht geſtraft werden. Wenn jemand um eines Irrthums willen beſtraft wird, ſo geſchieht dieſes entweder um der Bekanntmachung und Ausbreitung deſſelben willen, und die iſt kein Irrthum, ſondern eine laſterhafte Handlung; oder um der übrigen mit dem Irrthum verbundenen Laſter willen. Folglich kan ein Irrthum von rechtswegen nur, um der mit ihm verbundenen Laſter willen, geſtraft werden. Alle Arten der Inquiſitionen ſind demnach unerlaubt und wider die Vernunft, welche blos um der Irrthümer willen angeſtellt werden. Dazu kommt noch, daß nur diejenige Parthei des Inquiſitionsrecht ſich bemeiſtert, welche die ſtärkſte und mächtigſte iſt; und ſie mus durch einen pedantiſchen Hoch-

lezten Capiteln des Buchs der Rich
zehlt wird, bringen dieſem Volk me
re, als alle Kriege wider die Ungla
und Kezer ihren Urhebern bringen.
gemeine Mann macht es eben ſo th
Er iſſt und trinkt, handelt und w
geſellſchaftlich und freundſchaftli
einem Gottloſen, einem Hurer,
Ehebrecher, einem Säufer u. ſ. w.
er macht ſich ein Gewiſſen daraus
einem Menſchen umzugehen, der
Meinung nach ein Kezer iſt. Ein
heirathet ohne Bedenken eine Fra
keine Heilige iſt, allein jederma
ſtaunt, wenn er eine Perſon vo
andern Religionsparthei heirathet.

§. 13.

3) Aller Haſs und Verfolg
um der Verſchiedenheit in der
willen, iſt unvernünftig. Der
de, in ſo ferne man ihn blos als ein

hr moraliſche Schriften hät-
:etiſche, und daß ſich die Ge-
: bemüheten das Laſter aus-
ls den Irrthum. Man er-
) Subtilitäten, um den Irr-
len ſeinen Verſchanzungen zu
allein man gibt ſich weniger
Laſter in allen ſeinen Wen-
:ſtürmen.

§. 15.

un kan es unmöglich billi-
i man gewahr wird, daß
ten über ſtreitige Lehrpun-
n, da doch die Laſter allein
ls verſchiedene Secten er-
veranlaſt haben. Es darf
u von Anſehen eine neue Leh-
n, die vieles Aufſehen macht,
ht eine neue Secte. Aus der
heit der Secten entſteht Zank,
ſchimpfung, Trennung, Ke-
, Verfolgung, und alles, was
rbariſche Gemüthsart einflö-
llem alle Secten kommen dar-
, daß unter ihnen alle Laſter
lük gleich vertheilt ſind. Un-
:ligionspartheien, die in der
nander abgehen, trift man
iedene Meinungen, aber ei-
an.

§. 16.

oſe Eigenliebe und der Hoch-
)aran ſchuld, daß man den
andern mehr haſſt, als das
enn jemand an dem andern
ewahr wird, ſo findet er bei
en das Laſter oder ein ähnli-
ke er nun daſſelbe an andern
:n, ſo fürchtet er ſich vor den
ı, und alſo wird er aus über-
)e zu ſich ſelbſt bewogen, mit
anderer Leute gelinder zu ver-
lein wenn er einen Irrthum
gewahr zu werden glaubt, ſo
h über die Stärke ſeines Ver-
ıß er den Irrthum einzuſehen
iſt. Seine eigene Irrthümer
wird er nicht gewahr, und er erhebt ſich demnach in ſeinen Gedanken über den andern. Dieſer Hochmuth verleitet ihn zu der Anmaſung einer tyranniſchen Herrſchaft über den andern, und daraus entſteht alles unvernünftige und harte Verhalten gegen andere, die man für Irrende hält. Ein tugendhafter und vernünftiger Mann hält alles dasjenige für wahr, was er nach ſeinen beſten Einſichten und pflichtmäſigſten Unterſuchungen für wahr erkannt. Allein er iſt immer dabei etwas furchtſam. Er weiſt, daß er irren kan. Mithin verdammt er nicht die Meinungen anderer mit einer Zuverſicht, die ein tyranniſches Anſehen hat. Und weil er weis, daß die Irrthümer anderer Menſchen keine Laſter ſind, ſo betrachtet er ſie mit Mitleiden, und ſucht andere von ihren Irrthümern durch den gelinden Geiſt der Ueberredung zu überzeugen, nicht aber durch Haſs, Verfolgung und Drangſale. Den Laſtern aber ſezt er die kühne Bruſt entgegen, entflammt durch einen Eifer, den die Tugend verurſacht, erhizt, und in den gehörigen Schranken erhält.

Georg Friedrich Meier.

Der ſterbende Vatter.

Ein Vater hinterlies zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und
Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem
Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem
Chriſtoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trau-
riger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künf-
tig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon.

Der

Der Sohn fragt und ſtuzte lange.
Ach Vater hub er an, wenn ich ſo viel
empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewis durch ſeine Dumm-
heit fort?

Vernunft- und Erfahrungsmäſige Diaet- oder Lebensordnung, wie ein Mann in ſeinem Alter das Leben ohne groſſe Beſchwerungen vollends beſchlieſen könne.

§. 1.

Wenn man alten Perſonen, zu Erhaltung ihres Lebens und Geſundheit,

erhalten: indem bei ſolchen Z
nicht nur die guten und reinſten
welche zur Nahrung, Zeugung,
ten und Bewegung dienen ſollen,
lympha, der Saame und Nervenſ
in den allerkleinſten Gefäſſen vo
Blute behörig abgeſondert; ſonde
die unnüzen, ſcharfen, ſalzige
ſchweflichten Theile durch die Galle
und Ausdünſtung der Haut ꝛc. vo
ſelben geſchieden, und abgeführ
den. Und da ſich auch unſre Seel
ren Vorſtellungen nach dem Umla
Geblüts richtet: ſo iſt kein Wunder
dieſer ordentlich von ſtatten gehet
zugleich auch eine mehrere Lebhaf
des Gemüths pfleget verſpüret zu w

§. 2.

Weil es aber dem ohneracht
möglich geſchehen kan, daß ſich

in wird, und bei alten Personen solche Krankheiten entstehen, die die Unreinigkeit des Bluts grün- orunter insonderheit Scharbok, Gicht, Podagra, Juken der nd dergleichen zu rechnen sind.

§. 3.

r nun also lange und gesund leben r mus nothwendig seine vornem- e dahin gerichtet seyn lassen, daß Circulation des Geblüts, nebst n herrührenden Absonderung der nd schlimmen Säfte, durch eine Diät lange in rechtem Stande dnung erhalten möge: welches ten bewerkstelliget wird, wenn hin sieht, daß die festen Theile rpers nicht nur weich, und die Gefäßgen offen bleiben; son- ß auch das Geblüte selbst seine ge- und zum freien Fortgange ge- Flüßigkeit behält, welche unter insonderheit dadurch entzogen wenn man in Ermanglung gnug- Leibesbewegung mehr Blut und euget, als die Gefässe füglich re- nd forttreiben können.

§. 4.

ieses alles nun unter Göttlichem zu erhalten, so ist bei Einrichtung uten Diät zuförderst nöthig, daß as Gemüthe in Ruhe erhält, auf erlaubte Art aufmuntert, und vor nis, Schreken, Eifer ꝛc. bestmög- ewahret; indem dadurch, nach bung bewährter und täglicher Er- g, das Geblüte theils in seinem Laufe gehindert, theils auch an edene Theile des Leibes stärker hin- en wird, so daß davon nicht selten lerlei Unheil, absonderlich aber bei euten gefährliche Stik- und Schlag- Geschwülste, Lähmungen und ichen zu entstehen pflegen. Und ei dem Alter auf gute Kräfte, die untere Geblütsbewegung unterhal- vornemlich zu sehen ist, dieselben heil.

aber durch starke Kopfarbeiten und vieles Nachsinnen gar sehr geschwächet werden: so sind diese billig zu vermeiden; wie denn auch in solcher Absicht die venerischen Begierden, noch vielmehr aber Beischlaf selbst, bei Alten sehr wenig und behutsam, oder gar nicht gestattet werden darf.

§. 5.

Nächst dem kommt auch sehr viel auf den rechten Gebrauch einer gesunden Luft an, welche die äussern Theile unsers Cörpers nebst der Lunge unmittelbar berühret, und den Umlauf des Geblüts verschiedentlich verändert, wie solches ein jeder an sich wahrnehmen kan. Es ist aber eine reine, heitere Luft, wie sie bei den Ost- Südost und Nord- Ostwinden zu seyn pflegt, billig am gesündesten, und dahero wohl gethan, wenn man in derjenigen Seite des Hauses, und zwar in dessen erhabnen Theile wohnet, welcher von dergleichen Winden bestrichen wird: da hingegen alle feuchte und dumpfige Luft bei Süd- und Westwinden, noch vielmehr aber das Wohnen und Schlafen in niedrigen und dumpfigen Gemächern, der Gesundheit ungemein schädlich, und dahero billig zu rathen ist, daß man selbige fleisig mit Zuker, Agtstein, Mastix, Wachholderbeeren u. d. gl. ausräuchert. Weil aber zugleich alle Erkältung das Geblüte verdiket, und die Nerven schwächet, und zwar insonderheit die alten Leute, bei denen die Haut und Nerven nicht mehr mit so vielem Fette eingekleidet sind, ungleich stärker angreift: so müssen sie den ganzen Leib, vornemlich aber den Unterleib, Rüken und die Füsse beständig warm halten.

§. 6.

Ferner mus auch das Getränke den §. 3. angezeigten Absichten gemäs eingerichtet werden; Zu welchem Ende ein gutes reines und leichtes Wasser, in so ferne es zu Eröfnung der kleinsten Gefäßgen am geschikteſten ist, allerdings das beste Lob verdienet. Es kan also dasselbe,

be, wenn es die Natur anderſt gewohnt iſt, entweder an ſich, oder mit etwas Zimmet und Pomeranzenſchaalen abgekocht kalt getrunken, oder auch wie Thee und Caffee warm genoſſen werden; wie denn dieſer, wenn er nur nicht allzuſtark gemacht wird, und den Leib dabei offen erhält, wegen ſeiner dem Magen zuträglichen Bitterkeit, vielen alten Leuten unter mäſigem Gebrauch nicht eben unrecht bekommt. Diejenigen aber, die ſich zum Biere gewöhnet haben, müſſen ſo eins erwählen, welches dünne iſt, ohne Blähungen leichte wieder abgehet, und nicht ſo balde ſauer wird. Von Weinen pflegt ein recht guter Burgunder, wenn er über der Mahlzeit mäſig getrunken wird, den Magen und die Kräfte am beſten zu ſtärken, und kan deſſen erhizende Kraft in heiſſen Sommertagen mit etwas Waſſer, ingleichem mit Hirſchhorngallerte, Himbeer- und Hirſchſaft, oder mit

Fett genieſſet, und fleiſig gute und Kalbfleiſchbrühen, die nicht ſehr geſalzen ſeyn, mit Reiſe, P pen, Hindlauft, Paſtinat- Pet Haber- und Zukerwurzeln, S Sellerie, Spinat, Lactuc, Er Kerbel, Sauerampf, geſtoſſene ſen ꝛc. nach Befinden der Jahrsz kocht, ſowohl über der Mahlze zuweilen Morgens ſtatt des Th brauchet; ſintemal dieſelben, a rer nährenden und eröfnenden Kr gleich durch den Urin die ſcharfe nigkeiten gelinde abführen. Doc allen Eſſen überhaupt eine Mäſig Appetits billig zu beobachten, un be nach der Bewegung vernünfti richten.

§. 8.

Wie viel hiernächſt eine mäſ wegung des Leibes zu einer gut

ne ſtärkende Salbe gut zu thun, die aus
Loth gereinigten Fett von Kälberneze,
Quentl. Peruvianiſchen Balſam, und
nem halben Quentl. Lavendelöl bereitet
t.

§. 9.

Weil aber im Gegentheil eine gehö-
ige Ruhe ebenfalls höchſt nöthig iſt, und
er Schlaf die am Tage verlohrnen Kräf-
tungemein wieder erſezet, zugleich aber
uch die Verdauung der Speiſen fürtref-
ch befördert: ſo mus derſelbe freilich
nug ſeyn; doch eben nicht über 6. bis 7.
tunden währen: weil Exempel bekannt
nd, daß alte Leute durch vieles Schla-
n öfters eine Geneigtheit zur Schlaf-
ucht bekommen haben. Auch iſt eine klei-
e Mittagsruhe bei alten Perſonen, wenn
e zumal dazu gewöhnet ſind, und Kräf-
e darauf bekommen, nicht eben zu ver-
erffen.

§. 10.

Was den zur Geſundheit erforderli-
hen Abgang den unnüzen und dem Cör-
er ſchädlichen Theile betrift: ſo wird der
rin durch ein bequemes Getränke nach
§. 5. und 8. befördert; daher man auſſer
em nur hauptſächlich noch darauf zu ſe-
en hat, wie man den ordentlichen Stuhl-
ang erhalten wolle. Denn es pflegt ſich
ei hochſteigendem Alter, weil der Ma-
en, wegen Mangel einer zulänglichen
alſamiſchen Galle, leicht überflüſſige
nd anhaltende Säure erzeuget, oder
eil die Gedärme ihre ſchleimige Feuch-
igkeit verlieren, nicht ſelten eine längere
nhaltung der Leibesöfnung einzufinden,
elche auſſer den Blähungen und andern
eſchwerden, auch beſonders dieſes Un-
eil zuwege bringet, daß viele unreine
heile mit ins Geblüte gehen, und daſ-
elbe verunreinigen. Um nun den ofnen
eib ſo viel möglich zu unterhalten: ſo iſt
ohl gethan, wenn man theils in der
iaet verſtopfende Speiſen meidet, und
isweilen Feigen, gekochte Pflaumen
nd Prunellen, oder gekochte Borſtor-
ferapfel mit kleinen Roſinen genieſſet,
theils auch bei ſich ereignender würkli-
chen Verſtopfung ein halb Quentl. gutes
Rhabarberapulver mit eben ſo viel cremor
tartari, ingleichen Abends vor Schlafen-
gehen einen guten Löffel voll von den ſo-
genannten Rhabarberaroſinen, oder 11.
bis 15. Stük von den bekannten balſami-
ſchen Polychreſtpillen nimmt; vor dieſen
aber, weil ſie leicht einige Trokenheit zu-
rük laſſen, nach Befinden eine Doſin von
einem niederſchlagenden Pulver brauchet.
Wie denn nicht minder auch nachfolgende
Rhabarberatinctur, die zugleich durch den
Urin den Schleim gelinde abführet, gute
Dienſte thut, wenn man nach Befinden
ein bis zwei Tage hintereinander Abends
vor Schlafengehen, und des Morgens
darauf wieder, 80. bis 100. Tropfen
davon gebrauchet. Rec. liquoris terræ
foliat. tartari 1. Unze, Rhabarberaextract
mit Waſſer bereitet, 1. Quentl. M. Ja
ich weis, daß bei denen, die viele Säure
im Magen gehabt, oft bloſe præparirte
Krebsſteine durchgeſchlagen haben. Im
Gegentheil aber müſſen alle Purganzen,
weil ſie den Magen und die Gedärme
ſchwächen, billig ganz wegfallen; und
wenn ja etwa die jezterwehnten Laxier-
mittel nicht gnug durchwürken, oder der
geſammlete Unrath zu hart iſt, mus man
lieber mit einem erweichenden Hausclyſ-
tiere zu Hülfe kommen.

§. 11.

Endlich mus man auch verhüten, daß
die Vollblütigkeit, weil ſich bei alten Leu-
ten das Geblüte nicht ſo ſtark mehr verzeh-
ret, nicht anwachſe, und die freie Cir-
culation des Bluts verhindere. In wel-
cher Abſicht denenjenigen Alten, die noch
guten Appetit, und doch nicht ſolche Be-
wegung wie ehedem haben, nicht zu wi-
derrathen iſt, wenn ſie den Ueberfluſs
des Bluts jährlich ein paarmal durch mä-
ſiges, und nach Beſchaffenheit der Voll-
blütigkeit eingerichtetes Aderlaſſen gegen
die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich iſt,
an einem hellen guten Tage vermindern:

welches um ſo mehr nöthig iſt, wenn ſie etwa in jüngern Jahren zur güldenen Ader geneigt geweſen ſind, und dieſelbe nicht mehr flieſet. Denn die meiſten alten Leute ſterben gemeiniglich von Ueberfluſs des Bluts, wenn zumal Gemüthsaffecten dazu kommen. Nur müſſen ſie dabei alle Erkältung, welche ſonſt gerne Flüſſe nach ſich ziehet, vermeiden, und alsdenn den Magen nicht etwa mit unverdaulichen oder vielen Speiſen überladen.

§. 12.

Was den Gebrauch einiger dienlichen Medicamente betrift: ſo iſt bei alten Perſonen nicht eben allzuviel darauf zu halten; am allerwenigſten aber darf man damit ungewiſe Proben bei ihnen anſtellen. Jedoch iſt rathſam, daß ſie 1) zum Kräuterthee bisweilen die türkiſche Meliſſe und Ehrenpreis erwählen; wobei

zu vollblütig oder hiziger Natur in eben der Abſicht nicht undienl ſeyn, wenn ſie manchmal, ſonder Winter und bei feuchtem Wetter, 12. Tropfen von dem Hofmann oder einem andern guten Lebens auf Zuker getröpfelt des Morg Thee nehmen; oder ſolchen in einen Waſſer zerlaſſen, und dieſes ſtatt d beſchriebenen ſtärkenden Waſſers Schlafenlegen nach und nach t Wie man denn auch bei Schwind Flüſſen von dergleichen Balſam m zen etwas in die Müze tröpfeln ka man zu tragen gewohnt iſt. Auſſ aber mögen endlich 5) diejenigen viele Flüſſe haben, gar füglich zu des Morgens frühe 40. bis 60. T von einer ſtärkenden Eſſenz in Th brauchen, die aus 3. Theilen Agt ſenz, und 1. Theil einer guten Am ſenz bereitet iſt.

...er Tod der Fliege und der Müke.

...er Tod der Fliege heist mich dichten;
Tod der Müke heischt mein Lied.
...kläglich will ich dir berichten,
...jene starb, und die verschied:
Sie sezte sich, die junge Fliege,
...Muth auf einen Becher Wein;
...schlos sich, that drei gute Züge,
...sank vor Lust ins Glas hinein.
Die Müke sah die Freundin liegen.
...Grabmal, sprach sie, will ich scheu'n.
...Lichte will ich mich vergnügen,
...nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
...ng sie der Luft so eifrig nach;
...brannte sich die kleinen Beine,
...starb nach einem kurzen Ach.
Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
dem Vergnügen selbst verderbt!
...ht wohl, und last zu euren Ehren
...ch sagen, daß ihr menschlich sterbt.

Von einem wunderbaren Seefisch.

(Inernes, in Schottland)

...n der Forcht, daß wir, gleich...
...wie in Ungarn, Siebenbürgen und
...ern Orten mehr, von dem gefährlichen Schwarm der Heuschreken, in Feldfrüchten Schaden leiden, müssen wir nun jezo mit Erstaunen solche Art von schädlichen Thieren an dem Gestatt des Meers sehen, die uns mehr Schreken eingejagt haben, als die Heuschreken selbsten: Diese Thiere sind an dem vordern Theil geartet wie die Heuschreken, indeme sie mittelst ihrer aufgespannten Füssen zimliche Springe machen, und bei Nachtszeit, wenn sie an das Land kommen können, ein so förchterliches Quaken und Geheul von sich geben, gleich einem Gethöne von etlichen 100. Frösch en und Grapen untereinander. Bishero hat man noch keinen Schaden von ihnen erfahren. Wann aber noch in Zukunft was Berichtenswürdiges hievon sich ereignen sollte, so verhoft man, fernere Nachricht zu ertheilen. Solche haben grosse blaue Schuppen, unten und oben Flosfedern, einen wohlgelenken Schwanz, und zimmlich harte Vorderbein, wie die Heuschreken; Augen, fast wie die Grotten haben, jedoch sind die Flossen am Aug also gestaltet, wie bei grossen Fischottern, der Rachen aber fast so gros, wie bei einem Crocodil. Man hat seithero 2. getödet; und ist die Gestalt der an das Land kommenden also, wie hier abgebildet, zu sehen.

Von Geiſtern oder Geſpenſtern.

Viele menſchliche oder göttliche Erſcheinungen pflegen ſchon in den Evangeliſch- und Catholiſchen Landen in Teutſchland, Frankr. ꝛc. unter den Gelehrten ieziger Zeiten, entweder für Würkungen des ungeſunden und ſchleimichten ſchweren Geblütes, oder für loſe oder auch böſe Betrügereien gehalten zu werden. Die hölliſchen oder teufeliſchen Erſcheinungen, oder die Geſpenſtenhiſtorien, wollen mehrentheils gleichfalls nur unter dem ungelehrten Pöbel Glauben finden. Aus eben den Gründen, aus welchen die himmliſchen unmittelbaren Erſcheinungen für unbegreiflich und unwahr gehalten werden, wollte ich meynen, wären auch wohl die Geſpenſtererſcheinungen in Zweifel zu ziehen. Warum ſollte denn

" oft geſchähe, weil GOtt dieſen
" nicht leicht den Zügel laſſe, oder
" Macht über die Menſchen einräu
" mal dieſe Erſcheinungen aus nat
" Urſachen zu leiten wären. Deñ da
" Menſchen ebenfalls einen gedop
" Geiſt mentem und animam beile
" glaubt er, daß mens gleich na
" Tode von dem Cörper getrennt u
" in den Stand der Ewigkeit ve
" der andere aber, oder die anima
" ſellſchaft des Cörpers dem Unte
" zu theil werde, doch ſo, daß er n
" ſobald von demſelben ſcheide, ſ
" bisweilen um denſelben herum
" ſe, und mit einem zarten Leib um
" noch unterſchiedene Verrich
" nach den in dem Leben geiſtlich
" cörperlichen eingedrukten Ide
" für bringe. Ziehe dieſer Geiſt
" zarten Leib zuſammen, ſo erſch
" den Menſchen, dehne er ihn ab

zen, davon er §. 27535. verſchie-
rempel anführet. Er macht dar-
nterſchiedene Anmerkungen, daß
ch dieſes Bluten etwas auſſeror-
ches und nur an denen geſchehe,
rch vorſezliche Bosheit ums Le-
bracht worden, ſonderlich wenn
Körder nicht gewis könne entdeket
n, welches denn aus keiner an-
Irſach, als vom Aſtralgeiſt wahr-
lich herzuleiten ſtünde.

r wollen uns nicht länger hiebei
n, indeme wir in unſerem erſt-
ten curioſen Dollmetſcher unter
rtikeln Geiſt, Poltergeiſt, Ge-
, Hexe ꝛc. ausführlich davon ge-
haben; nur dieſes erachten wir
n hier anzuführen für nöthig, daß
e Arten der Geſpenſterhiſtorien
uer und vernünftiger Unterſu-
uf ein Scherz, Bosheit oder Be-
hinaus gelaufen, zu deren Be-
r etliche Geſpenſtergeſchichte mit-
woraus das Uebernatürliche ſich
greiffen läſſet. Die Erſte iſt aus
turforſcher 1747. pag. 76. und
re aus der Bibliotheca Acta &
lagica, pag. 156. im 27ſten Stük
en, alſo lautend:

muſte im Jahre 1730. gegen
hten in eine benachbarte
, einen Kranken zu beſuchen,
de reiſen. Ich kam bei mei-
imreiſe erſt gegen 10. Uhr
beim Mondenſcheine durch
Wald und einen ſogenannten
grund, der von alten Zeiten
Ruffe iſt, daß das wütende
Menſchen ohne Köpfe, Män-
Pferdefüſſen, feurige Hun-
ich weis nicht was für fürch-
Geſpenſter, ſich in ſelbigem
ſen. Als ich in den Grund
und ein Sarg mitten vor
dem Wege. Ich hielt ſolches erſt für einen Schein des Mondes durch die Bäume: allein ſo dunkel es war, ſo wurden jedoch durch das Erſchreken meine Augen heller, daß ich einen Sarg auf einem Schubkarne ganz eigentlich erkennen konnte. Mein Pferd ſchnaubte, brauſte, hieb mit den Förderbeinen in die Erde, und fuhr, wenn ich es mit den Spornen antrieb, 10. und mehr Schritte zurüke. Mir ſtunden anfänglich alle Haare zu Berge. Hier waren nun freilich alle Erforderniſſe, die zu Geſpenſtererſcheinung gehören, gegenwärtig: Denn

1) War es, welches wohl das vornehmſte iſt, Nacht.

2) Geſchah ſolches an einem Orte, da ſich ſchon mehrmalen Geſpenſter ſehen laſſen. Der Mann lebet noch, der zu erzehlen weis, daß ſeinen Vater das wütende Heer um eben ſolche Zeit bald umgebracht. Vielen Perſonen ſind feurige Hunde, oder mit dergleichen Augen, und im härteſten Winter Johannswürmchen allda begegnet.

3) Hatte ich ein heftiges innerliches Erſchreknis.

4) Bezeigte ſich mein Pferd ganz ungebärdig, welches eine alte untrügliche Anzeige iſt, daß Geſpenſter vorhanden ſind.

Und demnach wollte mir das Uebernatürliche, da ich mich ein wenig erholet, nicht in den Kopf. Vom Pferde zu ſteigen, ſchien mir, wenn eine Spizbüberei dahinter ſtake, zu gefährlich. Ich muſte wegen Amtsverrichtungen ſchlechterdings nach Hauſe; und über dieſes hielt

ich

ich mir, zurüke zu reiten, ohne die Urſache dieſer Erſcheinung zu entdeken, für nachtheilig und ſchimpflich, und wegen des ſchmalen Grundes war auszuweichen unmöglich. In dieſer Zerſtreuung der Gedanken, womit ich etliche Minuten beſchäftiget war, mag ich wohl etliche Fuhrmannsſeufzer gethan haben. Ich nahm die Piſtole heraus, um mich im Falle der Noth zu beſchüzen. Da der etliche Schritte von dem Sarge hinter einem Baume ſizende Mann, der den Sarg hergefahren, mich die Piſtole heraus nehmen ſieht, mag er glauben, ich ſähe ihn, und wolle ihn ſchieſſen. Er rufte mich deswegen an, ich möchte doch nicht ſo lärmen, er hätte nur ein wenig geruhet; ſchafte mir auch den Schubkarn mit dem Sarge ſogleich aus dem Wege. So bald ich eine Menſchenſtimme hörte, beruhigten ſich meine Sinne zimmlich. Denn ohnerachtet mir nicht in die Gedanken kam, daß es ein Geſpenſt wäre, ſo

vernünftigſten Schlüſſen, gegen
nem Arzte geſchehene Erſcheinung
Sarges, und das einem Mathe
verſtändigen nächtlich erſchienene
ſpenſt, mit der Verneinung der ü
türlichen Geſpenſtererſcheinung
beſtehen, oder wider zwei dergl
Exempel etwas einzuwenden ſich
ſtehen können? Alſo können dieſe
lungen keine Mährchen ſeyn. Ein
Carteſianer denkt, ſenſus fallunt,
wundere mich, daß dieſe gelehrte
ren im Carolino ſich hierdurch der g
ten Welt bekannt gemacht haben.
ernſthaft dieſe Hiſtorien im Anfang
ſehen, ſo lächerlich iſt mehrentheil
Ende.

D. J. G.

Das Andere iſt eine
auſſerordentliche Geſpen
geſchicht.

oberste erkundigte sich also
ge, ob denn kein Edelmann
se sey? und als derselbige
Nein! antwortete, wohl
i rechter kluger und guter
da, welcher eine neuerbau-
ne Wohnung habe. Der
los sich ganz kurz, bei dem-
hren, und den ehrlichen
Nachtlager anzusprechen.
r nahm ihn mit grossen Eh-
n und von gutem Herzen
s, da er von dem Bedien-
n, daß er ein Oberster und
ertrauter des Königs sey,
en jezo in geheimen königli-
enheiten reisen müste. Er
ller Eil eine Abendmahlzeit
o gut als es ihm möglich
wirthete den Obersten im
wohl; Er war ein Mann,
nschaften und Beredsam-
sas, eine Gesellschaft mit
Gesprächen zu unterhalten.
dem Obersten über die ma-
d diese beiden leereten un-
e Boutellien Wein aus, wel-
ler bei sich führete, wovon
id lustig wurden, daß sie
ehr anzapfeten, indem sie
Spizzgen getrunken hatten.
Gesprächen, so sie hielten,
r Geistliche dem Obersten,
i Dorfe ein altes wüstes
gen, welches schon von
her von niemand bewohnet
n, indem es der allgemei-
h von bösen Geistern be-
und keinen Menschen leiden
Oberste, welcher niemals
spenstern gehalten, wurde
ieses Schloss zu besehen,
Geistlichen, er möchte so
i eine Laterne anzünden zu
hn auf besagtes Schloss be-
üsse selbiges noch diesen A-
ssen einwohnenden Gespen-

Der Geistliche erinnerte,
cht anders, als mit Verlust
ihrer beiderseits Leben, geschehen könnte, und fügte hinzu, daß schon unterschiedene beherzte Leute sich unterstanden, des Nachts auf diesem Schlosse zu verbleiben, es ware aber keiner von allen diesen wieder an das Tageslicht gekommen, und man wuste nicht, wo sie blieben wären, also, daß man nicht anderst schliessen könnte, als daß sie von denen bösen Geistern weggeführet, und um das Leben gebracht worden wären. Der Oberste lachte hierzu von Herzen, und gab dem Geistlichen zu verstehen, es müste was anders hierunter verborgen liegen; Es wäre gar nicht wahrscheinlich, daß GOtt denen bösen Geistern so viele Freiheit und Gewalt liese, mit denen Menschen, als denen edelsten Creaturen unter der Sonnen, also umzugehen; der Teuffel sey mit Ketten der Finsternis gebunden, und könnte folglich mit des Menschen Leben nicht schalten und walten, wie er wollte; Und, damit der Herr Pfarrer sehe, füge te er mit einem eifrigen Thone hinzu, wie sehr ich von dieser meiner Meinung überzeuget bin, so will ich diese Nacht mit meinem Bedienten auf diesem besessenen Schlosse schlaffen, und will erwarten, was die Gespenster mit mir anfangen werden. Der Geistliche erwiederte, es würde dieses vielleicht nur des Herrn Obersten Scherz seyn, besonders, da ihm nicht die geringste Noth hierzu dringe, er wollte ihm in seinem Hause schon ein gutes Nachtlager zubereiten lassen, kurz er nahm alle seine Beredsamkeit zusammen, um ihn von diesem höchstgefährlichen Unternehmen abzurathen; Allein je mehr ihn der Geistliche davon abrieth, je mehr beharrete der Oberste auf seinem Vorsaze, und bat, er möchte ihm nur etwas Stroh und einige Betten nebst etlichen Lichtern geben, es könnte ihn nichts davon abhalten, hinter diese Gespensterhistorie zu kommen. Der Geistliche, als er sahe, daß es Ernst war, fieng an zu bitten, ja er bat wehmüthig, der Herr Oberste möchte bedenken, daß er nicht den geringsten Beruf habe, sich an einen Ort

ſo groſſem Lermen und Gepolter die Treppe hinunter, als es war herauf gekommen. Der Oberſte lag ohne Verſtand auf ſeinem Bette, und ſein Diener ſchry und winſelte ſo heftig, daß es jämmerlich anzuhören war, bis ſich endlich der erſtere einiger maſſen wiederum erholete, und ſeine Gedanken zuſammen faſſete. Dieſes Geſpenſte, dachte er bei ſich ſelbſt, mus ohne Zweifel Fleiſch und Beine haben, und vermuthlich wird es dir noch einmal erſcheinen. Er überlegte und befand vor wohl gegründet, daß Hauen oder Schieſſen bei dieſem Geſpenſte nichts helffen würde; denn, ſagte er bei ſich, iſt es ein Menſch, ſo wird es ſeinen Leib und alle Gliedmaſſen ſchon dergeſtalt vor Blei und Eiſen verwahret haben, daß ſolches alles nicht haften, ſondern umſonſt und vergebens ſeyn wird; iſt es aber ein ſogenannter Geiſt, der weder

Treppe hinunter war, kamen ſie i
langen Gang; kaum waren ſi
Schritte gegangen, ſo verſchwa
Geſpenſte vor ſeinen Augen, ob
er begreifen konnte, wo es hingef
wäre. Da ſtund er nun abermal
Furcht und Hofnung; er getrau
nicht einen Schritt weiter zu thun
alles war ſtokfinſter um ihn herum
er wuſte ſich in der Angſt nicht zu er
ſen, ob er wiederum zurüke kehr
einige Schritte weiter gehen ſollt
hatte beim Hinunterſteigen viele
Perſonen vor ſeinem feurigen G
hertappen hören, welche aber in
fürchterlichen Gange alle verſchw
waren; doch ehe dieſes leztere um
wurde. Seinen Diener hörete
oben herunter ohne Aufhören a
kläglichſte Heulen und Winſeln: e
mit heller Stimme: Ach! mein

[redacted]

em Schreken widerum erholet hatte, alsbald vier grose starke Kerls mit htern in der Hand auf ihn los kommen, muste nun erwarten, wie selbige ihn hrer Behausung bewillkommen wür; Verwegner Hund! brüllete ihn der an, was unterstehest du dich, an ei Ort zu kommen, wo niemand seyn , als wir nur alleine? Die Gespenfurcht war also glüklich überstanden, der Oberste sahe mehr als zu wohl, er nunmehro mit boshaftigen und samen Menschen würde zu thun haüssen. Sie verfuhren mehr als sam mit ihm. Die vier unbändigen ls fasseten ihn ohne Barmherzigkeit bei Armen an, und führeten ihn wie die kersknechte in ein Zimmer, allwo r als zwanzig Personen an einem Tisassen, welche zum Theil sehr ehrbar von vornehmen Stande zu seyn schie. Das Zimmer war ganz niedlich, mit schönem Hausgeräthe versehen, mit den kostbarsten Tapeten ausgepuso, daß der Oberste nicht wuste, was von diesen artigen Gästen urtheilen, weniger, wie er sich aus der ihm obvebenden Gefahr retten sollte. Es ihn einer nach dem andern mit steifen gen in das Gesichte, und es schien, ob sie über seine Gegenwart eben so bestürzt wären, als der Oberste über ihrige. Endlich nahm einer unter ih, welcher vermuthlich unter ihnen Oberhaupt seyn muste, mit einer fthaften Mine das Wort, und redete folgender masen an: Was vor ein vel hat dich, tollkühnen Hund! bewo, in dieses Schloss zu kommen? hätdu nicht glauben sollen, daß du derchen Vorwiz mit deinem Leben bezahlüssest? du sollst in kurzem erfahren, wir diese Verwegenheit bestrafen. reite dich nur zu deinem Tode, denn must ohne Barmherzigkeit sterben. rben? versezte der Oberste mit eistandhaften und gesetzten Thone. Ich öre euch bei dem Könige, meinem n, daß euch mein Tod theurer zustehen kommen soll, als mein Leben. Führet mir diesen trozigen Hund weg in das bewuste Behältnis! schrie das Oberhaupt dieser unbarmherzigen Unthiere mit erzürnter Stimme, wir wollen sein Todesurtheil fällen, er mus sterben. Die vier oberwehnte Kerls pakten ihn so gleich mit Gewalt an, und führten ihn in ein finsteres Loch, welches jedoch nicht weit von dem Zimmer, allwo man ihn weggeführet hatte, entlegen war, und schlosen die Thüre hinter sich zu, worbei sie zur Vorsicht noch einen eisernen Riegel vorschoben und davon giengen. Der Oberste hatte nun Zeit, in diesem seinem Gefängnisse zu überlegen, wie er der Wuth dieser teuflischen Mörder und höllischen Tyger entgehen könnte. Die Sache war vor ihn so verzweifelt als gefährlich, und alle Mittel zur Rettung schienen nunmehro verschwunden zu seyn. Als er nun in so tiefsinnigen Gedanken stund, wurde er ohngefehr eines Scheins von einem Lichte gewahr, und befand, daß solcher Schein durch das runde Loch der Thüre des Gefängnisses hinein gefallen. Dieses Loch machte er sich alsbald zu Nuze, besonders da er zuweilen vernehmen konte, daß in dem Zimmer, wo seine Richter versammlet sassen, sehr stark und hizig geredet, und bei nahe gezanket wurde. Er legte dahero sein Ohr ganz leise an dieses Loch, und konnte vermittelst desselben alles ganz genau verstehen, was in dem Zimmer geredet wurde. Er vernahm, daß die Herrn Urtheilsverfasser untereinander selbst nicht einig waren, über die Art des Verfahrens, so man mit ihm vornehmen wollte. Einige behaupteten mit dem gröstem Amtseifer, man möchte ihm nur gleich das Leben nehmen; andere hingegen wollten vor sicherer und zuträglicher halten, wenn man ihn nach scharfer Bedrohung und abgelegtem harten Eidschwure seiner Wege gehen lies. Endlich that einer unter diesen Rechtsgelehrten den Vorschlag; Man könnte sich eher zu nichts gewises entschliesen, bis man den Delinquenten nochmals genau

verhöret und alle Umstände von ihm ausgeforschet, wer er sey? was er allhier zu verrichten? und was ihn bewogen, sich in dieses Schloss zu wagen? Alsdenn könnte man sein Urtheil nach Beschaffenheit der Umstände mit mehrerem Grunde sprechen. Dieser kluge Ausspruch wurde alsbald von allen gebilliget, und man ertheilte Befehl, den Obersten ohne Verzug zur Verhör zu bringen. Dieses alles hatte der arme Gefangene durch das Loch mit angehöret, welcher nunmehro die schönste Hofnung schöpfete, daß er noch mit dem Leben davon kommen könnte. Er überlegte kurz, was er auf die vorgelegten Fragen antworten wollte, und sahe allzuwohl ein, daß böse Worte hier nichts helfen würden; weswegen er sich denn einmal vor allemal entschlos, seine gestrengen Richter durch Höflichkeit, gute Worte und vernünftige Vorstellun-

stern und bösen Geistern von lan
ten her besessen gewesen; Es hä
auch unterschiedene beherzte Mä
hin gewaget, um des Nachts da
verbleiben, ihr Frevel aber wär
sen bestrafet worden, daß sie selb
der Zweifel mit dem Leben büssen
indem man weder von den erst
von den leztern niemals weiter et
nommen, woraus man denn all
hen nach schliessen können, daß si
nen bösen Geistern, welche dieses
besäsen, müsten weggeführet u
det seyn worden. Diese Erzehlu
dete der Oberste weiter fort, mac
neugierig, dieses Schloss zu besel
da ich niemals nicht viel von de
heit der Gespenster gehalten, so e
ich mich, ohne ferneres Bedenk
diesem Schlosse des Nachts me
aufzuschlagen und zu erwarte

s schenken. Der Priester dieses
s weis von der Sache, daß ich auf
s Schlosse mein Nachtlager aufge-
en, und der König mein gnädig-
err wird gewis nicht ruhen, bis er
ket, wo ich hingekommen, und wie
r ergangen sey, und sollte er auch
ganze Schloss zerstöhren und um-
n lassen. Würde man alsdenn
ihre unterirrdische Gesellschaft ent-
? Würden meine Herren alsdenn
in ihren Verrichtungen, davon ich
zur Zeit nicht das mindeste weis, ge-
, und zwar auf das empfindlichste
eben gestraft werden? Ich gebe ih-
olches zu überlegen. Sie sehen,
h ein Cavalier bin, und ich zweifele
, daß unter ihnen, allem Ansehen
ebenfalls auch Personen meines
des, und von eben solcher Gros-
, ja von noch weit gresmüthiger
sind, als ich. Wollen sie mir nun,
nem Cavalier trauen, so gebe ich
mein theures Wort, daß, wofer-
mir das Leben schenken, ich dieses
mnis, welches ich von ohngefehr
r bei ihnen zu meinem Unglük entde-
ewig in meinem Herzen vergraben
will. Ich verpflichte mich, sol-
bis an mein Ende redlich zu ver-
igen, und mit in mein Grab zu neh-

Zweifeln sie an diesen Worten, so
h mich auch allenfalls zu Ablegung
Eides anheischig machen; doch mus
einmal gegebenes Wort von eben
Nachdruk als der theuerste Eid-
r seyn. Dieses alles sagte der O-
mit einer so gesezten und grosmü-
, doch dabei sehr freundlichen und
igen Mine her, daß sich seine Zu-
alle darüber verwunderten, und
vann das Ansehen, als wenn die
n darunter ihm dadurch geneigt
n, und das Urtheil in ihrem Her-
hon gemindert hätten. Es sahe ei-
n andern an, und keiner wollte den
g machen, darauf zu antworten,
dlich einer von dieser ehrwürdigen
schaft mit einer sauren und trozigen
Mine in diese ausdrukliche Worte aus-
brach: Ich meines Orts halte davor,
dieser Mensch will uns allerseits durch sei-
ne beredte Zunge einschläfern, und bei
sehenden Augen blind machen. Mein
Rath ist, man zaudere nicht lange, son-
dern thue ihm sein Recht, und nehme ihm
ohne Verzug das Leben. Noch zwei an-
dere pflichteten diesem Vorschlage bei,
und suchten selbigen mit unumstöslichen
Gründen zu behaupten; die übrigen aber
schienen zimlich geneigt vor das Leben des
Obersten zu seyn. Man gab denen auf-
wartenden vier Bedienten abermals Be-
fehl den unschuldigen armen Sünder bis
auf weitere Ordre in sein voriges Gefäng-
nis zu führen, welches auch alsbald ge-
schahe. Der Oberste nahm seine Zuflucht
abermal zu dem vorhin entdekten Loche in
der Thüre des Gefängnisses, und war
höchst begierig, was man ihme nunmehr
vor ein Endurtheil sprechen würde. Er
hörete mehr als zu wohl, wie sie scharf
untereinander stritten, und dankte dem
Himmel, da er hörete, daß die meisten
unter dieser Rotte auf seiner Seite wa-
ren. Endlich fasseten sie den Entschluss,
man wollte ihm das Leben schenken, man
sammlete hierzu die Stimmen, und da
sie sich am Ende alle ohne Ausnahme zu
diesem Antrage bequemeten: Daß man
den Obersten in Ansehung seines vorneh-
men Standes, desgleichen wegen der
wichtigen Königlichen Ordre, und end-
lich wegen seines guten ehrlichen Anse-
hens und gegebenen Cavalierparole, frei
und ledig sprechen wollte, jedoch unter
der Bedingung, daß er zuvorhero zu Er-
füllung seines Versprechens den ihme
vorgeschriebenen Eidschwur ablegen sol-
te; so wurde abermals von neuem Be-
fehl ertheilet, den Fremden aus seinem
Gefängnisse hervor zu bringen. Wer war
froher als der Oberste, als er dieses Ur-
theil nur von weitem sprechen hörete.
Man holete ihn aus dem Gefängnisse,
und er trat seinen Richtern mit freimüthi-
gem und freudigem Geiste unter die Au-
gen. Man publicirte ihm sodann sein

Urtheil, händigte ihm ſeine Königliche Ordre wiederum unbeſchädigt ein, und nachdem er ſein gegebenes Cavalierverſprechen in Anſehung eines ewigen Stillſchweigens, von allem, was er geſehen und gehöret, nochmals ernſtlich widerholen, auch den ihm vorgeleſenen Eidſchwur würklich ablegen müſſen, ſo gab man ihm auf das höflichſte ſeinen Abſchied; Zwei von denen Bedienten begleiteten ihn bis in den Gang, allwo er im Finſtern hinunter gegangen war, nur aber führeten ſie ihn durch eine verborgene Thür an die Treppe, wo er dem Geſpenſte nachgefolget, alsdenn verlieſſen ſie ihn unter nochmaliger Verwarnung, er möchte ſeinen Eid auch treulich und unverbrüchlich halten, wo nicht, ſo würde man ſich nachdrüklich an ihm zu rächen ſuchen. Der Oberſte dankte dem Himmel, der ihn ſo gnädig aus dieſer Todesnoth errettet, und eilete die Treppe hinauf,

was ihm begegnet wäre, auſſer demjen
gen, ſo ihm in der unterirrdiſchen Hö
zugeſtoſſen, welches alles er angelobt
maſſen auch beſtändig auf ſeinem Herz
verſchwiegen gehalten. Endlich reiſet
ſie davon, nachdem der Oberſte dem Pfa
rer ein Andenken, welches in einer ſilbe
nen Uhr beſtund, vor ſeine gute Bewi
thung hinterlies, die der Prieſter au
mit Vergnügen annahm, und davor ta
ſend Seegen auf den Weg wünſchte. Di
ſe Geſpenſtergeſchichte würde der Oberſ
auch noch keinem Menſchen anvertrau
haben, woferne derſelbe nicht auf eine b
ſondere Art darzu berechtiget worde
Nach Verlauf ohngefehr eines Jahres
als der Oberſte, welcher noch über dieſe
zum Zeichen auſſerordentlicher Gnad
von dem Könige den Titel eines geheim
den Raths erhalten, als ſelbiger, ſa
ich, auf ſeinen in Jütland gelegenen Gü
tern ſich befand, und einige von dem b

osmüthiger Cavalier.

t wollen wir Dieſelben ihres
en Wortes und uns getha-
uren Eides gänzlich entlaſſen.
nnen Dero Grosmuth nicht
im bewundern, die ſie in An-
einer klugen Verſchwiegen-
den Tag geleget. Unſere
haft hat ſich aus der unterirr-
Höle von dem bekannten
ſe wegbegeben, und das Ge-
hat hiermit ſein Ende. Bei-
de Münze wird ihnen ein
ben, was unſere Verrichtun-
elbſt geweſen; und da ſie kei-
ter uns weder von Stande
on Namen kennen, ſo iſt es
ſo gröſſer Vergnügen vor
daß wir die Ehre haben, ei-
valier von ſo guten Eigen-
und redlichem Gemüthe mit
menden zwei Pferden zum
unſerer Erkänntlichkeit auf-
en. Wir verbleiben

Deroſelben

allezeit ergebenſte Diener
und Freunde,

die ſämmtliche bekannte
ehemalige unterirrdi-
ſche Geſellſchaft.

nmehro war der Oberſte von ſei-
weren Eide entlediget; Er lies
die geſchenkten ſchönen Pferde in
all führen, verfügte ſich wiederum
n lieben Gäſten, zeigte ihnen den
wie nicht weniger die dabei be-
Theil.

findliche Münze, wie auch die zwei un-
vergleichlichen Caſtanienbraunen Heng-
ſte, und erzehlete denenſelben dieſe
ganze Geſchichte von Anfange bis zum
Ende, ohne den geringſten Umſtand da-
von wegzulaſſen. Die Geſellſchaft ver-
gnügte ſich nicht wenig darüber, und
man konnte nunmehro ohne vieles Nach-
ſinnen errathen, daß dieſe Geſpenſter
falſche Münzer geweſen ſeyn müſten.

Von dem Nieſſen, und was daſſelbe in und auſſer Krankheiten zu bedeuten habe?

§. 1.

Was das Nieſſen ſey, iſt zwar zur Gnüge bekannt, und wie es zugehe, haben auch bereits die Arzneigelehrten erwieſen. Doch da ich von deſſen Bedeutung nicht deutlich gnug reden, oder meinem Leſer überzeugen kan, wenn er die Art und Weiſe, wie es geſchieht, nicht recht verſtehet: ſo will ich um beſſerer Ordnung willen, daſſelbe zuförderſt hier kürzlich erklären.

§. 2

Wir ſagen, daß jemand nieſe, wenn er wider Willen auf einmal tief Athem holen, und darauf alſobald die eingezogene Luft mit ſtarker Erſchütterung der Bruſt durch Mund und Naſe geſchwind wieder von ſich ſtoſſen mus. Und von dieſem ſchnellen und ſtarken Ausſtoſen der eingezogenen Luft entſtehet auch das mit dem Nieſen verknüpfte ſtarke Geräuſch. Denn wenn die eingeſchloſſene Luft aus der Luftröhre im

die verſchiedenen Oefnungen des Mundes und der Naſe mit Gewalt eingetrieben, daſelbſt verſchiedentlich gebrochen, und von da, als aus einem engern Raume in einen weitern mit ſtarker Kraft behende ausgeblaſen wird; ſo kan es nicht anders ſeyn, als daß ein ſtarker Schall entſtehen mus; wie wir ein Beiſpiel davon an den Sprachröhren und an den künſtlich verfertigten Schallgemächern wahrnehmen, welche deutlich gnug zeigen, daß der Schall durch die öfters gebrochene Luft vormehret werde.

§. 3.

Alleine hier tragt ſichs, was vor

ten fünften Nervenpaares (à lecundo ſcamo quinti paris) verſchieden nervigte Zweige, welche ihr das Vermögen zu empfinden mittheilen, und wenn ſie beim Nieſen erreget werden, die Auspreſſung des Schleims befördern helffen, der auch von ſelbſten öfters darauf beſſer abfliest, wenn ihre Spannung nachläſt. Da aber zugleich die nach der Bruſt und zwiſchen den Rippen hinabgehende Nerven ebenfalls von dem gedachten fünften Nervenpaare abſtammen, und alſo genau mit einander verbunden ſeyn: ſo iſt es daher nicht zu verwundern, daß bei entſtandener Bewegung in der Naſe und den nervigten Häuten derſelben, die Bruſt zugleich erſchüttert

brigen damit verknüpften Nerven ne Bewegung zu machen, und da- urch den ſchwachen Trieb des Bluts zu befördern. Alleine, es kan ſich uch das Nieſen ohne äuſerliche Ur- achen ereignen, wovon ich jezt ei- entlich handeln will, wenn nemlich as Geblüte ſtärker nach dem Haup- e getrieben wird, und allda ſchwe- er circuliret; da es denn nicht nur n ſich durch ſeine Preſſung eine ver- ehrte Empfindlichkeit in der Naſe erurſachet, ſondern auch leichte die chleimige Feuchtigkeit häufiger von ich läſt, welche hernach die nervöſe Haut in der Naſe theils drüket, heils aber, wenn ſie nach und nach charf wird, gelinde prikelt, und um Nieſen Anlas gibt, worauf ſie elbſt hernach häufiger abzufliesen pflegt (§. 3.) Dieſes ſehen wir un- ter andern am Schnupfen, welcher dieſerwegen gemeiniglich ein öfters Nieſen zum Vorgänger hat, oder damit begleitet wird: niemand aber wird hoffentlich in Zweifel ziehen, daß derſelbe einen ſtärkern Trieb des Bluts nach dem Kopfe, und eine darauf erfolgte ſtärkere Abſonde- rung der ſchleimigen Feuchtigkeit zum Grunde habe; ſintemal die Er- fahrung zur Gnüge beſtätiget, daß er meiſtentheils bei kalt-feuchter Luft durch Erkältung, ſonderlich aber der Füſſe, zuwege gebracht wird. Wie aber in dem Schnupfen der von dem Blute abgeſonderte Schleim, wenn er nach und nach einige Schärfe annimmt, die em- pfindliche Haut in der Naſe reizen, und zum Nieſen bewegen kan: alſo kan dieſes ebenfalls auch alsdenn ge- ſchehen, wenn derſelbe ſchon vor- hin ſcharf und angreifend iſt, wie wir inſonderheit bei denjenigen war- nehmen, die ein ſcorbutiſches Blut und ſcharfe Säfte haben.

§. 6.

Doch, ich trete nunmehro näher zu meinem Zwek, und betrachte, was das von ſelbſt entſtandene Nie- ſen bedeute? Dieſes pflegt ſich ſon- derlich öfters in Kopfwehe einzufin- den. Ereignet es ſich nun bei feuch- ten oder ſolchen Perſonen, die vor- her in der Naſe troken geweſen, und von verhinderten Abgange des übri- gen Schleims ihre Beſchwerung be- kommen haben: ſo iſt alsdenn, weil derſelbe gemeiniglich darauf beſſer abflieſſet, allerdings eine Erleichte- terung der Schmerzen zu verſpre- chen. Eben dieſes gilt auch von an- dern Kopfbeſchwerden, als Schwin- del, Ohrenbrauſen, ſchweren Ge- hör, blöden Augen und dergleich- chen, wenn ſie von vieler und zurük gehaltener Feuchtigkeit herrühren; indem dieſe theils ſolchergeſtalt ab- gezogen, theils auch durch die mit dem Nieſen verknüpfte Erſchütte- rung die natürliche Spannnung der Nerven einiger maſen wieder hergeſtellet wird. Es pflegen daher- o die Aerzte in ſolchen Fällen viel- fältig mit gutem Nuzen allerhand Niespulver zu verordnen, und alſo dadurch den ſchleimigen Unrath aus dem Kopfe abzuziehen, wenn ſol-

ches die Natur ſelbſt zu thun nicht vermag. Ja da das Nieſen vielfältig den Schnupfen anzeiget; (§. 4.) dieſer aber, wenn er in ſeiner Maaſe bleibet, auſſer den bereits erwehnten Haupt-Krankheiten, annoch ſehr viele andere, und zwar vornemlich gefährliche Bruſt- und Flusfieber glüklich von uns abwendet: ſo mus alſo das Nieſen ſo ofte, als es einen heilſamen Schnupfen bedeutet, etwas gutes prophezeien. Und es iſt dahero nicht zu verwundern, warum es faſt zur allgemeinen Mode geworden iſt, daß einer dem andern dieſer guten Bedeutung wegen bei dem Nieſen Glük wünſchet; ingleichem warum man im gemeinen Sprüchworte zu ſagen pflegt, daß

mithin alſo dergleichen Uebel erre
den. Gleichergeſtalt hat man
deutlich angemerket, daß bei der
mit der böſen Noth befallen ſi
Nieſen nicht ſelten einen neuen A
von zu erkennen gebe; indem es
einen ſtärkern Zugang des Blu
dem Haupte anzeiget, ohne wel
neuer Paroxysmus entſtehen kan.
weniger pflegt auch das bei alt
feuchten Perſonen entſtandene v
ſen, wenn es ohne nachfolgen
fluſs der Feuchtigkeit geſchiehet,
len eine Anzeige zu ſeyn, daß eine
ſucht, oder ein Verluſt des Geru
ſtehen werde; weil nemlich die
Feuchtigkeit im Kopfe ſizen bleib
theils das Gehirn und die Nerv
ſet, theils auch die empfindliche
der Naſe, durch welche wir rie
len, allzuſchlapp macht, da d
erſten Falle, wenn zumal die
Umſtände mit übereinſtimmen

ſitzet, die ſolche wohl gar zu heftigen krampfhaften Bewegungen reizen könnte, welche auch nicht ſelten erfolgen. Ja es verſichern uns einige Schriftſteller, daß auch in der Peſt das oft wiederholte Nieſen manchmal ein Merkmal geweſen ſey, daß geſunde damit gleichfalls würden befallen werden, und daß man ihnen deshalb ein wohlgemeintes GOtt helffe! zuzurufen Gelegenheit genommen habe. Im Gegentheil aber iſt es in Abnahme der Krankheiten, und wenn die Patienten vorher wie im Traume und tiefen Schlafe gelegen haben, billig als ein Kennzeichen einer zu hoffenden Beſſerung und guten Natur anzunehmen, wenn ſie bisweilen nieſſen, und ihre noch übrig behaltene Empfindlichkeit zeigen; welches nicht minder auch nach überſtandenen Ohnmachten ſtatt findet.

§. 8.

Auſſerdem läſt das von ſelbſt entſtandene Nieſen bei vollblütigen und zum Naſenbluten geneigte Perſonen nicht ohne Grund muthmaſen, daß ſich bald wieder dergleichen einſtellen werde; daher ſie auch gemeiniglich vorhero über ein Griebeln in der Naſe zu klagen pflegen. Wenn aber dieſes mit, oder ohne Nieſen, bei Kindern ofte geſpühret wird; ſo kan man, wenn anderſt einige ſonſt gewöhnliche Merkmale zugleich mit zugegen ſind, nicht undeutlich daraus ſchlieſſen, daß nagende Würmer in den Gedärmen ſtecken müſſen; oder es pflegt auch bei noch ſäugenden Kindern ſtarkes Bauchgrimmen anzuzeigen. Gleichwie nun in dieſem Falle, das in den nervöſen Häuten der Gedärme erregte ſchmerzliche Ziehen, bis zu den Nerven der Naſe fortgepflanzet, und ſolchergeſtalt ein Griebeln in derſelben, oder ein würkliches Nieſen zuwege gebracht wird: alſo ereignet ſich auch dergleichen bisweilen bei empfindlichen erwachſenen Perſonen in der Colic, Seitenſtechen und andern Krankheiten, wo die Nerven ſchmerzhaft angegriffen werden. Wenn ſich aber ein Nieſen dabei öfters einfindet: ſo iſt es alsdenn in der That eine Anzeige, daß der Krampf und Schmerz, weil er ſich auch auf entlegene Theile, als die Naſe iſt, erſtreket, ſehr ſtark ſey, und daß man auf deſſen Linderung um ſo mehr bedacht ſeyn müſſe.

§. 9.

Bei ſchwangern Perſonen, die leicht unzeitige Geburten machen, hat man bei vielen und heftigen Nieſen vielmals nicht ohne Urſache zu beförchten, daß von neuem etwa eine unreife Frucht zur Welt kommen mögte; da hingegen das Nieſen, wenn es nicht übermäſig iſt, bei ordentlich gebährenden Weibern, und bei Steinſchmerzen etwas Gutes bedeutet, weil es die Geburt und den Abgang des in den Harngängen ſizenden Steins befördern hilft; wie es denn auch in beſchwerlichen Schluken öfters ein gutes Zeichen der Beſſerung iſt, und denſelben, wenn er nicht etwa von gefährlichen Urſachen herrühret, vielmals glüklich vertreibet. Denn da das Schluken eigentlich in einer krampfhaften Bewegung des Zwerchfells beſtehet: deſſen Nerven aber mit den Nerven der Bruſt und der Naſe zuſammen hängen: (§. 3.) ſo geſchieht es daher bisweilen, wenn in dieſen durch das Nieſen eine Gegenbewegung gemacht wird, daß davon die krampfartige Zuſammenziehung des Zwerchfells nachläſt, oder gar aufhöret. Es mus freilich aber, wie geſagt, kein ſchlimmer, ſondern nur ein leichter Schluken ſeyn, wenn dergleichen erfolgen ſoll.

§. 10.

Endlich pflegt man auch im gemeinen Leben bei dem von ſelbſt entſtandenen Nieſen öfters zu ſagen, daß es ein friſches Herze oder gute Geſundheit andeute. Welches man auch zum Theil, oder in ſo weit kan gelten laſſen, ſoferne nemlich das Nieſen von guter Empfindungskraft der Nerven zeuget. Da nun dieſe ein Zei-

chen guter Geſundheit iſt: ſo kan auch in ſolchem Verſtande das Nieſen ein Merkmal davon abgeben. Nur mus man diejenigen Fälle dabei ausnehmen, wo daſſelbe entweder zu ſtark iſt, und eine allzugroſe Empfindlichkeit der Nerven zu erkennen gibt, oder wo die dadurch erregte gewaltſame Erſchütterung dem Cörper Schaden bringen kan: wie bereits vorher iſt erwieſen worden.

§. 11.

Und ſo hätte ich denn die ſowohl gute als böſe Bedeutung des Nieſens in den vornehmſten Fällen gezeiget. Sollten aber ja noch einige übrig ſeyn, da ich dieſelbe nicht gewieſen hätte: ſo kan ſie doch gar leichte aus denenjenigen Säzen, die ich hier vorgetragen habe, erkannt und hergenommen werden. Die moraliſche Bedeutung des Nieſens aber übergehe ich

er das Waſſer Chaos, vom N
gieſen, genennet habe. Jedoch
de Meinungen haben gleich viel
theidiger. Es gibt auch einige,
das Feuer für den Urſprung
Dinge anſehen, und glauben,
ſelbiges als der Saame alles aus
ſelbſt hervor bringe, und in der
zündung wieder an ſich ziehe. Al
wir wollen dieſe Männer verla
und die Gründe beider Meinun
ſelbſt unterſuchen, und zuſehen,
welche Seite ſie uns lenken wer

Iſt alſo nicht das nüzlicher,
ſen wir jederzeit beſtändig und
allermeiſten benöthiget ſind? Z
z. E. Hausrath oder Werkze
oder ſo gar ſelbſt ein Freund, d

mit dem Urſprunge des Menſchens ntſtanden iſt, wohl nüzlicher, als asjenige, das man nachhero erſtlich rfunden hat. Denn wer ſieht nicht, aß uns die Natur jenes, weil es öthig war, gegeben habe; dieſes ber nur von jemanden durch einen ngefehren Zufall zum unnöthigen Gebrauche erfunden ſey? Nun kan nan aber nicht ſagen, daß die Men-chen jemals ohne Waſſer geweſen ären; es wird auch nirgends ein Gott oder ein Held für den Er-nder deſſelben ausgegeben, ſondern s iſt bei nahe eher, als die andern Dinge, geweſen, und hat denſel-en ihr Seyn gegeben. Der Ge-rauch des Feuers iſt, wie man ſagt, rſt von dem Prometheus erfunden orden. Man ſieht alſo daraus, aß das Leben wohl ohne Feuer, nicht ber ohne Waſſer, hat beſtehen kön-en. Daß dieſes aber keine poeti-he Erdichtung ſey, beweiſet die rfahrung. Denn es gibt viele Ar-n von Menſchen, die ihr Leben, hne Feuer oder Häuſer oder Heerd haben, unter freiem Himmel hin-ingen. Selbſt Diogenes der Ci-ker bediente ſich des Feuers ſehr enig. Er ſchlang ſo gar einen Po-ous hinter, und ſagte: So viel ge ich, ihr Leute, um eurentwil-. Ohne Waſſer aber zu leben, t niemand weder für gut noch für glich gehalten.

Jedoch, was halte ich mich bei die Kleinigkeiten und bei der Natur des nſchens auf? Es gibt ja ſehr viele oder mehr unzählige Arten Thiere, die theils fliegen, theils weiden, theils krie-chen, und die, indem der Menſch bei na-he allein von dem Gebrauche des Feuers etwas weis, ohne daſſelbe leben, erhal-ten werden, und ihre Nahrung von Wurzeln, Früchten und Fleiſch bekom-men. Ohne Waſſer aber kan kein Thier leben, es mag ſich in dem Meere, oder auf der Erde, oder in der Luft aufhalten. Selbſt die Fleiſchfreſſenden Thiere, de-ren einige, nach des Ariſtoteles Meinung, nicht faulen ſollen, leben doch würklich von der Feuchtigkeit. Nun iſt aber das ohne Zweifel nüzlicher, ohne welches kei-nes Dinges Natur und Leben beſtehen und fortdauren kan. Wir wollen uns von den Brauchenden zu dem wenden, was gebraucht wird, als zu den Pflan-zen und Früchten. Einige von dieſen ſind nicht gänzlich ohne Wärme, einige haben nun einen ſehr kleinen und faſt un-merklichen Theil davon. Die Feuchtig-keit aber macht, daß alle Gewächſe auf-gehen, wachſen und Früchte tragen. Ich will jezt des Weines, des Oels und der übrigen Sachen, die wir keltern, melken, und täglich vor Augen ſehen, nicht er-wehnen; das Getreide ſelbſt, welches wir gemeiniglich für eine trokne Speiſe halten, wird durch die Veränderung und Ausbreitung der Feuchtigkeit zur Fäul-nis und endlich hervorgebracht. Auch das iſt nüzlicher, was niemals Schaden verurſacht. Wer weis aber nicht, daß das Feuer ſehr leicht das allergröſte Ver-derben zuziehen kan? Die Natur des Waſſers aber ſchadet an und für ſich ſelbſt niemals. Ferner iſt unter zweien das-jenige das nüzlichſte, welches am leichte-ſten anzuſchaffen iſt, und ſeine Dienſte thut, ohne daß man viel Umſtände und Unkoſten dabei zu machen nöthig habe. Nun erfordert aber der Gebrauch des Feuers allerlei Materie und Zuſaz; und dahero bedienen ſich Könige und bemit-telte Leute deſſelben mehr, als die Gerin-gen und Armen. Das Waſſer im Gegen-theil hat auch hierinnen einen Vorzug, indem es den Menſchen ohne Unterſcheid

gleich-

gleiche Dienſte erweiſet. Es erfordert kein Werkzeug oder Hausrath, es iſt ſich ſelbſt genug, und an und für ſich nüzlich und gut. Ueber dieſes iſt auch dasjenige nicht ſo nüzlich, welches, wenn es vergröſſert wird, ſeine Nuzbarkeit verliert. Mit dem Feuer verhalt es ſich aber ſo: Es friſſt wie ein wildes Thier um ſich, und verzehrt alles, was ihm vorkömmt, und wenn es ja nüzlich iſt, ſo iſt es daſſelbe nicht ſowohl ſeiner eignen Natur nach, als vielmehr, weil es durch die Kunſt und in gehöriger Maaſe recht gebraucht wird. Von dem Waſſer hingegen hat man nie etwas zu beförchten. Weiter iſt das auch nüzlicher, was ſich mit dem andern vereinigen läſſt. Nun leidet aber das Feuer die Feuchtigkeit nicht, es ſtiftet auch nicht mehr Nuzen, wenn es mit derſelben vereiniget iſt. Das Waſſer aber iſt auch alsdenn nüzlich, wenn es mit dem Feuer vereiniget iſt, indem die Weinſtok, und den Einwohnern jenſei des Meeres den Gebrauch der Früchte aus Griechenland; aus Phönicien aber die Hülfsmittel wider die Vergeſſenheit, die Buchſtaben, gebracht. Es hat uns den Wein und die Früchte zugeführet, und verhindert, daß der gröſte Theil der Menſchen nicht des Unterrichts beraubt iſt. Wie ſollte alſo nicht das Waſſer nüzlicher ſeyn, als das Feuer, da es ſo gar ein Element mehr macht?

Allein es könnte einer für die gegenſeitige Meinung folgende Gründe anführen. GOtt, als der Werkmeiſter, hat vier Elemente geſchaffen, aus denen alle Dinge entſtehen ſollten. Dieſe Elemente ſind aber wieder alſo voneinander unterſchieden, daß die Erde und das Waſſer mit der Materie gleicher Beſchaffenheit unterworfen ſind, gemacht und gebildet werden, ihre Schönheit und Ord

ie bringt demſelben den Tod und Zerderben. Dahero werden die ɔſe und alle ſtehende Waſſer, die in n eingeſchloſſen ſind und keinen Ab- ɔaben, zu ſchanden und ſtinkend, ie keine Bewegung haben, die bei Sachen das Feuer anfacht und er- und dahero nennen wir die Waſſer, hr bewegt werden und ſtark flieſen, ɔig, weil ſie durch die Bewegung ıdig ihre Wärme behalten. Warum nun alſo das unter zweien nicht nüz- ſeyn, welches dem andern Stoff ɔeyn gibt, wie das Feuer dem Waſ- ut? Es iſt ja allezeit dasjenige nüz- , nach deſſen gänzlicher Abſonde- ein Thier umkommen mus. Denn klar, daß dasjenige, nach deſſen ubung es nicht beſtehen kan, die Ur- ſeines Seyns geweſen ſeyn müſſe. befindet ſich aber die Feuchtigkeit bei den Toden, und vertroknet nie- gänzlich, denn ſonſt würden die ı Cörper nicht faulen, indem die nis nichts anders iſt, als eine Ver- ɔlung des Troknen in das Feuchte, vielmehr die Verderbnis der Feuch- it in dem Fleiſche. Der Tod ſelbſt ıch nichts anders, als eine gänzliche ıubung der Wärme. Dahero ſind oden überaus kalt, daß ſie ſo gar die ırfe der Scheermeſſer, wenn man ze an ſie bringt, durch ihre gar zu : Kälte ſtumpf machen. Auch bei Thieren ſiehet man, daß diejenigen le, die wenig Feuer haben, auch am igſten empfinden; als die Knochen Haare, und die übrigen Theile, die von dem Herzen ſind. Denn die Em- dung ſcheinet faſt nach dem gröſſer geringer zu ſeyn, nachdem eine Sa- nehr oder weniger Feuer hat. Was die Pflanzen und Früchte betrift, ſo den ſie nicht ſowohl von der Feuchtig- , als vielmehr von der warmen Feuch- nt hervorgebracht, indem kalte Waſ- ntweder gar nicht oder doch ſehr ig fruchtbar ſind. Wäre aber das ſſer ſeiner eignen Natur nach fruchtbar, ſo müſte es auch allezeit aus ſich ſelbſt Früchte hervorbringen. Es iſt ja aber im Gegentheile denſelben vielmehr ſchädlich. Allein, wir wollen dieſe Meinung aus einem andern Grunde darthun. Das Feuer, als Feuer zu gebrauchen, haben wir kein Waſſer nöthig, es iſt ihm vielmehr hinderlich, indem es daſſelbe auslöſcht und vernichtet. Das Waſſer hingegen können wir in ſehr vielen Fällen ohne Feuer nicht gebrauchen, denn es iſt, wenn es warm gemacht iſt, viel nüzlicher, da es ſonſt Schaden bringet. Nun iſt aber dasjenige unter zweien Dingen beſſer, welches ſeine Dienſte thut, ohne das andere nöthig zu haben. Das Waſſer iſt nur dem Gefühle nach zum Waſchen und Berühren nüzlich; allein das Feuer hat bei einem jeden Sinne ſeinen Nuzen. Es iſt auſſer dem Gefühle auch dem Geſichte beförderlich, und hat alſo dieſes zum voraus, daß es nicht nur nüzlich, ſondern auch zu vielerlei nüzlich iſt. Daß man aber ſagt, der Menſch hätte einsmals kein Feuer gehabt, iſt ungegründet. Er kan deſſelben niemals ganz und gar entbehren, oder ohne daſſelbe beſtehen; Wiewohl auch hierinne, wie in allen Sachen, ein Unterſcheid iſt. Das Meer aber hat die Wärme eben ſo nuzbar gemacht, indem es derſelben mehr, als die andern Waſſer, ausgeſezt iſt; denn ſonſt würde es von den andern Gewäſſern nicht unterſchieden ſeyn. Wen ferner einige kein Feuer von auſſen brauchen, ſo geſchiehet es nicht, weil ſie deſſelben ganz und gar keinen Umgang haben können, ſondern weil ſie gar zu viel innerliche Hize beſizẽ. Es iſt ferner klar, daß das Feuer auch in dieſem Stüke den Vorzug behält, daß es, da das Waſſer niemals, ohne etwas auſſer ſich zu brauchen, beſtehen kan, ohne die übrigen Tugenden auch dieſe hat, daß es ſich ſelbſt genug iſt. Wie wir nun denjenigen für den beſten Feldherrn halten, der eine Stadt ſo verſieht, daß ſie keiner fremden und auswärtigen Hülfe bedarf: ſo iſt auch das Element, das da macht, daß wir in den

meiſten Fällen auſſer uns nichts nöthig haben, ohne Zweifel vorzuziehen. Dieſes iſt auch von allen übrigen Thieren, die kein äuſerliches Feuer bedürfen, zu verſtehen. Es könnte auch einer wieder die gegenſeitige Meinung dieſes anführen, daß dasjenige nothwendig beſſer ſeyn müſte, welches wir Menſchen allein brauchen, und deſſen Vortreflichkeit man nur durch Hülfe der Vernunft empfinden kan. Denn was haben die Menſchen wohl vortreflichers und nüzlichers, als die Vernunft? Allein die unvernünftigen Thiere haben es doch nicht. Was folgt daraus? Verliert es denn dadurch etwas von ſeiner Nuzbarkeit, weil es durch die Vorherſehung ſeiner Vortreflichkeit iſt erfunden worden? Und weil wir einmal hierauf gekommen ſind, ſo möchte ich doch wohl wiſſen, worinne das Waſſer der Kunſt, welche die Bequemlichkeiten des Lebens befördert, nüzlicher ſey? Das Feuer hingegen hat alle

lich aber das Geſicht, welches der ſchärfſte unter den Sinnen des Leibes iſt, indem es von dem Feuer ſelbſt berrührt, und vermöge deſſen wir, wie Plato ſagt, unſre Seele nach den himmliſchen Bewegungen einrichten können.

Von der weiſen Kunſt, Magie, und ſogenannten Zauberei ꝛc.

Des Peladine ſeine in unſern Intelligenzzetteln vorigen Jahrs ſt oft angerühmte Kunſtſtüke geben uns Anlas, von dem Betrug und dem abgeſchmakten Aberglauben, als den allerſchädlichen Feind des menſchlichen Geſchlechts, eine Materie hier auszuführen, die noch wenigen bekannt, und vielen nüzlich ſeyn wird. Wir haben zwar in unſerm curioſen Dollmetſcher ſowohl als in dem folgenden Theil dieſer Sammlun

hr, als 100. Künſten aus der türlichen Magie beſonders fol-nde handgreiflich darzuſtellen rmögend iſt: 1) Einem jeden iehe, woher es ihm nur ge-acht wird, macht er den Pro-ſs, wie er in ſeinem Avertiſſe-ent beſchreibet. 2) Alle Sa-en, die man ihm gibt, was es ur ſey, verwandelt er in eine orte Holz, die man nur ver-ngt. So hat er hier z. E. ein uch in Eichenholz verwandelt, iß es wahrhaftig Holz, allen ſerlichen Empfindungen nach, weſen; Jedoch bringt er auch gleich alles wieder in ſeine vori-Geſtalt. 3) Alle Sorten ra-r inn- und ausländiſcher Vö-el, ſo da verlangt werden, ſtellt an beliebtem Orte, den Au-nblik mit aller Colorite und Ge-alt, auch mit dem ſchönſten Ge-nge, dar. Wenn 4) einer der uſchauer ein Glas Wein auf en Boden wirft, daß es in rümmern zerbricht, ſo vermit-lt er ſogleich, daß alle kleine Stükgen wieder von ſich ſelbſt ſammen flieſen, und das Glas it Wein, wie es vorher gewe-n, wieder dar- und auf den iſch geſtellt wird. Ja auf Ver-ngen iſt er im Stande, noch ehrere gefüllte Weingläſer ſo-leich neben das erſte hinzuſezen.) Einem groſſen Miniſter, der ich ſeine Kunſt zeigen laſſen, hat r angebotten, ſeinen Bedienten or ſeinen Augen in ein Pferd zu verwandeln. Da ihm nun dieſer, unter Verwarnung alles Nach-theils, ſolches zugeſtanden, ſo fällt der Diener in dem Zimmer von ſich ſelbſt um, und in einen tiefen Schlaf. Bald hierauf kommt an einem Orte des Cörpers ein Pferdefus und nach und nach alle übrige Glieder eines Pferdes her-vor: welches er alſo vollkommen darſtellt, und auf die Beine tritt: Und wenn man einen Reiter da-zu verlangt, ſtellt ſolchen der Künſtler augenbliklich auf dem Pferde ſizend, handgreiflich und in natürlicher Geſtalt vor. Wor-auf er in einem Augenblike alles wieder in den Diener verwandelt, der, wie vorher auf der Erde im tiefen Schlafe lieget, von nieman-den aber weder durch heftiges Stoſen noch Rufen erwekt wer-den kan, bis es der Künſtler durch einen Wink oder Ruf verrichtet.

" Ein anders Berlin den 24. Novemb. " Es lieſſen einige gute Freunde nebſt " mir dieſen Künſtler holen, wo er für Be-" zahlung 20. Rthlr. uns 11. ſeiner Pro-" ceſſe darſtellte, davon ich Kürze und " Abgang der Poſt wegen, nur folgen-" des bemerke: Einer der Zuſchauer " ſtekte ſelbſt eine Karte in ſeine Taſche. " Als er ſolche auf Geheis des Künſtlers " wieder heraus nehmen ſollte, fand er " einen lebendigen Sperling ſtatt derſel-" ben, der vor unſern Augen auf dem " Tiſche herum lief. Dieſen ſollte er " wieder einſteken, und ſodann ſich er-" klären, was er weiter verlangte. Die " meiſten Stimmen giengen dahin, daß " es ein Papagei ſeyn ſollte. Zu jeders " manns Verwunderung brachte er ei-

" nen niedlichen und ſchönen Papagei " hervor, der mir ſelbſt auf der Hand ge" ſeſſen, und mich mit dem Schnabel " careſiret hat. Sein ordentliches " und geringſtes Honorarium iſt 10. " Rthlr." Das disfalls publicirte Avertiſſement lautet auf Teutſch alſo:

Meine Herren und Damen!

Man meldet Ihnen, daß in dieſer Stadt angekommen iſt Thomas Peladine, gebürtig aus Livorno, welcher mehr als hundert Geheimnüſſe aus der natürlichen Magie, oder weiſen Kunſt, beſizet. Er wird die Ehre haben anzuzeigen, worinnen dieſe Geheimnüſſe der weiſen Kunſt beſtehen. Erſtlich wird er einem lebendigen Thier den Kopf abhauen laſſen, und wenn dieſer Kopf abgehauen und das Thier tod ſeyn wird, ſo wird er beſagten Kopf nehmen, ihn an ſeine Stelle

Magus Peladine unterm 25. Nov gemeldete Nachrichten etwas näher läutert werden.

" Auf Dero eingegangenes vo Nov. habe ich viele ſubtile Fragen antworten. Ich geſtehe, daß ich ſpoſition zu einer Erzehlung von D wie dieſe ſind, billig und ſo beſchaf de, daß ich, wenn ich derſelben ein gen leiſten ſollte, entweder ſelbſt ei gus ſeyn, oder wenigſtens mit derg Leuten in genauer Bekanntſchaft müſte. Sie dringen ſowohl auf ei tige und wohlbeſtimmte Erzehlung auch auf eine genaue Aufmerkſam ler bei dem Verfahren dieſes Kü vorgefallenen Umſtände. Beid thun iſt mir jezo, wegen vorgef Verrichtungen, nicht wohl möglic will demnach zur Erläuterung nur beifügen. Was nun 1) die Ha ke und Verwandlungen dieſes Kü

ch vor alle Zuſchauer, und wer dem nahete, dem ſprang es freund die Hände, lies ſich herum tragen ſtiren, bezeigte ſich auch ſelbſt ſehr lend. 3) Von dem in meiner art getödeten Hahne habe ich les ausführlich gemeldet. Auf rn Fragen zu antworten, ſo mel der Künſtler zu jeder Zeit ſich ein nd daß er, in Anſehung derſel men Unterſcheid macht. Bei uns chmittags um 3. Uhr geweſen, da ſer Tiſch mit vier Lichtern, ob es g in der Stube war, zurechte ge de. Er kommt allein ohne Be . Seine äuſerliche Figur hält chtig in Sammet und Gold. Er höner und ſehr höflicher Menſch. n hat er weder Taſche noch Werk ſich, ſondern ſteht frei mitten in be, oder vor dem Tiſch, inſo ieſen zu ſeinen Verrichtungen nö Ja er erlaubte uns insgeſammt, uns um denſelben herumſezen, ſeine Handlungen genau beob ürften. Alles, was er benöthigt es er ſich, zu Vermeidung alles ts, im Hauſe geben, und die Verrichtungen muſten die Zu ſelbſt machen. Der Hr. Peladi , wie ſie fragen, keine Zwiſchen gen, dadurch er die Aufmerk der Zuſchauer etwan zerſtreuen wie andere Gaukler thun: Son nacht alles ſehr gelaſſen, hat eine me und zufriedene Geſichtsbil ie doch aber die Kennzeichen ei rfen Nachdenkens in ſich be Ich hatte beſchloſſen, mit dieſer t für dismal aufzuhören. Al ch in einer honetten Geſellſchaft Hrn. * * * von einigen Anwe hr curiöſe Diſcurſe hörte, ſo habe on noch das kürzeſte mittheilen

Der Hr. Secr. * * * eröfnete der Marquis * * ohnlängſt dieſen zu ſich rufen laſſen, und von ihm ſchen- oder Thierverwandlung ucaten zu ſehen begehret. Der Künſtler hat den Hn. Marquis * * erſucht, einen ſeiner Bedienten, den er vertrauen wolle, herein kommen zu laſſen, und zu befehlen, was er aus ihm haben wolle. Hierzu nun wird ein Küchenjunge, ohne daß er weis, was mit ihm vorgehen ſoll, gerufen, und verlangt, ein wild Schwein aus ihm zu machen. Als dieſe Operation vorgehen ſollte, verſchwindet der Junge, und kommt aus einer Eke des Zimmers ein junger Friſchling gelaufen. Kurz hierauf verſchwindet das junge Schwein, und der Junge ſteht wieder da. Der Künſtler ſagt, man könne dieſen abgehen und einen andern kommen laſſen. Dieſes geſchieht, und wird in der Verwandlung ein Budelhund verlangt. Dieſen ſchaft er ſogleich, eben wie bei dem erſten, zur Stelle, hauet demſelben mit ſeinem Degen † den Kopf ab, ſo, daß alle Zuſchauer die Sehnen an dem Halſe deutlich ſehen können; ſodann ſezt er dem Rumpfe den Kopf wieder auf, und gibt dem Hunde das Leben, worauf derſelbe verſchwindet, und der andere Junge kommt gleich dem erſten wieder zum Vorſchein. Nun fragen Sie, ob man von dieſen Menſchen, die ſich zum Gegenſtande ſeiner Magie brauchen laſſen, nichts von ihren Empfindungen, die während der Verwandlung gehabt, erfahren können? Hierauf diene, daß eben dieſe beide Küchenjungen ſich nichts bewuſt geweſen, auſſer daß ihnen die ganze Zeit dauer als ein Schlaf gedauchet.

† Dieſer Degen iſt ſehr koſtbar, und er hat auch bei uns mit demſelben einen Hahn getödet und wieder lebendig gemacht, davon ich ein Zeuge bin.

Die Kunſt des Peladine beſtehe nun, worinne ſie wolle? oder es ſey auch gar keine Kunſt, ſo will ich doch alle und jede bei dieſen erleuchteten Zeiten gewarnet haben, daß ſie es nicht für Hexerei halten. Die Schande dieſes Aberglaubens muß nun endlich völlig aus einem Reiche verbannet werden, wo die gröſten Weltweiſen

weiſen auch dem Pöbel den Weg zur Vernunft längſt gebahnet haben, und welches zum Theil von Fürſten beherrſchet wird, welche dem Aberglauben durch ihre höchſte Macht vollends noch gar den Rükweg in diejenigen finſtern Zeiten und Länder zurükweiſen, wo man ihn als einen Gott verehret.

Reflexion über den wunderbaren Thomas Peladine, der mit ſeinem Blendwerk die Welt noch nicht vor gar langer Zeit berhöret.

Dieſer Mann hat an vielen Orten unſeres Teutſchlandes ſeine Kunſtſtüke ſehen laſſen, weswegen er auch von denen, die ſeine falſchberühmte Kunſt nicht eingeſehen, bewundert worden. Der Vorgänger ſeiner Wunderwerke iſt geweſen der ſogenannte miraculoſo Floriſanti, deſſen Kunſtſtüke in ſeiner Lebensbeſchreibung zu leſen, und von dem unter andern

Weg, wo man eine Caroſſe herkommen ſie
het, in die Luft, ſo werden die Pferde nicht
aus der Stelle gehen, bis das Pulver
ſich völlig verſtreuet und verlohren hat.
Bis ſo weit gehet des Marquis de * * *
Erzehlung.

Aus dieſem erhellet, daß des Peladine
Künſte, obgleich ſolche vor Zauberei ausgeſchrien worden, nichts wenigers als
Taſchenſpielerei ſeyn, und nicht alle ſind
Blendwerke. Zu unterſuchen, ob es
wahr iſt, was ich hier ſage, iſt keine unnöthige Beſchäftigung, wie mir ein jeder
zugeſtehen wird. Wie kan man aber eine
Sache unterſuchen, um welche man ſich
nicht bekümmert? Ich gebe es zu, daß
die meiſten Taſchenſpielerkünſte Blendwerke ſind. Blendwerke ſind ſinnliche
Begebenheiten, welche ganz was anders
ſind, als was ſie zu ſeyn ſcheinen. Die
Taſchenſpieler machen uns dieſe Blendwerke gemeiniglich durch Hülfe ihrer

u: Wenn man in ein Gewehr
ie Kugel ſehr wenig Pulver
o geht ſie durch den Schuſs
raus: aber ohne alle Kraft.
r gleich vor dem Mundloche
nd der Knall dabei iſt ſchwach.
nan aber zugleich über die Ku-
von Pulver ſchüttet, ſo gibt es
, natürlicher Weiſe, einen
Knall, und ſchwächet, weil
zündete Pulver auch auf die
urük würket, die Gewalt,
cher die Kugel heraus fährt,
hr. Dieſes hat ein berühm-
rkündiger in Frankreich ſchon
gen Jahr hundert entdekt.
ſache iſt ſehr begreiflich; und vor
erei zu halten. GOtt Lob! wir
ht mehr in den Zeiten, da man
chweiz einen Brioché blos wegen
nſtlich verfertigten Puppen oder
tten auf den Scheiderhauffen
nd verbrennen wollte. Die
i Teufelsbanner wiſſe gleichfalls
ehr, als, was ihnen Betrug
heit eingeben. Und ſolche Leute
unter die gefährlichſte Landes-
, darunter denn auch diejenigen
n, welche mit denen ſogenann-
uns leichtglaubige oder einfälti-
betrügen.

denen Alraunwurzeln.

e Woche habe vernommen, daß
i mit Alrauns hier geweſt, und
i vieles Geld zu verkauffen ge-
t. Es wird dahero nicht ohne
yn, wenn der Betrug bekannt
wird. Jener Bierwirth, der
gleichen geſchnizte Alraunwurze
Geſpaſs hatte, war nicht ſo
ibig, wie ſeine häufig kommen-
, die nicht anderſt glaubten, als
h werde pur darum ſo reich, weil
aunmännle habe, der ihm Gold
önne; ſondern er hat es ſeinen
Gäſten zu danken, denen er alle-
ich Waſſer in das Bier gegoſſen,
Betrug ſein Alraun war, von
dem die Gäſte aber in Aberglauben und Schaden geſezet worden. Was nun eigentlich eine Alraunwurzel ſeye? davon haben wir in unſerm curioſen und in allen nöthigen Wiſſenſchaften ſehr nüzlichen Dollmetſcher p. 387. das Nöthige zwar ſchon angeführet. Wir wollen aber hievon hier noch ausführlicher handeln, für dieſesmal aber nur überhaupt und kürzlich dieſes melden: daß dieſe Alraunwurzeln, Mandragora genannt, von dem aus Candia gebrachten Saamen in Spanien, Welſchland und Frankreich gezeuget werden, deren Wurzelrinde eine Narcotiſche Schlafbringende und Schmerzſtillende Kraft haben ſolle, und in einigen Apothecen zu finden iſt. Die Landbetrüger oder Marktſchreier aber machen folgender Geſtalt Geld- oder Galgenmännle daraus: Selbige ſchnizen dergleichen Alraun aus der erſtbeſagten Mandragora-wurzel, und formiren ſolche nach Bildhauerart zu einer menſchlichen Geſtalt, und ſteken derſelben, damit die Wurzel Haare bekomme, ein Saamen- oder Gerſtenkorn unten ein, ſo hernach auswächſet, und kleine Zäſerlein als Haare vorſtellt, ſo wie hier in Kupfer geſtochen zu ſehen; darauf aber, damit der Betrug einen deſto gröſſern Aberglauben zuweg bringt, legen ſie dieſem alſo geſchnizten Bildgen ein Kleid an, und gürten es am Leib zuſamen, gleichwie die zweite Figur hierneben ausweiſet, legen es in ein Schächtelein, und verkaufen es alſo den Leuten, die ſich gerne betrügen laſſen, und die ihr Vertauen von GOtt ab- und auf ein ſo dergleichen Hexenwerk ſezen. Anno 1739. iſt zu Halle in Magdeburg hievon ein Tractätlein in 8vo in Druk heraus gekommen, unter dem Titul: *Schmidii Commentatio Epiſtolica de Alrunis Germanorum &c.* darinn von vielen Stüken eine Auskunft zu finden. Und in dieſem 1748ſten Jahr haben einige Gelehrte in denen Stuttgarder wochentlichen Anzeigenins beſondere davon gehandelt.

Es

), die Kunſt des Raunens
ens der Wurzel zugeſchrie-
ieſer Name wie denen Prie-
t ſchon beigeleget geweſen.
XX. VI. hat ſie Circæ oder
nnet, ob dieſes von Circæ
n Hur, welche durch die-
ſend bald hellmachende
achdem das Temperament
partium eines Menſchen
Leib bekommet beſchaffen
n Ulyſſæ verwirret, daß
er jenes Thier verwandelt,
Tollheit ſich eingebildet,
da ſie als Schifbrüchige
nger ſelbſt von deſſen ſehr
uenden Früchten gegeſſen,
me Würkung denen Spei-
k der Circe hernach nur
oder weilen dieſes Gewächs
ntorio Circæo, Capo de
en Terracina und Nettuno
, woſelbſten ſich Circe auf-
b dieſe Revier den Namen
ekommen, beſſer herzulei-
len wir jezo nicht weiter un-
ndern denen Criticis über-
igora iſt ſein gewöhnlichſter
ien Botanicis von Mandra-
la; Dann es wird gerne
ch das Vieh ſammlet, und
rodies machet lib. IV. c. 74.
ed zwiſchen dem Männlein
, und nennet das leztere
eilen deſſen Blätter denen
gleichen, und ſonſten die
en kleiner ſeynd. Wir
ier nicht ganz vorbei gehen
daß weder das Erſtere
re eine genugſame Urſache
ſcheid von beiderlei Ge-
ſem Erdgewächs abgeben
man hat heut zu Tage das
weibliche Geſchlecht derer
durch ſie ſich propagiren,
andere, und zwar dreifa-
den. Indeme bei einigen
echt nicht nur in einer eini-
zugleich, ſondern auch in
einerlei Theilen derſelben ſich zeiget, als
da ſeynd Tulipanen, Roſen, Pappele,
Oelmagen u. a. m. Vid. Herrn Canzler
Wolfens Phyſiq. §. 407. Die zweite Art
des unterſchiedlichen Geſchlechts iſt zwar
auch in einer einigen Pflanze, aber nicht
in einerlei, ſondern in zerſchiedenen Thei-
ler derſelben, als wie in dem Türkenkorn,
Haſelſtaude. ꝛc. ꝛc. Die dritte Art derer
unterſchiedlichen Geſchlechtsglieder de-
rer Pflanzen zeiget ſich alſo, daß das
männliche und weibliche Geſchlecht nicht
in einem und nur einzigen Gewächs zu-
gleich anzutreffen, ſondern es gehören
allezeit zwei Exemplarien darzu, da in
einem die männliche, in dem andern die
weibliche Geſchlechtsglieder nach ihrer
Art zu ſehen, wie bei dem Biegelkraut,
Hopfen, Hanf u. a. m. Es iſt aber hier
weder die Zeit noch unſere Abſicht uns
in dieſe ſubtile Materie tiefer einzulaſſen,
ſondern nur zu zeigen, daß der Unter-
ſchied des Geſchlechts in dem Alraun
nicht darinnen beſtehe, weilen eine Art
davon denen Lattichblättern gleichet, oder
ihre Früchten kleiner und wie geringe
Aepfelein ſeynd. Sonſten haben die Al-
te die Mandragoram oder das ſogenannte
Männlein auch Morion, Arien und Hyp-
poplomon, und das ſogenannte Weib-
lein Thrydaciam genennet; beede aber
nach Antimeloon, Aleton, Kammo-
ron, Minon, Hemionos und Gonegeo-
nas &c. Und endlich in Serap. cap. LXIII.
heiſſet ſie Jabora, in Averhæ aber Lephaa.
Es würde zu weitläuftig ſeyn die Ety-
mologiam dieſer Terminorum zu un-
terſuchen; wer Luſt hat, kan ſolche bei
denen Philologis nachſchlagen, er wird
aber bei keinem einigen die geringſte
Spuhr merken, das nur einer von allen
Autoribus, die ſolchen Namen gebraucht,
dieſe tolle Meinung gehabt, daß dieſe
Wurzel wahrſagen, und Geld oder
ſonſten Glük bringen können. Nun
kommen wir endlich von dem Wort auf
die Sache als den Mandragoram oder
den Alraun ſelbſten, und geben von ihme
verſprochener maſſen folgende kurze Be-

che Art könne geholffen werden. Dahero ſich viele ſollen bemühet haben, die Alraunwurzel zu der Geldgeburt damit zu bewegen, wann ſie ſolche auf eine beſondere Art ehren, und öfters oder auch zu einer gewiſen und dem Erfinder ohngefehr eingefallenen Zeit und Stunde in dem rothen Wein baden würden, gleich als ob dieſe Wurzel eine ambitiöſe Seele hätte, die niemand Geld brächte, als der ihr dieſen Dienſt erweiſen würde. Man möchte zwar ſagen: der rothe Wein habe eine natürliche Kraft auf ſolche Art dem Alraun die Geldfruchtbarkeit beizubringen. Allein auf dieſes iſt abermal leicht, handgreiflich und kurz zu antworten, dann wer den Glauben hat, daß die rechte Alraunwurzel zu dieſem Geſchäft nöthig ſeye, und es ſonſt mit keiner andern angehe, übrigens aber zweifelt, ob ſie bei uns richtig zu haben, der laſſe ſie aus Italien kommen, woher ſie gar leicht zu beſchreiben, er ſchnize ſie noch weiter ſo

ſer, der nach Oſten ſchiffet, bitter den Jupiter um den Weſtwind, und ein anderer, welcher nach Weſten ſchiffet, ſeufzet nach dem Oſtwinde. Alle flehen gleichbrünſtig, alle wollen erhöret ſeyn: alle aber zu erhören, iſt dem Jupiter unmöglich. Wen ſoll er erhören? Soll er Sonnenſchein oder Regen, ſoll er Oſtwind oder Weſtwind verleihen? Lucian, welcher bei aller Gelegenheit das abgeſchmakte der heidniſchen Religion lächerlich machte, läſt denjenigen vom Jupiter erhöret werden, welcher ihm am meiſten opfert. Auf dieſe Art entſcheidet er die Sache nach ſeiner phyſicaliſchen Einſicht ſowohl, als nach ſeiner moraliſchen Abſicht.

Den wahrhaften GOtt, von welchem alle Veränderungen in der Welt herrühren, treiben ganz andre Urſachen, einem jeden Orte und einer jeden Zeit dieſe oder jene Witterung zu beſtimmen. Alle unzählichen Veränderungen derſelben ha-

Witterungen mehr im Ganzen
. Warum ist beständig die
g eines Jahres von der Witte-
andern unterschieden? Warum
eilen so merklich unterschieden,
von kalten Wintern, heissen
, troknen und nassen Jahren
en? Warum ist das Wachs-
der Miswachs der Feld- und
chte jedes Jahr fast in je-
derselben so unterschieden?
sehen wir oft in einem
Feldfrüchte und wenig Gar-
, und umgekehrt? Worinne
s Wesen und der Unterschied
Witterungen, auf welche der
und das Wachsthum der
Gartenfrüchte ankömmt? Wer
iese Fragen in der Kürze ant-
Es ist GOttes Wille, dem
n ich zwar nicht widersprechen:
ihm aber antworten, daß jezo
sey, durch was für natürliche
Ott seinen Willen in diesen na-
eränderungen vollziehe?

Stand des Erdbodens gegen
und die Vermischung und Be-
ihrer Theile verursachen noth-
e Abwechselung von Wärme
, von Regen und Sonnen-
urch den erstern werden Som-
Winter verursachet: Sommer
r aber sind an sich schon eine
ng der Wärme und Kälte,
sie derselben noch weit mehre-
h. Durch die leztern werden
risten und häufigsten Verände-
Wetters verursachet.

eine grosse Wohlthat des Him-
die Jahreszeiten ihren ordent-
haben, und daß er uns vor-
läst, in welchen Theilen des
warm und kalt seyn wird.
längst auf Erfahrung und spät
gegründete Wissenschaft sagt
wir säen und pflanzen sollen.
zu wissen, wenn es überhaupt
warm und kalt seyn wird, dieses ist noch eine sehr unvollkommene Wissenschaft. Unsere Hofnung mislingt uns gar oft, weil wir nicht wissen, wie warm und wie kalt es seyn wird, und ob wir nasse oder trokne Zeit haben werden? Wie sehr ist nicht oft die Wärme und Kälte eines Sommers, und eines Winters von der Wärme und Kälte eines andern unterschieden! Und doch ist einer jeden Art von Feld- und Gartenfrüchten nur ein gewiser Grad der Wärme und Kälte zuträglich. Aber eben die verschiedenen Naturen der Pflanzen, welche so verschiedene Witterung erfordern, sind Ursache, daß in keinem Jahre alles gerathen kan. Wir merken auch dieses an der jährlichen Klage unserer Hausväter ganz wohl, worunter die meisten selten ihre Gärten und Felder ohne Murren wider die Göttliche Güte besuchen. Aber wie wenig erwägen sie, daß ihre Wünsche unmöglich alle zu erfüllen sind! Der Lauf der Natur verstattet es nicht anders, als daß wir jährlich an ihren Schäzen etwas vermissen müssen, damit wir ihrer Freigebigkeit nicht überdrüssig werden. Wir werden künftiges Jahr ein weit gröfferes Vergnügen an den Gartenfrüchten haben, da uns in diesem Jahre dieses Vergnügen beinahe gänzlich versaget ist.

Wer auch die Vermehrung dieses Vergnügens nicht begreifen kan, der überlege nur die natürlichen Ursachen der verschiedenen Witterungen und des verschiedenen Wachsthumes und Miswachses, wenn er ein inniges Vergnügen an der weisen Einrichtung des Schöpfers empfinden will.

Die Pflanzen gleichen in Ansehung der verschiedenen Witterung, welche sie zu ihrem Gedeien nöthig haben, den Menschen in Ansehung ihrer Bedürfnisse. Viele Menschen bedürfen eben das, was viele andere bedürfen, und doch nur einige erhalten können. Daraus aber entstehet bei einem Theile derselben nothwendig ein

jem Jahe zu verwundern, wenn Kraut, Kohl, Rüben und dergleichen Küchengewächse wohlgerathen, die Ernde aber unsre Wünsche nicht erfüllet; Wenn ein heisser Sommer auf einen gemäsigten Frühling folgt: so gelangen die vorhandenen Feld- und Gartenfrüchte zu ihrer völligen Reife; aber die späten Sommergewächse haben dabei wenig Gedeien.

Auch die Witterung ganzer Jahre ist den Gewächsen untereinander zuwider. Einige haben beständig trokne, andre beständig feuchte Witterung vonnöthen. So gewis es aber ist, daß trokne und nasse, kalte und warme Jahrszeiten und Jahre allezeit gewise Feld- und Gartenfrüchte wohl oder übel gerathen lassen, so gewis ist es auch, daß wir diese verschiedenen Witterungen nicht auf viele Jahre vorher bestimmen können. Es ist alles ein leeres Gewäsche, was die phantastischen Verfasser der hundertjährigen Calender den Einfältigen hierinne bereden wollen. Ihren sogenannten sieben Planeten, dem Saturn, dem Jupiter, dem Mars, der Sonne, der Mercur und dem Monde, geben sie das Regiment über die Witterungen, jedem ein Jahr; und blos ihrer Gütigkeit haben diese sie-

was mattes und blasses Licht
mus also nothwendig heis
seyn, weil er roth, lebhaft
ist. Ich finde nicht nöthig,
gegründeten Folgen etwas ein
Aber worauf gründet sich die
nung dieser Luftbeherrscher! D
derum sehr vernünftig, und
Rangstreitigkeiten unter ihn
gen. Ptolemäus, ein Patri
den Sternsehern, und folglic
ehrlicher Mann, hat gesagt
Erde im Mittelpuncte der W
und daß sich um selbige der M
nach der Mercur, alsdenn d
ferner die Sonne, hierauf Ma
Jupiter und endlich Saturn,
und er würde es nicht gesagt ha
es nicht wahr wäre. Nun g
Calendermacher von aussen hin
und fangen vom Saturn an zu
zum Monde, und in dieser O
ben sie den Planeten nach ein
Regiment über die Erde, welc
in ihrem Mittelpuncte haben.
ret nur ein gemeiner Verstand d
abgeschmakte Wesen und den Un
Wetterpropheceiungen, welche
Herrschaft der Planeten gründ
hen. Und eben so leicht kan m

ſcher Rechnungen gründet ſich
katur und Herrſchaft der Plane-
: aber haben ihren Einfluſs nur
:dern der Calenderſchreiber.

Propheceiungen der jährlichen
ſind ſo nichtswürdig, als der
hrigen ihre. Dieſe propheceien
ter der Jahre, und jene das
er Tage. Ein jeder begreift,
ne vergebliche Sache iſt: das
:r künftigen Tage eines ganzen
as der Beſchaffenheit unſrer Luft
men, in welcher der nächſte
r täglichen Veränderungen deſ-
:halten iſt. Dieſe iſt auch nicht
, worauf unſre jährlichen Ca-
eiber ihre Propheceiungen grün-
ſind ebenfalls die lieben Plane-
aupt, und insbeſondere iſt es
Stand gegen einander, wel-
die Aſpecten nennet. Ich will
Gelegenheit dieſen Begrif et-
licher machen.

: man im gemeinen Leben einen
:reis nennet, das nennen die
iticverſtändigen einen Zirkel.
Planet ſcheinet am Himmel
nen Lauf einen Zirkel zu beſchrei-
: Planeten durchlaufen über-
einen gewiſen breiten, um deſ-
n Umfang herum ſich erſtreken-
ch, welcher der Thierkreis ge-
d. Aus dieſem weichen ſie wes
s, noch jenſeits, weder nach
cht, noch nach dem Mittage ab;
:ſtrekt ſich aber von Morgen ge-
d. Dieſer ganze Strich, die-
reis, kan als ein Zirkel betrach-
n. Wenn nun ein Planet z. E.
, von einem andern, z. E. vom
um den vierten Theil dieſes Zir-
het: ſo ſagt man, Venus ſey
Monde im gevierten Scheine.
e um den ſechſten oder dritten
einander ab: ſo ſind ſie im ge-
der gedritten Scheine. Ste-
ander gerade gegenüber, ſo daß
der Mond gerade ſo weit über der Erde ſteht, als die Venus unter der Erde ſteht, oder umgekehrt: ſo ſind der Mond und die Venus im Gegenſcheine, und ſie ſind in der Zuſammenkunft, wenn keines von beiden, weder gegen Abend, noch gegen Morgen, von dem andern abweicht, ſondern beide entweder einander deken, oder gerade über und untereinander ſtehen.

Die Aſpecten laſſen ſich durch aſtronomiſche Rechnungen auf alle künftige Zeiten eben ſo genau vorher beſtimmen, als die Mondsgeſtalten und die Sonnen- und Mondsfinſterniſſe. Wenn ſie nun die Veränderungen des Wetters verurſachten: ſo würden wir dieſe vielleicht eben ſo zuverläſig vorher wiſſen können. Aber das erſtere iſt zu allem Unglüke! nicht wahr. Was iſt das für eine Folge: Mars, ein hiziger Planet, ſteht mit dem Mercur, einem feuchten Planeten, in der Zuſammenkunft; alſo mus zu dieſer Zeit Donner und Bliz erfolgen. Oder Saturn und der Mond ſtehen miteinander im Gegenſcheine; folglich mus es mittelmäſig warm und kalt, feucht und troken ſeyn. Wie kan denn der verſchiedene Stand der Planeten unſerer Luft ihre Eigenſchaften mittheilen, und dieſelben vermiſchen, und dadurch unſre Luft wieder verändern? Doch was ſage ich von den Eigenſchaften der Planeten? Dieſe ſind Erdichtungen, und alles, was darauf gegründet iſt, das iſt Tand. Ich gönne meine Augen den Verzeichnüſſen der Aſpecten in den Calendern ſelten, und den Wetterpropheceiungen niemals, weil ich weis, daß, als der Calenderſchreiber dieſelben aufgeſezet, ſein Kopf mit dem Hundsſterne in Conjunction geweſen iſt.

Aber warum findet man gleichwol dieſe Propheceiungen noch immer auch zum Theil in den beſten Calendern, welche zuweilen gelehrte und verſtändige Männer zu Verfaſſern haben? Es iſt kei-

ne

ne andere Urſache hiervon, als der Nu-
zen der Verleger. Der Bauer, was ſa-
ge ich, der Bauer? faſt alle Käufer ſe-
hen zuerſt nach dem Wetter im Calender;
eher wird er nicht gekauft. Da nun, wie
es in vielen andern Dingen zu geſchehen
pflegt, alſo auch hier, verſtändige ein-
mal ſpielen müſſen: ſo geſchieht es gleich-
wol mit aller Bequemlichkeit. Sie laſſen
die Adſpecten Adſpecten ſeyn, und ſchrei-
ben, wie der Hr. Baron von Wolf in ſei-
ner Chronologie gar weislich erinnert,
das Wetter ſo hin, wie es ihnen einfällt;
doch ſo, daß es der Zeit nicht zuwider iſt.
Es iſt wahrſcheinlich, daß es im Heu-
monate warm, im Jenner kalt, und im
April ſtürmiſch ſeyn wird. Gut! ſo ſe-
zen ſie dieſe Witterung etlichemal in die-
ſem Monate. Es wird doch wohl einmal
zutreffen; und wenn nur dieſes iſt: ſo iſt
der Calender ſchon ſeine 18. Pf. werth,
und der Calendermacher kan mehr, als

der Zeit und Menge der Beob
einige Regeln entdeken, nach
ne Witterung auf die andere fol
die Witterung der nächſt folgend
den und Tage zimlich zuverläſig
ſagen, iſt ſo eine übernatürli
nicht, daß ich mich, nebſt vie
leuten, nicht ſelbſt derſelben
men können: aber das Wetter
Jahre zu prophecein, iſt ein
gröſſerer Schwierigkeit. Hierin
gen Verſuch zu thun, mus m
auf die beſonders kalten und heiſ
ſen und dürren Jahre Acht hab
ſehen, was für Jahre darauf fol
was für Witterungen vorher
ſind. Vor dem kalten Winter
Jahres hatten wir im 1739. Ja
naſs kalten, trüben und neblichte
Auf den heiſſen Sommer des ver
1746. Jahres folgte in eben d
und in dem heurigen Jahre ein

efördern und uns unſre Hof-
er benehmen können!

ſieht alſo wohl, mit wie viel
eit dergleichen Muthmaſungen
nüpft ſind. Bei aller Furcht
n wir doch ſo viel, daß niemals
einer Miswachs an allen Früch-
et. Wir vermiſſen heuer das
e Vorſicht hat uns aber deſto
ofnung zu einer reichen Getrei-
ewähret. Bei einerlei Witte-
irbt das eine, und das andre
eſchädigt. Selbſt die heurigen
üchte hat kein allgemeines Ver-
troffen. In tiefen und über-
r häufigem Andringen der Luft
ahrten Oertern vermiſſen wir
umfrüchte. Und dieſe wenigen
enug ſeyn, bei dem Seegen der
ine angewohnte Lüſternheit zu
n. Für die Nothdurft haben
rgehenden Jahre geſorget.

on der Hungerscur.

n den meiſten Krankheiten
ſt der ungeſunden Luft, und un-
n Affecten, die Unmäſigkeit im
d Trinken Urſache, ſo iſt nichts
agegen als Mäſigkeit und zu ge-
ten Hunger. So lange man nun
id nach Nothdurft iſſet und trin-
bet man geſund, ſo bald aber
äſigkeit erfolget, ziehet ſelbige
lten nach ſich, und ſind anjezo
Teutſchen, Holl- und Engelän-
nmäſigſten Nationen. Was die
keit aber vor Schaden anrichte,
nn von den Kindern an bis zum
en Alter durch ſo vielerlei Krank-
ſo faſt alle daher ihren Urſprung
Es hat aber die Hungercur, de-
heil ſchon die Alten erkannt, ih-
en zuförderſt gegen die Vollblüh-
Daher wer da merket, daß die
ark anlauffen, oder das Fleiſch
nigt und bluti eich, daß ſie daher
ren jeder Bewegung ermüden
oder ſonſt Trägheit des Leibes vermerken, thut ſehr gut, daß er einige Tage in der Woche weder Speiſe noch Trank genieſet, oder doch der Menge der Speiſen und deren Nahrhaftigkeit merklich abbreche, und damit lange genung anhalte. (Hiebei iſt zu gedenken, daß eine ſchöne blühende Farbe des Geſichts nicht eben allemal das beſte Zeichen ſey, ſondern ſolche Leute haben wohl auf ſich Acht zu haben, daß ſie nicht in Krankheiten fallen: daher ihnen nichts beſſers als eine mäſigere Lebensart anzurathen, daß ſie Speiſen, ſo weniger nahrhaftes Weſen bei ſich führen, zu ſich nehmen.) Man wird aber bei dem Hunger bald folgende gute Würkung merken, nemlich daß der Leib leichter, und zur Bewegung und Arbeit geſchikter wird, die Tranſpiration wird nicht gehindert, die etwa vorhin verſpürte Hartleibigkeit verſchwindet, der Magen ſammlet keine Eruditäten, und das verdikte Geblüt wird flüſſig. Welches alles um ſo gewiſer folget, wenn bei der Mäſigkeit auch genugſame Bewegung geſchicht. Es hilft auch ſchon viel, wenn einer, der des Tages zweimal gegeſſen, ſelbiges nur einmal thut, nur daß er ſo dann nicht in einer Mahlzeit ſo viel als ſonſt in zweien zu ſich nimmt. Es wird auch kein vollblütiger Menſch durch dieſen Abbruch der Speiſen matt und hinfällig, wo er zumal keine ſchwere und anhaltende Arbeit dabei zu thun hat. Nächſt dem thut die Hungercur dem Magen die beſten Dienſte, weil bekannter maſen die Uberladung des Magens nichts als lauter Beſchwerlichkeit verurſacht, ſo durch dieſes Mittel, indem der Magen Zeit genung zu verdauen hat, abgeholfen wird. Fernerweitig hilft dieſes Mittel gegen die Cachexie, d. i. wenn die Leute an ihrem ganzen Leibe bleich aufgedunſen und heslich ausſehen, und wider die Waſſerſucht, auch gelben Sucht; ingleichen gegen Verſtopfungen und Verhärtungen derer Viscerum, in Colic, in der paſſione iliaca, bei Entzündung oder Verwundung des Magens, gegen Krankheiten, ſo von gehemmter

Transpiration ſo wohl durch eine kalte und feuchte Witterung, ſonderlich zu der Zeit, wenn der Mond eben zunimmt, als auch durch Verdikung und Uberfluſs des Geblüts vornemlich gehindert wird. So dann dienet die Hungercur auch noch gegen alle Fieber, inſonderheit hizige, wo vornemlich der Patient, zumal an den Tagen, da ſich die Krankheit brechen will, verſchonet werden mus: wie auch gegen Kräze, böſe Geſchwüre, Unreinigkeit der Haut, Huſten, Schnupfen und Flüſſe: ja ſie iſt das zuverläſigſte Mittel gegen alle Arten der Gicht. Endlich ſo dienet auch die Mäſigkeit und Faſten dem Gemüthe, indem es ſelbiges ſehr erleichtert und ermuntert. Wer demnach ſtudiret, und ſonderlich wer eines langſamen und trägen Temperaments iſt, thut wohl, wenn er wenig iſſet, oder gar, wo ſonſt nichts hindert, das Abendeſſen auf die Seite ſezet. Uberhaupt iſt als eine Generalregul zu merken, daß

reitung auf eine glükliche Cur ſtatt finde, oder ob ſelbiges wegzulaſſen. Maſſen allerdings, wo die Hauptſache auf den Uberflus ſcharfer und ſalziger Feuchtigkeiten ankommt, billig Bedenken zu tragen dieſes Mittel zu rathen. 3) Es iſt beſſer oft in einem Tage und allzeit wenig zu eſſen, als ſich zu überladen: dieſes iſt ſonderlich nach langen Faſten wohl in Acht zu nehmen. 4) Es mus ein jeder ſeine Kräfte wohl prüfen. Alte Leute können lange hungern, das männliche Alter kan auch noch zimlich aushalten; hingegen junge Leute, die noch in ihrem Wachsthum ſtehen, denen kömmt es ſehr hart an, am allerwenigſten aber können es Kinder, zumal die eines muntern Naturells, ertragen. 5) Wer ſich zu purpiren, Aderlaſſen und Schwizen gewöhnt, oder beſtändig mit vieler Arbeit, die Kräfte erfodert, beſchäftiget, für den iſt, ſo lange er ſich noch in dieſen Umſtänden befindet, die Hungercur keine Sache. Weil

der alten teutſchen Rhetorie,

eingerukt worden, damit man e die alten Teutſchen zu ſchrei gewohnt geweſen ſeynd.)

ikel dieſer teutſchen Rheto: ſt folgender: Formulare und ɔetorica. Es beſtehet dieſelbe)lättern in folio. Am Ende iſt Hat gedrukt der fürſichtig s Knobloch, Burger zu rg, unnd geendet uff den Tag des Merzens. Anno C. XI. Der Verfaſſer dieſer iſt Hinrich Gesler von Frei: n der Vorrede meldet er von An: e daß: manigfaltig Flys und ſynt bisher durch die ſcharp: t wyſſen und der fryen Künſ: hrnen meyſter, zu lob unnd n gemeynen man gelegt, an ßung der löblichſten Kunſt heymlichkeit, daruß jedem ınd ſtadt, ſeyn ſchuldig ge: r gebührlich zulegung zu re: ɔ zuſchreiben der unerfarend öcht werden, dabey auch bis: venig geſchen ſeynt, mitlauf: ormen manigerley Verſchry: damit die welt künftig irrung ſeſſenheit, hader und ſpene nander fürzekommen varen u was Ende er dieſes Buch her: ben, meldet er in folgenden Darumb allyn denſelben zu eit, die diß werkly gefröus g zu merer erſchießung der en zeugung ſo vor berürt rhe: ſter uns für gehebt handt, ich die wehnwizigen, denen hie: ienen eyn geſzöt iſt, ungeach: darine ſtrafbars von den er: ießer practic beſcholten, deren billich darin gefolgt wirt. Heynricus Geßler vonn Fry: üler der keyſerlichen rechten, fahrsheyt, ſo auß des adels er ſietten policy, unnd len: dern gewonheiten, durch die lantſchaf: ten ſchwaben und elſaß mit weßenheit ſtatt übender practic in ſchulen der rechtshendelern rathſchlegen tagen und tagdingen bey den dreyßig jaren bißher ernietet in dis büchlyn geformt, dabey gezörgt allermeyſt die nüw ſpülgung gewonheit unnd ſtylum der practic dirr jezlauffender zyt, unnd nit deſtmynder der lentlichen jez nüw angenomen rhetoric regel, etlich ſo denn darzu dienen mögen, deßglich etwas der keyſerlichen geſezen gebruch unnd artikel vor die erſchießen können darinn geflochten.

Der Verfaſſer handelt erſtlich von den Titulaturen in Briefen, hernach gi: bet er allerhand Formeln zu den Gerichts: händeln, zu Ladungen, Schuldverſchrei: bungen, Kaufbriefen, Teſtamenten. Dem niedrigſten Grad der weltlichen gi: bet er folgende Titel: Ritter Streng, Thurneißgnoß edellüt, Edel Veſt, nüw uffkommenn edellüt, From und Veſt, nüw geſchöfft edellüt, Eren Veſt.

Die Eigenſinnigkeit.

Eſt animusque tenax indomitumque caput.

Die Moden verändern die Klei: der, und die Tugenden ihre Na: men; bald werden wir keine Laſter mehr haben. Halsſtarrigkeit heiſſet Gros: muth, und Eigenſinn, Standhaftig: keit. Die Eigenſinnigkeit iſt der erſte Af: fect, der ſich an den Menſchen äuſſert; wir ſind kaum auf der Welt, ſo wollen wir ſchon mit ganzem Eifer, was wir wollen. Verſagt man uns dasjenige, wornach wir mit den Händen greiffen, ſo empöret ſich das kleine Herz mit Zorn und Wuth. Dieſer Eigenwille wächſet von Tag zu Tage, je mehr man ihm nachgibt. Wie glüklich wären wir, wann wir bei Zeiten einen ſo gefährlichen Feind unſrer Ruhe bei uns ausrotten könnten, ehe er noch Kräfte gewinnet, und alle unſre Hand: lungen bemeiſtert.

Man beobachtet, daß dieſer Affect ſich noch ſtärker bei dem andern Geſchlecht äuſſert, als bei dem unſrigen. Die Urſache davon iſt dieſe: Wir kommen frühzeitig unter die Aufſicht der Lehrmeiſter, welche durch eine ſtrenge Zucht unſern Willen beugen. Man untergibt uns hernach einen Herrn, der keine Gefälligkeit für uns hat, ſondern uns bei allen Vorfällen durch die Sinnen fähret; Es ſey daß wir Kriegsdienſte nehmen, oder an Hof kommen, oder ſonſt unter ein ander Joch geſpannet werden. Wir ſehen uns allenthalben unter einem jungen und ſpöttiſchen Volk, das auf unſre Fehler lauret, uns verächtlich anbliket, und über die mindeſte Vergehungen durchhechelt. Man wiederſpricht uns; man beſtrafet uns, man lacht uns aus, und wenn wir empfindlich darüber werden, ſo müſſen wir gewärtig ſeyn, daß wir in verdrieſsliche Händel gerathen; dieſes widerfährt ſowohl den artigſten als alberſten jungen Leuten. Wir finden allenthalben ſinn-

nen: beſitzen ſie dabei ein wenig S heit oder Annehmlichkeit, ſo werd erhoben, bewundert und verehret. läſſet ihnen keinen Raum übrig, ſich und ihre Fehler zu erkennen: Einbild Hochmuth und Eigenſinn formiren die erſte Grundſäze ihrer Sittenl Die Mannsleute, die ſich in ihre ge Angeſichter vergaffen, helfen ſie mit verderben: ſie vergöttern dieſelb ihre Buhler, und werden von ihren genſinn gezüchtiget, als Männer.

Die Eigenſinnigkeit findet ſich ſo bei dummen, als bei verſtändigen ten. Nicht daß der Verſtand an un ſich ſelbſt die Urſache eines ſolchen lers ſeyn ſollte. Mit Nichten. aber etwas gemeines, daß unſre ſich des Verſtandes bedienen, ja werden durch jenen nur um deſto ge licher. Verſtand und Tugend m zuſammen die Weisheit aus. Di

n, mehr gefährlich, und ſelten zu
n bringen. Hier gewinnet die Ei
igkeit das Anſehen einer Tugend,
an erweiſet ihr wohl gar die Ehre,
Standhaftigkeit, und wo es geiſt
achen betrift, einen Wahrheitsei
ennen. Wie viel Glaubensarti
ſchon aus dieſer Quelle entſprun
i unzählichen Streitfragen, wel
ſtolzer und eingebildeter Wiz auf
n brachte, muſte man dem Ei
nachgeben, um Friede zu haben.

ſer Eigenſinn allein, vom Hoch
terſtüzet, hat die vielerlei Sec
Kezereien in der Welt eingeführ
Menſch fühlet nicht ſobald ſei
Vorzüge, ſo will er herrſchen;
ß man ſeinen Einſichten ſich un
, und ihn bewundern ſoll. Man
icht wohl widerſprechen, ohne
eidigen; er macht aus ſeinen
eine Sache GOttes; er wird
bös: es gilt nicht allein um die
; er mus ſeine Meinung be

Eigenſinnigkeit verhindert nicht
Erkenntnis der Wahrheit, ſon
öret auch die gemeine Ruhe,
nichts als Zank und Uneinigkeit
nſchlichen Geſellſchaft verurſa
r wollen, daß andre denken
ie wir, und andre wollen im
l, daß wir ſo denken ſollen,
nendliche Verbitterungen und
keiten werden dadurch genäh
gemeine Volk wird gegen einan
kezet, und man haſſet einander,
igenſinnigkeit gewiſer Leute zu
die man Gelehrte und Geiſtli
t.

eigenſinniger Menſch iſt über
ein unglükſeeliches Geſchöpfe,
ng ſeiner ſelbſt: er weis nicht
en, es ſoll alles nach ſeinem
hen, wo er einmal auf etwas
ſt er nicht davon abzubringen.
Er verhalöſtarriget ſich auf ſeinen Mei
nungen. Er will ſogar dem Verhängnis
Regeln vorſchreiben. Er weichet weder
zur Rechten noch zur Linken. Verände
rungen, Vernunft, Glük und Zeit, al
les dieſes bewegt ihn nicht, ſeinen Eigen
ſinn fahren zu laſſen, und ſich nach ſeinen
Umſtänden zu richten; Er will lieber zeh
hen Narrheiten begehen, als einmal ſa
gen, daß er ſich geirret habe. Unſere
tägliche Erfahrung überzeuget uns un
ſrer vielfältigen Schwachheiten. Wie
können wir unſre Fehler verbeſſern? Wie
können wir als Chriſten unſre Mängel
und unſer tiefes Verderben einſehen,
wenn unſer Gemüth im voraus ſchon mit
dem unſeligen Wahn eingenommen iſt,
daß wir auf unſern Meinungen beharren,
und unſere Thaten durch keinen Wider
ſpruch entehren wollen? Der Weiſe läſ
ſet ſich ſagen; der Narr aber iſt immer
klug, ſpricht Salomon. Der Einfältige
kommt zur Weisheit, indem er ſeinen ei
gnen Einſichten mistrauet, und guten
Rath annimmt. Der hochmüthige Ei
genſinnige im Gegentheil, bleibt ein
Thor ſo lang er lebet.

Es iſt noch eine Art der Eigenſinnig
keit, die bis zur Hartnäkigkeit ausſchwei
fet. Leute von dieſem Character ſind ei
genſinnig, aus keiner andern Urſache,
als um eigenſinnig zu ſeyn: ſie nehmen
weder Vernunft noch Vorſtellungen an:
ſie ſind dermaſen verhärtet und verſtoket,
daß ſie niemals den Verſtand brauchen,
um eine Sache zu überlegen: ſie haben
keine Wahl, ſondern wie ſie auf etwas
fallen, ſo fallen ſie darauf: ſie wiſſen da
von nicht die geringſte Urſache zu geben:
ſie wollen, das iſt alles. Ihre ganze
Freude, ihr ganzes Glüke, ihre ganze
Hoheit beſtehet darinnen, dieſem gewalt
ſamen Trieb ihres Herzens ſich zu ergeben,
und ihm, wenn es ſeyn mus, alles auf
zuopfern. Alles mus hier ſich biegen,
oder brechen; ſie werden Helden oder ver
lieren den Kopf: ſie ſiegen, oder rennen
in ihr eignes Verderben. Wenn ſie ſich

vorgeſezt haben, auf einer Stelle zu bleiben, ſo weichen ſie nicht vor tauſend Spieſen und Degen; ſie lauffen in das dikſte Feuer, und ſcheuen weder Gefahr noch Tod: ſie raſen ohne Tollheit, und ſchwermen ohne Wahnwiz. Sie ſind vernünftig auſſer ihrem Eigenſinn, ſobald aber dieſer ſie einmal aufbringet, ſo ſcheinen ſie unſinnig. Der ſchwediſche Held des Herrn von Voltaire, hatte etwas von dieſer Eigenſchaft. Seine Tapferkeit würde diejenige der gröſten Helden übertroffen haben, wo er ſich ſelbſt, und ſeinen Eigenſinn hätte überwinden können.

Man ſollte eine ſo harte Leidenſchaft nicht bei dem zarten Geſchlechte vermuthen; allein auch dieſes iſt nicht frei davon: Es gibt gewiſe Schönen, die eben einen ſolchen Heldenmuth beſizen, ſich und ihre ganze Wohlfahrt einem ſo grauſamen Eigenſinn aufzuopfern. Die Eigenſinnigkeit iſt ohnedem ſchon ein Fehler

Es ſtarb zu Anfange des Septe
vorigen Jahres in dem Dorfe Kiſi
drei Meilen von Kradiſch ein zw
ſechzig jähriger Alter. Drei Tag
ſeiner Beerdigung erſchien er in der
ſeinem Sohne und forderte zu eſſen
ſer gab ihm etwas, und er as u
ſchwand. Der Sohn erzehlte am M
ſeinem Nachbar, was ihm begegne
Der Vater erſchien dieſe Nacht nic
die folgende lies er ſich ſehen, u
langte zu eſſen; man weis nicht,
der Sohn etwas gegeben hat, ode
aber ſo viel iſt gewis, man fand
Morgen in ſeinem Bette tod. A
demſelben Tage wurden 5. bis 6.
nen in dem Dorfe plözlich krank
in einigen Tagen ſtarb einer nac
andern. Der Officier oder Land
lies ſich von dem, was vorgegange
unterrichten, und ſendete einen
hievon an den Tribunal zu Belgrad
cher 2. von ſeinen Officiren, nel

ɔe erkläret. Indeſſen können wir
ich und von gewiſſenhaften Leu
ugte Begebenheit würklich zu
nicht abſchlagen; da es zudem
n Leuten nicht allein iſt. Wir
hier eine Sache ab, die 1732.
ı, alſo lautend:

ıem gewiſen Craiſe von Ungarn,
) Oppida Heydonum genannt,
Libiscus, insgemein die Thyſer,
wiſchen den Ufern des geſeegnes
irks Tokey und Siebenbürgen
laubt das bekannte Volk, wel
ı Heiduken nennet, gewiſe To
ie Vampire heiſſen, ſaugten den
ı alles Blut aus, und zwar ſo,
e ſich zuſehend verzehrten, da
egen die todten Cörper, wie die
, in ſolcher Menge mit Blut aus
daß man ſolches aus den Harn
und-Schweislöchern lauffen ſe
eſe Meinung wird durch viel Be
ten beſtärket, daß es ſcheinet,
ne nicht daran zweifeln, in Be
g des Standes der Zeugen, die ſie
ert haben. Wir wollen hier einige
achtungswürdigſten mittheilen:
gefehr 5. Jahren wurde ein gewi
uke, mit Namen Arnold Paul,
edreiga wohnte, durch das Um
ı eines Heuwagens zerquetſchet.
Tage nach ſeinem Tode ſturben
nen plözlich, und zwar ſturben
h der alten Nachricht der Lands
ie die, welche von dem Vampi
weret ſind. Man erinnerte ſich
, daß Arnold Paul oft erzehlt
vie er in der Gegend von Coſſo
an den Grenzen von türkiſch
von einem Vampir ſey beunruhi
den; (denn ſie glaubten auch,
enigen, die in ihrem Leben mit
upiren ſind beläſtiget geweſen,
m Tode ſelbſt Vampiere werden,
daß diejenigen, welche ſind aus
vorden, wieder ausſaugen.) Al
ıat ſich zu heilen ein Mittel ge
indem er von der Erde des Gra
bes eines Vampirs geeſſen und ſich mit
ſeinem Blute beſtrichen. Eine Vorſicht,
die doch nicht verhinderte, daß er es nach
ſeinem Tode wurde, indem man alle Zei
chen eines Erzvampirs an ſeinem todten
Cörper gefunden, den man 40. Tage nach
ſeiner Beerdigung wieder ausgegraben
hatte. Sein Cörper war roth, ſeine Haa
re, ſeine Nägel, ſein Bart waren wie
der gewachſen, und er mit ſo viel flie
ſendem Blute angefüllet, daß es durch
das Leilach, worein er war gewikelt wor
den, überall durchfloß. Der Hagnagy,
oder Richter des Orts, war bei ſeiner
Ausgrabung zugegen, und lies, als ein
in dem Vampirismus erfahrner Mann,
einen ſpizigen Stahl, indem er der Ge
wohnheit folgte, durch das Herz des
todten Arnold Pauls und durch alle Thei
le ſeines Cörpers, ſtoſſen. Man ſagt,
daß er, als dieſes geſchehen, einen er
ſchröklichen Schrey gethan habe, als
wenn er gelebt hätte. Nachdem dieſes
geſchehen, hieb man ihm den Kopf ab,
und verbrannte ihn ganz; hernach warf
man die Aſche in die Sawa. Man be
gegnete den 4. andern von dem Vampi
rismus geſtorbenen Perſonen auch alſo,
indem man ſich fürchtete, ſie möchten
andere, nach ihrer Art, ums Leben bringen.

Binnen drei Monaten ſtarben 17.
Perſonen beiderlei Geſchlechts und von
unterſchiedenem Alter durch den Vampi
rismus; einige ohne krank zu ſeyn und
andere nach zwei oder drei Tagen, von
groſſer Mattigkeit. Man erzehlet unter
andern, daß eine mit Namen Stanoska,
die Tochter des Heiduken Jowizo, wel
che ſich bei völliger Geſundheit nieder
gelegt, mitten in der Nacht zitternd aufge
wacht; erſchröklich geſchrien, und ge
ſagt, der Sohn des Heiduken Millo,
der vor 9. Wochen geſtorben war, hätte
ſie im Schlafe erwürgen wollen. Von
dem Augenblike an wurde ſie ſchwach
und ſtarb zu Ende des dritten Tages.
Was das Mägdchen von dem Sohne des
Millo geſagt, wurde alſobald für einen

Vam-

Vampier gehalten. Man grub ihn aus, und fand ihn alſo. Die Vornehmen des Orts, die Aerzte, die Barbierere unterſuchten, wie der Vampirismus nach der vor einigen Jahren angewanden Vorſicht könnte ſeyn fortgepflanzet worden. Man entdekte endlich nach vielem Unterſuchen, daß der verſtorbene Arnold Paul nicht allein die vier Perſonen, davon wir geredet haben, ausgeſogen hätte, ſondern auch viele Thiere, davon die neuen Vampire gegeſſen hätten, und unter andern den Sohn des Millo. Nach dieſen Endekungen faſte man den Schluſs, alle ſeit einer gewiſen Zeit Geſtorbene auszugraben, und während einer gewiſen Zeit fand man 17. mit allen deutlichſten Zeichen des Vampirismus. Man durchſtach ihnen das Herz, hieb ihnen den Kopf ab, verbrannte ſie, und warf ihre Aſche in den Fluſs. Alle dieſe Berichte und Executionen, davon wir geredet haben, ſind in guter Form eidlich aufgeſezt, und von

werde, wie wenig man ſich a
Rechtsformularitäten vorgeſchr
Materien, welch einzig die Ph
betreffen, gründen ſoll, werde
nige Zeit voraus ſezen, daß n
viele Perſonen an den Ubel ſterbe
ches man den Vampirismus nem
lege ſogleich zum Grunde, es k
zutragen, daß tode Cörper, ob
ſeit einigen Tägen ſind eingegrab
den, durch die Canäle des Cörp
ſendes Blut vergieſſen. Ich fü
bei, es iſt ſehr leicht, daß ſich gew
te einbilden, durch die Vampire a
gen zu werden, und daß die Furch
che die Urſache dieſer Einbildung
ihnen eine ſo heftige Bewegung
chet, die ihnen das Leben raub
es was unmögliches, daß, da
Tage mit der Forcht, welche ihne
ſagten Wiederkommer einprägen
tiget ſind, ſich im Schlafe die
von dieſen Geſpenſtern ihrer Ein

l ihr Schreien den Vampir
hlzeit verhindert hat. Sie
vahrscheinlich hernach nicht
veil man sie in den andern
Zweifel nicht verlassen, und
der Vampir sie beschweren
Klage es den Umstehenden
et haben. Sie stirbt den-
nach ihrem Schreken, und
keit, ihre Mattigkeit zeiget
ie sehr ihre Einbildung war
rden. Diejenigen, welche
en, wo die Pest geherrscht,
ben, wissen aus Erfahrung,
ute blos durch die Furcht ihr
ren haben. Wenn einen da
e Ubel zustost, bildet er sich
von der epidemischen Krank-
id dieses macht in ihm eine
ewegung, daß es fast un-
dieser starken Veränderung
ien. In der vorigen Erzeh-
s: Drei Tage nach seiner
g erschien er in der Nacht
me, forderte zu essen, as,
vand. Am Morgen erzeh-
hn seinem Nachbarn, was
ier war, diese Nacht erschien
nicht, aber die folgende,
i fand den Sohn in seinem

Wer siehet nicht in diesen
sicherste Merkmale einer vor-
i Meinung und Furcht? Da
mal von der Einbildung der
i Beschwerung der Vampire
gelangten sie nicht zu ihrer
ürkung, und waren nur sei-
id dahin zu bringen, mehr fä-
, lebhaft gerühret zu werden.
ieb auch nicht, und die Wür-
hervorgebracht, welche na-
Zeise erfolgen muste. Es ist
u merken, daß der Tode die
denjenigen Tag, an welchen
seinen Traum den Freunden
icht wieder kommen, weil sie
Wahrscheinlichkeiten dieselbe
ihr gewacht, und ihn gehin-
, sich der Furcht zu überlassen.

Ich komme nun auf die toden Cörper, die mit flüsigen Blut angefüllet, deren Bart, Haare und Nägel sich wieder erneuert haben. Ich glaube, man kan diese Wunder bis auf den vierten Theil herunterlassen, und man ist höflich genung, wenn man etwas weniges davon zugibet. Alle Philosophen wissen zur Genüge, wie sehr dieses Volk und auch gewise Geschichtschreiber die Sachen, welche ihnen nur ein wenig übernatürlich vorkommen, vergrösern. Indessen ist es keine Unmöglichkeit, diese Sache phisicalisch zu erklären. Die Erfahrung lehret uns, daß es gewisse Gegenden hat, den Cörper vollkommen frisch zu erhalten. Die Ursachen hievon sind schon zur Genüge erkläret, ich brauche mir dahero keine Mühe zu geben, einen nüzlichen Bericht davon zu machen. Es ist zu Toulouse in einer Mönchskirche eine Höhle, wo die Cörper, so in ihrer Vollkommenheit bleiben, daß die, welche beinahe noch 2. Jahrhundert da gelegen, wie lebendig scheinen. Man hat sie auch wohl an die Mauer gestellet, und sie tragen ihre ordentliche Kleidung. Am besondersten ist hiebei, daß die Cörper, welche man an die andere Seite dieser Höhle legt, in 2. oder 3. Tagen der Würmer Speise werden. Den Wachsthum der Nägel, der Haare und des Barts hat man an vielen toden Cörpern oft bemerket. Es bleibet noch viel Feuchtigkeit in den Cörpern zurüke, es ist dahero nicht zu verwundern, daß man in einiger Zeit die Vermehrung in den Theilen siehet, in welchen keine lebendige Geister nöthig sind. Das durch die Canäle des Cörpers laufende flüsige Blut scheinet eine weit grössere Schwürigkeit zu verursachen; doch man kan auch von diesem Ablaufen phisicalische Ursachen angeben. Es würde sich sehr wohl zutragen können, daß die Höhe der Sonne die salpeterischen und schweflichsten Theile, welche sich in der Erde, den Cörper zu erhalten, befinden, erwärme, daß diese Theile, welche sich in den nur eingescharrten Cörper einverleiben, zu gähren anfangen, daß

geronnene Blut wieder flieſſend machen, und vermitteln, daß es durch die Canäle nach und nach laufe. Dieſe Meinung iſt um ſo vielmehr wahrſcheinlich, da ſie durch eine Erfahrung iſt beſtättiget worden. Wenn man in einen gläſernen oder irrdenen Gefäſſe einen Theil Nahrungsſaft oder Milch mit zwei Theil an der Luft entſtandenen Weinſteinöl vermiſchet, ſiehet, wird der Saft, welcher vorher weis war, roth werden; weil das Salz des Weinſteins verdünnet, und der ölichte Theil der Milch völlig aufgelöſet, und in eine Art von Blute verwandelt werden wird. Dasjenige welches ſich in den Gefäſſen des Cörpers erzeuget, iſt ein wenig rother aber nicht diker. Dieſes iſt es alſo was man ſagen kan, wenn man höflich ſeyn und wenn man die von dieſen falſchen Wundern gegebene Zeugnüſſe nicht gänzlich leugnen will. ꝛc.

Daß das, was GOtt verhäng
weiſen Gründen flieſt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint,
tes Schikſal iſt.
Als Moſes einſt vor GOTT auf
Berge trat,
Und ihm von jenem ewgen Rat
Der unſer Schikſal lenkt, um
Kenntnis bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſoll
den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebn
Hier flos ein klarer Quell. Ein
der Soldat
Steg bei dem Quell von ſeinem
Und trank. Kaum war der Reute
So lief ein Knabe von der Heerd
Nach einem Trunk an dieſen Q
Er fand den Geldſak bei der Q
Der jenem hier entfiel, er nahm ih
entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebükt an ſeinem

n dem Schaden der Schnürbrüſte.

müſſen hier was beſonders
um Dienſte des ſchönen Ge-
s anmerken; Mein Vorhaben
hier nicht, ſolches zu tadeln,
eigennüzig und ſtrafbar wä-
ıdern wir zeigen hier nur den
Schaden, welchen die Schnür-
em Frauenzimmer und auch an-
urſachen. So gros dieſer Scha-
ſo leicht wird es mir ſeyn, den-
ıarzuthun. So bald die zar-
der auf die Welt ſind, wikelt
ſo enge ein, als es möglich iſt.
dieſes ſchon ſchädliche feſte Ein-
ju verbeſſern, legt man ihnen
rauf den fiſchbeinernen Panzer,
nürbruſt an, und fährt fort,
eſten Gliedmaſen an dem Leibe
Eingeweide in demſelben wider
ır zuſammen zu preſſen.

nnere Weite des Unterleibes wird
Helfte wenigſtens enger gemacht.
en nun der Magen, die Gedärme
übrigen darinne befindlichen Ein-
hinweichen? Werden ſie nicht
uf das heftigſte in ein ander hin-
ikt und zu ihrer erweiternden und
enziehenden (periſtaltiſchen) Be-
, welche zu der höchſtnöthigen
ung der Speiſen unumgänglich
t wird, faſt ganz untüchtig ge-
Der Magen wird in die Höhe ge-
und drükt alſo das Zwergfell,
ragma) welches die Scheidewand
ı Bruſt und Unterleib iſt, mit
in die Höhe. Dadurch, und zu-
ıurch das Schnüren des obern
der Schnürbruſt, wird die Höh-
r Bruſt gleichfalls ſehr enge ge-
die Lunge ſelbſt wird zuſammen
, das Athemholen, ohne welches
ien nicht einen Augenblik beſte-
, wird verhindert; daraus ent-
ſtehen Engbrüſtigkeit, Herzklopfen,
Bangigkeit, Angſtſchweis, Ohnmach-
ten, und vornemlich eine ſchlechte Ver-
miſchung des Nahrungſaftes mit dem
Blute. Wenn nun durch das Einpreſſen
der Bruſt und Lunge die innere Vermi-
ſchung des Nahrungsſaftes mit dem
Blute verhindert wird, ſo können aus dem
Blute die nöthigen Säfte nicht abgeſon-
dert werden. Es wird alſo an der Gal-
le, als einem zur Verdauung unentbehr-
lichen Safte, gebrechen; es wird an
Nervenſafte fehlen, in welchem doch un-
ſer Leben und unſere Empfindungen be-
ſtehen. Und dieſes gilt auch von den
andern Säften. Die groben und mit
dem Geblüte nicht vermiſchten, ſondern
nur in demſelben herumſchwemmenden
Theile, geben demſelben eine bleiche und
tode Farbe. Dieſes macht den der Bil-
dung ſchönſten Leibern, das häslichſte
Anſehen, weil es die Haut blaſs macht
und das Geſicht aller Lebhaftigkeit und
Annehmlichkeit beraubet. Woher entſte-
het die unter dem Frauenzimmer, und
beſonders bei uns, ſo gewöhnliche Bleich-
ſucht? Woher kömmt es, daß uns täg-
lich ſo manches Frauenzimmer begegnet,
welches uns durch ſein grün, gelb und
jämmerliches Geſicht in der Nähe eben
ſo viel Ekel erweket, als uns ſein präch-
tiger Anzug und ſeine anſehnliche Leibes-
geſtalt von ferne Vergnügen macht? Das
unmäſige Caffee trinken, die wenigen
Bewegungen, das viele Schlafen, und
dergleichen tragen zwar das Ihrige red-
lich bei: aber ich glaube, daß die Schnür-
brüſte gleichfalls nicht wenig dabei thun.
Uberhaupt wird dadurch den obern Thei-
len des Cörpers das Blut und die Nah-
rung entzogen; und daher entſteht eine
Abziehung des Geſichts und der Armen,
welche man ſo oft an Frauenzimmern be-
merket. Im Unterleibe werden durch
die Einpreſſung des Magens und der Ge-
därme und durch die Entziehung und
Verderbung des Nahrungsſaftes, der
Mangel des Appetits, Ekel, Verſtop-

fung, Blähungen und alle dieſe anhängenge Ubel verurſachet.

Erwachſene Schönheiten, deren gröſte Sorge nunmehr iſt, ihren natürlichen Reiz durch den künſtlichen zu vermehren, und die Mannsperſonen durch Natur, oder durch Kunſt, oder durch beides, zu bezaubern, dürffen, wenn ſie gleich bis hieher die böſen Würkungen der Schnürbrüſte noch nicht empfunden haben, deswegen noch nicht auſſer Sorgen ſeyn. Auch alsdenn kan ihnen ihre angenehme Marter alle jeztgemeldeten böſen Folgen, ausgenommen die engliſche Krankheit, zuwege bringen, wiewohl nicht ſo leicht, und nicht in ſo hohem Grade. Beſonders wird in ihnen ein gewiſer Umſtand, welchen ſie vor unerwachſenen, ſchwangern und betagten Frauenzimmern voraus haben, und welcher natürlicher Weiſe ſeine beſtimmte Ordnung hat, durch das Preſſen der Schnürbrüſte, in Un-

des Lebens, ſo, daß ſie vor der
vollkommen und tod zur Welt k
Es iſt offenbahr, daß ſich dieſes v
figer bei vornehmen als gemein
trägt. Die Urſache davon iſt kla
gewaltſame Preſſen der Schnü
wird durch das Blankſched, ei
ſchädlichſten Inſtrumente auf der
noch weit vermehret. Man zwinge
das unterſte Ende deſſelben die He
auf das heftigſte ein; was darun
mus alſo weichen; will es nicht in
ſo mus es in Böſem; und es läuft
genug dabei ab. Ein einziger Or
ſes Mordeiſens kan die Welt un
Menſchen vermindern. Die He
ſicht der Schnürbrüſte zwar iſt
Cörper eines Frauenzimmers woh
zu machen. Aber wie oft verurſa
nicht das Gegentheil! So wohl i
bohrnen, als gebohrnen zarten K
verrüken ſie die noch lange nicht b
ten Knochen; und daraus entſtehe

chelt. Wie? Vergist ihr Blut den Lauf?
)ind löst ihr die Schnürbrust auf!
)ind! doch läst sich dis erzwingen?
Hände waren zwar bereit;
eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
l erfordert dis nicht Zeit?
arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
:cht bestürzt ihn diese Noth.
h ists, nach der Gattin Tod.
en Jahre sich zu sehnen.
ikt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
it so gleich in vollem Trab,
)t sich vor das Krankenbette,
n er sich so eine Miene gab,
er für den Tnd ein sichres Mittel hätte.
)t den Puls, und da er ihn gefragt,
)t er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
st, die Krankheit zu verdringen,
nds Dint' und Feder bringen.
hreibt. Der Diener läuft. Indeß
sen ruft der Mann
erfahrnen Arzt bei Seite,
agt, was doch der Zufall wohl bedeute?
octor sieht in lächelnd an:
fragen mich, was es bedeuten kan?
' brauch ich ihnen nicht zu sagen;
wissen schon, es zeigt viel gutes an,
m sich die jungen Weiber klagen.
Rann erfreut ein solcher Unterricht.
acht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
der theure Trank hilft nicht.
mus der zweite Doctor kommen.
imt! Gedult! Nun werden wirs erfahren.
ts? Was fehlt der schönen Frau?
)octor sieht es ganz genau,
) die Blattern offenbaren.
)itia! erst sollst du schwanger seyn?
)llst du gar die Blattern kriegen?
rzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein:
Denn einer mus sich doch betrügen.
Nein, überlast sie der Natur,
und dem ihr so getreuen Bette;
Gesezt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.
Gedult! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
und eh die Stunde halb verstiest,
fragt er sie hundertmal, ob es noch nicht besser ist?
Ach! ungestümmer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
und an der Sprache hörst du schon,
daß sich die Schmerzen stets vergrössern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
sie von der Marter zu befreyn!
Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dis vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen:
für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zulezt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!
O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch zimlich reden kan.
O las die Hofnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
sie reden heimlich vor der Thüre.

Der Schneider thut die gröſten Schwüre,
und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia ligt noch darnieder,
und dankt ihm ſeufzend vor den Grus.
Allein, wer ſagt, was doch der Schneider bringen mus?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
er wikelts aus. O welche Seltenheit!
Dis iſt der Stoff, dis iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kan es ja nicht tragen.
Ach! Engel, ſpricht der Mann, bei ſanftem Händedrüken,
mein ganz Vermög gäb ich hin,
könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuk erbliken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kan ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
wie mir das neue Kleid wird ſtehn.

einen zureichenden Grund erf
zu was beſonderer Würkun
Art der Düngung gereiche
Dahero ich auch dieſer Dü
halber die genaueſte Beoba
nicht gehalten habe. Nacht
aber dieſes Jahr meine H
früchte durch den Mehltha
gänzlich verlohren, und nu
nem Stük Garten einige Fru
verſehrt übrig blieben, ſo hab
genaue Unterſuchung erfahre
meine Leute eben den Fleken, n
der Hopfen vom Mehlthau n
gegriffen worden, mit Sch
miſt bedünget haben. S
nach bin ich der eigentlichen
ſondern guten Würkung dieſe
gers in denen Hopfengärte

ekkten jungen, grünen Blätter, ſo der obere Wuchs derer Ranken, welcher noch nicht abgeſtorben und holzern worden, ſondern annoch grün, voller Saft und jung iſt, hier verſtanden. Dieſe dergeſtalt eingeſammleten und wohlgeerreten Blätter verſchaffen

Erſtlich bei dem Brauweſen, wenn man dergleichen bei Zurichtung des Sachbieres oder ſogenannten Jungbinkens und Koſents nach Proportion des Keſſels oder Braupfannen ſich bedienet, ſehr groſſen Nuzen, indem alles dieſes Getränke hierdurch ſchmakhafter, geſünder und beſtehafter zuwege gebracht wird. Ferner würde man auch bei groſſer Hopfentheurung den halben Theil des ordentlich benöthigten Hopfens durch dieſen Zuſaz ganz ohnfehlbar erſparen können; als welcher Verſuch bei einem ganz kleinen Brauweſen ebenfalls zu wagen wäre.

Anderns ſind dieſe Hopfenblätter und Ranken zur Winterzeit in harter Kälte dem Rindvieh zu beſonderer Stärkung höchſt nüzlich, nemlich: wenn man ſelbige mit ſiedenden Waſſer abbrennet, und die Brühe dem Viehe unter das Getränke anmenget.

Noch mehr Kräfte kan man aber dem Rindviehe zuwege bringen, wann man den ganz jungen Wuchs mit Spizen oder Dollen von kiefern Bäumen hierunter vermenget, oder ſelbige beſſerer Würkung halber in einen Keſſel beſonders und ſehr ſtark ſieden läſſet, damit das harzige Weſen vollkommen aufgelöſet wird, und ſolchergeſtalt an das Getränke gieſſet. Ich habe auf meinem Güthgen, welches im Gebürge lieget, bei harter Kälte das Unglük gehabt, daß etlichen Kühen das Mark in denen Beinen ſo ausgefrohren, daß ſelbige bei der beſten Fütterung liegen geblieben, und ſich ihrer Knochen nicht haben gebrauchen können, welche nur allein durch das angezeigte Mittel binnen Monatsfriſt zu ſo vollkommenen Kräften wiederum gebracht worden ſind, daß ſelbige ohne Beihülfe aufſtehen, und nachhero die gröſte Kälte ohne Anwandelung und Empfindung haben ausſtehen können. Dahero ich dieſen erheblichen groſſen Nuzen wegen öfterer Erfahrung und vielfältig gemachten Proben jedermann anrühmen kan.

Von Vermehrung und Verbeſſerung derer Hopfenfrüchte überhaupt werde ich künftige Jahre, wenn meine Verſuche nach Wunſch vollkommen anſchlagen werden, weitläuftiger handeln.

Kurze doch gründliche Nachricht von den Canarienvögeln.

In des Herrn Hervieux Tractat von den Canarienvögeln haben wir viel ſchönes und nüzliches gefunden, wordurch die Canarienvögel erhalten und vermehret werden. Einen Auszug hie-

von

von zu machen, haben wir hier vor zu weitläuftig gehalten, damit dem Titel dieſes Capitels kein Tort hierdurch gethan werde: doch behalten wir es uns zuvor, das Angenehme und Nüzliche daraus in den andern Theil zu bringen. Für dermalen wollen wir nur was weniges daraus extrahiren, und dasjenige, was wir in gewiſen zu Stuttgard herausgekommenen Wochenpiecen geleſen, mit zu Hülfe nehmen.

Die Canarienvögel haben ihren Nahmen von denen der Crone Spanien zugehörigen Canarieninſuln, von daher ſolche zu uns Europäern ſollen gebracht worden ſeyn. Ehemals, und da es bei uns noch wenige gegeben, hat mancher Liebhaber vieles Geld darvor bezahlet; Wie man dann weis, daß vor der Zeit ein einiger Vogel in Frankreich, von Leuten, die übrig Geld gehabt haben, mit 3. 4. bis 500. Livres, bezahlet worden; Ja man iſt in dieſer Depenſe vor dieſem ſo

nung, und werden von Jahr zu blaſſer. Doch gibt es auch einige n denen das Federn hierinnen keinen den thut.

Das Federn, oder die Mau man es an einigen Orten nennet gemeld, jährlich zur Herbſtzeit, un ret gemeiniglich 6. bis 7. Wochen, welcher Zeit die Vögel gar nicht und ſehr traurig ſizen. Man ka dieſer Traurigkeit in etwas zu Hül men, wann man ihnen ein klein S Canarienzuker an das Keſich ſteke ſie ungemein lieben, ihnen auch malen ein wenig Safran in ihre wirft, und ſie je zuweilen mit Br kres, den man um das Keſich heru gen ſolle, gelind purgiret. Und iſt auch das einige Mittel, das nen in der Vogelſucht und andern beiten gebrauchen kan.

Ihre eigentliche Speiſe iſt H

den, und die Vogelſucht be-

öglein, worinnen ihnen das
gebeh wird, kan von weiſem
s andere aber, ſo zum Waſſer
, iſt beſſer von Glas als von
ny man mag lezteres ſo rein-
als man will, kan man doch
ehren, daß es der Roſt nicht
vorvon das Waſſer ſehr ſcharf
d dem Vogel gemeiniglich den
et. Auch mus man ihnen täg-
öglein wenigſtens einmal an-
ann wann man dieſes nur über
n Tag thun wollte, könnte es
wohl das Leben koſten, weilen
r über Nacht ſtinkend wird, und
einen Tag leichtlich mehr als
ſſen, und das Waſſer verſpri-
, wovor er den andern Tag bü-
s mit der Haut bezahlen müſte.

ſſer Sommerhize wird man ih-
al friſches Waſſer geben müſ-
en ſolches im Sonnenſchein
att und ſtinkend wird.

mme ich auch auf den Unter-
chen denen Hahnen und denen
Ohnerachtet ich nun ein alter
hierinnen bin, ſo kan ich doch
gten Leſer darvon nichts gewi-
. Doch will ich Ihme ſagen,
von weis, dann ultra poſſe ne-
tur.

iger Vogel iſt hierinnen gar
nterſcheiden, und man mus es
ings auf die Probe ankommen
s er, wann er etliche Monat
ſelbſten anfängt zu zwitſchern,
anzen Tag ſehr leiſe ſinget, und
ſang öfters probiret, bis er
ach immer ſtärker wird.

er die Alten betrift, ſo iſt der
einiglich gelber als die Henne.
eſes bei weiſen Vögeln ſowohl,
als auch bei denen Goldſcheken keine Re-
gel ſeyn. Auch hat der Hahn gemeinig-
lich einen etwas gröſſern Kopf als die
Henne, und unter dem Schnabel ſtehen
die Federlein bei ihme etwas aufgerichtet.
Weme dieſes nicht genug, der nehme den
Vogel etliche Tage auf die Probe, ſo wird
er den Unterſcheid ſelbſten zu machen wiſſe.

Es werden auch ſeit etlichen Jahren
die gehaubte Canarienvögel bekannt, wel-
che zwiſchen dem Kopf und Schnabel ein
kleines vorwärts ſtehendes Büſchgen,
nach Art der türkiſchen Tauben, ſizen
haben, die aber bis dahero noch rar und
theuer ſind.

Dieſes Büſchgen kan ihnen nicht durch
Kunſtgriffe zuwege gebracht ſeyn, weilen
ich ſichere Nachricht habe, daß ein Lieb-
haber in Stuttgard auch dergleichen Alte
hat, welche ihme ſolche gehaubte Junge
gezogen haben.

Baſtarde werden diejenige Vögel ge-
nennet, ſo von einem Canarienvogel und
einem Stiglizen (Diſtelfink) Finken, Zei-
ſig, Hänfling, und dergleichen gezeuget
werden. Davon im andern Theil dieſer
Sammlungen was mehrers gehandelt
worden.

Nun aber komme ich auf die Zeit, die
Canarienvögel zuſammen zu paaren, und
auf was Art und Weiſe ſolche einzuwer-
fen.

Solches geſchiehet am füglichſten bei
Eintritt des Frühlings, wann die Son-
ne anfängt warm zu ſcheinen, und es
nicht ſonderlich kalt mehr iſt.

Das Einwerfkefich ſolle von mittelmä-
ſiger Gröſe, viereckigt, und mit einem
von Drath geflochtenen Gitter verſehen
ſeyn. Solches wird in ein Zimmer an
das Fenſter wo möglich gegen Morgen
oder Mittag geſezt; bei warmen Wetter
wird das Fenſter eröfnet, wann es aber
regnet, oder ſonſten ſtürmiſch Wetter iſt,
ſo wird es zugemacht, um ſie dardurch vor
Regen und Sturmwinden zu beſchüzen.

Wann man etliche kleine von Stroh oder Weiden geflochtene Neſter, in dem Kefich befeſtiget, und reinen troknen Sand von einem flieſenden Waſſer, hin und her in demſelben geſtreuet hat, ſo wird ein Hahn und eine Henne darein geſezt, welche ſich bald zuſammen paaren werden.

Iſt man nun verſichert, daß ſie einander angenommen haben, welches man am ſicherſten erfahren kan, wann man heimlich auf ſie Achtung gibt, daß ſie ſich einander wie die Tauben ſchnäbeln, ſo gebe man ihnen etwas Rehhaar und dürres Moos in das Kefich, damit ſie ein Neſtgen bereiten können.

So bald das Neſtgen fertig, wird die Henne anfangen 3. 4. 5. bis 6. Eier zu legen, welche ſie gemeinſchaftlich mit einander ausbrüten, da man dann in 13. bis 14. Tagen junge Vögel haben kan.

zu der ordentlichen, aus Han
und Haberkörnern beſtehende
rung, folgendes vorſtellen:

Nimm hartgeſottene Eier, w
gelbes untereinander, und
ches mit einem Meſſer ganz
dann weiche ein Weisbrod
terbrezeln in Waſſer, etlic
den ein, drüke es wieder a
es gleichfalls klein, und
ſolches unter die Eier. E
nen aber alle Tage ſolches
geben werden.

So bald als die junge aus ih
gen geflogen, und ſelbſten freſſe
ſo ſondert man ſie von denen
und ſtellet ihnen die gehakte Eie
Schüſſelgen vor, worvon ſie ſi
ren, bis ſie den Hauffſaamen
lernen, denn man ihnen darne
ſolle.

die erſte Brut vorbei, läſt man beiſammen, da ſie dann in ei- imer 3. bis. 4. mal Junge aus-

nen aber auch 2. Hennen mit ei- nen Junge ziehen, welches auf Art geſchiehet:

nus erſtlich die beide Hennen ei- ng zuſammen in einem kleinen nſperren, daß ſie einander ge- damit ſie ſich aus Eiferſucht ſen, weil ſie nur einen Hahnen

m nimmt man ein groſſes Ein- , das in der Mitten mit einem zwei Theile getheilt iſt; Dieſes n mus abermalen in der Mit- ch mit einem Fallthürlein haben, ſezt man in das eine Behältnis ntern Hahnen mit einer von de- en Hennen, in das andere aber die andere Henne alleine fliegen.

nun diejenige Henne, ſo bei dem iſt, Eier geleget hat, ſo zieht Fallthürlein vermittelſt eines ens auf, und läſt den Hahnen einen Behältnis in das andere da dann gemeiniglich die andere uch Eier leget, und der Hahn ann ſeine beide Weiber wechſels- ſuchen.

nige aber, welche viele Canarien- aben, ergreiffen den kürzeſten ann ſie ihnen ein kleines wo mög- n Morgen gelegenes und helles n eingeben, und ſie darinnen m fliegen laſſen. Die Neſtgen an denen Wänden feſt gemacht, ten in das Zimmer ſezt man einen t dem gewöhnlichen Futter, nebſt latten Gefäs mit Waſſer. Hin eder macht man lange Stangen amit ſie ſich darauf ſezen können, r es haben mag, kan ihnen eine iche junge Tannenbäume in das ſezen, worauf ſie dann ſehr luſtig herum hüpfen würden. Man mus aber nicht vergeſſen, reinen Sand auf dem Boden hin und her zu ſtreuen, darmit, wann ungefehr ein junges aus dem Neſtgen hüpft, ſolches nicht zu hart fallen möge. Will man auch einige vorhero zahm gemachte Stigelizen (Diſtelvögel) zu ihnen fliegen laſſen, ſo werden ſie Baſtarde mit ihnen ausheken. Die Fenſter werden mit Gitterwerk vermacht, und bei ſchönem Wetter eröfnet, die Zubehörde aber zu denen Neſtern wird ihnen auf den Boden gelegt.

Man mus aber hierbei wohl Acht haben, daß ſich keine Mäuſe bei ihnen einlogiren, welche ihnen gerne die Eier freſſen, und die alte Vögel umbringen.

Die Canarienvögel bekommen manchmal über dem Schwanz an dem ſogenanten Burz, eine Blatter, die ſie ſehr brennet, wegen der darinnen ſich befindlichen gelben Materie. Wann man ihnen nun ſolche mit einer Steknadel oder Scheere ſubtil öfnet, ausdrüket, und die Wunde mit Butter, Baum- oder ſüs Mandelöl gelinde ſchmieret, ſo kan man ſie öfters vom Tode damit erretten, da ſie ſonſten gemeiniglich, wann ihnen nicht auf ſolche Art geholfen wird, mit der Haut bezahlen müſſen.

Nicht weniger mus man denenſelben manchmal ihre Sporen abſchneiden, dann wann ſolche zu gros werden, können ſie ſich nicht feſt auf denen Stänglein halten, oder bleiben damit in dem Gitter hangen, und brechen die Füſſe oder Klauen ab, und in der Brut verwirren ſie ſich öfters in das Neſt, und werfen die Eier oder die Jungen damit aus demſelbigen.

Nun könnte ich zwar noch ein und anders anführen, das manchem angenehm ſeyn möchte; Ich will aber ſolches, damit dieſes Capitel nicht zu weitläuftig werde, zum andern Theil aufbehalten; und dermalen nur noch anführen:

einige ſonderbare Mitteln, wider die Krankheiten der Canarienvögeln.

Hat jemand einen Canarienvogel der den Bruch hat, welches dabei zu wiſſen iſt, wenn er ihm die Federn an den Bauche von einander bläſet, und denn merket, daß die Gedärme ſchwarz und verwikelt ſeyn, nebſt denen andern Zeichen, wovon im vorigen Capitel gemeldet worden, ſo kan er wie eine Erbſe gros Alaune nehmen, und in dem Waſſer, da der Canarienvogel davon trinken, zergehen laſſen, und ihm drei bis vier Tag herdurch allemal wieder was friſches von ſolchem Waſſer geben. Dieſes geringe Mittel haben verſchiedene verſuchet, und für ſehr gut befunden.

So kan man auch ein Stüklein Eiſen, zum Exempel einen Nagel, in das Waſſer legen, und zweimal in der Wochen friſch Waſſer wieder darauf gehen: das ſer, und läſſet ihn ein oder zweimal davon trinken. Mit dieſem Getränke kan zum wenigſten drei Tage continuirt werden, hernach aber gibt man ihm folgendes zu freſſen: Hirſe, ſo viel einer ohngefehr zwiſchen zween Fingern halten mag, etwas Rübſaamen, und ein wenig Hanffaamen, alles wohl vermiſchet. Dieſe Saamen läſſet man ein oder zweimal aufkochen, gieſſet das erſte Waſſer weg, und wäſchet ſie im friſchen Waſſer wieder ab. Weiter kan ein Viertheil von einem harten Ei genommen, das Weiſe ſo wohl als das Gelbe klein gemacht und unter einander gerühret werden, item ein Stük harter Zwiebak, eine Nusſchal voll Lactuken- und eben ſo viel Nelkenſaamen; von dieſen allen machet man eine Compoſition, und gibet ſie dem kranken Vogel nebſt etlichen Blättern Wegwart, der fein gelb iſt, und continuiret mit dieſer vortreflichen Compoſition, ſo lange der Vogel krank iſt.

ichſaamen, mit ein wenig Nelken-
vermiſchet, in einem kleinen Top-
en in den Vogelbauer geſezet; ein
al gibet man ihm ein wenig troke-
iebak, oder Butterbrezeln, item:
avon ein wenig in weiſen Wein ge-
t: Wenn er nun davon friſt, wird
ehr wohl darnach befinden. Drei-
der Wochen, das iſt, einen Tag
andern, kan er mit ein wenig wei-
in beſprizet, und ſo fort darauf an
nne oder an das Feuer geſezet wer-
Merket man, daß er ſehr matt iſt,
: man ihm alle Tage drei oder vier
n von dem weiſen Wein ein, darin-
Stükchen von Candi oder andern
erlaſſen iſt; in das Trinkgefäs le-
n ein wenig friſches und klein ge-
s Süsholz, ſolches gibet dem
einen guten Geſchmak, ohne das
hr erhizet. Spühret man keine
ng an dem Vogel, ſo mus alſo
em, was vorhro erwehnet wor-
m allerlei ander Futter fürgeſezet
, als harte Eier, das Weiſe ſo
s das Gelbe, Butterbrezeln, ein
Lactukenſaamen, zermalmeten
amen, Canarienſaamen, etwas
gekochten und andern Saamen.
n nun täglich ſiehet, daß Patien-
elche etwas nach ihrem Appetit
r Sache die ihnen doch nicht dien-
viel gegeſſen haben, wider zu vo-
ndheit und völligen Kräften kom-
lſo findet ſichs auch bei dieſen Ca-
ögeln, wenn man ihnen in ihren
chen Krankheiten allerlei Trank-
ürſezet, und im übrigen der Na-
Lauf läſſet.

in Canarienvogel ein ſolch Ge-
uf dem Burzel, wie oben erweh-
den, ſo nimmt man ihn in die
ſchneidet mit einer ganz ſpizigen
das Geſchwür mitten voneinan-
ket mit den Daumen den Eiter ge-
aus, und thut auf die Wunde ei-
pfen Salz, ſo vorher im Munde
worden, wovon es gewis truken
wird werde. Merket man nun, daß der Vo-
gel einige Schmerzen davon empfindet,
weil das Salz ſcharf beiſt, ſo kan etwan
eine Stunde darauf ein wenig Zuker, im
Speichel geſchmolzen, drauf geſtrichen
werden, ſolches wird dem Salze die
Schärfe benehmen, und die Wunde vol-
lends austroknen.

Für das Ungeziefer oder Mieten, das
mit die Canarienvögel geplaget ſeyn, ſind
verſchiedene Mittel zu haben: Erſtlich,
daß man ſie ſtets ſauber hält, indem ih-
nen öfters friſcher Sand gegeben und der
Kaſten oder der Bauer, worinn ſie ſizen,
die Woche zwei oder dreimal ausgepuzet
wird; item, man mus ihnen auch das
ganze Jahr hierdurch die Stöke von Hol-
lunder- oder Feigenholze laſſen, ſolche
hin und wieder mit einer groſſen Nehna-
del durchſteken, das Mark oder den Kern
alle heraus nehmen, und von einem je-
den Stoke die äuſerſte Rinde abſchaben,
damit ſie ein kleines Anſehen bekommen.
Zum wenigſten müſſen dieſe Stöke in der
Wochen wohl zweimal abgepuzet und
ausgeklopfet werden, damit die Mieten,
ſo etwan darinnen ſeyn, herauskommen
mögen. Uber dem kan man auch des A-
bends ein weißgelblichtes Leinentuch in
den Kaſten legen; wenn nun Mieten da
rinne ſind, wird man ſie des andern Mor-
gens alle auf dem Tuche finden; die mei-
ſten Canarienvögel aber werden ſchüch-
tern darüber, wenn ſie des Morgens ein
ſolch Tuch in ihren Kaſten ſehen, weil ih-
nen das Weiſe gleich in die Augen fällt,
weshalben man dieſes lezte Mittel nicht
allemal ſicher gebrauchen kan.

Werden die Canvrienvögel in einen Ka-
ſten geſezet, mus man denſelben, ſon-
derlich wenn er alt iſt, mit heiſem Waſſer
ganz rein auswaſchen; davon wird die-
ſes Ungeziefer alle ſterben, und viele in
ihren Eiern verderben, als welche in ei-
nem alten Kaſten gemeiniglich in allen
Eken verborgen liegen. Mit alten Vo-
gelbauern iſt eben ſo zu verfahren. Auf

ſolche Weiſe werden die Vögel mit denen Maten nicht geplaget werden, welche ihnen ſonſt ſehr beſchwerlich ſeyn.

Ein jeder, der viel Canarienvögel hat, mus, ſo zu ſagen, auch ein Krankenhaus für ſie haben; denn es trift ein, daß nicht bisweilen einer oder der andere ſollte krank ſeyn, welcher denn, wenn er von denen andern nicht weggenommen würde, nicht wieder geneſen könnte. Denn er würde nicht allein keine Ruhe haben können, ſondern es würde auch das verſchiedene Futter, ſo man ihm zu ſeiner Erquikung geben mus, von denen andern Vögeln in Kaſten, die es nicht nöthig haben, in kurzem verzehret werden. Iſt derowegen nöthig, allem Unheil fürzukommen, einen Kranken lieber allein zu ſezen. Dieſes Krankenhaus der Canarienvögel iſt nichts anders, als ein Vogelbauer von zimlicher Gröſe, oben, unten und an beiden Seiten mit einem feſten

ſind ſie aber, wie man ſiehet, f
Kälte geſichert. Die Fres- und
fäſſe müſſen in dieſem Bauer un
dem Boden ſtehen, eben wie im
von denen Mauern und Kaſten für
narienvögel erwehnet worden, u
lich gebrauchet man alles, was w
re Krankheit dienlich zu ſeyn,
wird, und hin und wieder Erw
geſchehen. Sollte aber, aller die
ſorge ohngeachtet, ein oder and
rienvogel ſeine natürliche Hize ve
(welches dabei abzunehmen,
ſtets traurig iſt, wenig friſſet,
ſchläft und den Kopf unter den
verbirget,) ſo nimmt man ihn a
und gibet ihm zween oder drei
guten weiſen Wein ein, welch
wohl ein Emeticum nennen mag
es mus ihm kein Wein, als in d
ſten Noth, gegeben werden; fol
zet man ihn in einen kleinen Ba
allein, daß ſein Todenhaus zu
ſen, welches ſo wohl unten, al

arienvögel purgiren, iſt nichts
ls ihnen auf ein oder zween Ta
ein Futter, als da iſt Rübſaa
ſe, Canarien-Hanfſaamen, ꝛc.
und an deſſen Statt nur bloſen
n geben, item, Lactukenſalat
d Johanneskraut. Man kan
wohl ein paar kleine Rüb- und
lätter geben; ſo aber dergleis
chende Kräuter nicht mehr zu
, gibet man ihnen an deſſen
en auserleſenen Melonen- und
amen.

inge hat man dabei zu wiſſen,
eit, einen Canarienvogel zu

, wenn er nicht wohl ſchmeiſen
es ein gewiſes Zeichen, daß er
t iſt.

s, wenn man ſiehet, daß er
em Schnabel den Saamen der
ezet worden, herum wirft, und
ket, daß er ſehr wenig davon
ieſe beiden Kennzeichen ſind,
geſchweigen, ſchon genug zu
daß ein Canarienvogel noth-
iſſe purgiret werden. Die bei-
herdurch, da man ihm obge-
irende Sachen gibet, mus ein
di- oder anderer Zuker in ſein
eget, und die Purganz zwei-
onate gebraucht werden, als-
en die Canarienvögel, bei wel-
e Fürſorge gebrauchet wird,
iberflüſigen Feuchtigkeiten be-
, ſtets luſtig ſingen, und gu-
haben.

nd die Canarienvögel unter-
Krankheiten unterworfen,
r gar leichtlich können gehoben
Zum Exempel: wenn ſie von
tigkeit unpas werden, weil ſie
ſtark gefüttert worden, ſo mus
alles ſaftige Futter, welches
zu geben pfleget, entziehen,
als da iſt der Canarienſaamen, Hirſe, Hanfſaamen, Zwiebak, Butterbrezeln, ꝛc. und an deſſen ſtatt nur bloſen Rübeſaamen geben. Siehet man nun, daß ſie nicht gerne davon freſſen wollen, ſo mus es ihnen ein paar Stunden ins Waſſer eingeweichet, nachgehends das Waſſer davon abgegoſſen, und ihnen gegeben werden, da ſie denn, weil die Schaale weich worden, gar gerne davon freſſen werden. Man continuiret damit ſo lange, bis einige Erleichterung zu ſpühren.

Dann und wann bekommen ſie auch die gelbe Kräze an dem Kopf; wenn ſolche nicht überhand nimmt, und nicht gröſſer als ein Hanfkorn iſt, kan man mit einer ſpizigen Scheere das Geſchwür aufſchneiden, damit der Eiter heraus komme, und es gleich darauf mit erweichenden Sachen, als Schweineſchmalz, ſüs Mandelöl, Capaunenfett, friſcher Butter, ꝛc. beſchmieren. Wenn ſich das Ubel aber über den ganzen Leib ausgebreitet hat, verfähret man, wie im ſiebenzehenden Capitel angemerket worden.

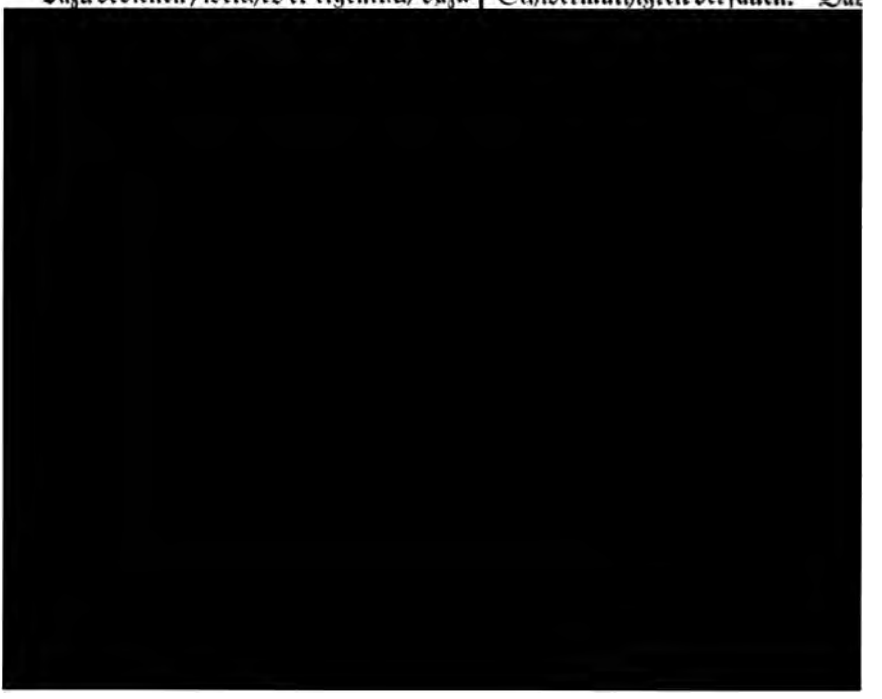
Verſtehet man öfters bei der Wartung eines Canarienvogels nur ein geringes, ſo können groſe Verdrieslichkeiten daraus entſpringen. Als zum Exempel:

Er kan davon krank werden, daß man ihm mit Ungeſtümm hat angreiffen wollen. Wenn man ihn darauf in der Hand hat, höret man ein Geräuſche, als wenn es tic ſagte, eben wie es klinget, wenn einer einen Finger in die Länge ziehet: auf dieſes tic folgen bei dem Canarienvogel bisweilen einige Tropfen Blut, die ihm durch den Schnabel kommen, alſobald wird der Vogel gleichſam ohnmächtig, und kan die Flügel nicht mehr regen; da mus er ſo fort in ſeinen Bauer und an einen Ort, da niemand hinkommt, geſezet werden, man kan den Bauer mit einem zarten Leinwand bedeken, und unten darein etwas gutes von Freſſen und Sauffen ſezen, zuvor aber die Stöke her-

aus

aus nehmen. Uberlebet er denn noch vier und zwanzig Stunden, so ist sicher zu hoffen, daß er nicht davon sterben, und ihm sonst nichts schaden werde, als daß er ein wenig henken wird. Dieses trägt sich insgemein nur bei solchen Canarienvögeln zu, die sehr wild sind, als da sind, die von denen Alten auferzogen worden. Diesem Ubel aber vorzukommen, mus man vorher gleichsam mit ihnen spielen, das ist, sich nach und nach zu dem Bauer, darinn sie sind, nahen, und von weiten den Vogel ein Zeichen geben, weil er sonst, wo ihn nicht jezt erwehnte gefährliche Krankheit befällt, hin und wieder in seinem Bauer herum flattert, und wo man Fehl greiffet, den Kopf zerstöst oder einen Flügel zerbricht. Hat jemand in einem grossen Vogelhause Canarienvögel und will einen davon fangen, so kan er sich eines Nezes, wie ein Fischhahmen gemacht, dazu bedienen, welches er eigentlich dazu denen, welche auf dem Rande sizen möglich ist, sich alsobald davon z chen, können sie gar leichtlich die F zerbrechen, ja gar erschlagen werde mag aber hierinnen ein jeder erwe was er am besten zu seyn vermeinet.

Noch ist eine andere Krankheit wohl die Schwermüthigkeit zu n sey. Wenn ein Canarienvogel dar fällt, geschwellet ihn der Leib, m het, daß der Leib ganz voller rothe nen Adern, der Magen troknet gan er frisset den Tag über gar wenig u zu nichts Lust, als daß er mit dem S bel das Fressen umher wirft. D kan entweder daher kommen, daß einem dunkeln, traurigen Orte oder daß viele Hähne in einem Bau sammen sind, daher sie einen grosse scheu für einander haben, und in Schwermüthigkeit verfallen. Das



m bekommen die Canarienvögel
n auch den Durchlauf, welches
dabei abzunehmen, wenn der
ſiger, als gewöhnlich iſt: Zu
Zeit ſehen ſie ganz zerriſſen aus,
deln ſtets mit dem Schwanze.
s nun nicht bald wieder aufhöret,
n ihnen die Schwanzfedern aus-
wie auch die, welche um den
g ſizen, ſelbigen mit ſüſſen Man-
er friſchen Butter ſchmieren, und
rauf vier bis fünf Tage Lactuken-
erleſenen Melonenſaamen geben,
as Gelbe von einem harten Ei,
t ihnen im übrigen wenig von ih-
reinen Futter, ſonderlich die drei
ge hindurch.

es ſich öfters zuträget, daß ein
nvogel lahm wird, daß er, ent-
inen Flügel oder Fus zerbricht,
g zu merken, daß eben dieſelben
u gebrauchen ſind.

ſezet ihn nemlich in ein Vogel-
das mit zarten Heu oder Moos
pfet, nimmt die Stöke darauf
izet, hinweg, und ſezet das Fut-
r auf den Boden in ein Eke. Dies
s er keinen Stoz im Bauer hat,
azu, daß er nicht auffliegen und
zen kan. Wenn die Pfoten gleich
en ſind, müſſen ſie doch nicht
en werden, weil ſie ſonſten an
te da ſie verbunden, entzünden
, ſondern man mus ihn an einen
n, da niemand hinkömmt, weil
iſten, wenn jemand bei dem Bau-
vollends zerbrechen möchte. Wer-
ber frei und ungebunden gelaſſen,
die Natur, als der beſte Arzt, in
'eit die zerbrochenen Pfoten wie-
chte bringen.

chwere Noth, da die Canarien-
uch einigen Anſtos haben, iſt ih-
ſt gefährlich; unter allen Vögeln
d die Stieglize am meiſten damit
t. Wenn nun ein Canarienvogel

das erſtemal davon kommt, mus man ihm die Klauen beſchneiden, und ihm zum wenigſten zweimal in der Woche mit laulicht warm gemachten Wein beſprüzen, ſonſt aber dem Vogel nicht mehr heken, auch keine Arien ſingen laſſen, hingegen öfters an die Sonne ſezen, daß er ein wenig luſtig werde. Noch wird ein Canarienvogel krank, wenn er zu ſehr erhizet iſt, da mus man ihn den weiſen Saamen, als den Canarienſaamen, Hirſe, auch ſo gar den Hanfſaamen wegnehmen, und vierzehen Tage hindurch nur bloſen Rüb- und Lactukenſaamen geben, wie auch Vogel- und Johanneskraut, wenn es nemlich in der Zeit, als im Mai iſt, da es fein mürbe wird: Zudem können ihm auch etliche Rübeblätter nebſt andern erfriſthenden Kräutern gegeben werden. Uberhaupt aber iſt zu merken, daß dieſes, was ihnen zu einer Zeit gut und eine Medicin iſt, ihnen zu einer andern zu einem Gifte und höchſt ſchädlicher Nahrung wird. Einige Leute geben ihren Canarienvögeln gleich Johannes oder Vogelkraut, ſo bald ſie nur in ihrem Garten was davon finden, ob es gleich noch weit von dem Frühling iſt, daran ſie zwar mit guten Appetit freſſen, aber öfters einige Tage darauf ſterben. Da iſt nun keine andere Urſach ihres Todes, als eben dieſe. Das Vogel- oder Johanneskraut, welches ſo emſig für ſie geſucht worden, iſt ein Gift für ſie: denn es iſt, ſo zu ſagen, nur wild Kraut, weil es nur von Schnee oder Waſſer hervor gebracht worden, und nicht zu ſeiner Reife kommen iſt, denn die Sonne hat ihm die Rohigkeit noch nicht benommen, daß es folglich unverdaulich ſeyn mus. Dahero auch die Vögel, wie geſagt einige Stunden darauf ſterben, ohne daß man auf dieſe Urſach denken ſollte. Und wenn gleich das Kraut zimlich mürbe ſcheinet, die Sonne auch einige Tage herdurch es beſchienen, ſoll ihnen doch nur gar ein weniges davon gegeben werden, ſonderlich die erſten Tage über; Weil es denen Canarienvögeln, welche in einem halben

Jahre nichts davon genoſſen, eine ſolche Veränderung in ihrem Leibe machet, daß ſie Bauchgrimmen davon bekommen, und in eine Krankheit fallen, davon man ſie oft kaum wieder befreien kan. Ich kenne einen guten Freund, welcher ſich den ganzen Winter hindurch herzlich darüber freuete, daß er unterſchiedene paar ſchöne Canarienvögel, ſo er auf den Frühling hätte können heken laſſen; da er ihnen aber von dieſen grünen Kraute gab, das ihm ein Bauer vom Lande mit hereingebracht hatte, ſturben ſie alle innerhalb vierzehn Tagen, und zwar im Merzmonate. Hieraus kan man urtheilen, wie gefährlich es ſey, wenn einem Vogel zu unrechter Zeit Futter gegeben wird.

Betreffend einen Canarienvogel, der einen ſchweren Athem hat, ſo mus man ihm Wegerichſaamen und harten Zwieback in gutem weiſen Wein geweichet, geben. Man merket dieſes daran: wenn

Einige werfen eine kleine H
Salz in ein Glas voll friſches
wenn ſolches ganz zergangen,
ſie das Weibchen vom Neſte, und
ihm den ganzen Leib mit dem S
ſer. Wenn ſie es nun eine halbe
ſtunde alſo gewaſchen haben, ſp
es wieder mit friſchem Waſſer ab,
das Salz wieder abgehen möge;
ſezen ſie es in einen kleinen Bau
Sonne, oder ans Feuer, da es
gleich wieder troknet, und her
den Kaſten geworfen wird.

Ich gebrauche die Gräten von
Fiſche, Meerſpinne genannt, de
die Jubiltrer zu bedienen pflegen
ſolche zu Pulver, und reibe den ſ
den Vogel den Kopf damit, und
auch, daß ſolches gut abtroknet
gröbſten Schweis abnimmt. M
es aber alle drei Stunden wiede
ſo lange bis die Jungen fünf ode

en in der Medicin gezeiget werden
)enn wer ſollte wohl meinen, daß
'er an ſich geringen Sache etwas
es zu der Menſchen Geſundheit
chtet werden könnte, wenn es
: Erfahrung lehrete; am allerwe-
aber dürften es diejenigen vor
alten, die blos mit koſtbaren,
ch viele Kunſt bereiteten Arzeneien
en gewohnt ſeyn, wenn man ſie
ırch untrügliche Exempel davon
ren könnte. Ich will alſo gegen-
zuförderſt darthun, daß das Eis
te Waſſer in gewiſen Krankheiten
rs geholfen haben, und nechſt-
)leich kürzlich die Art und Weiſe
wie ſie geholfen, und was man
en Gebrauch beobachten müſſe.
ben zwar bereits verſchiedene gro-
rfahrne Männer von dem ſo wohl
hen, als äuſerlichen Gebrauche
es und kalten Waſſers ſehr ſchöne
ızliche Schriften abgefaſſet, da-
ch die beſten der gelehrte Herr D.
:rtner in unſerer Mutterſprache
überſezet, und heraus gegeben
Da aber darinne entweder die fol-
von mir angezeigten Fälle nicht
)ret ſind: oder aber ihre Art zu
nicht iſt erkläret worden; ſo habe
o weniger Bedenken getragen, ei-
e Abhandlung davon dieſen Sam-
einzuverleiben. Und vielleicht gebe
urch von neuen Anlas, die Kräfte
an ſich ſchlechten Mittel weiter zu
ıchen, und hinfüro, zu deſto beſ-
ewisheit, mehrere Proben damit
llen.

§. 2.

nemlich aber erweiſet der äuſerliche
ıch des Eiſes eine heilſame Wür-
ei raſenden Leuten, die eine lang-
: Raſerei (mania) haben, und da-
nicht ohne Beweis rede; ſo beru-
nich deshalb auf das Zeugnis der
)rum zu Magdeburg, und aller der-
Einwohner, denen die beſondern,
ters ſinnreich ausgedachten Curen
des ehedem mit vielem Ruhm hier practi-
cirenden Herrn Doctor Allion bekannt
ſind. Dieſer erfahrne Mann, der ſei-
ner Geburt nach ein Franzoſe war, hatte
ſich durch verſchiedene Proben beſonders
den guten Namen erworben, daß er wahn-
witzige oder närriſche Leute glüklich wie-
der zurechte bringen könnte. Weil er
nun faſt durchgängig mit ſchlechten Sa-
chen, als mit kalten Waſſer, Molken,
Eſſig u. d. gl. curirte: ſo nahm er auch
mit raſenden Leuten eine dem Anſehen
nach zwar geringe, doch in der That ſehr
vernünftige Cur vor, welche hauptſäch-
lich darinne beſtund. Er lies nemlich ei-
ne Ader öfnen, machte die Naſe blutend,
gab bisweilen zu laxiren, lies fleiſig kalt
Waſſer trinken und niederſchlagende Din-
ge nehmen, Fusbäder gebrauchen, und
Umſchläge um den Kopf aus kalten Waſ-
ſer machen; endlich aber, und zwar in-
ſonderheit verordnete er, daß man die
Patienten bis faſt an die Herzgrube in ein
laulicht Bad aus flieſenden Waſſer ſezen,
und ihnen Eis auf den Kopf legen, oder
dieſes dergeſtalt aushölen müſte, daß es
gleichſam eine Eismüze abgeben konnte.
Und wie geſagt, es iſt Stadtkundig, und
es wird jedermann, wenn er nicht etwa
aus neidiſchen Gemüthe anderer Leute
ihre Handlungen zu verachten gewohnt
iſt, bekennen müſſen, daß auſſer den Ubri-
gen vorerwehnten Mitteln, vornemlich
der Gebrauch des Eiſes und der Bäder
ſehr gute Dienſte gethan habe. Geſezt
aber auch, daß es bisweilen nicht gehol-
fen: ſo hat es doch an dieſen Mitteln ſelbſt
nicht gelegen; ſondern es iſt entweder
die Krankheit an ſich unheilbar geweſen,
oder die §. 7. gegebene Regeln ſind dabei
nicht in acht genommen worden.

§. 3.

Betrachtet man nun, wie die Art zu
curiren geholfen: ſo läſt es ſich leicht ein-
ſehen, wenn man nur die Urſachen der
Raſerei unterſuchet, welche eigentlich
dieſe ſind: daß 1) das Gehirn geſchwä-

chet, 2) das Geblüte ſehr dike iſt, und daß ſich 3) daſſelbe mit ſtarker Kraft nach dem Kopfe, und mit groſſer Geſchwindigkeit durch deſſen Gefäſſe beweget. Was das erſte betrift: ſo wird hoffentlich niemand bei tollen Menſchē an der Schwachheit des Gehirns zweifeln; weil zur Gnüge bekannt iſt, daß diejenigen vor andern dieſer bedaurungswürdigen Krankheit unterworfen ſeyn, die entweder von ihren Eltern durch die Zeugung dergleichen Schwäche angeerbt bekommen, oder ſich dieſelbe durch erlittene Kopfkrankheiten, durch Misbrauch hiziger Getränke und Schlafmachender Mittel, durch vieles Studiren und tiefes Nachſinnen, durch kümmerliche Sorgen, Verdrus und langwierige Betrübnis, oder durch übermäſigen Beiſchlaf, u. ſ. w. zugezogen haben. Eben ſo kan auch keineswegs geleugnet werden, daß ein ungemein dikes Blut an der Unſinnigkeit mit Schuld ſey; indem alles dasjenige dazu beiträgt, was das

Getränke und Medicamente ꝛc. wel
leſamt das Blut in ſtärkere, oder auf
ſteigende Bewegung ſezen, auch di
heit zuwege bringen, oder ſie von
wieder erregen können. Man nimm
bei raſenden Menſchen inſonderheit
wahr, daß die Haut und Nerven
auſeren Theilen des Leibes ungeme
geſpannet, oder zuſammen gezoge
wodurch das Geblüte nothwendig
ger und ſtärker nach dem Kopfe get
wird, da ohnedem die daſelbſt geſch
ten Blutgefäſſe dem heftig andring
Blute keinen gnugſamen Wide
thun können. Daß aber auch endli
Geblüte ſich ſchnell durch die Haup
Hirngefäſſe bewege, kan man a
Hize im Kopfe, und aus den he
Vorſtellungen in der Seele, wa
nen, welche ſich nach dem Umlau
Geblüts durchs Gehirn allezeit zur
pflegen.

§. 4.

ıt werden, oder nicht auf die mung dieser Ursachen gerichtet

§. 5.

llen andern aber pflegt der §. 2. ene äuserliche Gebrauch des Ei von hier eigentlich die Rede ist, armen Bädern aus fliesenden und Weizenkleie bereitet, am be elfen, und zwar aus dieser Ursa rch die feuchte Wärme der Bä en die zusammengezogenen Blut er äuserlichen Theile erweitert, Geblüte selbst wird darinne mehr hnet und verdünnet. Es drin das Blut von oben, weil es ei ngern Widerstand findet, desto die untern Theile ein, und wird Kopfe abgezogen; daher man längst schon den Bädern an sich Tugend, das Blut herunter zu zugeschrieben hat. Noch viel er mus dieser herrliche Nuzen da fördert werden, wenn man zu s auf den Kopf leget. Denn die , wegen seiner Kälte, die Ge Kopfes zusammen, und macht ß das Blut desto besser herunter wird, und in die unten erweiter n desto füglicher einfliesen kan. nun bei der Raserei hauptsächlich sehen hat, daß der Zuflus des ach dem Haupte gemindert, und abwerts geleitet werde: so darf also nicht wundern, warum das Raserei curiren hilft; da zumal ohne Zweifel auch nach dem Ge einige Stärkung in den Gefässen uptes zurüke läst, daß diese her o eher vermögend seyn, der fer fwallung des Bluts zu widerste a da man auch in Schlagflüssen eben darauf billig richten mus, n den starken Trieb des Geblüts n Kopfe mindern, und die schwa ngefässe wieder stärken wolle: so Zweifel, daß das Eis so wohl, kalte Wasser in diesen gefährli chen Krankheiten ebenfalls Plaz finden könne, wenn zumal Clystiere und Bäder zugleich mit in Gebrauch gezogen werden.

§. 6.

Alleine, wie wenn man mir einwendete, daß in solchem Falle das kalte Wasser, oder die sonst gewöhnlichen kühlenden Umschläge, eben das in der Narrheit ausrichten könnten, was das Eis thut. Nun läugne ich zwar ihren guten Nuzen keineswegs; und ich habe sie daher nicht nur §. 4. vor dienlich erkläret: sondern ich weis auch, daß ausserdem vorbelobter Herr D. Allion rasenden Leuten, wenn sie im Bade gesessen, immer kalt Wasser mit guten Erfolg hat über den Kopf giessen lassen. Dem ohnerachtet aber hat doch die Erfahrung gewiesen, daß das Eis vielmals bessere Dienste gethan hat: welches vermuthlich deswegen geschehen ist. Das Eis würkt vermittelst seiner Kälte; (§. 5.) und obschon das Wasser und die wässerige Umschläge ebenfalls kalt sind: so ist doch Wasser nicht so kalt, als Eis, weil es sonst kein Wasser mehr wäre. Da nun das Geblüte bei unsinnigen Leuten dike ist, (§. 3.) und also stärker widerstehet: so mus auch nothwendig mehrere Kraft angewendet werden, die Gefässe, zusammen zu ziehen, und es herunter zu treiben, wozu ohne Zweifel ein grösserer Grad der Kälte, als im Wasser ist, erfordert wird. Daher auch vernünftige Aerzte vorlängst darauf gesehen, und unter die nassen Hauptumschläge allerhand kühlende Sachen, als Salpeter, Salmiak, Bleizuker, u. d. gl. verschrieben haben. Und überhaupt darf man sich auch wegen allzustarker Kühlung nicht etwa grosses Bedenken machen; weil die Hize im Kopfe bei diesen Patienten öfters so gros ist, daß davon, wie ich selbst gesehen habe, in kurzer Zeit die naskalten Umschläge ganz lau geworden sind, und gleichsam gerauchet haben. Welche Erwärmung aber bei dem Eise nicht so bald geschieht, daß also auch hierinne dessen

vorzüglicher Gebrauch vor dem Waſſer gerechtfertiget wird. Ja, da das Eis nach und nach ſchmelzt, und in Waſſer zerflieſt: ſo wird dadurch die allzu ſtark zuſammenziehende Kraft, die es wegen ſeiner Kälte erweiſet, eben ſo, wie bei dem kalten Waſſer, einigermaſen gemäſiget; wenn man anders ſagen will, daß das Eis, oder Waſſer auch wegen ſeiner naſſen Theile, zur guten Würkung etwas beitragen ſoll.

§. 7.

Doch, da auch die beſten Mittel ſchaden können, wenn ſie nicht mit gehöriger Vorſicht gebrauchet werden: ſo ſind billig auch bei der Eiscur einige nüzliche Regeln nicht zu nehmen. Es darf alſo dieſelbe zuförderſt nicht eher vorgenommen werden, als wenn bereits der Uberflus des Bluts durch Aderlaſſen iſt gemindert worden; weil ſonſt der Widerſtand deſ-

auch dieſerwegen das Eis bei den die Krankheit von verhaltner güld der, oder Monatszeit herrühret, behutſam zu gebrauchen iſt, wen nicht erſt die in dem Unterleibe, o Mutter etwa vorhandene Verſtop durch gehörige Mittel eröfnet hat. lich mus auch der Leib beſtmöglich ſeyn, damit nicht etwa die Verſto bei welcher das Blut gerne aufwe get, die gute Würkung verhindert da man auch allezeit lieber den ſi Weg gehet, und wo es ſich ſchike von gelindern Mitteln den Anfang ſo thut man daher ebenfalls wohl, man erſt weniger kühlende Sachen lich um den Kopf ſchlägt, ehe m Gebrauch des Eiſes ſchreitet.

§. 8.

Nächſtdem kan ich nicht umhin, einer gant beſondern Eiscur zu ged

n der elende Menſch nach und
er zu ſich ſelbſt, das Athemho-
beſſer, der Puls, der vorher
ſchwach und ungleich gieng,
ier, ſtärker und ordentlicher,
kalte Angſtſchweis, der ſich
a am Cörper äuſerte, verwan-
über den ganzen Leib in eine
me Ausdünſtung, der Urin ſez-
d kurz zu ſagen, der dem Tode
ye geſchienene Kranke erholte
und nach, und wurde völlig
und, wie ich dieſes mit noch
Zeugen zu erweiſen im Stan-

§. 9.

nuthe gewis, es werde eini-
eſer dieſe ganz beſondere Wür-
ſiſes im Anfange ſehr ſeltſam
iglaublich vorkommen: oder
es unter die zufälligen Curen
die ſich auf ein blindes Gera-
ründen. Alleine, ich hoffe,
ihren Zweifel fahren laſſen,
ſere Gedanken gerathen, wenn
zu deſto beſſerer Uberzeugung,
ormige Cur vorlege, die zwar
:m Eifer, doch mit kalten Waſ-
n dieſer Krankheit von dem ält
D. Hahn zu Schweidnitz, der
Waſſerfreund war, und auch
n artigen Tractat geſchrieben
iem eigenen Sohne, dem noch
rühmten Herrn D. Hahn zu
zlüklich iſt angeſtellet worden.
:lbe unſer hochverdienter Herr
lath Büchner überſchrieben
und Er iſt ſo gütig geweſen,
unter folgenden Umſtänden
:mitzutheilen. Als An. 1734.
chleſien ſo viele Waſſerüber-
tgen erlitte, entſtunden eini-
uf ſehr häufige anſtekende und
bizige Fieber, die gemeinig-
eken verbunden waren, und
e Menſchen aufrieben. Es
h auch der jüngere Herr D.
reslau, weil er mit ſolchen
Kranken umgehen muſte, in eben der-
gleichen ſchlimme Krankheit; und weil
er ſich ſelbſt zu rathen nicht vermögend
war, leiſteten ihm ſeine Herren Collegen
allen nur möglichſten Beiſtand. Jedoch
die beſten Mittel wollten nicht anſchlagen;
ſondern der Patiente war in einem ſehr
elenden Zuſtande, der die augenſcheinliche
Gefahr, und ſelbſt den Tod drohete, wo-
bei ſich auch hin und wieder einige dunkle
Fleken zeigten, die aber meiſt wider zurüke
traten. Da nun ſein Herr Vater, der auf
erhaltene Nachricht herbei kam, dieſes
ſchlechte Befinden innen wurde, ſo bil-
ligte er zwar alles bisherige Verfahren;
lies aber, obſchon die übrigen Aerzte gar
ſehr davon abriethen, recht kaltes Waſ-
ſer herbei bringen, leinene Tücher damit
anfeuchten, und ſie dem Patienten, ſon-
derlich auf die Bruſt und in Rüken legen,
worauf er wohl zugedekt, und ruhig lie-
gen gelaſſen wurde. Und ſiehe, in kur-
zem wurde, zu jedermanns gröſten Ver-
wunderung, der Puls freier, ſtärker
und richtiger, an der Haut kamen mehr
rothe Fleke zum Vorſchein, die Beklem-
mung der Bruſt lies nach, der ganze Leib
gerieth in eine heilſame Ausdünſtung,
das Phantaſiren und Zuſammenfahren
hörte auf, und es thaten ſich alle Merk-
male einer guten Beſſerung hervor, die
auch endlich nach Wunſch erfolgte.

§. 10.

Fragt man, wie es zugehe, daß ſo wohl
das Eis, als das kalte Waſſer dergleis-
chen ſonderbare Kraft erwieſen haben? ſo
iſt es freilich ſo leichte nicht zu erklären.
Doch iſt es allerdings wahrſcheinlich,
daß ſie beide auf einerlei Art, nemlich
durch ihre Kälte gewürket, die nur dem
Grade nach in beiden unterſchieden iſt;
weil das Eis kälter, als das Waſſer zu
ſeyn pflegt, (§. 6.) und ich will nunmehr
meine unmasgebliche Gedanken darü-
ber kürzlich eröfnen, und ſie dem G. L.
zu weiterer Uberlegung anheim ſtellen.
Wir nehmen bekanntermaſen in allen Fie-

bern

bern zweierlei Bewegungen wahr. Die eine ereignet ſich bei dem Anfall der Fieber, und beſteht in einem Froſt, oder in einer krampfhaften Zuſammenziehung der Nerven und Blutgefäſſe, wodurch das Geblüte von den äuſerlichen Theilen nach den innern getrieben wird. Die andere aber, ſo hierauf erfolgt, iſt ſo geartet, daß durch den vermehrten Puls- und Herzensſchlag das einwärts getriebene Blut wieder zurük nach den äuſern Theilen gepreſſet wird. Und wenn dieſes lezte gehörig geſchieht: ſo höret der vorhergegangene Krampf nach und nach auf, und es werden durch dieſe ſtärkere und geſchwindere Circulation des Bluts die etwa vorhandenen Verſtopfungen der kleinſten Röhrgen glüklich gehoben, die zähen Feuchtigkeiten verdünnet, und es geht nicht nur die vorher gehemmte Abſonderung der Unreinigkeiten durch den Schweis, Urin u. ſ. w. beſſer von ſtatten; ſondern es wird auch die in den Säften

ſchädlichen Materie durch die daz
quemen Wege unterbrochen, theils
leichte in den edelſten Eingeweiden ei
fährliche Entzündung verurſachet
ſo folget nothwendig daraus, daß
vor allen Dingen dahin ſehen müſſe,
man dieſe höchſt nöthige Abſonderun
ſchädlichen Gifts beſtmöglichſt beför
und die etwa zu beſorgende, oder
vorhandene Entzündung wegne
wolle. Soll aber dieſes geſchehe
mus die auswerts gehende Bewe
des Bluts verſtärket werden; welch
ters auf keine Art beſſer ins Werk g
tet wird, als wenn man den erwe
Fieberkrampf erreget, der das Bl
nach den innern Theilen ſtärker hinfl
und ſolchergeſtalt das Herz und die
ſen Pulsadern in Stand ſezet, ver
ihrer widerſtehenden Kraft eine mu
Gegenbewegung anzuwenden, un
durch den Lauf des Bluts ſo wohl ſt
als geſchwinder zu machen. Bei

eliches in dieſen Krankheiten, allem aſehen, ungemein zart und flüchtig iſt, ugermaſen gebunden, ſind in ſeiner mellen Würkung gehindert wird, daß fürohin die innere Bewegung des luts (motus inteſtinus) nicht ſo ſtark ehr erregen, und die Trennung der heile deſſelben, (diſſolutio humorum) s die Urſache des Todes, zuwege brin- n kan.

§. 12.

Alleine hier mögte vielleicht eingewen- et werden, daß ja bereits in dieſen Fie- rn ein ſtarker Krampf vorhanden wäre, er eben den freien Lauf des Bluts nach en äuſern Theilen verhinderte, und es lſo das Anſehen gewinnen ſollte, daß an denſelben vielmehr lindern und ſtil- n, oder vermehren müſſe. Ich ant- orte aber hierauf alſo: dieſer Krampf, eil er nicht allgemein, ſondern nur in ewiſen Theilen befindlich iſt, und alſo as Blut unordentlich hier und da hin- reibet, daß es daſelbſt ſtoken, und ge- ährliche Zufälle erregen mus, iſt aller- ings höchſt ſchädlich. Dieſes gilt aber ingegen von demjenigen Fieberkrampfe einesweges, der vermögend iſt, die Kraft des Herzens und der Pulsadern zu ſtärken, und eine vermehrte Circulation des Bluts, zu Wegnehmung der ſchlim- men Urſachen der Krankheit, zuwege zu bringen. Daher auch ſchon unſer Altvat- er Hipocrates, wie ich §. 14. zeigen will, vor eine gewiſe Art des Krampfs, die Erregung eines Fiebers durch kaltes Waſſer errathen hat, wie denn auch un- ſer ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann in dem dritten Theile ſeiner med. ſyſtemat. pag. 620. ein merkwürdiges Exempel er- zehlet, deß das kalte Waſſer, welches einige Zeitlang in zimlicher Menge ge- truken worden, blos deswegen ſehr hef- tige convulſiones vertrieben habe; weil es mit ſeiner Kälte einen Fieberkrampf ge- macht, dieſer aber nachgehends eine ſchnellere Geblütsbewegung, zu er- wünſchter Hebung der Krankheit, ver- urſachet hatte. Und hierauf gründet ſich auch meines Erachtens, wenn ich die ſtärkende Kraft bei Seite ſeze, der nüzli- che Gebrauch der kalten Bäder in Läh- mungen der Glieder, im Waſſerſcheu, (hydrophobia) und andern Krankheiten, die einen ſchwachen, oder unordentli- chen Umlauf des Geblüts zum Grunde haben, womit ſonderlich die Herren En- gelländer groſſe Curen verrichten. Thut aber dieſes das kalte Waſſer: ſo iſt nicht zu zweifeln, daß in ſolchen Fällen das Eis ebenfalls gut thun könne.

§. 13.

Daß man aber durch kaltes Waſſer, und alſo auch durch Eis, wenn es äuſer- lich gebraucht wird, ein Fieber erweken, und durch dieſes wieder andere Krankhei- ten curiren könne, iſt in der That bereits denen alten Aerzten bekannt geweſen, und nur in folgenden Zeiten, gleichwie viele andere gute Hülfsmittel, nach und nach ins Abnehmen gekommen. Denn ſo verordnet z. E. der weiſe Hippocrates in dem 5ten Buch ſeiner Lehrſaze dergleis chen Cur, wenn er aphor. 21. ſpricht: in tetano ulceris experte, juvene bene habito, æſtate media, frigida quam copioſa, profuſio *calorem* nativum revocat; hujusmodi autem tetanum calor ſolvit. Das iſt: " Das fleiſige Begieſen mit " kalten Waſſer iſt in dem Tetano, (ei- " ner gewiſen Art des Krampfs) bei jun- " gen Leuten und im Sommer ſehr " zuträglich; weil es die natürliche " Wärme wieder bringt, dieſe aber " hernach den Krampf aufhebt. Und im dritten Buche de morbis ſchreibt er: aquam frigidam plurimam ſuperfundito, & poſtea veſtimenta tenuia, pura & calida ſuper integito; ignem autem tunc non adhibeto: hoc auxilium & ad tetanum, & ad opiſtotanum adhibeto. " Oder er " ſagt: Wenn man denjenigen Krampf, " der tetanus und opiſtotanus genennet " wird, curiren will, mus man den " Leib mit kalten Waſſer öfters begie- " ſen,

" ſen, und hernach reine, leichte und " warme Kleider überdeken, was hi" " ziges aber alsdenn gar nicht gebrau" " chen." Woraus alſo, wenn man zumal die erſte Stelle betrachtet, deutlich erhellet, daß Hippocrates ſchon gewuſt habe, es werde durch die Kälte des Waſſers, und warum nicht auch des Eiſes, eine ſtärkere Bewegung des Bluts, und dadurch hernach mehrere Hize zuwege gebracht.

§. 14.

Und dieſes wären nun meine ohnmaſgebliche Gedanken von der Würkung des Eiſes und kalten Waſſers in Flekfiebern. Wie weit nun dieſelben gegründet ſeyn, mag der G. L. gütigſt beurtheilen. Es iſt auch überhaupt meine Abſicht nicht, daß ich dieſe Cur ohne Unterſcheid zur Nachahmung anpreiſen wollte; ſo viel mögte ich aber doch wünſchen, daß man bei ſich ereignender Gelegenheit mehrere Verſuche damit anſtellete; und damit ſol-

einige andere beſondere Fälle bekannt, da das Eis und kalte Waſſer ſehr nüzliche Dienſte geleiſtet haben. Denn alſo wurde z. E. ehedem der Geh. Rath Hofmann wegen eines gewiſen jungen Herrn von Adel, von ohngefehr 15. Jahren um Rath gefraget, der nach vorhergegangenen, und vermuthlich zu früh geſtopften kalten Fieber, in kurzer Zeit über die maſen ſtark gewachſen war, und dadurch eine ſo groſſe Schwäche in Knien, und den Gelenken der Füſſe, die auch beide etwas geſchwollen waren, bekommen hatte, daß er weder gehen, noch ſtehen konnte. Weder das Töplizer- noch auch das gebrauchte Lauchſtadterbaad, welches doch ſonſt vor andern ſtärkt, wollten mehrere Kräfte verſchaffen, und die beſten Nervenſalben waren eben ſo wenig hinlänglich. Nun rieth zwar der ſeel. Mann, daß man in Gedult ſtehen ſollte, bis mit dem Alter eine Aenderung der feſten Theile erfolgte, die öfters alleine die vorher unheilbaren Krankheiten glüklich

h iſt gehoben worden. Freilich ht es deſto beſſer an, wenn es eben ner Zeit geſchieht, da ohnedem der l des Alters eine Veränderung der Theile zuwege bringt, und wenn rper vorher wohl iſt gereiniget und tet worden.

§. 16.

h dieſes iſt nicht das einige Exem- a das kalte Waſſer in Schwachheit elenke geholfen hat; ſondern es ehrere bekannt: wie denn unter der berühmte Engelländer Mr. in ſeinem Tractat von kalten Bä- inige davon anführet, die nach ndigen Uberſezung Herrn Doctor ertners alſo lauten: Ich erinne , ſpricht er, einer Frau, die ſich roſſe Schwachheit und Schmerzen Gelenken beklagte. Ich rieth ihr orgen eine Viertelſtunde lang den n Theil ins kalte Waſſer zu halten lches des Abends zu wiederholen, ach ohngefehr 20. Tagen empfand ſo viel Kraft in den vorhin ſchwa- heilen, als in den andern geſun- Eben ſo berichtet er auch von einem , das ſo ſchwach auf den Schen- eweſen, daß es nicht aufrecht hat können, und durch den Gebrauch Bäder ſeine Kräfte in kurzen wie- langet hätte.

§. 17.

hieraus läſt ſich zugleich erklären, n es in häufigen Saamenflüſſen ut, wenn man ſich in den Lenden mit Waſſer wäſcht, oder mit Eis rei- oder auch in kalten Waſſer badet. durch die Kälte wird theils der Zu- es Geblüts nach den abſondernden engefäſſen gemindert, theils aber n die zuruk führenden Gefäſſe (vafa entia) geſtärket, daß ſie den übri- aamen deſto beſſer wieder zum Ge- führen, und derſelbe hernach nicht ſo häufig mehr abflieſſen kan. Ja es iſt nicht minder begreiflich, warum man ſich vor ſchlimmen Augen, böſen Hälſen und Geſchwulſt der Halsdrüſen verwah- ren kan, wenn man ſich des Morgens hinter den Ohren, oder wie die Engel- länder thun, oben den Kopf, wenn man anderſt denſelben kalt zu halten gewohnt iſt, mit kalten Waſſer wäſchet; weil da- durch ebenfalls dem Zuflus des Bluts und den Feuchtigkeiten geſteuret wird.

§. 18.

Eben ſo weis ich auch, daß es in kal- ten Flüſſen, (rhevmatismi) da ſich nem- lich eine ſchleimige und ſcharfe Feuchtig- keit auf die Häutgen der Muskeln und Gelenke ſezt, ſehr gut geweſen iſt, wenn man die leidenden Theile mit Eis geries ben, oder mit kalten Waſſer gewaſchen hat. Ich verſtehe aber hier unter kalten Flüſſen diejenigen, die, wie der gemei- ne Mann ſagt, dem Anſehen nach die Wärme nicht leiden können, vermuthlich deswegen, weil die Schärfe des ſtoken- den Schleims dadurch flüchtiger gemacht wird, und die empfindlichen Nerven- häutigen deſto mehr angreift: wie es denn vielfältig geſchieht, daß man von ſolchen Flüſſen eine Steife und Unbeweglichkeit des Halſes, Rükens, der Arme u. ſ. w. bekommt, die ſo lange man in der Kälte iſt, nicht ſonderlich verſpüret wird, hin- gegen aber zunimmt, wenn man ſich in die Stube, oder ins warme Bette be- gibt, ja auch deshalb vielmals recht lan- ge anhält, ehe ſie durch den Schweis zer- theilet wird, indem die leidenden Theile recht ſchwer dazu gebracht werden, wenn ſich ſchon der ganze übrige Leib in Aus- dünſtung befindet. Da nun, wie oben §. 10. iſt gezeiget worden, die Kälte ſies berhafte Bewegungen erweken, und die Circulation des Bluts vermehren kan: ſo iſt kein Zweifel, daß auch in den beſchrie- benen Flüſſen dergleichen geſchieht, und daß dadurch die ſtokende Feuchtigkeit ver- dünnet, und zum Auswurf durch die

Haut geſchikter gemacht wird; daher man nach dem Gebrauch des Eiſes und kalten Waſſers meiſtentheils bemerket, daß darauf die leidenden Theile in recht gute Ausdünſtung gerathen. Doch will ich nicht leugnen, daß die Würkung auch alſo geſchehen könne; indem nemlich die Kälte eine ſtärkere Zuſammenziehung der Haut und Schweislöcher an demjenigen Orte zuwege bringet, wo der Fluſs ſizt. Da nun nach derſelben allezeit eine ſehr gemäſe Nachlaſſung des toni erfolget: ſo kan auch alsdenn die Feuchtigkeit, die vorher zurük gehalten wurde, deſto beſſer ausdünſten; weil der Trieb des Geblüts nach den äuſern Theilen keinen Widerſtand mehr findet, ſie durch den Schweis zu treiben.

§. 19.

Und wer wollte endlich alle nur mögliche Curen durchgehen, die man mit dem Eiſe und kalten Waſſer anſtellen könnte; indem ich hier nur vornemlich von einigen

nung, und den andern, der ihr Vorraths-haus zu ſeyn ſchien. Dieſe hatten ver-mittelſt einer groſſen Strafe gemeinſchaft-mit einander, wie ſolches gemeiniglich bei alten Ameiſenneſtern zu ſeyn pfleget, die ich bemerket habe. Ich wollte gern wiſſen, wie Ameiſen aus verſchiedenen Geſellſchaften ſich gegen einander bezeu-ten; ich nahme alſo eine Büchſe voll Ameiſen aus einem andern Garten, und grub zwo Hölen, meine neue Colon darinn anzulegen, und zwar ſo, daß, wen ſie ihre vorige Gemeinſchaft beibehielte ſie allemal quer über den groſſen Weg d vorigen Einwohner gehen muſten. Me ne neue Colonie war ganz gelb, die a dern aber ſchwarz; ich konnte alſo b allen Vorfällen leicht erkennen, zu wo für einer Nation eine jede gehöret. Me ne gelbe ſchienen, wie man leicht gede ken kan, bei ihrer erſten Ankunft in e ner allgemeinen Verwirrung zu ſeyn. S krochen herum, und kreuzten ohngefe

rer Anzahl und mit zimlicher
d Vorſichtigkeit. Den folgenden
and ich, daß meine Ankömm-
Stellen eingenommen hätten,
ſie geſezet hatte. Die gröſſere
onderheit ſchien ihre Wohnung
nliche Ordnung gebracht zu ha-
hatte dieſelbe drei hübſche Oef-
und ſie giengen ordentlich ge-
dieſelben ab und zu. Die klei-
jl hatte zu ihrem Neſt zwo Oef-
macht, die geheimer waren;
1 auch einen ganz andern Weg,
en auch über ein Tulipanenbeet
den, der von der Straſe der
ganz entfernet war; die an-
kreuzten beſtändig über denſel-
Morgen. Bisweilen begegne-
, und hatten verſchiedene klei-
tüzel. Die ſchwarzen ſchienen
ch den Kürzern dabei zu ziehen.
uch, daß eine von ihnen getö-
von dem Feinde weggetragen
n den Mittag herum fand ich
ie Anzahl von den gelben, die
er Ordnung auf der groſſen
zen. Sie fochten mit allen
, die ihnen begegneten. Und
ahl dieſer immer ſtärker an-
lies ſich alles zu einer heftigen
m. Den Nachmittag, der,
hen nach, recht blutig zu wer-
, hatte ich das Unglük, ihre
en nicht beobachten zu können.
ſchon an, für die alten Ein-
nd für das Unglük, ſo ich ih-
gen hatte, beſorgt zu ſeyn.
daher den folgenden Tag ſehr
um zu ſehen, wie die Sachen
Ich wunderte mich, daß ich al-
dert fand. Die ſchwarzen wa-
en ſo beſchäftiget, als ſie vor
falle zu ſeyn gewohnt waren.
er wahrſcheinlich genug, daß
Freiheit zu arbeiten durch die
Waffen zuwege gebracht. Es
n Anſehen nach, eine ſcharfe
zefallen. Ich zehlte ohngefehr
den gelben, die alle auf dem
Kampfplaze lagen; allein ich konnte un-
ter den Erſchlagenen keine einzige ſchwar-
ze gewahr werden. Ich wunderte mich
gar ſehr darüber; doch fand ich gleich
darauf, daß die Ameiſen in Anſehung
der todten Cörper ihrer Freunde die ſorg-
fältigſten Creaturen ſind. Ohne Zweifel
hatten die ſchwarzen, die Meiſter vom
Kampfplaze geblieben waren, alle die-
jenigen von den Ihrigen weggetragen,
die ihr Leben in der Vertheidigung ihres
Vaterlandes verlohren. Weil ich von
den gelben nicht eine einzige ſich regen ſa-
he, ſo gieng ich zur gröſſern Wohnung,
wo ich ſie aufgehoben zu finden vermeinte;
allein die ſchwarzen hatten ſo gar auch al-
le ihre Werke in Beſiz genommen, und
es war allda nicht eine einzige gelbe zu ſe-
hen. Allein auſſer dem, daß verſchiede-
ne von den ſchwarzen von ihrem eigenen
Neſt zu der eroberten Wohnung beſtän-
dig ab und zu giengen, bemerkte ich zwo
oder drei von ihnen, die an einer jeden
ihrer drei Oefnungen beſtändig als
Schildwachten gehalten wurden. Wenn
dieſes nicht geweſen wäre: ſo hätte ich
geglaubet, daß ſie die ganze Nation gänz-
lich ausgerottet hätten. Da ſie aber eine
Schildwache hielten: ſo ſchlos ich dar-
aus, es müſten noch etliche von der feind-
lichen Parthei vorhanden ſeyn. Nach-
dem ich genauer herum ſuchte: ſo traf ich
auch zwo oder drei flüchtige an, die
entflohen waren. Einer von ihnen folg-
te ich ſo genau, daß ich durch dieſelbe
zu der Hauptverſammlung ihres Hauf-
fens geleitet ward. Sie hatten ſich in ei-
ne Höle begeben. Auf einer kleinen Erhe-
bung, die recht unter ihnen war, tö-
dete ein Detaſchement von den ſchwarzen
alle, die ſie fangen konnten, und eben
den Augenblik, da ich ſie entdekte, wa-
ren ſie mit der Hinrichtung zwoer oder
dreier recht eifrig beſchäftiget. Nachde-
me ich alſo den Mittelpunct der Flüch-
tigen angetroffen: ſo ſahe ich verſchiede-
ne andere Flüchtige, die eine nach der an-
dern dahin eilten. Einige von ihnen ge-
riethen unter die ſchwarzen, die meiſten

aber langten glüklich bei ihren Freunden an. So ſtunden die Sachen an dieſem Tage; der folgende gieng gänzlich mit kleinen Scharmüzeln hin. Die ſchwarzen hielten noch unten zu beſtändig Wache, ſo wie die gelben oben noch immer zahlreicher wurden. Sie hatten allda ein neues Neſt gemacht, und einen Ort zubereitet, da ſie alle Cörper ihrer toden Freunde aufhuben, die ſie nur wieder erlangen konnten. Es iſt unglaublich, was ſie deswegen wagten. Sie ſchlichen ſich bei einzeln heraus, ihre Erſchlagenen davon zu bringen. Sie wagten ſich nicht bei dem Feinde vorbei zu gehen: denn anders konnten ſie nicht dazu kommen. Sie ſahen ſich genöthiget, tauſenderlei Liſt auszuüben, und verlohren öfters ihr Leben darüber. Dis iſt merkwürdig: Wenn ſie einen Feind wegſchleppen, ſo geſchiehet ſolches an der Erde; einen Freund aber legen ſie auf die Schultern, und tragen ihn alſo, daß, wenn er noch leeinige weg. Sie ſind ſo eiferig daß ſie ihre Ladung nicht fahre wenn man ſie nicht mit Gewa trennet. Ich habe niemals geſe ſie einige davon aufgefreſſen hät ſie ſie davon gebracht. Die Ub nen hielten ſich hierauf einige Z ſehr eingezogen, ausgenommen zuweilen zwo, bisweilen auch Schildwache vor dem Eingange neuen Neſte geſtellet hatten. D gang war recht unter einen kle nen Stüke eines Kieſelſteins aus und zwar alſo, daß derſelbe m über lag, und die Näſſe einig abhielt. Es war noch eine and Oefnung, aber weiter hineinwe ter eben einem ſolchen Stüke K Einige wenige ſchwarze wollte ihre neue Werke hinauf wage die gelben thaten niemals einen auf ſie. Und wenn einige von wa ausgegangen waren, ſo hi

ächlich über die falſche Oefnung in
rung zu gerathen. Sie ſtieg auf
ſtein, der darüber lag, und unge-
derſelbe keinen halben Zoll breit
ſo kroch ſie doch an den Eken deſſel-
o oder drei Minuten lang herum.
Minute iſt für eine Ameiſe eine ſehr
Zeit, die allezeit ſehr geſchäftiget
d niemals eine einzige Minute ver-
ert. Der Leſer hat vielleicht der
Colonie der gelben ſchon vergeſſen.
be kurz vorhin gemeldet, daß ſie
traſe erwählet, die ganz von dem
der ſchwarzen entfernet war. Sie
ſich ſehr genau zu ihrer eigenen
ung. Sie giengen allezeit mit groſ-
rſicht aus, und kamen durch eine
ig wieder hinein, die glüklich
as ungefehre Gewebe einer Spin-
ket ward. Solchergeſtalt lebten
z eingezogen, und ich glaube,
erſt nach 8. oder 14. Tagen den
u ihren Cammeraden gefunden.
Zeit ſahe ich eine von ihnen über
ſie Straſe gehen, und ſich gleich
wieder zu ihrem Neſte begeben.
ange darnach kam ſie wieder zu-
ad zwar bei nahe in derſelben Linie.
fand ich, daß ſie es eine nach
ern wagten, hinüber zu gehen.
lgenden Tag hatten ſie alle ihre
Dürde verlaſſen, und ſich zu ihren
en verfüget. Sie hielten ſich alle
nder ſo genau in ihrem Neſte, daß
ibte, ſie wären davon gegangen.
ne einzige Wache lies ſich beſtän-
n, und nachdem der Boden des
in Verwirrung war gebracht wor-
men ſie in groſſer Menge heraus.
Tage hernach war auch ſo gar die
weg. Und als ich das Neſt öfne-
and ich, daß ſie alle ihr Quartier
rt hatten, wiewohl ich nicht aus-
machen konnte, wohin ſie ſich be-
Vermuthlich ſind ſie ſo glüklich
, daß ſie den Weg zu ihrem Vat-
wieder zurük gefunden; wiewol
ehr wunderlich zugegangen ſeyn
ndem noch ein anderer Garten
und 2. Häuſer dazwiſchen waren. So viel iſt gewis, daß ſie da alle eine allgemeine Verſchanzung haben. Auf ſolche Weiſe endigte ſich dieſe groſſe Unruhe in ihrem kleinen Staat, die urſprünglich durch eine ſchlechte Neugierigkeit verurſachet, aber mit dem gröſten Elend eines ganzen Volkes fortgeſezet worden, welches zwar viele Wuth in ſeinen Kriegen bezeuget, dannoch aber überhaupt ſo fleiſige, unſchuldige und ſo geſellige Creaturen zu ſeyn ſcheinen, als nur immer auf der ganzen Welt ſeyn können.

Der Herr von Zankwiz.

- - - - Pone veſanos precor
Animi tumores, teque pietati refer.

Sen. in Teb.

Der Herr von Zankwiz iſt ein unerträglicher Mann. Das Verhängnis hat mich auf eine Zeitlang zu ihm gebracht, damit ich eine neue Art der Gedult lernen möchte. An Geſprächen fehlt es bei ihm niemals, denn er fraget einem über alles, was ihm einfällt. Wie man ſeine Meinung ſagt, ſo iſt ſie nicht recht; will man ſich erklären, ſo wird er ungeduldig; will man ihm Einwürfe machen, ſo wird er zornig; will man eine andere Meinung behaupten, ſo wird er raſend. Er ſchreiet, er turnirt, er ſchmeiſt auf den Tiſch; er iſt ganz auſſer ſich. Wie! einem Mann etwas zuwider ſprechen, der es beſſer wiſſen mus? welcher Frevel! Es iſt ein ſolcher gefährlicher Irrthum, nicht ſeiner Meinung zu ſeyn, daß ſeine ganze Chriſtliche Liebe darüber zum Mitleiden aufgefordert wird.

Will man ſeine Gunſt erlangen, ſo mus man nichts wiſſen, alle Menſchen verachten, und ihn allein bewundern. Weil ich mich befleiſe, mir den Umgang mit allen Menſchen ſo erträglich zu machen, als es

möglich iſt, ſo gebrauche ich bei ihm alle Beſcheidenheit im Reden. Ich bediene mich faſt nur der Redensarten der Pyrrhoniſten. Ich ſage nie, ich habe dieſes oder jenes geſehen, oder gehöret, ſondern mich dünket, es ſcheinet, es kan ſeyn: Doch, auch da komme ich oft übel bei ihm an. Wie, ſpricht er, Sie wiſſen gar nichts: Sie haben keine gewiſe Principia: ſo lernen die junge Leute in Halle. Da müſſen Thomaſius und Gundling herhalten. Sag ich ein Wort zu ihrer Vertheidigung, ſo lauft dem weiſen Mann die Galle über. Die Windmacher, die Marktſchreier, die Ignoranten, daß ich bei ſeinen Worten bleibe, ſind alsdenn die Titel, womit er das Gedächtnus dieſer wakern Leute beehret. Ich mus ſie ſchelten laſſen; dann ſie werden mirs doch nicht zumuthen, da ſie nun beide in der Ewigkeit ſind, daß ich mich ihrentwegen noch mit dem Herrn von Zankwiz herum balgen ſoll. So eifrig er heut auf dieſe ſchilt, die man lobet, ſo erbittert wird er morgen an-

Augen, und runzelte die Stirn. W
ſprach er voller Eifer: ſie waren alle
Schulfüchſe. Die Geſchäfte machen
te; wer die Rechte ſtudiren will, der
in einem Tribunal ſizen, der mus Urth
abfaſſen, und ein paar hundert Ba
Acten durchblättert haben: Vor di
gab es andre Leute; die neuern ſind cl
Copien von guten Originalien; w
nichts.

Auf ſolche Art widerſpricht der Herr
Zankwiz alles, was man ihm ſaget;
hadert mit allen Menſchen, und da
Morgen bis zum Abend, bei dem Au
hen, bei dem Schlafengehen, in den
ſellſchaften, mit einem Wort, allenthal

Er behält kein Geſinde über ein vi
Jahr: Weib und Kinder aber, find
ihm am übelſten daran. Dieſe kö
ihm nicht ausweichen. Er verfolgt ſi
ganzen Haus, mit ſtetem Keifen;
wenn ſie meinen, ſie wollten es ihm

Der
aus dem Reiche der Wissenschafften
wohlversuchte

Referendarius,

oder

auserlesene Sammlungen

von allerhand

vermischten Schrifften und Versuchen

aus

der Naturlehre, Arzeneiwissenschafft, natürlichen
Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, Politic, Haushaltungskunst,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenschrifften und neuen Büchern von wirthschafftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorschläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Historie und Critik, zumal aus denen schönen Wissenschafften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen.

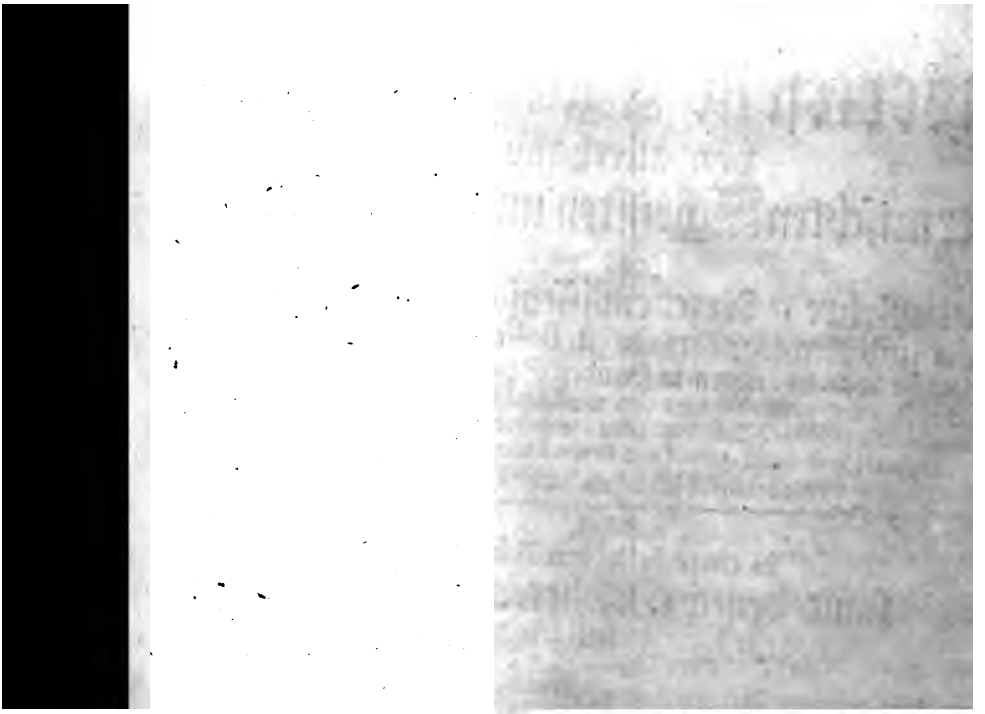
welches
in einer beliebten Kürze
samt denen Gelehrten Sachen
des hiesigen Intelligenzwesens,
mit
Einrukung einiger seithero eingeschikten curiosen Anmerkungen,
sorgfältigst zusammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maschenbauer.

II. Theil.

(Mit zerschiedenen Kupferstichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfassers Schrifften.
1750.

AN



Innhalt
Schriften, welche in dem zweiten Theil dieſer Sammlungen vorkommen.

Er Hochmuth, pag. 1.
Woher die Gewohnheit, Ringe zu tragen, ihren Urſprung habe? p. 3.
Erörterung der Frage: worinnen die Glükſeligkeit und Unglükſeligkeit der abgeSeelen beſtehe, 8.
ung neuer Kunſtöfen, wobei über)olz, als ſonſt gewöhnlich, erſpahrt, ch mit groſſer Bequemlichkeit ge- n kan, 11.
mpeln und Nachtlampen, 15.
Armuth, 17.
eit von den mannigfaltigen Gebre- Menſchen, 19.
ebammen zu glauben, wann ſie ſawäre eine Jungfer, und dieſe nicht, ien die Unterſuchung vom Gericht orden, 19.
) und gefährlich die Begrabung der en Kirchen und Gotteshäuſern; 21
räumten Mode der ſogenanden Brief oder Franzöſiſchen Uberſchrifften 22
ungen v. den Planeten u. deren Be- 23.
nd der Stigeliz, eine Poeſie, 29.
hiſche Abhandlung von den Zäh-
ſung zu der teutſchen Rechtſchrei-
ung alter und Aufbringung neuer 9.
hen und Beſprechen, 41.
r die üble Folgen, welche aus dem r Religion entſtehen, 42.
Erzehlung, die Atheiſterei betref-
erkwürdigkeit von dem Nuzen der der Froſt, 45.
igkeit des Schneewaſſers, 49.
zen der blauen Farbe in Krankhei-
Von dem Heil. Blaſio ins beſondere, und von denen Heiligen überhaupt, 52.
Von einigen Gewächſen, welche eine Menſchen- und Thier- ähnliche Geſtalt oder Bildung an ſich gehabt, 57.
Ein ſicherer Weg, die ſchlimmſten und eingewurzelten Fiſtlen ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen, 60.
Woher das Wort Paze oder Baze kommt, 65.
Vom Haarkräuſeln, und dem der Geſundheit daraus erwachſenden Nachtheil, 65.
Vom Nieſen, 66.
Von der Bratencur, 67.
Ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe? 67.
Erzehlung einer durch die Electriſation angeſtelte glüklich abgelauffene Cur in der Lähmung, 73.
Von der Glükſeligkeit, wider die, welche keinen GOTT glauben, 74.
Von der ſo genanden Weidenroſen, und dem dabei entſtehenden Aberglauben, 78.
Eine Abhandlung vom Vergnügen, 81.
Der Fleis, eine Poeſie, 85.
Kurzer Begrif von einer unbetrüglichen Fürſtl. Machtkunſt, 85.
Beſondre Vortheile und Erfahrungen in allerhand Landhauswirthſchafftl. Geſchäfften, in 38. Rubriquen, 88.
Unterſuchung der Urſachen, welche zu denen ſo vielfältig trokenen Sommern, in alten und neuen Zeiten, das meiſte beigetragen haben 105
Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unſerer Erden unterworffen, 108
Worinn der Entzwek eines rechtſchaffenen Politici beſtehet? 121.
Ob die Welt jezo ſchlimmer ſeye, als in vorigen Zeiten, 122.
Ob man bei Hofe auch from̃ leben könne? 124.
Die verſchiedene Urſachen des Regens, 127.
Welches die aller älteſte Stadt in der Welt geweſen, und was vor Merkwürdigkeiten bei ſolcher zubeobachten, 130.

Vom

Vom Holzmangel, und wie demſelben abzuhelffen, 132.
Neue franzöſiſche Einrichtung der Heerde, wo zugleich gekocht, gebraten und gebaken werden kan, mit Kupffern, 137.
Von nüzlichen Oefen, 139.
Kurze Unterſuchung der Frage: ob die Juden nicht zur Handarbeit und Erlernung ehrlicher Profeſſionen und Handwerker anzuhalten, 140.
Gedanken vom Kartenſpiel, 150.
Von der Erzeugung der Steine in dem menſchlichen Cörper, 154.
Sendſchreiben von einem Mittel wider den tollen Hundsbis an Menſchen, 155.
Beſchreibung von den Römiſchen Jubeljahren 157
Von dem Alter und Gebrauche der Wörter Durchlauchtigſter und Durchlauchtigkeit 162.
Höchſtnöthige Warnung vor alle Menſchen, ſonderlich aber vor diejenigen, die im wirthſchaftlichen Stande leben, ſowohl gegen den Müſiggang als die unmäſige Leibes- und Seelenarbeiten; nebſt allerhand medicinischen Lehre. 164
Von der Nothwendigkeit der Gebetsformuln 172
Neue Entdekung von der Ebbe und Fluth, 175
Beweis daß die Aerzte Freimaurer ſeynd, 176.
Satire wieder die falſche Ehrſucht, 177.
Die Freigebigkeit, 181.
Von dem Schaden der in den neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart, im Eſſen und Trinken, 207.
Die ſcheinheilige Frau, 212.
Von merklichen Veränderungen in Krankheiten und ſo genanden critiſchen Tägen, 215.
Anmerkungen über die Spinnen, 219.
Einige nüzliche Anmerkungen von der Schwindſucht, 226.
Von der unempfindlichen Ausdünſtung mit verſchiedenen neuen den Medicis ſowohl als einem jeden Menſchen ſeine Geſundheit zu erhalten und wann ſie verlohren, wieder zuerlangen, ſehr dienliche Entdekungen, 237.
Gedanken von den Somerfäden in der Luft, 254.
Von der Hexerei, 257.
Anmerkung über die vorhergehende Geſchichte 276
Geſchichte des Hatswurſtes, 278.
Ob unter den Dünſten ſich auch Erdſtäubchen befinden, 279.
Gedanken über eine gewiſſe Erde, ob ſelbige nicht der Engliſchen Füllerde gleich kommen möchte, 284.
Erklärung über den ſogenannten Schwefelregen, 286.
Gedanken vom Geſinde und von böſen Herſchafften, 286.

Der Hochmuth.

Bedeutet eigentlich ſo viel, als ein hoher Muth, der einen edlen Geiſt belebet, und ſelben zu groſſen und herrlichen aten antreibet. Er trachtet nach hm und Ehre, und ſuchet allein s ſchön, was gut und was er- en iſt. Dieſes war eigentlich Gemüthsbeſchaffenheit der tu- dhafften Heiden. Wir als Chri- müſſen allerdings ſchon zu ei- nem zimlichen Grad der Religion gelanget ſeyen, wenn wir das Gu- te, aus Liebe zu dem Guten ſelbſt, und aus einem ſo heiligen Gefühl verrichten, daß wir die Ordnung Gottes darinnen preiſen und ver- herrlichen können.

Der Hochmuth, von dem die Rede iſt, hat einen thörigten Ur- ſprung, und macht die Menſchen eben ſo unglüklich als der Geiz. Er treibet alles in eine verkehrte Einbildung, und verurſachet bei

dem Menſchen einen ſo lächerlichen Wahn von eignen Verdienſten und Vortrefflichkeiten, daß er ſich weit über das Ziel miſſet, und allen andern Geſchöpfen ſeines Gleichen vorziehet.

Es war ein ſo unglükſeliger, als närriſcher Hochmuth, welcher das Geſchöpffe antrieb, dem Schöpfer gleich zu werden. Es hat beides Engeln und Menſchen geſtürzet: ſie waren beſtimmt, die ſeligſten Weſen zu ſeyn. Nun liegen jene mit Ketten der Finſternis gebunden; dieſe aber ſchwärmen zu ihrer eignen Qual noch immer in den thörigſten Leidenſchafften herum, und pflanzen das eingeſogene Gifft des Hochmuths auf ihre miret den unglüklichen Zuſammenhang der allerelendeſten Leidenſchaften.

Ein Hochmüthiger macht ſich alle Menſchen zum Feind. Nichts kan den Ehrgeiz vergnügen: Alles bringt ihn auf: Alles entzündet ſeine Wuth: er iſt nimmer ruhig, ſtets voller Anſchläge, ſtets empfindlich, ſtets ungedultig. Man kan ihm nicht Ehrerbietung genug erweiſen; die geringſte Nachläſſigkeit beleidiget ihn; ein ungleiches Wort ſezet ihn in Eifer, und eine Verachtung macht ihn raſend. Wer kan einen ſolchen Menſchen lieben? er misfällt, je mehr er andere zwingen will, ihn zu bewundern: es koſtet ihm ein Hauffen Mühe und

)emuth zu versteken. Sie em-
finden aber eine Beleidigung oder
Verachtung um so viel stärker, je
weniger sie solchen bliken lassen:
e vergeben alles offentlich: heim-
ch aber rächen sie sich gewis. Die-
s ist insgemein der Caracter der
Scheinheiligen.

Noch gibt es eine Art des Hoch-
muths, welchen die Tugend auf ge-
wisse Weise selber verursachet, und
uch selber zugleich verabscheuet.
Dieser ist der Hauptfeind der wei-
sten und frömmsten Leute. Sie
ühlen und empfinden ihre Vorzü-
e, ihre Stärke des Geistes, ihre
insichten: Sie empfinden darü-
er ein Wohlgefallen an sich selbst:
ire Eigenliebe nähret sich mit die-
n schmeichelhaften Vorstellungen:
e werden ihre eigne Gözen, und
reuen sich selbst den Weihrauch
uf den Altar ihrer Einbildung.
Dieser Hochmuth wird um so viel
efährlicher, je weniger man ihn
erspüret, und demselben die nöthi-
e Demuth entgegen sezet. Man
at deswegen Ursache, auf ihn acht
u haben: die heimlichen Bemüh-
ungen nach Lob und Ehre zusamt
er Unruhe, Empfindlichkeit und
iferfucht, welche diese Neigungen
ei uns verursachen, geben ihn
eutlich zu erkennen. Ein Weiser
ird seiner nicht so bald gewahr,
o fühlet er ein inneres Grauen;
nd wie könnte er ihn ohne diese
mpfindung entdeken? Er weis,
aß er ein armes und bedürfftiges
Geschöpfe ist, und daß diese Verehrung seiner selbst eine Art von einer Abgötterei ist, welche ihn aus der Abhängigkeit von Gott sezt. Er weit daß er auser dieser Abhängigkeit nicht einen Augenblik sicher ist, in die grösten Thorheiten und Verwirrungenen zu gerathen.

Man bemerket öfters an den berühmtesten Leuten, daß sie, wann sie auf ihre eigne Kräfte sich zu viel einbilden, in das albere und lächerliche verfallen; insonderheit wenn sie von ihren eignen Thaten und Wissenschaften reden. Dieses rühret einzig und allein daher, weil sie sich nicht zubescheiden wissen, demjenigen, die Ehre zu geben, dem sie allein gebühret, und dessen Geist die Weisen immer destomehr demüthiget, je mehr Gaben er ihnen mittheilet. Paulus sagt deshalben sehr schön: Wer sich rühmen will, der rühme sich des HERRN. 1. Cor. 10. v. 17. Von dem alle guten und vollkommene Gaben herkommen, als von dem Vater des Lichts. Jac. 1. v. 17.

Woher die Gewohnheit, Ringe zu tragen, ihren Ursprung habe?

Von dem Ursprung derer Ringe wissen die Geschichtschreiber nichts gewisses anzuführen. Plinius meldet, man habe zur Zeit des Trojanischen Kriegs noch nichts davon gewust, dieweil

sen haben. Allein bei denen Cora-
ern und Egyptiern, sind die Ringe
vor dem Trojanischen Kriege lange
zeit im brauch gewesen, wie aus
der heiligen Schrifft zu ersehen, da
Juda der Thamar seinen Ring, sein
Schnur u. seinen Stab zum Pfan-
de gegebē, Gen. XXXVIII. ℣. 18.
und der König in Egypten, Pharao,
seinen Ring von seiner Hand ge-
than, und dem Joseph an die Sei-
nige gestekt. Gen. XLI, ℣.42. Da-
her ist es dann zu verwundern, daß
Plinius lib. XXXIII. schreibt, die
Egyptier hätten nichts von Ringen
gewust, da doch dererselben Ge-
brauch v. ihnen zu denen Griechen
und von diesen zu denen Völkern
des alten Italiens gekommen; deñ
die Sabini haben schon zu des Ro-
muli Zeiten Ringe getragen, von
diesen aber ist der Gebrauch unter
denen Römern eingeführt worden.
wiewohlen einige meynen, d

Ring, welches einem Rö
verdros, daß er seinen eigen
vom Finger nahme, solche
Tyber warf, und in diese
ausbrache: Diese Ringe
vormalen unbetrügliche
mahlen tapfferer Ritter,
mehro aber werden sie K
chen der Freigelassenen.
die Rathsherren und Rath
Geschlechter, hernach die
trugen in Rom die ersten g
Ringe; Hingegen waren d
nen Ringe bei andern
Merkmahle der Leibeigene
die Silberne der Unedlen
Zudem durffte bei denen T
kein Leibeigener bei Leben
einen eisernen Ring als ein
der Freiheit tragen, die alt
ten aber musten so lange e
sernen Ring tragen, bis
Feind überwunden hatten.

ſilbern, oder der Ring ware
rn, und dieſes von Golde. Et-
Ringe hatten einen Edelgeſtein,
he aber keinen. Alſo truge der
iſche Senator Monius einen
g mit einem ſo koſtbaren Stein,
er ſich lieber damit ins Elend
agen lieſe, als daß er ſolchen
geizigen Antonio abgetretten
t. Pompejus M. führte einen
g mit einem Sardonichſtein,
elchem ein Löwe mit einem
werd gegraben ware. Gemeine
e führten zum öfftern auch nur
rne Steine in ihren Ringen,
nan bisweilen an der rechten,
eilen aber auch an der linken
d truge. Doch als bei denen
aern die Steine in denen Rin-
aufkamen, ſtekten ſie ſelbige
entheils an die linke Hand.
s die Finger anbelangt, ſo ſtek-
ie Griechen ihre Ringe an der
n Hand an den Finger nächſt
Kleinen, wie Gellius berich-
gleich als wenn nach der Egyp-
wiewohl irrigen Wahn aus
n Goldfinger eine kleine Ader
m Herzen gienge, welches da-
) auf das kräfftigſte geſtärket
de. Die alten Teutſchen tru-
eiſerne Ringe an dem Dau-
und an dem Mittelfinger ihrer
n Hand.

er Gebrauch der Ringe war
derheit, daß man damit ſiege-
as Siegel oder Bildnis aber
e anfangs nur in Metal ge-
n, bis die Edelgeſteine auf-
kamen. Es beſtande aber nicht
etwa in einem beſondern Wappen,
wie heutiges Tags die adeliche
Geſchlechtswappen ſind, ſondern
ein jeder brauchte zu ſeinem Pit-
ſchier, was er wollte. Die Egyp-
tier trugen mehrentheils in ihren
Ringen die Bilder des Harpocrads
und anderer heydniſcher Götter.
Die Griechen und Römer trugen
ihrer Ahnen und beſten Freunde
Bilder in denen Ringen, und in
des Germanici Ringe ware des
africaniſchen Scipionis eingeeztes
Haupt, welchen das Volk dem
Sohne, als er ſich unwürdig die
Stadtvogtei zu ſuchen unterſtan-
den, abgezogen hat. Der Kaiſer
Julius trug das Bild der gewaff-
neten Venus. In Griechenland
trugen des Epicuri Nachfolger ſein
Bildnis in ihren Ringen. Augu-
ſtus trug das Bildnis des groſſen
Alexanders, welches auch das rö-
miſche Geſchlecht der Macer in ih-
ren Wappen führte. Die Egyp-
tiſchen Kriegsleute führten insge-
mein einen Käfer als ein Zeichen
der Tapfferkeit in ihren Ringen.
Die Perſiſchen Könige hatten das
Bildnis der Heldin Rhogagune,
mit zerſtreueten Haaren, Mecœnas
einen Froſch. Der König in Per-
ſien, hatte das Bildnis eines Pfer-
des in ſeinem Pitſchierring, dieweil
er durch das wiehren ſeines Pfer-
des zu dem Königreich gelanget wa-
re, wie uns die Hiſtorie bekand iſt.
Die Chriſten in der erſten Kirche

brauchten zu ihren Petſchafftszeichen die 2. erſten Buchſtaben von dem Nahmen Chriſti, welche in Geſtalt eines Creuzes in einander gezogen waren, wie der Cardinal Baronius ad ann. Chriſte 57. berichtet, daß er deren etliche geſehen habe, welche aus denen alten Ruderibus mit waren ausgegraben worden.

Es waren aber auch die Ringe ein beſonderes Ehrenzeichen, durch welches ein Stand von dem andern unterſchieden wurde. Alſo ware im Anfang zu Rom auch nit einmal einem Rathsherrn erlaubt, einen Ring zu tragen, auſſer weñ er als ein Legat in ein fremdes Land

nig getadelt, wann er an
Hand mehr als einen Ring t
allein bald hernach pflegte ma
Finger damit zu ſchmüken,
der Poet Martialis lib. 5. E
63. alſo ſchreibet.

Per cujus digitos currit lev
annulus omnes.

Es ſtekten wohl gar etliche die
zugleich an einen Finger, w
dachter Poet lib. II. Epigr.
Charimo anführet, indem er

Se nos Charimus omnibus digiti
Nec nocte ponit annulos.

An einem jeden Glieder der F
hatten ſie einen, und auch
mehr Ringe ſteken. Manch
ten der Ringe ſo viel, daß ſi

nes Königlichen Hirtens des Gygis ein solcher gewesen seyn, welchen er in einer Höhle einer in einem Pferde von Erz verwahrter Leiche abgezogen, und die Krafft hatte, sich dadurch unsichbar zumachen, wodurch es auch besagter Gyges so weit soll gebracht haben, daß er endlich zum König in Lydien erwehlt worden; anderer Exempel, Weitläufigkeiten zu vermeiden, mit Stillschweigen zu übergehen.

Ausser denen güldenen, silbernen u. eisernen Ringen truge man auch Ringe von Achatstein und Elfenbein; ja, man hat dergleichen ans ganzen Edelsteinen schneiden lassen. Hierbei ist auch des Römischen Papst sein Fischerring nicht zu vergessen, womit Er seine Breve in rothes Wachs zu siegelen pfleget, und welches daher den Namen hat, weil das Bildnis des H. Apostels Petri, wie er fischet, darauf stehet. Und wenn der H. Vatter Einem den Cardinalstitel conferiret, so stekt er ihm zugleich einen Ring mit einem schönen Saphier an den Finger, und vermählet ihn also das Bisthum gleichsam als eine geistliche Braut. Im übrigen ist bei Gelegenheit der Ringe noch Folgendes mit anzuführen:

Zu Rom wurde ehemalen ein Ring verkaufft, über dessen Verauf zwischen dem Cöpio u. Drusen eine Todfeindschafft und ein entzlicher Krieg entstanden.

Vor Alters pflegte man die Herrschafft durch Uebergebung eines Rings zuzueignen. Also gab Philippus, da er wider die Besanzer zoge, dem Alexander M., und dieser, als er auf dem Todbette lage, dem Perdinas, u. der kranke Kaiser Augustus dem Agrippä seinen Ring.

Viele haben Gifft in ihren Ringen verwahrt gehabt, sich im Nothfall vom Leben zu helffen. Also ist Demosthenes dem von Antipater abgeschikten Mörder, Archias; und Hannibal des Flamini Kriegsleute sich zuvorgekommen.

Die Egyptier erinnerten sich bei denen Ringen des einigen Wesens, welches weder Anfang noch Ende hat, nemlich der ewigen Gottheit, denn diese ist allein der unbegreiffliche Creis, dessen Mittelpunct allenthalben.

Der ruchlose Eucrates hat sich aus denen von dem Galgen genommenen Ketten und aus den Schwerder der Scharfrichter Ringe schmiden lassen, welches noch heutiges Tags viele Waaghälse aus Aberglauben thun. Moses aber solle mit einem Ringe seinem Egyptischē Weibe seiner und aller vorhergehenden Vergesseuheit beigebracht haben. Doch es mag vor diesesmal von denen Ringen genug angemerkt worden seyn.

Einige

Erörterung der Frage: worinn die Glükſeeligkeit und Unglükſeeligkeit der abgeſchiedenen Seelen beſtehe?

So viel Beſtreiter die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele jemals gehabt, ſo viel, und noch mehrere Vertheidiger derſelben haben ſich auch gefunden. In den älteſten Zeiten findet man in den Schriften der Weiſen Spuhren von dieſer wichtigen Lehre. Hierinne ſtimmen alſo die älteſten Philoſophen mit einander gröſtentheils überein, daß die Seele, nach ihrer Trennung von dem Cörper, nicht aufhöre zu ſeyn: von dem eigentlichen Zuſtande der abgeſchiedenen Seele aber iſt die Meinung der Philoſophen, als Philoſophen, unterſchiedener.

In den älteſten Zeiten, da man am

Scithen und anderer Völker wir dergleichen Weisheit kaun ſollten, da ihre Lehren in viele mit denLehrſazen der Offenbah einſtimmen. Doch verhüllen d weiſen ihre Lehren mit ſo viele daß man das wahre Philoſop dem vielen Fabelwerk kaum kan.

Die neuern chriſtlichen Ph haben ſich beſondere Mühe ge ſe Lehre von dem Zuſtande d nach dem Tode nach philo Gründen abzuhandeln. Ich gl daß wenige dieſer Abhandlun che zur Zeit bekannt ſind, die p ſche Probe aushalten werden.

Ich wage mich daher an ge: Worinne die Glükſeelig Unglükſeeligkeit einer von ih per getrenneten Seele beſte

ihrer Kräfte wiederbekomme. So
nun die Seele den Gebrauch ihrer
Kräfte hat, so wird auch ihre
eligkeit und Unglükseeligkeit sich
ese beiden Kräfte gründen, als
welche sie im Stande ist, der Ru-
) des angenehmen theilhaftig zu
1.

I.

: Kraft des Verstandes äussert
if zweierlei Art: a) Entweder
lt sich derselbe etwas vergangenes
nd erneuert die bereits gehabten
, b) oder es schaft sich derselbe
Ideen an. Die Beschaffenheit die-
ofachen Ideen ist der erste Grund
lükseeligkeit oder Unglükseeligkeit
geschiedenen Seele.

Diese Seele behält nach ihrem Ab-
: von dem Leibe ihre vorigen Kräf-
nd alle diejenigen Ideen, welche
vermöge ihrer Kräfte ehemals an-
ft hat, ob gleich einige derselben
erdunkelt worden. Denn ich sehe
rsache, warum sie durch die Tren-
von dem Leibe derselben sollte be-
: werden? Diese Ideen kan sie er-
1, und sich des Vergangenen erin-
Sie ist ferner im Stande von ih-
andlungen, welche sie in Gesell-
des Leibes ehemals verrichtet hat,
theil zu fällen, und zu wissen, ob
der jene Handlung böse oder gut
n sey. Eine jede Seele ist ihrer
nach geneigt, an guten Handlun-
n Vergnügen, und an bösen einen
u und ein Misvergnügen zu ha-
Aus diesem allen kan man schlies-
worinne die erstere Art der Glük-
eit, oder Unglükseeligkeit der abge-
nen Seelen bestehe, nemlich in
Erinnerung und Beurtheilung
Gesellschaft des Leibes verrich-
Handlungen, aus welchen Ver-
n oder Misvergnügen entste-
nus.
sind bei dieser erstern Art der Glük-
eit einer Seele drei Regeln zu be-
Theil.

merken, nach welchen man auch leicht von der Unglükseeligkeit einer Seele urtheilen kan. 1) Die erste Regel ist: Je vollkommener eine gute verrichtete Handlung gewesen, desto gröſſer ist das Vergnügen darüber, und desto gröſſer ist die Seeligkeit der Seele. 2) Die verschiedene Vollkommenheit der guten Handlungen komt auf die Vollkommenheit der Bewegungsgründe und Absichten an. Je edler der Bewegungsgrund einer Handlung ist, desto edler 3) ist die Handlung selbst. Die andre Regel ist diese: Je gröſſer die Anzahl der guten Handlungen gewesen ist, desto gröſſer ist auch das Vergnügen und die Seeligkeit der Seele. Die dritte Regel ist folgende: Je weniger Zeit zwischen einer verrichteten guten Handlung und der Trennung der Seele von dem Leibe verflossen ist, desto gröſſer ist bei Erinnerung derselben das Vergnügen und die Seeligkeit der abgeschiedenen Seele. Es gründet sich diese lezte Regel auf folgende zwo Grundsäze: 1) Je weniger Zeit zwischen der geschehenen Sache und der Erinnerung derselben verflossen, desto klärer ist auch die neue Vorstellung derselben. 2) Die Vorstellung derjenigen Handlungen, welche vor einer starken Veränderung (dergleichen die Trennung des Leibes und der Seele ist) vorhergegangen sind, behält ihre Klarheit in der Einbildungskraft am längsten, und läst sich auch am leichtesten verneuern.

In dem bisher angeführten, wird hoffentlich nichts anzutreffen seyn, welches wider die Säze der Offenbahrung liefe, da dieselbe ausdrüklich lehret, daß bei der Seeligkeit einer Seele auch auf 1) die Güte der Handlungen, oder 2) auf die Anzahl derselben, und vornemlich 3) auf die lezten gesehen werde.

b) Es äussert sich die Kraft des Verstandes ferner, wenn sich derselbe neue Ideen anschaft. Auch diese neuen Ideen können nach ihrer unterschiedenen Be-

ſchaffenheit die Seeligkeit und Unſeeligkeit einer Seele verurſachen. Dieſes geſchieht, ſo viel man aus dem bloſſen Lichte der Natur erkennen kan, auf folgende Art.

1) Eine jede Seele, wenn ſie noch mit dem Cörper vereinigt iſt, hat eine Hauptneigung, ſich mit der Betrachtung dieſer oder jener Sache zu beſchäftigen. Ich ſehe nicht, warum dieſe Neigung durch die Trennung der Seele von dem Leibe ſollte zerſtöhret werden? Es iſt vielmehr zu glauben, daß ſie fortdaure. Iſt dieſes: ſo wird eine tugendhafte Seele, welche ſich in Geſellſchaft des Leibes mit der Betrachtung wahrhafter Vollkommenheiten und Ausübung guter Handlungen beſchäftiget hat, auch nach der Trennung dieſe Beſchäftigung fortſezen, und da ſie nunmehro in ihren Betrachtungen nicht mehr durch den groben Cörper gehindert und durch die ſinnlichen Empfindungen geſtöhret wird, wird ſie deſto eher im Stande ſeyn, das

gang verſpüren, und ſich mit laute genehmen Vorſtellungen beſchä werde. Die unglükſeelige Seele wird wegen ihres fortdauernden druſſes nicht im Stande ſeyn, di lige Aufmerkſamkeit auf ihre Be tungen zu wenden, und alle ihre Ideen werden mit lauter Unvollk heit und Misvergnügen umgeben

II.

Ich wende mich nunmehro zu d dern Kraft der Seele, welches der le iſt. Glükſeelig iſt eine Seele, i ſehung des Willens, wenn ſie a dasjenige will, was ihren Vollkon heiten würklich zuträglich iſt. Es det ſich der Wille auf den Verſtan nun derſelbe lauter richtige und an me Vorſtellungen: ſo wird auch de le nichts anders wollen, als eb ſes, und wird er dadurch eine glü ge Seele noch glükſeeliger machen. glükſeelig hingegen iſt eine Seele i

ine unseelige Seele ohne Vergnügen; eil bei jeder Seele, so lange sie mit em Cörper vereinigt ist, angenehme nd unangenehme Vorstellungen, gute nd böse Handlungen mit einander ab- echseln, deren Erinnerung auch eine bwechselnde Seeligkeit und Unseeligkeit erursachen mus. Welches aber mit en Säzen der heiligen Schrift nicht hereinstimmt.

Ich antworte auf diesen vermuthli- hen Einwurf: Ich sehe keinen Wider- ruch zwischen meinen obigen Säzen nd den Lehren der Offenbahrung. Ich abe behauptet, daß sich jede Seele ih- er wahren und falschen Vorstellungen, rer guten und bösen Handlungen, er- innern könne, nicht aber, daß sie sich lles dessen erinnern müsse. Und ist es enn etwas widersinniges, daß die Er- nnerung der einen Art der Vorstellun- en und Handlungen bei gewissen See- n unterbleibe? Kan dann nicht die Voll- ommenheit der angenehmen Vorstellun- en und guten Handlungen, wie auch ie Menge derselben bei der Erinnerung es Vergangenen die Seele mit so viel Vergnügen überhäufen, daß sie des Un- angenehmen vergist? Es geschieht ja ieses in der Welt bei vergnügten Per- onen oft. Können nicht ferner die kurz or der Trennung des Leibes und der Seele verrichteten guten Handlungen inen so starken Eindruk in der Einbil- ungskraft der Seele gemacht haben, daß adurch das Andenken der vorhergegan- enen unangenehmen Vorstellungen und ösen Handlungen verdunkelt und end- ich gar ausgelöscht worden ist?

Anderer theologisch-philosophischen nmerkungen zu geschweigen. Bei den nglükseeligen Seelen gehet es nach eben ieser Ordnung, da ihre anhaltende nruhe und ihr fortdauernder Verdrus keines Vergnügens fähig werden läst. er andre Einwurf, welcher von eini- n Gottesgelehrten zu vermuthen steht, dieser: Die bisherige Betrachtung der Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit der abgeschiedenen Seelen hebt die Noth- wendigkeit des Verdienstes Christi und des Glaubens an dasselbe auf, da die Erinnerung der guten Handlungen die Anschaffung neuer angenehmer Ideen, und andre oben angeführte Stüke eine Seele vergnügt und seelig machen kön- nen.

Ich antworte auf diesen Einwurf mit der alten Regel: Unius positio, non est alterius exclusio. Ich habe blos als ein Philosoph geschrieben, und dieser kan von den blos geoffenbahrten Säzen mit keiner demonstrativischen Gewisheit reden. Ich habe also blos dasjenige angemerkt, welches ich mit meinem phi- losophischen Gewissen verantworten kan: ob es gleich nicht schwer fallen sollte, auch in diesem Stüke die Säze der Of- fenbahrung und der Weltweisheit nach den strengsten Regeln der Philosophen zu vereinigen. Und es soll auch, bei weiterer Ausführung dieser Materie der ausführliche Beweis hiervon nicht ver- gessen werden.

V. H.

Von Anordnung neuer Kunst-Oefen,

wobei über ein Drittel Holz, als sonst gewöhnlich, erspahrt, und zugleich mit grosser Bequemlichkeit gekocht werden kan.

Wir haben schon in dem er- sten Theil dieser Samm- lungen pag. 125. einen Vorschlag zu Verbesserung der Stubenöfen, vorläufig angezeigt, darinn zerschiedene Anmerkungen anzutreffen, die gewis von grossem Nuzen seyn können, wann sie nicht auffer Acht gelassen werden. Von

Erſparung des Holzes ins beſondere aber, ſowohl auf den Heerden, als in den Oefen, iſt in dieſem Theil, pag. 134. das nöthige zur Genüge abgehandelt, und ein Abris eines neu inventirten Stubenofens beigedrukt worden. Dermalen wollen wir hier nur ein und andere nöthige- als núzliche General Regeln, anführen, wodurch ein jeder leicht von ſelbſt entſcheiden kan, was an denen Stubenöfen ſchädlich oder núzlich zu nennen iſt. Sodann ſolle ein Abris im Perſpectiv und in Profil folgen, wobei ein Stuben mit wenigem Holz mit Nachdruk eingeheizt, und zugleich ohne Beſchwerlichkeit dabei gebraten und gekocht werden kan. Dieſes habe

beſer hizet er. Wenn ma
einem Ofen kochen will, v
nenhero nöthig hat, denſel
zu machen, damit die Töpf
Feuer zu ſtehen Raum ha
kan man den andern Auſſ
fens dennoch enge machen,
durch groſſe Stuben heiz
zugleich die Oberſtuben er
weñ man in den obern O
eine Oefnung machen wil

Noch beſſer heizen ſie ein
wenn ſie unten auf den Fü
ſtarke eiſerne Platte haben
die von dem darauf liegen
er erhizet, ſo gibt ſie gute

Ein jeder Ofen mus,
von auſen eingeheizet wird

Die gemeine Oefen, welche an
: Brandmauer lang hinauf an-
ezt werden, ſind bekand, ſie hei-
i nicht wohl, weil die meiſte Hi-
n die Mauer, und die übrige
ne einigen Aufenthalt bald wie-
: hinaus gehet. Sie hizet etwas
ſer, wann ſie über dem Ofen-
he von der Mauer abgeſezet
rden.

Hr. Böckler iſt, ſo viel mir wiſſend,
erſte geweſen, welcher concamerationes in den Ofen gemacht, d oben durch die Röhre dem Feu- einen Zug gegeben, damit das uer, oder vielmehr die Hize, rch alle concamerationes durch- ſe.

Die Gröſſe des Ofens mus ſich ten nach dem Gemach, welches mit erwärmet werdē ſolle: Weil r bei unſern teutſchen Oefen ins- nein die meiſte Hize zu dem O- loche wiederum hinaus, und al- umſonſt und verlohren gehet, kan in Auſſezung des Ofens, werde derſelbe von eiſernen Plat- oder irdenen Kachlen gemacht, olfen werden.

ierzu dient folgende Erklärung.

) Wenn der untere Stok des Ofens eſezet, ſo beleget man denſelben mit en eiſernen Schienen oberhalb, nach itung der Figur, Tab. I, fig. 1. Es n aber die Schinen Creuzweis und eben und gleich aufeinander, wie Begitter, genietet werden, alſo, daß dieſelbe mit gebakenen Steinen be- i könne. Daferne man aber eine ei- Platte in ſolcher Gröſſe bei Handē ha- nte, ſo die Nebenſeiten des Ofens die- ntern Stoks bedeke, ſo wäre es beſ- ſer. 2) Wo nun der Ofen beſagter maſ- ſen mit Schinen beleget, ſo ſollen dieſelbi- ge mit wohl ausgebranten gebakenen Steinen nach ihrer Breite überleget, u. wo ſie aneinander ſtoſſen, mit Haffnerlei- men unten und oben wohl verſtrichen und verwahret werden. 3) Bei dem Ek auf der rechten Hand fornen gegen die Stube, ſolle man durch die Uberlegung der Schie- nen ein geviertes Loch, ohngefehr in der Gröſſe eines gebakenen Steins, offen laſ- ſen, damit die untere Hize vom Feuer Plaz habe, hinauf und durch zugehen, wie bei † in der Figur zuſehen. 4) Ferner ſezet man die Steinen des zweiten Stoks dies ſes Ofens, wie gebräuchlich, auf, und machet in der Mitten, fig. 2. nach der Länge des Ofens, noch eine Schied- wand, von gebakenen Steinen, nach dem ſchmalen Weg, mit Haffnerleimen auf einander geſezet, in ſolcher Höhe, als dies ſer zweite Stok kommen ſolle. 5) Zu En- de oben in dieſer Schiedmauer, nach der Küchen zu, laſſet man wiederum ein gevier- tes Loch in voriger Gröſſe, wie ſolches unten bei den eiſernen Schienen gelaſſen, bedeket hernach alſo dieſen Stok obē wieder mit Schienen und gebakenen Steinen, wie zuvor, und ſezet den dritten Stok darauf, fig. 3., ſo ingleichen, wie der vori- ge, eine Schiedwand haben ſolle, deſſen Oefnung oder Loch (o) oben gegen die Stube hinein gewendet, damit die Hize durchdringe, und endlich kan ſolche durch eine Röhre in die Küche und zum Schor- ſtein hinaus geführet werden. 6) Von auſſen in der Küchen ſolle man einen Stöpf- fel oder Deklein über die Röhre und deren Ausgang machen, damit, wann das Holz im Ofen zu Kohlen verbrannt, man dieſes Luftloch zu machen könne, damit alſo die Hize darinnen bleibe, und den Ofen deſto beſſer erwärmen könne. Nota. Uber dem Ofenloch auſſen in der Küchen ſolle man kein Rauch- oder Lufft- loch machen, wie ſonſten insgemein gebräuchlich. Denn dadurch gehet ebenmäſig die meiſte Hize hinaus, wei- len ſich dieſelbige allenthalben in dem

Oefen anſtoſſet. Es wird aber die Hitze durch die Schiedmäurlein und Böden gefangen, daß dieſelbige nicht anderſt, denn erſt oben durch die Röhren, wieder hinaus gehen möge, wie dann ſolches hier nach pag. 16. mit allen Umſtänden deutlicher zu ſehen.

Wollte man durch die Ofenplatten einer Seite des untern Stoks des Ofens ein eiſernes Thürlein machen, alſo, daß man in der Stube das Feuer im Ofen ſchüren, und darbei kochen könne, wird ſolches der Hausmuter ſehr bequem ſeyn, bevorab im Winter, da man das Holz ſparen, und auf dem Heerd nicht gerne ein groſſes Feuer haben wollte, wobei jedoch zur Vorſichtigkeit unter dem Fus des Ofens in der Stube eine Platte oder doppeltes Mäurlein gelegt werden mus.

Dieſe erſte Invention des Herrn Böklers iſt ſehr gut, ſo aber von dem Herrn D. Leutmann um ein

me oder Hize hefftig an, fähret abe
nach bei C zwiſchen die Wände d
fens hinauf, fällt bei D über die Se
wand E, welche auf dem Bogen L
auf die andere Seite F, gehet da
herunter, und ziehet ſich bei G h
in die Feuermauer bei H.

Es braucht alſo dieſer Ofen kein
Rauchloch als die Röhre GH, d
gehet der Rauch. Die ſpaniſche Ha
mus leichtlich können abgenomen
den, damit man alle Jahre den O
gen und den Rus abſchlagen kön

Dieſer Ofen kan ſowohl von Eiſe
Kachlen, gemacht werden; doch
ein jeder leicht begreifen, daß er v
ſen ungemein beſſer, auch zwar th
aber zugleich weit dauerhafter ſey.
eiſerner Ofen von der facon, 3.
lang, anderthalb Schuh breit, da
ge nach proportion, kan eine Stub
Schuh lang, und ſo viel breit, vo
men warm machen. Bei M inw

tion bedarf auch nicht gros
des iſt genung, wann das Ge-
iſens 3. Centner austrägt. In
rne Platte wird ein länglich
h 1 geſchnitten, wo das Roh-
ezt wird, deſſen Boden 3 von
Eiſen ſeyn, und oben 4 den
om Rauch haben mus. Unten
ſt 5 mus allezeit das Feuer
ſo nur mit ganz kurzem Holz
verden mus. Die Hize und der
t ſich ſodann hinten und ober-
ohr in die erſte Etage oder den
az 6 vom Ofen, bis in den
ſaz, 7, der mit einer Schied-
en, wie N. 8. zu erſehen, welche
damit die Hize in der Stuben
d vergröſſert, und ſodan der
auf der andern Seiten 9 hin-
zum Zieh- und Rauchloch 10
ogen wird. Auf ſolche Art
olz erſpahrt, und die Hize
durch die Circulation im O-
r; und kan noch über das
or 11 ſogleich in der Stuben ge-
achen und gebraten werden,
ch ſonderheitlich vor diejenige
bequem iſt, welche des Tages
e und Thee trinken. Nichts
Brand gerathen, wie bei an-

Der Rus wird gemächlich
bung der Kappen 12 auf al-
Seiten jährlich abgekehrt. Und
n noch eine Windröhre, die
geſchwinder in der Stube zu
ei haben will, ſo kan ſolches
n ins Werk gerichtet werden,
. 135. zur Genüge zu erſehen.
auptſächlich auch diejenige Ab-
hievon in dem 1ſten Theil,
en angezeigt worden, nach-
ſeynd, die dem Leſer hierzu
beſſern Begrif geben werden.

denen Ampeln.
r Nachtlampen.

d nicht undienlich ſeyn,
t und andere ſchöne An-

merkungen und die ſelbſt verſuchte Erfindungen von Ampeln aus des Vulcani Famulantis zweiten Ausgabe um ſoviel mehr hier anzuführen, weilen die Ampeln einem guten Hauswirth ſowohl- als einem Gelehrten ſehr nüzlich ſeynd; auch deren Structur zu wiſſen, wie die gute Lampen beſchaffen ſeyn müſſen, einem jeden hierdurch ein nicht geringer Dienſt und Gefallen erwieſen wird, indeme nicht nur einige Menage darinnen zu finden, ſondern auch dieſes vor den Lichteren voraus haben, daß ſie 1) ſtete und nicht ſo flakernd brennen; 2) allezeit in einer Höhe bleiben; 3) nicht ſo offte, ja wohl in 4. und mehr Stunden, nicht dörffen gepuzet und der Dacht gereiniget werden.

Unter allen Oel, die Ampeln brennend zu erhalten, iſt keines beſſer, als das Baumöl, indeme es ſehr helle, ſehr ſpahrſam, und ſehr leichtflüſig brennet, dannenhero es zu allen Lampen, die da lange ohne Ausziehung des Dachtes brennen ſollen, am beſten kan gebrauchet werden, welches man inſonderheit an denen Nachtlampen, ſo mit einem ſehr dünnen Dachte die ganze Nacht ohne Accomodirung brennen ſollen, beobachten kan, da alles andere Oel nach Mitternacht gemeiniglich ausgehet, Baumöl aber die Flamme erhält.

Es wird zwar von vielen dafür gehalten, Baumöl rieche endlich

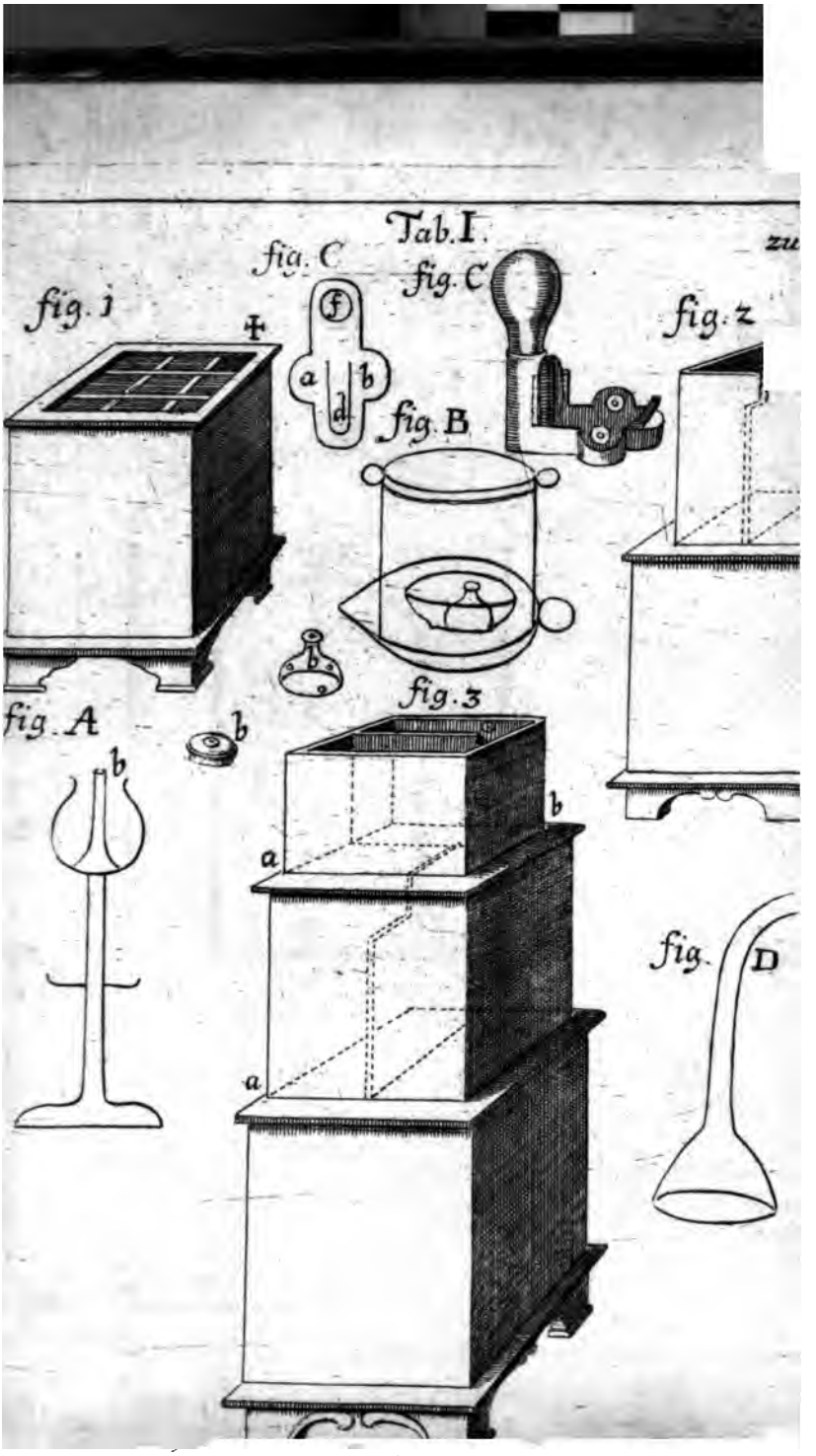
ſehr

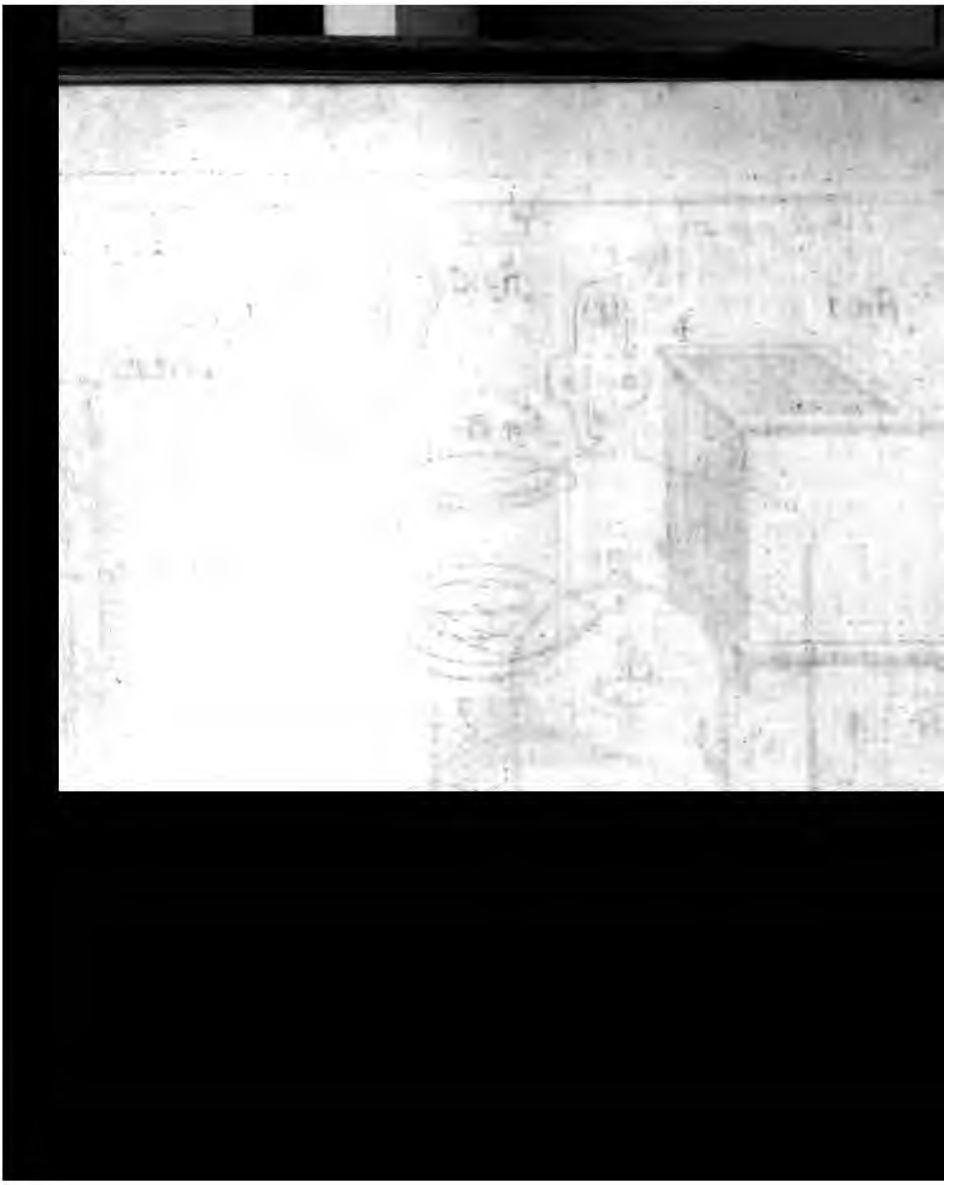
ſehr übel, wann die Lampe alt werde; allein ich kan verſichern, wenn man nur die Lampe reinlich hält, für Staub, und abſonderlich für einfallende Fliegen, bewahret, daß ſie nebſt andern Gewürme nicht einfallen, vielweniger darinnen faulen, auch ſonſt nicht etwa nur einmal alt ſtinkend Baumöl eingegoſſen wird, als welches alsbald das Gefäs anſteket, daß hernach alles Oel geſchwind riechend wird: ſo hat es nichts zu bedeuten. So iſt es auch nicht koſtbarer als ander Oel, oder zum wenigſten nicht als Riebsöl: denn 2. Pfund Baumöl brennen länger, als 3. Pfund Riebsöl, und ſind die Koſten einerlei.

chen b zum Dachte auf den Boden des Näpfchens geſezet wird. Die dünne Wike oder Dacht leget man zuſammen und in das Hütchen hinein, ſo kan man ſie immer oben ſo weit heraus ziehen, als es beliebig.

Dieſe Lampen brennen die ganze Winternächte hindurch, mit einem dunkeln Lichte, conſumiren ſehr wenig Oel, und ſind gar bequem alsbald des Nachts an der Licht anzuzünden. Wie ich denn dergleichen Lampe habe, in welche 2. Loth Baumöl gehet, die brennet dreimal 12. Stunden, oder drei Nächte, ehe das Oel conſumiret wird. Kan man alſo von 1. Pf. Oel vor 4. kr. 24. Tage oder auch wohl einen Monat lang des Nachts Licht brennen.

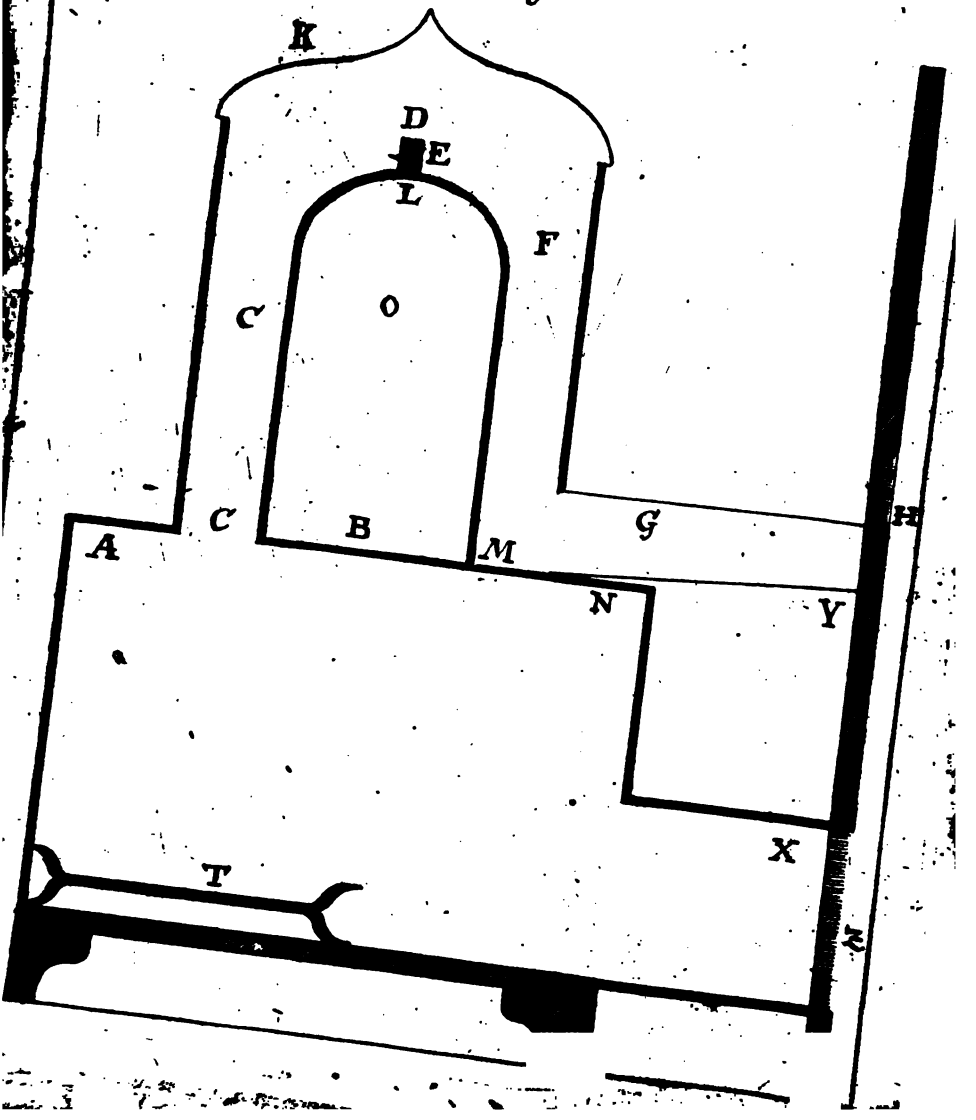
Ich habe zu meinem lucubriren eine ſolche Lampe machen laſſen, deren Grundris fig. C. zu ſehen, da kan man bei a und b zwei Hütchens zu den Nachtlampen einſezen, der Dacht aber zur ordentli-

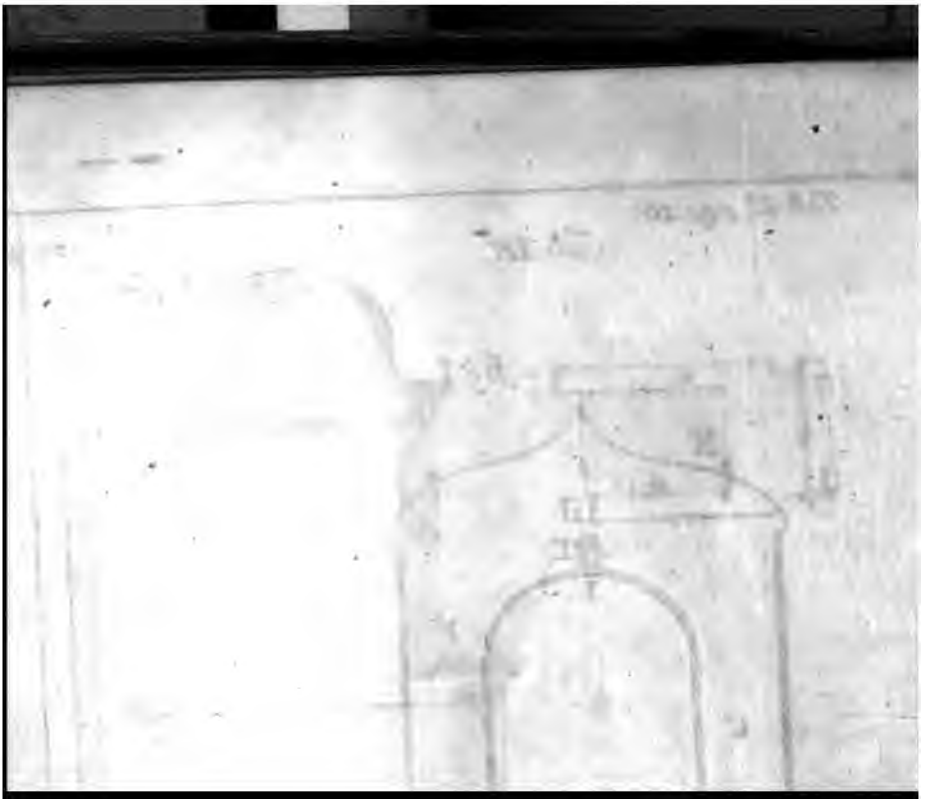

Tab. I.
fig. 1
fig. C
f
a
b
d
fig. C
fig. B
fig. 2
fig. A
b
fig. 3
b
a
a
fig. D



Tab. II. pag. 16.

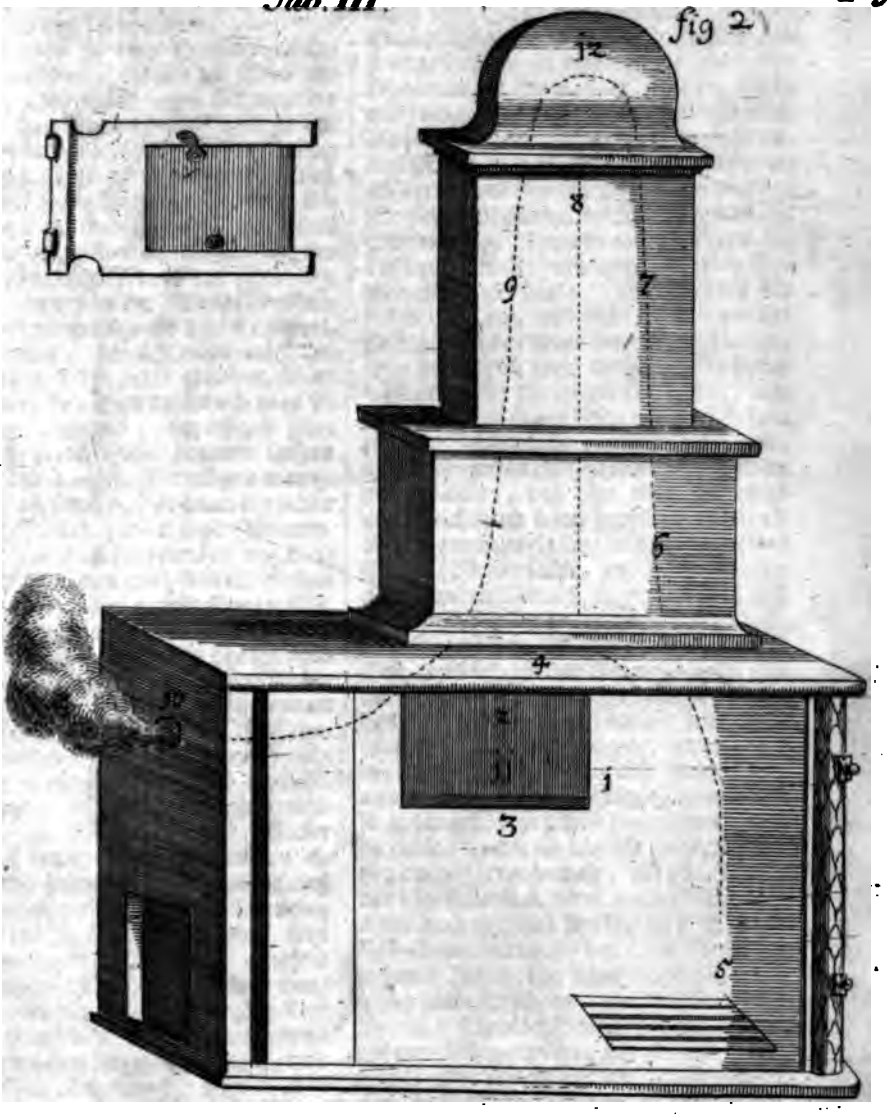
fig. I

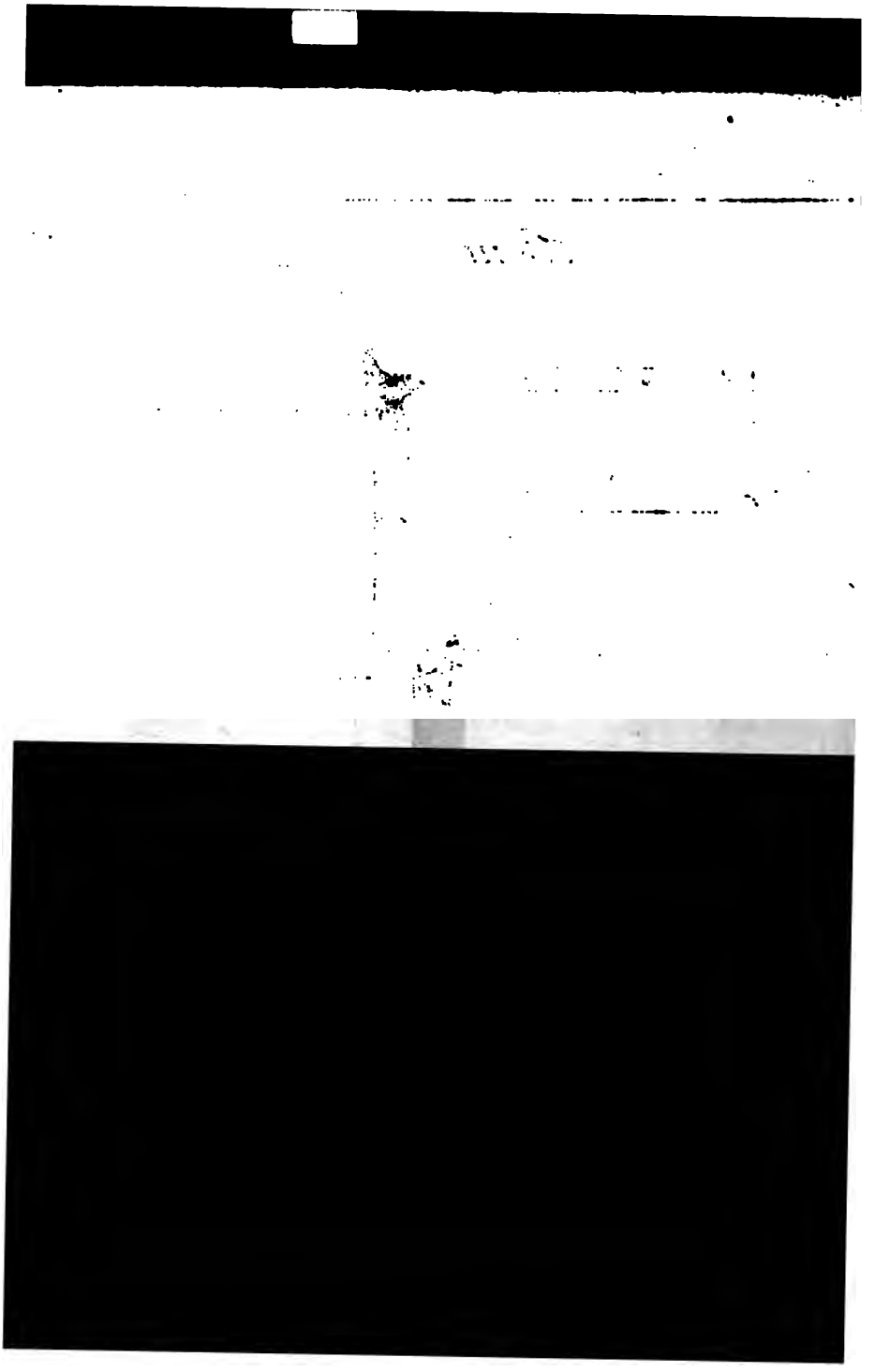




Tab. III.

zu pag





rſachen der Armuth.

r den vielen Betrachtungen, die ich
ch und meine Mitbürger angeſtel
mir faſt keine öfftere vorgekom
ls die: warum ſo wenig Lez
werden? Wenn ein Volck un
Joche eines Prinzen wohnet, der
t aus ihnen ſauget, und ſie un
ch mit unerſchwinglichen Aufga
get; ſo iſt es kein Wunder, daß
mögende Perſonen in einem ſol
nde zu finden ſind. Aber daß
er dem gelindeſten Regimente der
ürſten eine Menge von Menſchen
bey denen der Mangel des nö
skommens aufs höchſte ſteiget,
Sache, die ſich nicht wohl be
äſſet. Man ſollte glauben, wenn
llein das Geld behielten, was ſie
ziemend und eigennützigen Für
ß in die Schatzkammer liefern
ſo würde ihr Vermögen wenig
roß ſeyn, daß ſie einen ehrlichen
für ſich zurück legen könnten.
viele Aufmerckſamkeit auf dieſe
Sache gewand, bis ich einmal
nd kam, das einem kleinen Für
chlands unterworfen war, von
ich wuſte, daß nach den Grund
eſſelben nur eine mäßige Abga
n Unterthanen durffte gefordert
dieſes Land gräntzte an die Staa
andern Printzen, der mit ſeinen
ten eben nicht gelinde verfuhr.
ßtern traf ich ungemein arbeit
an. Sie beſtellten ihre Aecker
öſten Sorgfalt; ſie ſuchten al
tel hervor, wie ſie unbebautes
uen möchten, und ſcheueten
öſte Beſchwerlichkeit nicht, weñ
ihnen auch nur mit einigem
zinſet. Die Handthierung wur
etrieben: die Eltern und Kin
n wie das Geſind; wenigſtens
ey den Ihrigen zu Hauſe, und
t in Wohllüſten: alles wurde
d in den Gewerb noch weiters
Man führte ſich erbar auf. An
nd Feyertagen war alles ſittſam
und ſtille. Man ſahe kein Wirtshaus von Säuffern vollgepfropfet; keine Geſellſchafft im Spiele beſchäfftiget; ja nicht einmahl eine Spur der allerunſchuldigſten Ergötzlichkeit. Ich freuete mich über dieſe ungemein wohl eingerichtet ſcheinende Lebensart der Einwohnet. Ich preiſete ſie glücklich und nennete ſie tugendhafft. Aber als ich mich genau erkundigte, erfuhr ich, daß ſie mit den allergröſten Auflagen beſchweret, und ohngeachtet ihres ſauerſten Fleiſſes nicht einmal im Stande wären, die erſtaunlichen Summen aufzubringen, die der Landesfürſt ihnen unter allerley Namen auferleget hätte. Sie quäleten ſich bis in den Tod, und nicht die allergeringſte Ergötzlichkeit konte ihnen übrig bleiben. Hier änderte ich mein Urtheil, und hielte dieſe Leute für die unglückſeeligſten, wie ſie es deñ auch in der That waren. Ich kam zu ihren Nachbarn in dem Fürſtenthume, wovon ich anfänglich geredet. Wer ſollte nicht glauben, daß hier aller Ueberflus und Reichthum hätte herrſchen müſſen? aber wie erſtaunete ich, als ich die Felder ſchlecht beſtellet fand, und gantze Fluren unbebaueten Landes liegen ſahe? Ich kame gerad auf einen Sontag in ein Dorf. Alles regete ſich. Die Leute waren trunncken, und ſungen und ſprungen unter einander herum, als wenn ein beſonderer Tag des Wohllebens geweſen wäre. Allein wie ich nach der Urſache fragete, antwortete man mir: das geſchähe alle Sonntage; und weil es heute Sonntag wäre, würden ſie ja die gehörige Weiſe beobachten! Elende Leute! dachte ich bey mir ſelbſt, ſo ſtürtzen dann Gewohnheit, Mode, Weiſe der Vorfahren, u. dergl. verderbliche Namen, auch euch ins Verderben? Soll ich dieſes dann durchaus bey allen Menſchen finden? Ich trat im Wirtshaus ab, und gieng in ein Stübgen, wo ich allein ſeyn konnte. Ein alter Bauer, den ich ein wenig verſtändig anſahe, ſas darinn, und rauchte eine Pfeiffe Toback. Ich ſprach zu ihm: ihr ſeyd hier zu Land glückliche Leute: man ſiehet wohl, daß ihr eine gelinde Regierung habet; und ihr habet hier gut reich

ſeyn, und könnet beſſer in Freuden leben, als eure Nachbaren. Ja lieber GOtt! antwortete er: es iſt was reich ſeyn! wo wollte das herkommen? In dieſem gantzen Fürſtenthume werden Sie mehr als die Halbſcheid Leute finden, die das liebe Brod nicht im Hauſe haben. Ich wunderte mich hierüber, und berief mich auf ihren groſſen Glücksvorzug für ihren Nachbarn. Ach! ſagte er: von denen hätten wir noch vieles zu lernen. Sie ſind höflicher als wir: denn ſie werden durch die Härte ihrer Vorgeſetzten, von denen ſie nicht anders wie Hunde gehalten werden, erweichet. Wenn man ihnen etwas ſaget, thun ſie es mit Ergebenheit. Sie ſind arbeitſamer als wir. Bey uns ſind faſt alle Häuſer, Aecker und andere liegende Gründe verſchuldet. Hat jemand eine Holtzung, ſo hauet er nicht eher etwas heraus, als bis ſich ein Geldmangel hervor thut. An den neuen Zuwachs und an das Nachziehen junger Bäume wird nicht gedacht. auf ſich, daß er mit dieſen armen L ſo grauſam umgieng. Dieſe aber h nicht nöthig gehabt, es ſich ſo blu werden zu laſſen, wie jene. Sie h nur fleißig arbeiten, und mäßig ſollen, ſo würden ſie Reichthum un te Tage mit wahrem Vergnügen in U fluſſe gehabt haben. Hier erkannte ich daß der Müßiggang die Quelle dieſes Verderbens ſey. Ich war be zweifelhafft, ob ich die unter der geli oder unter der harten Regierung für licher halten ſollte. Beyde waren beklagen. Allein jene waren dur Grauſamkeit eines Fremden, dieſe h gen durch ihre eigene Grauſamkeit in trübten Umſtänden. Sollte aber nic Mittel auszufinden ſeyn, dieſe Leut Müßiggange abzuhalten? Sollte die kluge Verordnung des Königes sis in Egypten, die der Solon be Athenienſern beybehalten, auch unte etwas ausrichten können? Wenn ie

Merckwürdigkeit von denen Gebrechen der Menschen.

Denen Medicis und andern Liebhabern der Naturgeschichte, aber auch denen, die nicht an die Gebrechlichkeit der Menschen gedencken, zu Gefallen, führen wir folgenden wahren, und in dem Gentlemans-Magazin zu London befindlichen merckwürdigen Casum an:

EDward Caß, ein Mann von 38. Jahren, brach Anno 1725. durch einen schlechten Fall die rechte Kniescheibe; dieser Bruch ward von einem Stadt-Wundarzt wieder zurecht gebracht, und der Mann gieng zimlich gut wieder, doch etwas lahm. Den 26. December 1727. zerbrach ihm, durch einen Zufall, der eben so wenig zu bedeuten hatte, als der vorige, die andere Kniescheibe. Dieser Schade wurde auch geheilet. Anno 13. den 31. April, glitte er mit einem Fuß aus, und zerbrach die rechte Hüffte. Man verfuhr mit diesem Bruch, wie gewöhnlich. Den 15. Tag befande sich der Knoten gantz weich, und fast knörpelicht, sogar, daß man auch, ohne sonderliche Schmertzen des Mannes, sein Knie biß an das Os pubis beugen konnte. Von dieser Zeit an konnte er nicht mehr den Cörper tragen, und mußte das Bette hüten. Anderthalb Jahr darnach ward die andere Hüffte, ohne Bruch, eben so weich, und da sich die Musculn zusammen gezogen hatten, wurden beyde Hüfften so krumm, daß eine jegliche einen zimmlichen Ausschnitt eines Circuls ausmachte, der nach der auswendigen Seite gantz convex, und wenn man die Knie aneinander brachte, gantz vollkommen war. Seine Knie waren nur 11. und einen halben Zoll vom Osse pubis entfernet, da sie, als er noch gesund gewesen, einen Fuß und 5. Zoll davon abgestanden. Auf diese Art lag er weg biß den May 1744. da er im Aufheben und auf den Stuhl gehen, das Sternam recht in der Mitte zerbrach, wodurch seine Brust gar sehr verstellet ward, indem der mittlere Theil des Knoches 4. und ein halber Zoll höher, als sonsten, zu stehen kam. Von dieser Zeit beklagte er sich über Engbrüstigkeit, weil der obere Theil des Brustbeins auf die Arteriam asperam drückte. Dieser Knochen ward gar nicht weich. Den 15. April 1746. wollte er sich auf den lincken Arm stürtzen, und brach ungefehr 3. Zoll vom Schulterblatt ab, den Ober-Arm. Der Bruch wurde geheilet. Innerhalb 20. Tagen ward der Knochen gleichfalls weich, so, daß man den Arm ohne Mühe, und ohne, daß es dem Patienten wehe that, um die Hand winden konnte. Nun aber fieng die Hirnschale an, weich zu werden, und die beyden Seiten des Stirnbein an der Nath, nebst den Seitenknochen wurden so elastisch, daß man sie mit dem Finger gantz eindrucken konnte. Zu dieser Zeit klagte er über grosse Schmertzen. Die Knochen des Gesichts waren überhaupt vorgestellet, und der obere Winckel des Hinterhauptbeins war so weich, daß er es nicht einmal aushalten konnte, mit dem Kopf auf dem Küssen zu liegen. An dem Schulterblatt fand sich eine bewegliche Exostosis, in der Grösse eines Apfels. Die äusserſten Knochen seiner Finger und Zähen waren sehr erweitert und verdrehet. Im April 1748. starb er, und war nicht länger, denn 4. Fuß und 6. Zoll, da er in gesunden Tagen 6. Fuß lang gewesen. Man hatte nicht die geringste Ursache, etwas Venerisches bey diesem Umstand zu vermuthen. Dieser hat mit Hiob sagen können: Ich bin ein Wurm und kein Mensch. Quid homo? Nisi complimentum miseria, licet perfectissimus omnium habeatur.

Ob denen Heb-Ammen zu glauben, wann sie sagen, diese wäre eine Jungfrau, u. diese nicht, im Fall ihnen die Untersuchung von Gerichten auferlegt worden?

Aus was man eine Jungfer erkennen möge, haben die Naturalisten und Physici

in ihren Schrifften ſattſam hinterlaſſen, und genugſame Kennzeichen, aus welchen man die Jungfrauſchafft abnehmen könne, vermercket; gemeiniglich aber, wenn in peinlichen Sachen ein Caſus vorfället, ſo pflegen allemal die Gerichte die Unterſuchung der verdächtigen Perſonen denen Hebammen zu überlaſſen, welche dann aus Beſchau und Beſichtigung derſelben erkennen müſſen, wie es mit ihnen beſchaffen ſeye. Zu Zeiten Kaiſers Juſtiniani war ſolche Beſichtigung recht Mode und im völligen Schwang, dann, wann man hat wiſſen wollen, ob eine Jungfrau zum Heyrathen ſchon fähig ſeye; ſo hat man die Beſichtigung ihres Leibes vorgenommen; weilen aber dieſer ruhmwürdigſte Kayſer befunden, daß erwehnte Beſichtigung ſowol den Augen als den Ohren ſelbſt höchſtärgerlich wäre, ſo hat er dieſen unehrbaren Gebrauch abgeſchaffet, und geordnet, daß

9ten Jahre gezeuget haben
Hebräern und Juden Grab
Monumenten bezeugen,
ein Brief des heil. Hierony
beſtättiget, in welchem zu
ein 10. jähriger Knabe ein
ſchwängert habe. Doch d
tet hat der Kaiſer Juſtinianus
ſe Fälle und die frühzeitige
che bey vielen Mägdlein un
funden wird, ſondern vielm
jenige, was da ehrbar iſt
maſſen auch ein Rechtslehr
ungefehr ein- oder zweyma
vor keine Richtſchnur hal
nur dasjenige betrachtet, w
ſchiehet und geſchehen möge
ff. de LL. & Senatus C.
die obgeſetzte Frage wiederu
ſo iſt ausgemachten Rechten
denen Hebammen, ſo vor v
frauſchafft zeugen, (wann

erhielte, diſputirte er dabey öffentlich unter Herrn D. Chriſtian Gottlieb Luttwigs Vorſitze de primarum viarum debilitate. Wie die Cörper der jetzigen Teutſchen überhaupt in Anſehen der Alten wegen ihrer Lebens-Art ſehr ſchwächlich ſind; ſo ſind ſie es insbeſondere, was den Magen und die Gedärme betrifft. Dieſe Theile leiden hauptſächlich in ihrer häutigten und muſculöſen Structur, welche der Herr Verfaſſer kurtz beſchreibet, und die Art ihrer Bewegung erkläret. Es ſtecket aber die Schwäche ſowohl in den Fibern ſelbſt, als in der Bewegung des Nerven-Saffte, und es werden die in den Gedärmen geſammleten zachen Feuchtigkeiten, nebſt der Schwäche der Nerven überhaupt, als Urſachen angegeben, welche die Gedärme zur Schwäche zubereiten, ſo wie die nicht natürlichen Dinge dazu Gelegenheit geben. Auf dieſe muß denn in der Cur hauptſächlich Achtung gegeben, und deren Gebrauch ſo verordnet werden, daß ſie wenigſtens die einmal entſtandene Schwäche nicht unterhalten könne. Um dieſe aber ſelbſt zu heben, muß der zähe Schleim durch Brech- oder Purgier-Mittel abgeführet, wenn er aber nicht beweglich iſt, erſt aufgelöſet, alsdenn aber die Gedärme geſtärcket werden. Hiernächſt iſt nöthig, binnen dieſer Zeit, manchesmahl zu Stillung der Zufälle, antiſpasmotiſche Mittel zu gebrauchen.

De prohibenda in urbe & templis ſepultura; und wie ungeſund und gefährlich die Begrabung der Todten in den Kirchen und GOtteshäuſern, und wie betrübt dieſe Gewohnheit ſeye?

In Utrecht iſt herauskommen: Diſſertatio inauguralis de prohibenda in urbe & templis ſepultura, autore *Abrahamo Perrenot*, Neocomo Helvetico, ſo auf 6. Bogen gedruckt worden iſt. Es ſind einige, welche die Pflicht, die Todten zu begraben, aus dem Rechte der Natur herleiten; wie denn Plato dafür gehalten hat, daß es auch gewiſſe Pflichten gegen die Todten gebe. Allein viel natürlicher klingen die Worte des Seneca, welcher alſo ſchreibet: Sepulturam vivorum cauſa fuiſſe inventam. Was hilfft es den abgeſchiedenen Seelen, wann man ihnen Denckmale aufrichtet? Was hilfft es ihnen, wenn man ſie mit ſo vieler Pracht zur Erde bringet, in welcher ſie nichts deſto weniger von Würmern aufgezehret werden? Mortuo munus, qui mittit, nil dat illi, adimit ſibi. Unter uns herrſchet die betrübte Gewohnheit, daß man die Leichname in die Tempel und GOttes-häuſer trägt, worüber erfahrne Aertzte ſchon viele Klagen geführet haben. Es iſt nichts gefährlicher, als wenn inſonderheit bey anſteckenden Seuchen der Cörper eines Verſtorbenen an einen ſolchen Ort geleget wird, wo täglich, wegen des GOttesdienſtes, eine Menge von Leuten zuſammen kommt. Denn, da die Kirchen verſchloſſen ſind, und alſo die Ausdünſtungen der faulenden Cörper beyſamen bleiben, ſo können dadurch gar leicht verſchiedene Kranckheiten entſtehen. Demnach hat Herr Perrenot, welcher ſich durch dieſe gelehrte Abhandlung den Weg zur höchſten Würde in der Rechtsgelahrheit gebahnet, dieſe übele Gewohnheit, welche wider die ausdrücklichen Geſetze läufft, gemißbilliget. Schon in den Geſetzen der 12. Tafeln findet ſich dieſe Verordnung: Hominem mortuum in urbe ne ſepelito. Hierauf, als dieſes Geſetz nicht mehr gehalten wurde, iſt die ſepultura urbana durch einen Rathsſchluß, als Duilius Burgermeiſter war, aufs neue verbotten worden. Es gehet Herr Perrenot in ſeinem Eifer ſo weit, daß er dafür hält, es lauffe das Todtenbegräbniß in der Stadt ſo gar wider diejenigen Geſetze, ſo die Natur alle Thiere gelehret hat, indem er uns auf die Ameiſen und Bienen, (davon in dem erſten Theil dieſes Buchs vom Ameiſen-Krieg, ein neu-entdeckter Verſuch und ausführliche Beſchreibung zu finden iſt,)

verweiſet, welche die Todten aus ihrer kleinen Stadt, das iſt, aus ihrem Bienen-Korbe, heraustragen, wie auch ſolches ſchon Virgilius Georg IV. v. 141. beweiſet:

Si vero triſti languebunt corpora morbo:
Continuo eſt ægris alius color; horrida vultum
Deformat macies; *tum corpora luce carentum*
Exportant tectis, & triſtia funera curant.

Von der ungeräumten Mode der ſogenannten Brief-Addreſſen: oder Frantzöſiſchen Ueberſchrifften.

Keine abentheurliche Mode iſt unter den Teutſchen, als daß wir unſern Briefen einen Frantzöſiſchen Pas geben, ich meine, daß wir ſolche mit Frantzöſiſchen Aufſchriften verſehen. Wo iſt ein Volck unter der Sonne, das uns hier an Thorheit gleichet? So viel ich wenigſtens auf mein vieles Er-

brauch. Es iſt auch Mode, d
Leute des Sonntags in den Wir
voll ſauffen; Mode, daß ſie ſich
ſchafften hecheln und durch zieh
mus man ſauffen = hecheln ꝛc.
ſchöner Schluß! Man pflegt ſich
Schreiberei betrifft, in vielen S
die Cancelleyen zu beruffen, un
ſehen von deren ihrem Gebrauch
erſten Gründe der Nachahmung
Allein kein Advocat und Client d
ne Suppliken, Memoriale und A
tzöſiſche Titel, Aufſchrifften und
ſetzen; und ich habe auch noch n
ſehen, daß dergleichen von einen
oder Collegio an das andere,
nur an Privatperſonen geſchiehe
andere Grund wird vermuthlich d
Die Frantzöſiſche Sprache w
meiner, und man verſtünde
wärts. Das iſt nicht ſo, die wen
ſtehen ſie kaum; geſchweige denn d

eue Anmerckungen von den Planeten.

nig ein weiser Landesherr seinen
len die Absichten seiner wichtig-
nehmungen wissen läßt, obgleich
en seine Muthmassungen frey
wenig hat uns auch der HErr
die Absichten seiner Wercke un-
entdecket. Er hat eine Welt ge-
und ohnfehlbar eine eintzige ge-
stweise Absicht dabey gehabt,
er kein Mensch mit Gewißheit
kan. Die meisten Weltweisen
arinnen überein, daß diese Ab-
Ehre GOttes sey. Wir müssen
Muthmassung so lange zu frie-
bis jemand eine bessere entdes
dessen bey Betrachtung der Welt
Ehre ihres allerhöchsten Urhe-
rn Zweck seyn lassen. Die Ab-
r Theile der Welt können wir mit
Wahrscheinlichkeit bestimmen,
diese besser übersehen können. Aus
eschaffenheiten, Verrichtungen
hältnissen gegen einander, läßt
ings vieles schliessen, was zu ih-
chen Bestimmung gehöret. Die
ung der Sonne lehret uns, daß
cht ohne Zweifel ist, die Erde und
n um sie herumlaufende Plane-
euchten und zu erwärmen; wie-
ht zu läugnen ist, daß sie auch an-
chten haben kan.

bsicht des Planeten, welchen wir
n, ich meine die Erde, ist höchst-
inlich eben die Bewohnung desse-
nn wir sehen, daß die Erde alles
ringt, was zur Erhaltung der
n und des Viehes gehöret. Ich
der nächsten Absicht der Erde; die
rn Absichten derselben fliessen,
ähern Absichten, aller göttlichen
in einer eintzigen Haupt-Absicht,
len Puncte, zusammen. Wenn
nächste Absicht aller Himmlischen
rwäget, so geräth man dadurch
ndere Betrachtungen, welche,
n sie vernünfftig anstellet, uns
die erhabensten Begriffe von der Weißheit des Schöpffers beybringen. Wir wollen mit diesen Betrachtungen bey unserm Planeten-Gebäude anfangen. Dieses bestehet aus der Sonne, dem Mercur, und der Venus, der Erde, dem Mars, dem Jupiter, dem Saturn, und 10. oder noch mehr Neben-Planeten, oder Monden. Der Saturn, der Jupiter, der Mars, die Venus, der Mercur, und die Neben-Planeten des Saturns und des Jupiters haben mit der Erde und dem Monde, der sich um die Erde bewegt, und dieser besonders mit der Erde eine grosse Aehnlichkeit. Alle jetzt erwähnte Planeten drehen sich um die Sonne herum; der Mond und die Erde auch, wie wir davon ausführlich in unserm curiosen Dollmetscher unter dem Wort Mundus, von der Welt; wie auch unter den Articuln Planeta, Sol & Luna &c. gehandelt haben. Es haben demnach die Beobachtung an dem Jupiter, an dem Mars und an der Venus gelehret, daß sie sich, wie der Mond und die Erde, um ihre eigene Axen herum drehen; und es ist sehr wahrscheinlich, daß an dem Saturn und Mercur dergleichen geschiehet, ob man es gleich wegen der grossen Entfernung des erstern von uns, und wegen der grossen Nähe des letzern bey der Sonne, noch nicht hat wahrnehmen können. Die erwähnten Planeten sind feste undurchsichtige Körper; denn sie werden uns nur durch die von ihnen zurückfallenden Sonnenstrahlen sichtbar. Man bemercket dieses sonderlich deutlich an der Venus, welche, wie der Mond, nach ihrem verschiedenen Stande gegen die Sonne, bald mehr, bald weniger, erleuchtet ist. Ein solcher fester undurchsichtiger Körper ist, wie uns seine monatliche Gestalt lehren, der Mond, und von der Sonne wissen wir dieses aus der täglichen Erfahrung. Aus dem, was ich jetzo und sonst schon von den himmlischen Cörpern gesagt habe, und welches kein vernünfftiger Mensch in Zweiffel ziehet, weil alles die Empfindungen lehren, folgt, daß es auf den Planeten Jahre, Monate, Tage und Nächte

gibt.

gibt. Denn unſere Jahre entſtehen daher, daß ſich die Erde um die Sonne drehet; die Monate verurſachet der ab- und zunehmende Mond, und die Tage und Nächte kommen von der Umdrehung der Erde um ihre Axe. Auſſer dieſen Abwechſelungen der Zeiten, wechſelt auch auf den Planeten die Kälte und Wärme, mit eben ſo beſtändigen Regeln ab, wie bey uns. Ein jeder Theil eines jeden Planeten hat Winter, Frühling, Sommer und Herbſt. Denn die Urſache unſerer 4. Jahrszeiten iſt eben dieſelbe auf allen Planeten. Wir ſehen, daß die 4. Jahrszeiten auf unſerer Erde dazu dienen, daß auf ſelbiger Bäume und Kräuter wachſen, und daß allerley lebendige Geſchöpfe ihr Leben erhalten und ihr Geſchlecht fortpflantzen können. Dazu wird Erdreich, Waſſer, Berg, Thal, Ebene und alles erfordert, was zum Wachsthume verſchiedener Pflantzen nöthig. Der Mond zeiget durch Ferngläſer ſehr deutliche Spuren von dieſem allen. Man ſieht ſogar mit

Puncte an dem erleuchteten Ra
de, eben ſo, erblicken, wie wir die
Monds in der Geſtalt ſolcher Pu
nehmen. Es iſt alſo ausgemacht,
und Thäler in dem Mond ſind;
ausgemacht, daß man ſchon lä
und Weiſe erfunden hat, die
Mondberge zu meſſen, welches
bey verſchiedenen würcklich g
Wahrſcheinlich iſt es aber auch,
ſer auf dem Monde iſt: Da nu
gen Planeten mit dem Monde ſi
groſſe Aehnlichkeit haben, ſo iſt
ſcheinlich, daß ſie ihm auch hier
lich und mit Bergen, Thälern, E
de und Waſſer verſehen ſind, und
ſo viel deſto mehr, da ich in dem
ten curioſen Dollmetſcher ſchon
warum man ihnen ſolches alles
ſich betrachtet, nicht abſpre
Ich weiß wohl, daß es Leute g
in Zweiffel ziehen: oder deren
klein iſt, dieſe Lehre zu faſſen.

aſtronomiſche Ausrechnungen pünct-
utreffen: der wird ja wohl ſeine
iſſenheit nicht über die Einſicht ſol-
Männer ſezen. Wenn nun etwas
der Gröſſe und der Entfernung hin-
r Cörper angeführet wird: ſo wer-
eute von Verſtand, ſo nicht ſtudirt
, ſchwerlich ſagen: Wer weiß, obs
iſt, wer iſt da geweſen, und hat
gemeſſen? Gelehrte aber wiſſen die
echnung, ſie wiſſen den Grad der
ißheit, und werden mir ſolchen Ein-
nicht machen. Wie wir dann in
n Intelligenz-Zetteln von Anno 1748.
29. & 30. von der Gewißheit dieſer
bey Beſchreibung der dazumaligen
förmigen Soñenfinſterniß ausführ-
ehandelt haben. Wir kommen dem-
wieder auf das Vorige: Können
un alſo die Einwohner der Planeten
it Händen greiffen; ſo entſtehet na-
her Weiſe die Frage, ob ſie vernünf-
oder unvernünftige Geſchöpffe ſind?
rſcheinlich iſt es, daß es vernünf-
Geſchöpffe ſind, welche aus der Be-
tung der Welt auf ein höchſtes We-
nd deſſen hohe Eigenſchafften ſchlieſ-
nnen; ob ich gleich nicht zweifle,
uch verſchiedene unvernünfftige Ge-
ſe, ſowohl- als auf unſerer Erde,
ntermenget ſind. Man darf ſich
a nicht einbilden, daß die lebendi-
Geſchöpfe von eben der Geſtalt und
affenheit ſind, als wie die auf un-
Erde, und daß es gerad ſolche Ge-
ſſe da gibt, wie diejenige ſind, die
ey uns Menſchen, Löwen, Adler,
ſen, Fröſche, Schmetterlinge,
ecken u. ſ. w. nennen. GOtt u. die Na-
eben die Manigfaltigkeit, u. obgleich
Möglichkeit der Arten der lebendigen
öpfe ſchon auf unſerm ſo kleinen
te, der Erde, erſchöpffet zu ſeyn
et, ſo iſt doch nicht zu zweiffeln,
hrer auf manchem Planeten eben ſo
ley und auf manchem noch viel meh-
anzutreffen ſind. Was für eine
reiſſliche Anzahl der Arten der leben-
Geſchöpfe *erwächſt nicht hieraus;*
Und wenn man vollends im Geiſte auf die Heere jeder Art einen Blik thut, ſo fliehet der Begriff davon die Kräffte unſerer Seele, und es bleibet ihr nichts übrig, als ein heiliges Erſtaunen über die Gröſſe der göttlichen Werke. Vielleicht haben die Planetenbewohner theils weniger, theils mehr Sinne, als wir; vielleicht fliegen auf manchem Planeten die vernünfftigen Einwohner in der Luft, wie unſere Vögel; vielleicht ſchwimmen ſie auf manchem im Waſſer, wie unſere Fiſche; vielleicht kriechen ſie auf manchem in dem Innerſten des Planeten herum, wie unſere Würmer. Schon auf unſerer Erde verurſachet die Verſchiedenheit der Länder und Welttheile, nach ihrer Lage, einen groſſen Unterſchied in der Beſchaffenheit der Einwohner. Die Europäer ſind weiß, die Aſier braun, die Africaner ſchwarz, die Americaner gelb. Nahe bei dem Nordpol findet man keine Lappländer und Grönländer, und gegen dem Südpol gibt es rieſenmäſige Patagonen. Auf einer Inſel in America trifft man Menſchen mit Affenſchwänzen an, und auf dem Vorgebürge der guten Hofnung hat die Natur das ſtets nakend gehende Frauenzimmer, ich meine die liebenswürdige Hottentottinin, (vid. Dollmetſcher p. 287.) mit einer Bedeckung ſeines Wahrzeichens verſehen. Dieſe und noch viel mehrere Verſchiedenheiten unter den Menſchen, beſonders aber unter denen Thieren, kommen von der unterſchiedenen Witterung u. Nahrung her. Die Witterungen und Hervorbringungen eines jeden Planeten ſind noch weit mehr von den Witterungen und Hervorbringungen unſerer Erde überhaupt unterſchieden. Ein Jahr auf dem Saturn iſt ſo gros, als bey uns 29. Jahre; auf dem Jupiter iſt eins ſo gros, als bei uns 12.; auf dem Mars ſo gros, als 2.; auf der Venus ſo gros, als ein halbes; auf dem Mercur ſo gros, als ein viertel Jahr bei uns. Hieraus ſiehet man, daß es mit der Veränderung der Wärme und Kälte *auf manchem Planeten ſehr langſam und*

auf manchem ſehr ſchnell zugehet. Denn auf den gemäſigten Strichen des Saturnus währet ein Frühling, ein Sommer, ein Herbſt und ein Winter, jedes über 7. und ein viertel Jahr, nach unſerer Zeit zu rechnen. Hingegen währet jede dieſer 4. Jahrszeiten auf den gemäſigten Strichen des Mercurs nur 3. Wochen. Man ſollte alſo diejenigen, welche aus Ungedult, ihre Jahre verfluchen, auf den Saturn, und die, welche derſelben gern viel zehlen wollen, auf den Mercur verweiſen; denn dort würden jene ſehr wenig, und hier würden dieſe ſehr viele Jahre erleben. So ſind auch die Tage auf den Planeten ſehr unterſchieden. Jupiter dreht ſich in 10. Stunden, Mars in 25. Stunden, der Mond in 27. Tagen, die Venus in 23. Stunden um die eigne Axe, und dieſes iſt allemal die Gröſſe ihrer Tage. Jupiter, welcher der gröſte Planet und 1170. mal ſo

mal ſo gros als die Erde iſt. Wenn wir nun ſeine vernünfftige Einwohner nach dieſer Verhältnis 1000 mal gröſſe annehmen, als wir ſind: ſo iſt es gan natürlich, daß auch ihre Haut tauſend mal diker als die unſerige ſeyn müſſe Die Haare, womit die Schweislöcher b deket ſind, wären nach dieſer Proport on eingerichtet. Aſſerdem hätten ſie 100 mal ſo viele Waldung, und die Bäum wären tauſend mal gröſſer, als die unſ rigen. Wer weis, wie gemächlich die Se turniten bey dieſen Umſtänden leben, t deme einige Erdmänner beſorgen, da ſie vor der 100 mal noch ſo groſſen Kält erſtarren würden. Wer arm an Erfi dung iſt, der leſe Guillivers Reiſen Die liebenswürdige Nation in den Ka ſenthümern Lilliput und Blefuſku, w die gröſten Perſonen nur 6. Zoll lang ſind wird ihm ſo viel Vergnügen machen, al ſie dem Gulliver Höflichkeiten erzeigt

n eliſeiſchen Feldern alſo angetroſ-
abe. Er iſt nemlich geweſen: Ein
m und Schattenbild. Dergleiſ-
perſonen können die warmen Son-
ahlen vertragen. Es ſind dis Mög-
ten. GOtt weis ſie alle, und er
die beſten erwählet haben. Konten
ie Heiden vor mehr als 2000. Jah-
er dieſe Zweifelweg kommen. Nach
Stobäus haben die Pithagoräer die
ten als bewohnte Körper angeſe-
ſo wie unſere Erde iſt: nur mit der
renkung: Die Thiere wären
r, und die Feldgewächſe viel
auf denſelben. Der vierte Ein-
iſt übrig, welcher zwei Puncten zum
s ſezet. Es müſten nemlich die
nftigen Creaturen in den übrigen
ten gleich wie wir geſündiget haben,
s müſte bey ihnen kein ander Mit-
r Verſöhnung übrig ſeyn, als die
ung Chriſti. Da aber dis uner-
e und unglaubliche Säze ſind: ſo
h mich dabei nicht aufhalten. Auſ-
ſerer Sonne trefen wir viele Fix-
am Himmel an. Ich habe ei-
Grund angegeben, woraus man
ſen kan, daß ihrer mehr ſind, als
Sand am Ufer des Meers. Sie
n in 6. Claſſen eingetheilet, in
e der erſten, andern, bis ſechſten
e. Es beruhet dieſe Verſchiedenheit
en Unterſcheid ihrer ſcheinbaren
e, welcher vornemlich daher entſte-
weil einige uns näher ſtehen, an-
ber weiter entfernet ſind. Da Fix-
öfters von dem Saturnus bedekt
n, dergleichen Begebenheiten der
omiſche Calender vorher verkündi-
ſo iſt es auſſer Streit, daß ſie we-
ns noch einmal ſo weit, als Sa-
s, von uns ſtehen müſſen. Aus
n Gründen wird ihre Entfernung
entdekt. Nach des Hugenius
echnung müſte eine Canonenkugel
o. Jahr fliehen, ehe ſie aus dem
s zu uns käme, ob er gleich der
ſe iſt. Weil das Licht, ſo Satur-
pzn unſerer Sonne bekommt, ſchon
zimmlich ſchwach iſt, ſeine Trabanten aber, ob ſie gleich zum Theil gröſſer als unſere Erde ſind, mit bloſen Augen gar nicht geſehen werden; und weil das Licht der Fixſterne ſehr lebhaft iſt, funkelt, und die Planeten übertrift: ſo können ſie keine finſtere Cörper ſeyn; ſondern haben ihr eigen Licht. Sterne, ſo beſtändig ihr eigen Licht haben, ſind brennende Feuerballen oder Sonnen. Wir ſehen alſo ſo viel Sonnen, als wir bei geſtirnten Himmel Sterne blinken ſehen. Da die Sonne um der Planeten willens iſt, um ſie zu erleuchten und zu erwärmen; daferne der Schlus von der Aehnlichkeit groſſe Stärke beſizet: ſo müſſen alle Fixſterne wiederum ihre Erden, oder Monde um ſich haben. Sollen dieſe nicht vergeblich ſeyn, dergleichen bey der höchſten Weisheit GOttes gar nicht zu vermuthen: ſo ſind alle ſolche Fixſternen-planeten wiederum bewohnet. Wenn wir nun einer jeden Sonne nur ein Duzend Planeten geben, und jedem Planeten durch die Bank, ſo gros als unſere Erde annehmen, und endlich auf einen Planeten nur 1000. Millionen vernünftige Einwohner rechnen: wie gros muß den die Haushaltung GOttes ſeyn! Wie unendlich iſt die Zahl der Anbeter und Verehrer der göttlichen Majeſtät! Am allergewiſſeſten würden wir von der Würklichkeit der Planetenbürger verſichert werden, wenn wir auf Luftſchiffen dahin reiſen könnten, oder ſo vortreffliche Sternröhre hätten, daß wir die Geſchöpffe auf ſelbigen ſehen könnten. Es iſt längſt erwieſen worden, daß Luftſchiffe an ſich möglich ſind, aber auch zugleich dieſes, daß es eine unüberwindliche Schwierigkeit iſt, ſelbige zu Stande zu bringen, und darauf zu ſchiffen. Doch! es iſt gut, daß wir durch Schlüſſe ganz natürlich auf die ſehr gegründete Meinung geführet werden, daß die Planeten bewohnet ſind. Wer hievon was mehrers leſen wil, beliebe weiters in dieſem Buche nachzuſchlagen.

Eine Theologiſche Abhandlung von denen Vogelneſtern über das Geſeze Deut. XXII. v. 7.

Dis Geſez ſcheinet etwas widerſinniges zu haben, bei einer ſo geringen Sache, wie die Loslaſſung eines Vogels iſt, eine Verheiſſung beigeſezt ſteht, die ſonſt nur bey den wichtigſten Geboten zu finden. Herr Kleinſchmied aus Hameln hat demnach unter dem Vorſiz des berühmten Herrn Prof. Heumann zu Göttingen, ſolches in einer Abhandlung unter dem Titul Diſſertatio de legis divinæ paradoxæ Deut. XXII. 6. 7. exhibitæ ſenſu & ſcopo in 3. Bogen unterſuchet, und die anſcheinende Schwürigkeit glüklich gehoben. Den Text überſezet er alſo: Wenn du im ſpazieren auf dem Felde ein Vogelneſt antrifſt, es ſey auf einem Baume oder auf der Erde, in welchem Junge oder Eier ſind, und die Mutter auf den Jungen oder Eiern ſizet, ſo ſolſt du ſes Geſezes beibehält. Er behauptet, daß dieſes Geſez nicht alle Hebräern, ſondern nur die Jugend unter ihnen angegangen, welche nur Vogelneſter zu ſuchen gewohnt ſey; der auch das unmittelbar vorhergehende Verbot von Verwechſelung der Kleider nur angehe. Er bemerket ferner: daß dieſes Geſez nur erſt in dem fünfften B. Moſis vorkomme, das doch ſonſt nur Widerholungen der vorigen Geſeze begreife; und ſuchet die Urſache dieſes neuen Gebots darin; daß Moſes erfahren, daß die Kinder bey dem Vogelfang die Alten zu tödten pflegten und ſich alſo zur Grauſamkkit angewöhnten, welche Moſes durch dieſes Gebot hindern und die Jugend zu einem ſanftmüthigen Sinn anleiten wollen. Hieraus macht der Herr V. ferner begreiflich, warum er dieſem Geſeze nicht eine Drohung der Strafe, ſondern vielmehr eine Verheiſſung, beigefüget, weil er durch eine liebreiche Vermahnung, ſonderlich durch die Verheiſſung es

) mich, mein Damon! rührt es nicht,
Neid und Pöbel von mir ſpricht,
) ihr Gegenſtand geweſen.
enig mich ihr Zahn verlezt,
icht man dieſe Wunden ſchäzt,
anſt du ſelbſt aus dieſer Fabel leſen:

: Aelſter und der Stiegliz.

Vogel von der groben Zucht,
Verdienſt im Schreien ſucht,
ſter, dem kein Menſch gewogen,
noch junger Stigeliz
nit dem Freunde ohne Wiz
m Walde auferzogen.
alten Vögel liebten ſie,
ten weder Fleis noch Müh,
Vermögen aufzubringen.
nten auch zu gleicher Zeit,
it verſchiedner Fähigkeit,
e ſchrein, der Andre ſingen.
Stiegliz trug ein buntes Kleid,
: Puz und Reinlichkeit,
g und flog mit Stigelizen.
ſter wählt der Brüder Zunft,
igſtens doch mehr Vernunft
er grobe Freund beſizen.
eht darauf nicht ohne Neid.
n ſogar auch Tracht und Kleid
em Freunde unterſcheiden.
d Erbitterung gibt ihm ein,
geſagter Feind zu ſein;
er entſchlieſt ſich, ihn zu meiden.
) läſt ihn Haſu. Neid nicht ruhn;
ſer räht ihm mehr zu thun,
t wird es ſein Freund entgelten.
ihm muthig vors Geſicht;
nt den Hals und ſcheut ſich nicht,
igliz öffentlich zu ſchelten.
Stigliz hört geruhig an,
as und Neid erdenken kan,
gt ſich in gelaſnen Bliken.
adel, ſpricht er, rührt mich nicht;
d und Misgunſt durch dich ſpricht;
ndet grosmuthsvoll den Rüken.

* * * * * *

Tadler, ſo aus Redlichkeit
: Reden Stacheln ſtreut,
illig von uns hoch geprieſen.
ver, den Neid u. Misgunſt quält,
des Tadels Zwek verfehlt,
ird zum *Pöbel hin verwieſen.*

Eine philoſophiſche Abhandlung Von den Zänen.

Aus den Memoirs of the Roy: Acad. of. Sc. in Paris epit.

Der jüngere Herr de la Hire hat angemercket, daß bey erwachſenen Leuten, ſo wie alle Knochen überhaupt, alſo auch die Zahnknochen nicht mehr zunehmen, ſondern es wachſe nur die äuſſere Schale, oder das Schmelzwerck, wie er es zu nennen pfleget. Gewis iſt es, daß die Zäne eines alten Mannes, wenn man ſie aus ihren Lücken nimt, nicht gröſſer befunden werden, als die Zäne eines jungen, oder mittelmäſig-alten Menſchen. Die äuſſerliche Rinde um die Zäne iſt eine Materie, welche von den Zahnknochen ganz unterſchieden iſt. Sie iſt aus unglaublich vielen kleinen Zäſern, oder Fädenchen zuſammen geſezt, und dieſe ſizzen ſo feſte an der Wurzel des Zahns, als ein Nagel am Horne. Man kan dieſe Zuſamenfügung bey einem ausgebrochenen Zahne wahrnehmen und ſehen, daß alle Fiebern, welche an dasjenige Theil des Knochens, ſo den Gaumen berühret, ſtoſſen, ſich an den Knochen beugen und ſo anſchlieſſen, als wenn eine über der andern läge. Sie laufen alle perpendikular auf die Baſin des Zahnes, und auf die Art ſind ſie deſto fähiger, die ſtarken Gegenſtände auszuhalten, welche ſie an dieſem Theile leiden müſſen. De la Hire iſt der Meinung, daß das Wachsthum dieſer Fiebern auf die Art, als mit den Nägeln, vor ſich gehe. Wird aber durch einen Zufal ein wenig von dem äuſern Schmelze, oder der Schale, abgebrochen, ſo daß der Knochen entblöſſet und nakend wird; das iſt, wenn die Wurzel der Zäſern oder Fibern, woraus die Schale beſtehet, weggeſchabet ſind, ſo wird der Knochen an dem Orte eine Fäulnis bekommen, und dann mus der Zahn nothwendig verlohren gehen, weil es nicht möglich iſt, ihn zu retten; denn kein Knochen eines lebendigen Geſchöpfs kan es vertragen, daß er nakend und entblöſſet bleibe. Inzwiſchen gibt es einige Leute, deren

Zahnschade villeicht durch das viele Reiben ſo abgenuzt iſt, daß man den Knochen ſiehet, und doch nicht findet, daß der Zahn ausgehen wil. Allein die Urſache davon iſt dieſe, daß ſolche Zähne wirklich noch nicht ganz nakend ſind, ſondern noch ſo viel, obgleich ſehr dünne, Schale übrig behalten haben, welche hinreichend iſt, den Zahnknochen zu bedeken; die Schale aber iſt alsdann ſo dünne, daß der Knochen durchſcheinet, und man deſſen gelbe Farbe ſehen kan. Zuweilen werden Zäne abgebrochen, und die Knochen werden alsdann blos geſtellet, ohne daß es ihnen ſchaden ſolte. Hiervon iſt dieſes die Urſache, weil ſie geſtopfet ſind; Ich wil ſagen: die Wurzeln ſolcher Zäne, worin kleine Nerven treten, haben ſich innerlich zugeſtopfet, daher denn alle Gemeinſchafft zwiſchen dieſen Nebennerven und dem Nervenſafte, folglich auch alle Empfindung unterbrochen iſt. Doch dieſes Zuſtopfen ereignet ſich nur bey alten Leuten. Es kan ſich übrigens bey einigen Zänen zu-

Phiſicaliſche und medicin
Anmerkung von dem Nuze
Schneken, wie die Genieſun
ſelben die Schärfe lindert,
das Blut balſamiſch mac

In dem Auguſt-Monat des L
Magazins S. 362. findet man
kungen über die Schneken von D.
Sewell. Es ſind groſſe Stritt
über den Nuzen dieſer Creatur in
neiwiſſenſchafft entſtanden. Di
Aerzte ſind für dieſelben, die ne
den zweiffelhafft davon, und ei
zen ihren Gebrauch mit Verachtu
ter die Weiberrecepte. Ihrer
chen Feuchtigkeit und Schleimig
gen (indem ihre gantze Subſtanz
anders als eine Häuffung eines
chen Gallerts iſt) ſcheinen ſie n
dienlich zu ſeyn, das Blut ba
zu machen, zum wenigſten einen
Theil der Schärffe deſſelben zu
halten, zu verurſachen, daß es

nd trugen ihre Häuſer, dem Anſehen nach mbeſchädigt. Es war ein Wunder anzuehen, wie der flieſſende Schleim, der aus hnen gedrüket worden, ſich allmählich ieder hineinzog, die Stelle eines künſtichen Leimes bey der zerbrochenen Schaevertrat, und da er wieder zu ſeiner gehörigen Gröſſe angewachſen war, die zerrochenen und eingedrukten Theile herorſtieſe, und ſie mit dem übrigen Hauſe ieder verband. Dieſer Verſuch erſtrekt ich auf Schneken von allerlei Gröſſe und lter, denn in den kleinen Rizen der Rauer habe ich offt die jungen mit dem inger zuſammen gedrukt, und doch it aller meiner Aufmerkſamkeit nicht inden können, daß ſie von einem benachrten Baume etwa ein Erſezungsmitl erhalten, ehe ſie wieder in den Stand riethen, weiter fort zu gehen. Dieſe nmerkungen können vielleicht einigen hzen in der Arznei haben. Ich glaube nz gewis, daß wir ſie beim Gebrauzu ſehr reinigen, als wodurch ſie einen offen Theil des heilſamen Schleims verren, welcher kleine zerbrochene Körper eder kan verbinden helffen. Ihr Alter d die Art ihrer Nahrung verurſachet ne Zweiffel einen weſentlichen Unteried in ihren Würkungen. Ich kan aber ht eigentlich ſagen, worinn ſolches beet, denn meine Anmerkungen erſtre ſich nicht weiter, als aufs Apricoſenirſchen-Roßmarin-Bäume, welche alon der wohlriechenden Art ſind.

Kurze Anweiſung zu der deutſchen Rechtſchreibung.

Wir hoffen nicht nur den Ungelehrten, ndern auch ſelbſt vielen Gelehrten, die ſere Blätter leſen, keinen geringen Dienſt thun, wenn wir hier die Grundſäzze der uern und verbeſſerten deutſchen Rechtſchreibung mittheilen, ſo, wie ſolche aus r Natur der Sprache und auch aus dem ſten Gebrauche hergenommen ſind. Es wol nicht zu hoffen, daß es jemals zu eir algemeinen Gleichförmigkeit in dieſem Stükke bei den Deutſchen kommen werde: denn die Principia ſind gar zu unterſchieden, darauf man ſich hier gründet, u. woraus man ſchlieſſet. Einige nehmen hier blos den Gebrauch zum Grunde; und weil dieſer gar zu ſehr abwechſelt, ſo mus auch nothwendig die Orthographie darüber ſehr bunt und mannigfaltig werden. Der eine folget z. E. den Kanzelleien; der andere dem Gebrauche ſeines Schreibmeiſters, oder dem Eigenſinne ſeines Lehrers; der dritte richtet ſich nach dem Gebrauche ſeines Ortes: der vierte nimt den ſtärkeſten Gebrauch oder den allgemeinen Schlendrian an, u. ſ. f. Andere ſezzen ſich die bloſſe Abſtammung der Wörter zum Grunde; und weil dieſe öfters ungewis, öfters aber auch ſo beſchaffen iſt, daß die Töchter den Müttern nicht mehr ähnlich ſehen, ſondern durch die Zeit und Gebrauch ſchon ganz andere Lineamente bekommen haben, ſo mus auch daraus nothwendig eine eigene und verworrene Orthographie entſtehen. Noch andere richten ſich nach der Ausſprache. Dieſes Principium iſt gar zu ſchlüpfrig: denn die Ausſprache, wenigſtens eine gewiſſe Modifikation und Ziehung in der Ausſprache, iſt faſt in allen Provinzen ſowol Ober- als Niederdeutſchlandes anders, wiewol ſie doch im leztern in Anſehung des Lautes und der eigentlichen Gültigkeit der Buchſtaben meiſt überein bleibet. Bei einigen werden z. E. einige Vokalen oder ganze Sylben kurz ausgeſprochen oder gar verſchlukket, bei andern gezogen und verlängert. Bei einigen höret man in der Ausſprache dieſe oder andere Buchſtaben gar nicht, bei andern höret man ſie unter einem ganz andern Laute. Z. E. du lieber Gott, Chot, Kott, Jott! u. ſ. i. a. m. Andere nehmen dieſe Grundſäzze zuſammen, wie es ihnen in den Kopf kommt, oder ſie hauen ſich noch andere Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen. Und hiedurch geſchiehet es, daß kein Bettelmantel ſo bunt ausſiehet, als unſere deutſche Orthographie. Unſer Jahrhundert iſt für die deutſche Sprache zwar ſehr glüklich und merkwürdig; weil man ſie in ſelbigem aus dem

Schuz

Schutte hervorgezogen, und vom Unflate und Schlakken geſäubert hat: Aber ihre Rechtſchreibung hat dabei das Schikſal auszuſtehen, daß ſich gar zu viele Novatores darinn anfinden. Eine Reformation war allerdings nöthig: aber mich deucht immer, man habe der Sache zu viel gethan, und das Iſrael auf einmal gar zu ſehr verwirret. Wir wollen aus dem Gebrauche der Reformatorum unſerer Rechtſchreibung, und ihren Regeln, dasienige gegenwärtig herausnehmen, was nach unſerm geringen Bedünken das beſte, und zugleich das dienlichſte iſt, um, wo nicht eine allgemeine, doch zimliche Übereinſtimmung zu befördern. Daß an der Rechtſchreibung ſehr vieles gelegen, und daß ſie ein wichtiges Stük der Schreibart ausmache, erhellet ſchon daraus, weil die Richtigkeit, Deutlichkeit, und Annehmlichkeit derſelben groſſentheils mit auf ihr beruhet. Es kommt aber die ganze Rechtſchrei-

für ſol, will für wil, Kreutz fü
u. ſ. i. a. m.

Einwurf:

1) Amt käme doch gleichwol her
alten Worte Ambachten. R
tauſendeſte weis das nicht; und
gleich davon herkomt, ſo iſt das b
überflüſig.

2) Lam hieſe doch im Genitivo
des Lammes. Reſp. Wenn
den Genitivum ſchreibet, ſo ſchre
des Lammes.

3) Wil und ſol käme doch gleic
von wollen und ſollen. Reſp.
ſage: es komt her von ich wil,
Wenn man aber wollen oder ſoll
bet, ſo nehme man zwei l, um
zu ſchreiben.

Auch iſt es unrecht, wenn i
be Fraw für Frau, Frewde für
und ſo in andern.

Anmerkung:

z. E. nicht gegenwertig, sondern gegenwärtig, von Gegenwart; bändigen, n Band; Würfel, nicht Wirfel, von urf, u. s. i. a.

Anmerkung: Wo hier so wol bei den tenden als stummen Buchstaben eine snahme Stat findet, als schiessen r schüssen von Schus, genüssen, von enne u. s. w. ingleichen wo das eine gebräuchlich ist, wie das andere, als triegen und betrügen von Betrug, d. m., das mus einer selbst aus dem ebrauche wissen.

Die dritte Generalregel: 1) Alle Nomina propria oder eigene Namen,) alle Substantiva, oder selbständige örter, 3) alle Anfangswörter ner ieden Periode, und 4) in Briefen oder dergleichen Aufsäzzen le Ehrenwörter, müssen mit eiem grossen Buchstaben geschrieben erden.

1). Das sind alle Wörter, vor welchen r Artikel Stat findet, oder vor welche n die Wörterchen sezzen kan eine, der, , das, als ein Mensch, eine Kanne, ein gehören auch die Infinitivi, wenn auf diese Art wie Substantiva gebrauet werden, als, das Schreiben, das prechen, das Lästern. u. s. w.

2) Das erste Wort, welches auf ein unct folget.

3) Z. E. Sie, Ihnen, Dero, Dieben u. s. w.

Die vierte Generalregel: Alle Wörter, die aus fremden Sprachen herommen, aber zu teutsch geworden nd, müssen mit deutschen Buchstaben a) und zwar mit der gewöhnlichen deutschen Endung b) geschrieben werden.

a) Z. E. Periode, General, Maior, Revier, Klavier, exerciren, u. s. w.

b) Professor, Dokter, Regel (nicht Regul) Partikel, Zettel u. s. w.

Die fünfte Generalregel: Alle zusammen gesezzete Wörter müssen, ohne daß man in der Mitte entweder einherwerts einen grossen Buchstaben a) machet, oder sie gar durch ein Hyphen von einander trennet b), wie ein einziges Wort geschrieben werden.

Das Hyphen findet nirgends Stat, als 1) da, wo Kürze und Wohlklanges wegen von zwei Wörten, die einerlei Endung haben, die Endung das erste mal weggelassen wird. c) 2) Da, wo zwei Wörter in eins zusammen gesezzet werden, von denen das eine noch volkommen lateinisch, oder sonst noch volkomen fremd ist. d)

Z. E. a) nicht Hoch-Edler, oder Hoch-Edel-gebohrner u. d. m. sondern Hochedler u. s. f.

b) nicht Ober-Amtmann, Berg-Schreiber, Einladungs-Brief, Regierungs-Rath, Konsistorial-Rath, Ober-Ungarn, Land-Kommissär u. s. w. sondern Oberamtman, Bergschreiber u. s. f. denn dergleichen Wörter haben ia nur einen Artikel, und ich sage nicht der Berg und der Schreiber u. s. f. Warum schreiben wir nicht Scher-Messer, Stunden-Glas, Burger-Meister u. s. f. sondern Schermesser u. s. f.?

c) als Hoch- und Woledler, Hoch- und Wolgelahrter, Fecht- und Tanzmeister, Aus- und Eingang, auf- und zuschliessen, u. s. f.

d) als Raths-Collegium, Professoren-Corpus, u. s. w. Wiewol man, um keine Ausnahme zu machen, besser thäte: man bliebe auch hier bei der Regel, und schriebe die fremden Wörter alsdann deutsch.

Die sechste Generalregel: Das y ist kein deutscher Buchstabe, wenn es einige auch noch so sehr ein geschwänzetes i oder ein end i nennen. Für die eigentliche Gültigkeit dieses Buchstabens dienet das deutsche ü.

Die ſiebende Generalregel: Bei dem k, c. und z. würde es ſehr gut ſeyn, wenn zu Vermeidung aller Verwechſelung und Verwirrung dieſer 3. Buchſtaben der Gebrauch allgemein gemachet würde, den ſehr viele ſchon beobachten:

1) Nemlich c vor a, u o und vor einem Konſonanten wird durchgängig in k verwandelt, als Kaius, Kurtius, Kekter, Kanter, Menalkas, Kordion, Kreuz, Skribent u. ſ. w.

2) C vor e, i wird durchgehends in z verwandelt, als Konfisziren, Disziplin, u. ſ. w.

3) C ſelbſt bleibt nirgends als ch. Z. E. Königlich, Chriſt, erweichen u. ſ. f.

Die achte Generalregel: In ungebundener Rede iſt es ein Fehler, ſich der Freiheiten zu bedienen, welche die Poeten haben, bisweilen eine Sylbe im Lauf zu laſſen, oder zwei in eins zu ziehen; ſondern da mus ordentlich dekliniret und koniungi-

ſeinen caſibus, wird nirge
gebrauchet, als wo ich gle
Fingern darauf zeige; wo
heiſt, als denen, und kein
wo die oder welche dar
und mit einem Worte: w
von andern unterſcheide.

Z. E. Röm. 8. Denen, d
ben u. ſ. f. oder: Wird dis
fordert? nein, nur von den
u. ſ. f. oder: ich bin ein Freund
die das Laſter fliehen.

Folglich iſt es unrecht, z.
Aufſchrift: Denen Hoch- und
Hoch- und Wolgelahrten Her
Es mus heiſſen: Den Hoch
edeln, u. ſ. f.

Das übrige von dieſer Art
in die Orthographie hinein ſe
die richtige Deklination und
Unterſcheid einiger Wörter, z.
zwo zwei; der richtige Ge
Präpoſition; der Unterſche
für und vor, die richtige G
Artikels und der Adjectivor
Subſtantivis, die nicht einerl
u. d. m. mus be.

da; wo ich es nur auf irgend ei-
ɛiſe, und ſelbſt mit barbariſchem
hätte geben können; als: habeo
, ich halte dafür, u. ſ. w.
wird geſezzet, wo im Lateini-
nte oder coram hätte ſtehen kön-
er müſſen.
vor 10. Jahren, vor 2. Tagen,
n Volke; trit hervor, u. ſ. w.
Der Artikel, oder das Adjecti-
ius allemal wiederholet wer-
enn die Subſtantiva, die damit
get werden ſollen, nicht ejus-
neris ſind, und zwar ſo, wie
zum leztern ſchikket.
. nicht ſo: ich weis dieſes aus dem
uche und Erfahrung, ſondern
m Gebrauche und der Erfarung.
ɪt: Gib mir die Bibel und Ge-
h wieder, ſondern gib mir die Bi
) das Gebetbuch wieder.
ɪt: Deine Schönheit und Glanz
et, ſondern, deine Schönheit und
Glanz vergehet.
ɪt: der König erfordert von ſeinen
hanen eine wahre Treue und Ge
ı, ſondern eine wahre Treue und
wahren Gehorſam.
ſo in allen übrigen.
brigen Hauptſchwirigkeiten thun
ıderlich bei der Verlängerung und
rzung der Vocalen in Anſehung
nes und der Moræ in der Ausſpra-
nd hernächſt noch bei der Gültig-
ieſes oder jenen Konſonanten,
bei der Verdoppelung einiger
nanten hervor.
ölfte Generalregel: Wenn die
ɛ, worin der Vokal vorkomt,
ıgert werdē ſol, wird entweder
eben derſelbe Vokal verdop-
als:
ıat (Status), Meer (mare), Heer
:itus); oder es wird
ein h dahinter geſezzet, als:
, Ohr, ſehr, mehr (plus, magis) &c.
ſches von beiden aber juſt in dies
der jenem Wort geſchehen müſſe,
ıß dem Gebrauche erlernet werden.

Anmerkung. Einige Wörter machen hievon ohne h und Verdopelung eine Ausnahme, z. E. mir, dir u. d. m. Es wäre villeicht gut, wenn man ein beſtändiges Mittel, z. E. das h annähme, die Moram auf eine Silbe zu verlängern.

Bei dem eigentlichen Gebrauche und der Verdoppelung einiger Konſonanten kommen die meiſten Schwirigkeiten vor, bey dem ſ, f, k, z. Von dem ſ haben wir (ohne das groſſe S) folgende vier Figuren: ſ, ſſ, ß, s.

1) Das lange ſ wird gebrauchet zu Anfange eines Worts, oder einer ieden Silbe: z. E. ſezzen, ſein, weiſen, leſen u. ſ. w.

2) Das ſſ wird gebrauchet bei der Verdoppelung in der Mitte eines Worts: wiſſen, haſſen, eſſen u. ſ. w.

3) Das ß iſt ein ganz überflüſſiges Buchſtab: denn wenn es ſo viel gelten ſol, als es genennet wird, nemlich ein ſz, ſo iſt in der ganzen deutſchen Sprache kein einziger angeblicher Fal dafür.

Es wird dahero gebrauchet für ein ſſ, als: laßen, Riße, u. ſ. w. welches aber unrecht, indem ich nicht ſagen kan: Laſzen, Riſze ꝛc.

Aus obiger Urſach verdienet es gar keinen Plaz im Alphabete, auſſer nur in dem einzigen Verbindungspartikel daß (ut, quod) zum Unterſcheid des Vorworts das.

4) Das kleine s wird gebrauchet am Ende eines Wortes, oder einer Silbe: z. E. ausſtehen, Weisheit, was, das, häuslich, Haus, Nus, nas, Stos, Straus, Schus, gräslich u. ſ. f.

Die dreizehente Generalregel: Die Verdoppelung dieſer obangeführten (und aller übrigen) Konſonanten geſchiehet nirgends, als in der Mitte eines Worts, und zwar in dem Falle, daß zugleich vor dem Buchſtaben, der verdoppelt werden ſol,

ein Vokal vorhergehet, und auch einer darauf folget.

Z. E. An ſtat des ff und ſz bleiben viele noch bei dem alten Gebrauche, und ſchreiben ck und tz. Nach der Regel und Analogie iſt dieſes unrecht: denn bei der Verdoppelung der übrigen Konſonannten nimt man nicht einen verwanten Buchſtab, ſondern eben denſelbigen: z. E. nicht verſchavfen ſondern verſchaffen, nicht hofven ſondern hoffen, nicht Godtes ſondern Gottes, nicht klabpern ſondern klappern, nicht echgen ſondern eggen u. ſ. w.

Übrigens wird das, was wir ſchon hievon in dem erſten Band, ſonderheitlich unter dem Articul von der Sprachkunſt, angeführet haben, einen vollkommenern Unterricht geben können.

Nun bleibt noch übrig:

Die Anweiſung

wo man fortfahren ſol; was zuſammen gehöret oder nicht; was recht oder link iſt. Zu geſchweigen, daß man den Sin eines Verfaſſers öfters ganz unrecht verſtehet, und etwas miteinander verbindet, das von einander abgeſondert werden muſte, & vice verſa.

Es wäre zu wünſchen, daß wir noch einen accentum emphaticum, oder ein Zeichen hätten, wodurch wir bemerken könten, auf welches Wort wir öfters einen beſondern Nachdruk in der Ausſprache geſezet wiſſen wolten.

Die vornehmſten Zeichen aber ſind:

(.) Das Punkt oder der Titrel,
(:) Kolon, oder der Doppelpunkt,
(;) Semicolon, oder der Strichpukt,
(,) Komma, das Strichlein oder der Beiſtrich,
(?) Signum interrogationis. Das Fragezeichen,
(!) Signum exclamationis. Das Aus-

z. E. Es iſt zwar an dem, daß das ibliche Geſchlecht von Natur eben die higkeit der Vernunft; eben ſo viele ſchiklichkeit ſeinen Verſtand aufzu- mmen; eben ſo vieles Recht klug zu n beſizzet, als das männliche: Aber uns 1000. findet ſich nur etwa eine, von r man mit Salamon ſagen darf, ſie ue ihren Mund auf mit Weisheit, und fihren Lippen ſey holdſelige Lehre. Spr. al. 31, 26.

) Wenn man eines andern Worte a) *ſtilo recitativo*, (d. i. wenn man ſol- en nicht durch eine Verbindungspartı- mit dem vorhergehenden verknüpfet, ndern ſo anführet, wie ſie geſprochen orden, oder anderwerts geſchrieben hen.)

b) oder ſonſt etwas, das wir einer ſondern Achtung oder Aufmerk- mkeit wehrt geachtet wiſſen wollen, nführen wil:

Exempel zu a)

Dis bezeuget unter andern Sirach im ſten Kap., wenn er ſpricht: Siehe dich cht um nach ſchönen Menſchen, und y nicht ſo gern um die Weiber. Gleich- ie aus den Kleidern Motten kommen, ſo kommt von den Weibern viel Böſes.

Hingegen hätte da, wo das Kolon ſte- t, nur ein Komma ſtehen müſſen, wenn h die Worte Sirachs mit meinen eige- n Worten, und durch die Verbindungs- artikel daß folgender Geſtalt vorgetra- en hätte: (*)

Dis bezeuget Sirach, wenn er ſpricht, aß man ſich nicht nach ſchönen Men- hen umſehen, und gern bei Weibern yn ſolte u. ſ. f.

Exempel zu b)

Siehe das nächſt hervorgehende Ko- m bei dem Zeichen (*) oder es bleibt ge- is und ausgemachet: Jungfern heira- jen gern.

3) Wenn der Grund oder die Urſa- e von einem Dinge angeführet wer- n ſol:

z. E. Es war niemand, der ſo verkau- t war übels zu thun, als Ahab: denn ſein Weib Iſebel überedete ihn alſo. 1. Kön. 21, 5.

oder: Sey auf deiner Hut: denn Wein und Weiber bethören die Weiſen. Sir. 16, 1,

4) Das 4te Kennzeichen kan ſeyn: Ein Kolon findet Stat, wo auch hätte ein Punkt ſtehen können, wenn ich hätte kürzer ſchreiben, und mehrere Perio- den daraus machen wollen.

§. 3.

Das Semikolon (;) oder der Strichpunkt machet nach dem Ko- lon den gröſten Unterſcheid in der Rede. Dieſes Zeichen iſt vollkom- men überflüſſig, und verurſachet nur Irrungen in der Zeichenkunſt, weil der Gebrauch davon ungewis und unausgemacht iſt, und auch ſo deut- lich nicht beſtimmet werden kan. Ein Komma kan allerwärts eben dieſel- bigen Dienſte thun.

Wo man indeſſen den Gebrauch vor ſich zu haben glaubet, da findet dieſes Zeichen Stat:

1) Wenn man Stufenweiſe in einer Periode gehet, oder ein Ding in ver- ſchiedene Klaſſen eintheilet:

z. E. Wo Jungfern ſind, da iſt auch Lie- be; wo Liebe iſt, da iſt auch Verführung; wo Verführung iſt, da iſt auch Gefahr: Alſo wo Jungfern ſind da iſt auch Gefahr.

oder: nichts gehet über Weiberliſt: ſie weinen; ſie lachen; ſie beten; ſie ſchwe- ren; ſie lügen; ſie bitten; ſie thun freund- lich; ſie thun ernſthaft u. ſ. f.

2) Sehr öfters nach den Partikeln obwol, obſchon, gleichwie, nach- dem, je länger, je mehr u. d. gl. und wo ſich das folgende mit alſo an- fänget:

z. E. Gleichwie die ſchönſten Blumen gar bald verwelken, und ihre Geſtalt der Vergehung aufopfern müſſen; alſo ver- lieren auch die ſchönen Jungfern gar bald und öfters ſchon nach dem 20ſten Jahre ihre beſte Kolorite.

Das Komma (,) oder das Strichlein wird gebrauchet, wenn entweder bloſſe Wörter, oder ſchlechte Wortfügungen (Conſtructiones) von einander zu unterſcheiden ſind.

Zu Exempeln dienet dieſe ganze Abhandlung.

§. 5.

Das Fragezeichen (?) wird nach einer jeden Frage gebrauchet, ſie mag ausdrüklich, oder nicht ausdrüklich angebracht ſeyn.

Ausdrüklich heiſt die Frage, wenn ich etwas wie eine ordentliche Frage vorbringe.

Z. E. Iſt das noch eine Jungfer? oder: wie alt mag dieſe Jungfer wol ſeyn? Iſt ſie noch unter 18?

Nicht ausdrüklich heiſt die Frage, wenn ich nicht ordentlich fragweiſe rede, oder, wenn vor dem Fragworte ſchon eine andere Redensart vorhergehet, die es nicht nuda quæſtio iſt (denn in dieſem Falle beiahet ſie ſo wenig, als ſie verneinet)

Z. E. Die Jungfern bleiben immer im 17. und 18ten Jahre ſtehen: und aus dem 18ten wollen ſie gar nicht mehr heraus. Aber ſolte dem wol zu trauen ſeyn? da heiſt es ſo viel, als: Keineswegs. Oder: Wird eine Jungfer wol älter, als 20, höchſtens 22. Jahre? Niemals: oder es gehen wenigſtens bei die 30. hin, ehe ſie das 22ſte Jahr erreichen.

4) Eine verneinende Frage (d.i. worin ein Verneinungswort vorkomt) beiahet.

Z. E. Solte dieſe Jungfer nicht ſchon 25. bis 26. Jahr alt ſeyn? ia zum allerwenigſten.

§. 6.

Das Ausrufungszeichen (!) wird gebraucht, nicht nur, wo ein beſonderer Affekt wirklich ausgedrükket, ſondern auch überhaupt etwas in den Caſibus, Modis und Temporibus

ſchere mir doch auch einen Man! Wie erne lieſſe ich mir noch heute die Haube ffeszen!

§. 7.

Durch das Einſchluszeichen ( )] wird etwas in den Text eingeſchket, was zwar eigentlich nicht im Verſtande und Zuſammenhange gehöret, iedoch zur Deutlichkeit u. Erklärung der Sache was beiträgt.

Exempel können in dieſer Abhandlung angeſehen werden.

1) Hat das, was in der Einſchlieſſung ſtehet, mehr als einen Saz, oder mehre Gedanken, müſſen ſolche durch commata, puncta u. d. gl. ſelbſt wohl unterſchieden werden.

2) Kommt die Einſchlieſſung nicht inſtützen in die Rede, ſondern am Ende, ſo muß das dahin gehörige Zeichen erſt hinter die Parentheſe geſezzet werden, damit man ſehe zu welcher Periode, oder zu welchem Theile der Periode ſie gehöre.

Z. E. Salomon (der Weiſe) ſpricht: Wenn das Weib den Man reich machet, da iſt eitel Hader, Verachtung und groſſe Schmach. Die Schönen aber ſind ſelten treu (wie du aus vielen Exempeln weiſt, und noch neulich geſehen haſt). Sirach ſaget: Las dich nicht betrügen, daß ſie ſchön iſt.

§. 8.

Divis/ Cuſtos Hüter/ oder das Theilungszeichen wird gebrauchet, wenn ein Wort an der Seite des Papiers nicht mehr ganz ausgeſchrieben werden kan, ſondern wenn ein oder mehrere Silben davon zurük bleiben, und auf die andere Seite oder in die neue Reihe übergetragen werden müſſen.

Z. E. Eſ. 4, 1. Sieben Weiber werden zu der Zeit einen Man ergreiffen, und ſprechen: Wir wollen uns ſelbſt nähren und kleiden. Laß uns nach deinem Nahmen heiſſen!

In andern Falle heiſt dieſes Zeichen das Verbindungszeichen, wovon oben ſchon gehandelt worden.

Von Abſchaffung alter, und Aufbringung neuer Dinge.

Es giebet gewiſſe Leute, die empfindlich werden, wenn ſie von Neuerungen hören. „ Neuerungen thun kein Gut, ſprechen „ ſie, warum läſt man es nicht bei dem „ Alten? Unſere Vorfahren waren ia „ auch vernünftige Leute; warum wollen „ doch die Kinder von den Verordnungen „ der Väter abweichen? “ Dieſe Ausdrükke begleiten ſie mit langen Klagen über die verderbten Zeiten, und ſie ſeufzen ſchon über das Unglük, das desfals der Republik noch bevorſtehet. Ich ſehe nicht völlig ein, woher dieſe Neigung zu dem Alten entſtehen mag. Sie kommt mir faſt vor, wie die Gewohnheit der betageten Frauensperſonen, die die Kleidungen, welche ſie v. ihren Grosmüttern erbē, als ein Heiligthum verehren, oder wie die lächerliche Liebe zu alten Schalē, Bechern und andern Hausgeräten, welche der Grosvater noch gebrauchet hat, ob ſie gleich an Zierde und Wehrte von den neuern noch ſo weit übertroffen werden. Solte es wol vielleicht eine Art der Hochachtung ſeyn, welche die Nachkommen annoch die Aſche ihrer Väter widmen wollen, die ſie geliebet, geehret und hochgehalten? Kinder ſind gewohnet, alles dasienige für gut zu halten, was ſie in den Verrichtungen ihrer Eltern wahrnehmen. Sie folgen dem Beiſpiele das ſie ſehen. Sie werden dazu gewöhnet, ſich dem Willen ihrer Eltern zu unterwerffen, und es wird ihnen geläufig, ſich demſelben, als einer gebieteriſchen Richtſchnur, gemäs zu verhalten. Das Anſehen der Eltern hat etwas majeſtätiſches in ſich; wir glauben die Pflichten zu entheiligen, die wir ihnen ſchuldig ſind, wenn wir uns von ihren Masregeln entfernen, und ſo wird es faſt zu einer mechaniſch nothwendigen Gewohnheit, in ihre Fuſtapfen

ſen

ſen zu treten. Dieſes ſind vielleicht die Urſachen, warum man dem Alten ſo gewogen iſt. Vielleicht glaubet man, die ſchuldige Hochachtung gegen ſeine Eltern zu verlezzen; vielleicht glaubet man, gar eine Sünde zu begehen, wenn man die Anſtalten weiſer ehrwürdiger Alten meiſtern und verbeſſern wolte. Ich bin ein Freund von den Leuten, die es eben nicht beſtändig bei dem Alten laſſen. Ich gehöre mit in ihre Anzahl: wenigſtens trage ich eine Peruke. Ich habe auch eine andere Orthographie, als in den Chroniken ſtehet ꝛc. Man tadelt die Alten nicht, wenn man von dem Alten abgehet. Ich wähle das Reich der Wiſſenſchaften, dieſes zu beweiſen; weil darin die Veränderungen am merklichſten und gewöhnlichſten ſind. Die Vernunft der Menſchen iſt nicht ſo durchdringend, daß ſie alle Dinge auf einmal begreifen, und ihren Grund einſehen kan. Es gehen Jahrten, mit denſelben umzugehen. Die übrigen Mittel wider ein ſiches Leben und die innere Kentnis ihres Cörpers blieb ihnen noch lange ein Geheimnis. Vielleicht wäre auch uns der Umlauf des Geblüts noch verborgen, wenn nicht der glükliche Harväus uns dieſes wichtige Stük der Heilungskunſt entdekket hätten. Die erſte Welt machte Sonne und Mond zu flachen Scheiben, und die Sterne zu kleinen Oefnungen, wodurch der Glanz des oberſten Himmels herabſtrahlete; und die Erde war für die mehreſten ſo lange platt, bis ſie Kolumbus rund gemacht hat. Nach und nach ſtieg die Kentnis der Natur ſo weit, daß man den Lauf des Geſtirns nach gewiſſen Grundregeln vorherſagen konte. Man kante ſeine Bewegung um unſern Erdkreis. Endlich erfand Kopernik, daß unſere Welt ſich ſelbſt herum drehete. Selbſt die Kentnis des höchſten ewigen Weſens iſt nach und nach reiner

zu keiner Beſchimpfung, wenn ſie
ren Nachkommen an Witz und Er-
ig übertroffen werden; wir halten
emühungen hoch u. ſw. Heiſet die-
n die Alten tadeln? Wie würde es
s Reich der Wiſſenſchafften, um die
is der Seelen, um die Verbeſſe-
der Sitten ausſehen, wenn kein ei-
Alter jemals in den Erfindungen
oreltern hätte fortarbeiten wollen?
arei und Unwiſſenheit wohnte zu den
Hermans unter den Deutſchen.
elden wohnten in niedrigen Hütten,
o in den prächtigſte Palläſten woh-
Häute der Thiere waren die Kleider
ben ſo rauhe Körper, deren Enkel
eichthümer des fernen Aſiens an ſich
n. Harte und rauhe Nahrung, und
ben unter Schild und Schwert war
nſere Väter aufgehoben. Ihre Kin-
mpfinden die Glükſeligkeit ruhiger
equemer Zeiten. ſ ſ Enderungen
nüzlich, ſo lange ſie vernünftig ſind.
tadeln die Alten nicht, wenn wir v.
abgehen; es iſt nothwendig, ſich
r wie ſie zu wagen, wenn das Reich
Wiſſenſchafften und die Wohlfart des
inen Weſens vermehret werden ſol.
hätte die Schäzze der neuen Welt zu
gebracht, wenn es Kolumbus und
putius hätten bei dem Alten laſſen
n?

m Feſtmachen und Beſprechen.

n den lächerlichen Beſchäftigungen
Aberglaubens gehöret auch die Kunſt,
wider Geſchüz und Schwerter hart
feſte zu machen. Es iſt unter Un-
nden ausgemachet, daß es gewiſſe
e gebe, denen das Geheimnis bekant
ſich auf dieſe Weiſe von aller Ge-
zu befreien. Jäger und Kriegs-
e ſind wegen dieſer Kunſt am meiſten
Kufe. Ein Soldat ſucht ſein Leben
r dem Geſchüz der Feinde zu erhal-
darum fällt er auf die Gedanken,
s nicht möglich ſey, ſein Fleiſch durch
gewiſſe aberglaubiſche Mittel alſo zu ver-
härten, daß es der durchdringenden Kraft
des Geſchüzes widerſtehen könne. Man
weis eine Menge von Erzählungen, wo
dieſe Kunſt als gegründet angegeben wird.
Gemeine Leute, und auch villeicht ſolche,
denen man mehrere Einſicht zutrauen ſol-
te, halten es für eine ausgemachte Wahr-
heit, ſo viel lächerliches und widerſpre-
chendes auch in der ganzen Sache iſt. Ich
habe oft geſuchet, Leuten von dieſer Mei-
nung durch vernünftige Schlüſſe ihren
einfältigen Aberglauben zu benehmen,
doch der bei ſolchen Menſchen ſo gewöhn-
liche Beweis durch Exempeln hat jeders-
zeit meine Demonſtration fruchtlos ge-
machet. Ich kenne ſelbſt niemand, der ſich
feſt machen kan; nur erſt kürzlich wurde
mir geſaget, daß ein gewiſſer Officier
dieſe Kunſt verſtünde. Mein Neugier trieb
mich zu ihm hin. Ich fragete ihn, ob er
ſich feſte machen könnte? Er antwortete
mir mit einem etwas verdrieslichen Ge-
ſichte: Ich bin nun ſchon 20. Jahre in dem
Rufe von dieſer nichtigen Kunſt geweſen.
Es gehet mir nahe, daß ich in dem Ver-
dachte eines Geheimniſſes ſeyn mus, das
unmöglich iſt, wenn es natürlich ſeyn ſol,
und gotlos wird, wenn man den Teufel
dazu brauchen wil. Ich bin ſo glüklich
geweſen, in 15. Schlachten, denen ich
mit beigewohnet, ohne Wunden zu blei-
ben; ich ſchreibe dieſes Glük der Vorſicht
des ewigen Weſens zu, was einfältige
Menſchen als die Frucht zauberiſcher
Wiſſenſchafften anſehe. Wie iſt es möglich,
daß gewiſſe Kräuter und andere Dinge,
die man bei ſich führen mus, um feſte zu
ſeyn, ſo ſtark in meinem Cörper würken
ſolten, daß ſie deſſen Beſchaffenheit gänz-
lich veränderten? oder iſt der Teufel ſelbſt
mit im Spiele? denn die Leute ſagen doch
von ſolchen Feſtmachern, ſie können
mehr als Brod eſſen, welches die ge-
wöhnliche Redensart iſt, wenn man ſa-
gen wil, der Kerl kan hexen. Man kan
das lezte nicht behaupten, ohne ihnen zu
nahe zu thun. Solte ſich aber die Bos-
heit einiger Menſchen ſo weit vergehen,

von dieſem Fürſten der Finſternis ſolche Mittel zu holen, ſo würde alsdenn eine andere Unterſuchung nöthig ſeyn, ob das höchſte Weſen dieſem verworfenen Geiſte zulaſſe, die Natur zu verändern. Da aber die ſogenannte Feſtmacher mehrentheils Leute ſind, denen man nicht alle Frömmigkeit abſprechen kan, ſo kan ich nicht anders glauben, als daß auſſer einigen natürlichen Künſtgens nichts als Einfalt und Aberglaube darunter verborgen liege, und dennoch das meiſte auf falſchen Erzehlungen beruhe. Ich habe viele Leute gekant, denen man dieſes Schuld gegeben, allein nach genauer Unterſuchung habe ich beſtändig gefunden, daß es blos die Erdichtung einfältiger Menſchen geweſen ſey. Was haben ſie alſo Urſache, mein Herr, endigte er endlich ſeine Rede, etwas zu glauben, das nirgends als in dem Gehirne einfältiger Menſchen möglich iſt. Die Rede dieſes vernünftigen Mannes beſtärkete mich noch mehr in der Meinung, die ich ſchon

Dingen beſtreuet hat. Kan man doch eine Schlange in einen Krais, der von einer jungen Haſelruthe gemachet iſt, ſo einſchlieſſen, das ſie eher durchs Feuer läuft, als ſich an die Haſelruthe waget. Würden doch die Kräfte der Natur den Menſchen etwas beſſer bekant, wie bald würde ſowol in dieſen als andern Dingen der grobe Aberglaube aufhören?

Gedanken über die üblen Folgen, welche aus dem Verfalle der Religion entſtehen. Helmſtäd gedrukt bei Johann Drimborn 1748. (8. Bogen in 4.)

Nachdem der fluchende und wütende Simei unſerer Zeiten, Johann Chriſt. Edelmann, die ganze Chriſtenheit, und inſonderheit ihre Prieſter, mit ohnmächtigen und pöbelhaften Scheltwörtern angegrifen, das Chriſtenthum ſelbſt mit ſeinen abentheuerlichen Einfällen befleket, und ſo manche Seele verwirret hat; So

s und den Pflichten der geofen-
Religion, iſt eine nothwendige
dung. Wer alſo dieſe verwirft,
ıt zugleich: Es iſt gar kein GOtt.
oird ohne Religion weder Verträ-
och Bündniſſe, noch Eidſchwüre
Und wie gefährlich iſt dieſes für
e Landesobrigkeit, wie gefährlich
ien Feldherrn und Kriegsoberſten,
ne Soldaten allein Kraft ihres Ei-
er auf die Religion gegründet iſt,
n Pflichten anhalten kan? Dem
hrnen Stolze, der ausſchweifen-
errſchſucht, der zügelloſen Ei-
e der Menſchen, werden als-
eine Arten der Betriegereien, kei-
uchelmorde, keine Giftmiſchereien
ndere Greuel erſchreklich ſcheinen.
andern Pflichten des Chriſten-
wird alsdann der Untergang zu
t ſeyn. Es würde in einer africa-
ı Wüſte, wo lauter grimmige Thie-
nen, beſſer ſeyn, als in einem
, wo der Unglaube herrſchet. Der
Reſt der menſchlichen Vernunft
ohne Religion nicht hinlänglich
ieſen ſchreklichen Uebeln zu ſteuren.
ein Unterſcheid zwiſchen vernüftig
und vernünftig leben. Dis lezte
an ohne Religion nicht thun. Mo-
, der vernünftig war, aber die Re
verwarf, hat daher in ſeiner Sit-
: wenig vernünftiges bliken laſſen.
: man uns den Fürwurf: Die Re-
könne gleichwol die Heerſtraſſen
algen und Rädern nicht reinigen:
net zur Antwort: Iſt die Religion,
:s hat, was uns loken und abſchre-
n, nicht fähig, allen Ausſchwei-
ı der verdorbenen Menſchen vor-
ıen: Wird es denn die Verachtung
eligion thun können? Wird nicht
hr dadurch den gröſſeſten Uebelthä-
)ür und Thor eröfnet? Durch den
l der Religion wird auch die Hof-
)er künftigen Belohnung, als das
:ſte Pfand der Seelen und der be-
ſtgrund auf Erden, aufgehoben.

Wann die Religion verfällt: So ver-
ſchwindet ferner das Vergnügen, das
man aus der Beobachtung ihrer Pflich-
ten und aus einem guten Gewiſſen em-
pfindet. Denn ohne Religion ſind alle
Handlungen gleichgültig. Kömmt je-
mand, dem die Religion verächtlich und
nichtswürdig ſcheinet, zu einer wichtigen
und hohen Bedienung: So wird er eine
Geiſſel des Landes, und eine Peſt der
Unterthanen; Denn er kündiget GOtt
ſeinen Dienſt auf, und trit zu einer Par-
tei, wo nichts als Zweifel, Ungewisheit
und Verwirrung iſt. Endlich wird auch
der Verfall eines Volks oder Landes, als
eine gefährliche Frucht der verfallenen
Religion angeſehen. Ganze Staaten müſ-
ſen oft die Verachtung der Religion mit
ihrem gänzlichen Untergange büſſen.

Wir wollen hier eine uns eingeſchikte wohlgerathene Poeſie mittheilen, welche

die Atheiſten,
und die keinen GOtt glauben,
beſchämen mus:

Thrax, eine Erzehlung.

Thrax, eines Schuſters Sohn der
über ſechzehn Jahr
Auf ſeiner Wanderſchafft in fremden
landen war,
Um den ein tiefes Leid die Eltern faſt
entſelet,
Weil ihn ein falſcher Ruf den Toden zu-
gezählet,
Kam kürzlich wieder heim. Er ging ins
Vaters Haus.
Hier brach der alte Greis mit Freuden
thränen aus:
Gott Lob! nun ſterb ich gern, da ich
„vor meinem Grabe.
„Dich, mein verlohrner Sohn! noch
„einſt geſehen habe.
Kaum war die frohe Poſt den Freunden
kund gethan,
So kamen ſie ſogleich und nahmen Theil
daran;

Jedoch das erſte war, was die Geſellſchaft wolte,
Das Thrax, was er geſehn, nun auch erzälen ſolte.
Er folgte, gab Bericht von ſeinem Lebenslauf;
Doch ſchnitt er, wie es ſchien, gleich vielen Wandern auf,
Und that, als hät er ſich der Nachwelt hoch verbunden,
Und, wie Kolumbus dort, noch eine Welt erfunden.
Er ſprach: „Die ganze Welt bin ich nun „durchgereiſt,
„Wie dis mein Tagebuch unwiederſprechlich weiſt,
„Denn in Europa nur von einem Ort zum andern,
„Wie ſonſt ein Schuknecht pflegt, ſechs Jahr herum zu wandern,
„War mir gewis zu ſchlecht: Mein Freunde, was die Welt,
„In ihrem weiten Kreis für ſehens-

„Bin ich nach vieler Angſt de
hen Tod entkommen,
„Und Troz der Wellen Grim
Ufer zugeſchwommer
„Hier kam ich, doch halb tod,
ganz ödes Land.
„Wo ich auch nicht einmal die
ſten Spuren fand,
„Daß etwa je ein Menſch an
Ort geweſen,
„Den das Verhängnis n
Wohnung auserleſen
„Hier war ich gleich ſo ſchlim
dort Robinſon dran
„Denn ſagt, was fängt mo
auf öden Inſeln an
„Jedoch Gedult und Zeit hil
überwinden,
„Und dieſe halfen mir des
Ende finden.
„Ich ſah was ſeltſames: Fü
ich mus geſtehn,
„Kein Schuſter in Paris ma

„So viele Stükgen Fell in eins zu-
sammen füget,
„In einen tiefen Sumpf, wo Kalk
und Wasser lieget,
„Da wird es erst gebeizt. Sie treibt
es weiter fort,
„Indessen troknet es, und bringts
an einen Ort,
„Wo auch von ohngefehr ein we-
nig Thran geblieben,
„Und dieses wird sogleich dem Leder
eingerieben;
„Und was es vollends gahr und
brauchbar machen kan,
„Das bringt die Luft herzu. Ein
Stük wird Saffian,
„Ein anders schikket sich zu Brand-
und andern Sohlen,
„Nachdem es ihm die Luft zu wer-
den anbefohlen.
„Dort fällt ein Ast vom Baum, und
dreht sich selber aus,
„Da wird von ohngefehr der feinste
Absaz draus;
„Hier formen sich von selbst aus Ei-
sen, Holz und Stahle,
„Der Schuster Handwerkszeuch, die
Pfriemen, Kneif und Ale.
„Und kurz: es führt die Luft was
nöthig ist herzu,
„Dann werden ohngefehr die aller-
schönsten Schu.
„Hier ... Thrax war im Begrif,
mehr neues anzuzeigen,
Doch der Gesellschaft Zorn befahl ihm stil
zu schweigen.
Der Vatter, der bisher auf alles ach-
tung gab,
Erschrak u. sprach: Ach Sohn! du bringst
mich noch ins Grab!
Wie übel hast du mir so Zeit als Geld
verschwendet,
Da mit den Reisen sich auch dein Ver-
stand geendet!
Ist dis der Trost, den mir ... Ich bitt
euch, Vater, schweigt,
Ersezte Thrax, bis ich euch erst den
Grund gezeigt
„Von den euch unerhört und unbe-
glaubten Dingen,
„Dis wird euch Trost genug, genug
Vergnügen bringen:
„Ein Schu, so net und schön und
künstlich er auch sey,
„Kommt er dem Menschen doch in
keinem Stukke bei.
„Wie unaussprechlich ist dis künstli-
che Gebäude
„Von Sinnen, Adern, Fleisch, Ge-
bein und Eingeweide;
„Nun spricht ein Atheist, der Mensch
wird ohngefehr,
„Und thut ganz unverschämt, als ob
kein Schöpfer wär.
Und warlich! kommt ein Mensch von
ohngefehr auf Erden
So mus auch ohngefehr ein Schu von
selbsten werden.

D. C. D. L.

Erleuterte Merkwürdigkeit von dem Nuzen der Kälte und der Frost, welche zu den Werken Gottes in die Natur mit gehören.

Von Mittage her kommt Wetter, und von Mitternacht Kälte. Vom Odem Gottes kommt Frost und grosse Wasser, wann er aufdauen lässet ꝛc. welches aus dem Hiob genommen, Cap. 37. v. 9. & 10. Das erste pfleget nach der Grundsprache von den Sturmwinden, die aus den innern und verborgenen Gemächern Gottes herkommen, erkläret zu werden; Das andere von den zerstreuenden Nordwinden, welche die Wärme zertreiben, und die Kälte mit sich herführen; Das dritte von den Frostbringenden Nord- oder Nordostwind, die wegen ihrer Strenge und starken Wirkung ein Blasen Gottes genennet werden, Sir. 43. v. 22. Das vierte entweder von dem Zufrieren auf den breiten Wasser, die dadurch gleichsam zu einem festen Grunde und Boden werden, oder von dem Wideraufdauen des zugefrorenen

Meers. Hiebei iſt anzumerken, daß Elihu oder der heilige Geiſte durch ihn, bei den natürlichen Begebenheiten der Kälte und des Froſtes, die Menſchen auf GOtt weiſe, und ihnen zu Gemüthe führen wolle, daß man die Werke der Natur GOtt, als ihrem rechten Urheber zuſchreiben, und ſeine darunter verborgene Macht, Güte und Weisheit preiſen ſolle. Dis iſt das gewiſſeſte und nöthigſte, was man daraus zu lernen hat. Es iſt auch eine Pflicht, dazu es den Einwohnern des Erdreichs an Gelegenheit nie mangeln wird: weil ſich GOtt erkläret, ſo lange die Erde ſtehe, ſolle nicht aufhören Saamen und Ernde, Froſt und Hize, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Im 1. B. Moſ. 8. v. 12. Der Wille Gottes oder ſein Zwek, warum er die Kälte in der Welt geordnet und erhalten hat, mus demnach etwas ſeyn, daß dadurch nicht nur möglich, ſondern auch in der That

die übermäſſige Hize auf der
anrichte: Mus nicht vor gro
Erdreich verſchmachten; wa
ſolte, verdorren; was Frü
ſolte, fruchtlos vergehen; W
Viehe aber vor Mangel der
ſterben, wenn es ſich ſonſt n
Hize verbergen könte? Was
neien finden ſich nicht noch
neben dem heiſſen Erdſtriche
doch die Abwechslung der K
wiſſer Maſſen zu ſtatten kon
würde es vollends ausſehen
Hize in eines fortwährete, u
te ſich drein mengete? In d
gung mus man geſtehen, daß
Leben und Wachsthum beda
der durch die Kälte gemäſigte
danken hat. Die in der Na
lichen Grade der Kälte ſind
ſich ſo beſchafen, daß dadurch
thumlichen Dinge erhalten,

nd davon überführende Beispiele. Was
r eine Menge von Erd- und Wasser-
ieren sich unter denen Weltangeln auf-
alte und heke, lehren die Reisebeschrei-
ungen. Wie viele Saamen von Gewächs-
n von Thieren halten nicht bei uns die
ftigste Kälte ohne Verlust ihres Lebens
us? Die Raupeneier, welche Ring-weis
um die Aeste der Bäume, auch sonst
rund wieder gelegt und wenig oder
cht bedeket worden, haben auch in denen
rten Wintern An. 1709. und 1729. aus-
halten, und zum Verdrus der Gärtner
n Frühling sich lebendig gezeiget. Es ist
cht nöthig, unzehliger andern Saamen,
ch derer den Winter über aushalten-
n Knospen der Bäume jezt zu gedenken;
ch besonders anzuführen, was für Thie-
e im Winter ihre Brunstzeit haben, oder
re Junge werfen, weil davon genug-
me Exempel auch dem gemeinen Mane
kannt sind. Auch die übrigen Gewächse
nd belebte Dinge können nur einen ge-
issen Grad der Wärme vertragen, und
n höherer Grad davon wird ihnen schäd-
ch. Es mus also um der belebten Din-
e willen nothwendig Kälte seyn, dadurch
e Wärme dergestalt gemäßiget werde,
aß sie den Grad erhalte, der sich zu ei-
es jeden Hervorbringung, Dauer und
ntergange schike. Wollen wir diese Gra-
e der gemäßigten Witterung genauek be-
immet haben, so lehret die Erfahrung
i vorgedachten Wetterglasern, daß die-
en von 33. oder 40. bis etwan an 100.
hen. Denn innerhalb diesen Graden
chiehet die Ernährung und Fortpflan-
ng der meisten Thiere, wie auch das
achsen, Blühen und Früchtetragen der
eisten Gewächse und Bäume, vermöge
r Erfahrung. Hingegen wenn die Hize
össer wird, als es die für jede Art ge-
rige Grade mit [illegible] bringen, so ver-
machten, verwelken, verdorren und
rgehen die Gewächse; die Thiere aber
rden entkräftet, kranken und sterben.
e gemeine Erfahrung hat hierin der
ust den Weg gewiesen, ihr nachzuah-
n. Aus jener weis man genugsam,
wie gefährlich z. E. allein den Menschen die Hize werden könne in hizigen Krankheiten, oder wenn sie unter die Linse kommen, da viele im Kopfe gestört werden, oder sonst in tödtliche Krankheiten verfallen. Da insgemein die Wettergläser steigen, wenn man sie mit der Hand berühret, und dadurch klar wird, daß der menschliche Cörper mehr Wärme in sich hat, als die Luft: so siehet man leicht, woher es komme, daß ihm die äusserliche Hize so empfindlich und gefährlich wird. Nemlich das Geblüte, welches sonst durch die in die Lunge geschöpfte Luft abgekühlet wird, wird alsdenn durch dieselbe noch mehr erhizet, und daher entstehet die heftige Wallung und Bewegung deß selben. Wer in eine so heisse Stube kommt, dergleichen in der Zukersiederei die Trukenstube ist, darinn die Zukerhüte sehr geschwinde getruknet werden, der kommt dadurch in Gefahr der Erstikung, wenn er sich nur wenige Augenblike darin verweilet. Als in einer solchen Holländischen Trukenstube das Fahrenheitische Wetterglas 146. Grad hoch stand, und ein Sperling im Kefig zum Versuch nur eine Minute hineingesezet war, schnappete er schon ängstlich mit offenem Halse nach der Luft, und ward balde so entkräftet bei sehr geschwindem und unzulänglichem Athem hohlen, daß er vom Stok im Bauer herunter fiele, und innerhalb 7. Minuten tod war. Ein Hund, welcher zu gleicher Zeit hinein gesperret war in einem hölzernen Gegitter, rekte nach 7. Minuten schon ängstlich die Zunge heraus, nach einer viertel Stunde aber schnarchete er heftig im Athemholen, und bestrebte sich aufs heftigste aus dem Gegitter heraus zu kommen. Kurz darauf verliesen ihn die Kräfte, er hohlte immer langsamer und leiser Athem, bis er endlich gar nicht mehr zu hören war. Die ganze Zeit über gieng eine grosse Menge rothen und so heftig stinkenden Geifers vom Hunde, daß niemand den Gestank leiden konnte, und der Künstler, so näher zu ihm gieng, um das Wetterglas ihm in den Rachen zu

stez

ſteken, und zu ſehen, wie gros ſeine Hize ſeye, augenbliklich darüber in ſtarke Ohnmacht gefallen. Als ſolches eine Weile darnach mit mehr Behutſamkeit geſchahe, fand man das Wetterglas auf 110. Grad ſtehen. Eine Kaze, die zu gleicher Zeit hinein gethan war, fiel ſchon in einer Minute zu Boden, und ſtarb faſt eben wie der Hund; nur daß der Hund nicht ſchwizete, die Kaze hingegen vom Schweis ſo nas war, als wann ſie aus dem Waſſer gezogen wäre. Wenn alſo die Hize in der Natur durch die Kälte nicht gemäſiget würde, müſten die Thiere, ſo ſonſt das zäheſte Leben haben, etwan in 28. Minutten, oder weniger als einer halben Stunde nicht nur ſterben, ſondern auch dergeſtalt faulen und ſtinkend werden, als ſonſt durch die Verweſung nicht geſchiehet. Nun ſind aber noch viel höhere Grade von Wärme nicht nur möglich, ſondern auch in der Natur würklich anzutreſen, und iſt alſo leicht zu denken, daß ohne die Kälte gar keine Gewächſe, Thiere, und Menſchen wären da iſt; woferne durch dieſe die Macht, Weisheit und Güte ihres Urhebers beſonders verherrlichet werden kan und ſol: ſo bedenke einer, wie weislich die Kälte, mit ihren Urſachen, als ein zulängliches Mittel, dieſen Zwek zu erreichen, in derſelben angebracht worden. So viel aber dieſes ſchon geſagt zu ſeyn ſcheinet, und ſo nöthig blos um deswillen die Kälte geweſen, ſo iſt dieſes doch nur was weniges von dem, was dadurch würklich erhalten wird. Es iſt noch ſehr vieles in der Natur, und in der Kunſt vorhanden, was hieher gehöret. In der Natur findet man, daß durch die Hize die Cörper auseinander gedehnet, zerſchmolzen und aufgelöſet werden; hergegen durch einen gewiſſen Grad der Kälte gerinnen ſie, werden hart, ſteif und feſt, und dadurch zu vielen beſondern Gebrauch tüchtig. Sie denken nur an die Metalle, welche geſchmolzen uns nim-

liche Dienste thun können? Die Auseinanderdehnung aber der Erde vermittelst des in ihr gefrornen Wassers, dienet zur Lukkerheit u. daher rührenden Fruchtbarkeit derselben. Auch das Wasser selbst wird durch den Frost von der überflüssig darinn enthaltenen Luft befreiet, daß es dadurch zur Hervorbringung und Nahrung der jungen Wasserthiere im Frühejahr so viel bequemer ist. Zu geschweigen der Ausdünstung, die durch die Kälte auch aus dem Eise und gefrornen Erdreich befördert wird, und zur Zeugung des Schnees, und des reinen Wassers, so aus demselben, sonderlich zulezt aus dem Merzschnee, (wovon hier unten besonders gehandelt wordē.) entstehet, wenn er aufdauet, nöthig ist, mithin in den mancherlei Nuzen dieses reinen Schneewassers seinen Einflus hat. Daher man schon längst die Kälte nicht blos als eine Ursache der Härte des Eises, das oft den Steinen gleichet, sondern zugleich als eine Ursache der Härte aller andern Cörper auf und in der Erde, z. E. der Metalle, der Mineralien, der Salze, Schwefel, Edelsteine ꝛc. angesehen. Ja weil durch die gröſten Brennspiegel alles endlich in Glas verwandelt wird, so hat man die Härte und Festigkeit aller Cörper, die wir kennen, von einer Art von Frost oder Erkältung; hergegen ihre Weiche und Auflöſſung von einer Art der Schmelzung und Erwärmung hergeleitet.

Von der Reinigkeit des Schnee-Wassers.

Je unreiner ein Wasser ist, je weniger ist es geschikt von andern Cörpern die Unreinigkeit gänzlich wegzunehmen; und je reiner es ist, je besser kan man sich damit waschen. — Daran läst die Erfahrung niemand zweiffeln. Nun ist aber das gemeine Flus- und Brunnenwasser nicht frei von allerlei Unreinigkeit, welches offenbar wird, wenn man es lange stehen läst, daß es sich sezen kan; oder durch Fäulnis eine Scheidung drinnen vorgehet; oder wenn man es über den Helm abziehet. Ob nun gleich das Wasser so viel reiner wird, je öfter es abgezogen wird; so bekennen doch die besten Chemisten, daß sie es durch abziehen so rein nicht machen können, als es die Natur in dem reinen Merzschnee, zumal auf hohen Bergen, reichlich dargibt. Sie gestehen, daß sie es kaum so gut machen können, als das reinste Regenwasser ist. Daher wird auch solch Regenwasser nicht leichter, wenn es gleich noch distilliret wird; aber das reineste Schneewasser ist noch leichter, als das beste Regenwasser. Es ist aber der reineste Schnee zwar gemeinhin der Merzschnee; doch kan auch wohl der Hornung- oder Jennerschnee zuweilen reiner als dieser seyn: wenn nemlich jener fällt, nachdem es lange vorher still auch heiter Wetter und scharffer Frost gewesen ist; dieser aber nach schlaggigtem und stürmigtem Dauwetter einfället. Man kan auch dadurch satsam die Reinigkeit des gedachten Schneewassers einsehen, weil es unveränderlich ist, und sich viele Jahre hält. Der Nuzen eines solchen reinen Schneewassers solle demnach seyn: ein herrliches Mittel wider die Entzündung der Augen; item, zum Bleichen des Wachs, des leinen Zeugs, und Ausbringung der Fleken. Dis Wasser wird am ersten warm, auch am ersten wieder kalt. In diesem Wasser wird das geschmolzene Gold und Silber rein gekörnet, welches zu chemischen Werken, wie auch zur Scheidekünst sehr nüzlich. In dem heissen Erdstriche faulet es zwar in den Fässern und riechet übel, kan aber wieder gut und ganz klar zum Gebrauch gemacht werden. Der Schnee sowol, als das Wasser, hat dasjenige in sich, was sich durch Zerschmelzung des Schnees als eine dünne Rinde an die Erde sezet, und sie höchst fruchtbar macht. Gleichwie aber auch die Kälte wider Seuchen und Krankheiten dienet, so sollte man doch billich durch die Reinigkeit des Schneewassers fast gezwungen werden einzugestehen, daß bei der geringen Wärme, die in der strengesten Kälte noch üb-

rig iſt, eine gewiſſe Art von diſtilliren oder abziehen geſchehe, die ohne dieſelbe nicht möglich iſt, und welche vielleicht noch viel unbekandes bekand machen würde, wenn man ſie durch Kunſt nachahmen, und dadurch verſchiedene Cörper unterſuchen könte. Hat es nun gleichbishero noch nicht gelingen wollen, daß man durch Kälte etwas abziehen können, ſo ſtehet doch dahin, ob nicht künftig die Kunſt auch hierinn auf die rechte Spur kommen dürfte. Allein es hat auch auſſerdem die Kälte in der Arzneikunſt ihren guten Nuzen. Wie würde denen hizigen Krankheiten können abgeholfen werden, wenn nicht Salpeter und andere kühlende Dinge vorhanden wären, dadurch die Hize könnte abgebrochen und gedämpft werden? Eine gar merkwürdige Cur iſt es auch, welche zum Theil ſchon vormals üblich geweſen, vor ungefehr fünfthalb Jahren aber mit ſonderbarem Fortgang in Italien von dem Herrn Michelotti wieder angebracht

von dem anſtekenden Weſen, oder d
Cörper nur dadurch von der Hize unt
rung der Säfte befreiet werden: ſo
doch billig die Kälte in dem Ruhm, d
durch GOttes Gnade das ausrichte
ſonſt unerhalten bliebe. Wer weis,
zu dieſe Bemerkung noch weiter mög
nuzen ſeyn, oder was auch die Kält
in andern Krankheiten vor gute Wi
gen haben mögte, wenn alles beſſer
bisher geſchehen, unterſuchet wi
Was das kalte Waſſer in verſchie
Krankheiten vermöge, davon zeige
Nachrichten in vielen Abhandlunge
Waſſer und von den Waſſercuren.

Was die Kälte ferner in der Luf
Folgen bei Erzeigung und Darſte
der Himmelsbegebenheiten haben
iſt offenbar genug. Wem ſollte wohl
felhaft ſcheinen können, daß wir
Kälte keinen Reif, Hagel, noch S
haben würden? Alles demach, wa
dieſen zu danken haben, ſtammet e

ben. In der Erfahrung aber ist es ge-
ündet, daß die Feuchtigkeiten von der
ärme in Dünste aufgelöset und vertrie-
n, auch die Dünste nicht verdikt wer-
n, wo sie nicht an kalte Cörper anstos-
, und durch deren Berühren in Tröpf-
n gerinnen. So werden die Dünste
r warmen Zimmer im Winter an den
enstern, derer Töpfe an den Dekeln,
rer Blasen und Kolben oben an den
lten Köpffen und Helmen im Abziehen
ersammlet und fliessen in Tropfen zusam-
en. Wenn also die obere Luft nicht
lter wäre, als die untere, würden die
ünste nicht so leicht verdikt werden,
nd in Tropfen darnieder fallen, oder sich
die Bäume und Kräuter anhängen.
den übrigen Lufterscheinungen,
t von den wässerigten Dünsten herrüh-
n, als Regenbogen, Kreisen oder Hö-
um den Mond, Nebensonnen, Nord-
chtern, und dergleichen mehr, verste-
t sich eben das von selbsten. In der
ülte hat man auch in der Haushaltung
rschiedene Vortheile, die man in der
ärme schon nicht hat. Die Speisen und
tränke halten sich dann weit länger,
n mag sie roh oder schon zubereitet
heben. Für Fäulnis, lebendig werden,
stank, sauer werden, und Gehrung
man die Kälte über sicher, da man
gegen in der warmen Zeit dadurch viel
gelegenheit und Schaden hat. So ist
n auch wegen des Korns auf denen
den im Winter sorglos, da man her-
gen im Sommer mit vielem Umarbei-
n zu thun hat, daß es sich nicht entzün-
, oder Würmer bekomme und davon
ege. Die Kälte macht faule Dienstbo-
n fleisig, weil sie sich berühren müssen,
n sich des Frostes zu wehren. Sie verur-
chet, daß die Fischer ohn Gefahr des
turms und ohn Kahn zu Fusse die besten
ige thun können. Es tödet die Kälte
ch manches Ungeziefer, welches sonst
n Früchten der Erde und der Bäume,
ch wohl Thieren und Menschen sehr
ädlich seyn würde. Die Bequemlich-
t bei guter Schlittbahn *leicht und ge-*
schwinde zureisen, auch grosse Lasten mit wenigen Kosten fortzubringen, ist auch für nichts geringes zu halten. Es hindert die Reisenden nicht Flus, nicht Teich, nicht See, nicht Morast, nicht grosse Meere; Vielmehr mus ihnen die Kälte durch den Frost beförderlich dazu seyn. Es ist was erstaunendes, daß der starke Frost nicht etwann hie und da nur eine Brüke über das Wasser anlegt, sondern alles Wasser in trukenes hartes Eis oder gepflasterte Strassen, ja gar in Spiegel verwandelt, darauf man ungemein geschwinde fahren, und mit Schritschuhen unglaubliche Dinge thun kan. Auf diese Art hat man wohl ehe von Danzig nach Elbing warmes Brod hin, und von dannen anders wieder hergebracht ꝛc. So ist wohl ehe eine Schwedische Armee ohne Schiffe über den Sund zu Fusse nach Dänemark gegangen. Und wenn auch America nie mit den andern Theilen des bewohnten Erdreichs zusammen gestossen, noch Schiffe vorhanden gewesen, hätte es doch durch dieses Mittel geschehen können, daß Leute hinüber gekommen wären. Obgleich bei uns diese vor was bekantes und unwürdiges einiger Bewunderung angesehen werden, so wird man doch die Sache bald anders fassen, wenn man sich vorstellet, daß man zu den Völkern unter dem heissen Erdstrich kommt, und an eben so unwissende und unverständige Leute unter ihnen geräth, als sehr viel hier zu Lande sind. Da wird man sich wundern, daß bei ihnen kein Winter, kein Schnee, kein Eis gefunden wird. Wenn man ihnen dann erzehlet, was bei uns im Winter geschiehet, daß das Wasser zu einem so festen Cörper werde, darauf man gehen, reiten und fahren könne mit den grössesten Lasten, ohne die geringste Gefahr; so wird man verlachet werden als ein abentheurlicher Mährleinträger, und solche einfältige Leute werden das für was unmögliches halten, weil sie nie dergleichen bei ihnen zu sehen bekommen, man es ihnen auch dort nicht zeigen kan. Solte nun ein solcher zu uns kommen, würde er

allerdings erſtaunen, wenn er das zum erſtenmal erfuhre. Was gibt uns nicht die Kälte im Sommer für Erfriſchungen theils durch den kühlen Schatten dicht belaubter Bäume, theils durch die kühle Höhlen in der Erde, und Gebäude über der Erde? Bedienet man ſich nicht der hohen Alpen und anderer Gebürge zu bequemer und kühler Wohnung, wegen der Oberluft, die darauf befindlich? Und man verſichert, daß dieſelbe Luft weit geſünder ſey, als die dike Unterluft, auch die Leute darinn ſo viel länger leben. Wannenhero auch einigen Kranken nicht anders hat können gerathen werden, als daß ſie die Unterluft geflohen, und eine Zeitlang auf einen ſehr hohen Berg ſich begeben, da ſie allmählich und vollkommen wieder geneſen. Auf wie vielerlei Art weis nicht die Kunſt dieſe Erfriſchungen auch in der untern Luft nachzuahmen? Die kühlenden Zimmer und Keller, die Eisgruben, allerlei kühlende Gerichte und Getränke, auch

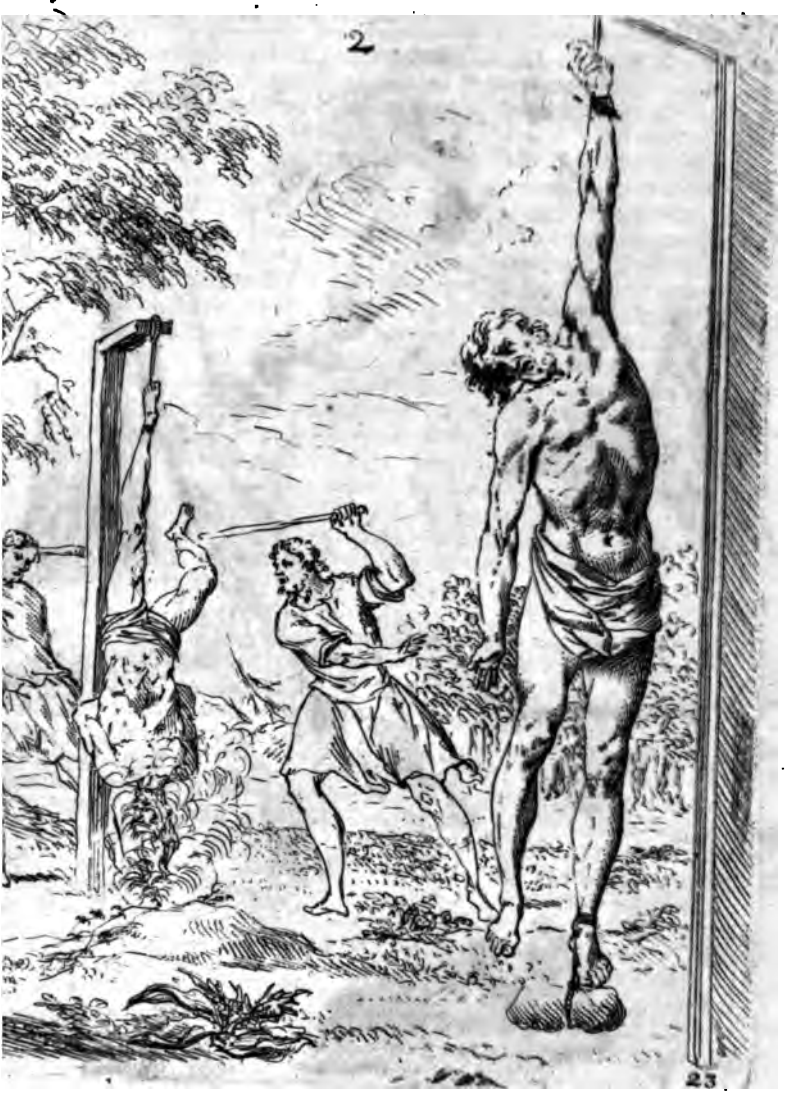
go blau gefärbte Leinwand um den Anſchus und die Füſſe zu legen. Von der Zeit an, da man dieſem Rathe gefolget, iſt gedachte Perſon, die anjezt wohl 70. Jahr alt iſt, niemals wieder mit dieſem Uebel weder an den Füſſen, noch andern Theilen des Cörpers befallen. Es ſind aber beide Füſſe die Zeit hindurch ausnehmend dik geblieben; wie es denn ordentlich nach den Anſchüſſen der Geſchwulſt in den beſchädigt geweſenen Theilen eine Zeitlang zurük zu bleiben pflegt. Sonſt ſind die blauen, mit Indigo gefärbten Leinwandshemder den Matroſen und Fuhrleuten ſehr zuträglich, weil ſie verhüten, daß niemals ein Ungeziefer an ihre Leiber kommen darf. Die Urſache aber iſt blos in den effluviis des Indigo, nicht aber in der Leinwand zu ſuchen.

Von dem Heil. Blaſio ins beſondere, und von denen Heiligen überhaupt.

ıschenden Leben ſuchen, oder vermeis
ı angetroffen zu haben, für das Fürch
lichſte halten, für eine Thür zu ihrer
hſten und ewigdaurenden Glükſelig
t gehalten. Ihre Standhaftigkeit und
, mitten im Tode freudiges Weſen,
r der Saame, woraus die beſten Chri
ı erwuchſen und in groſſer Menge auf
ıheten, wenn das Henkerſchwerd und
möglichſte Pein die geduldigſten und
)erzteſten Glieder Chriſti aufrieben.
ejenigen, welche in den bitterſten Ver
gungen übrig blieben, lieſſen das An
ıken der Märterer dergeſtalt im Seegen
)en, daß ſie daſſelbe in groſſe Regiſter
ſchreiben, und den Todestag derſelben
ırlich begiengen. Alsdann brachten
begüterten Glieder der Gemeinen
Eſu Brod, Wein, Geld und andere
)thwendigkeiten des menſchlichen Un
halts zuſammen, auf daß die Lehrer
d die Armen dadurch verſorget, auch
Zubehör des äuſſern Gottesdienſts
von angeſchaffet werden könnte. Man
ıg im 3tē Jahrhundert nach der Geburt
riſti ſchon an, an den Todestagen der
:nehmſten Märterer zum Lobe derſel
ı, die herrlichſten Reden zu halten.
an ſtellte den Zuhörern die wunder
len Eigenſchaften und den Kampf der
ärterer lebhaft für, welches dann
les zur Verehrung und Anrufung
Märterer und Heiligen beigetragen;
: dann auch bei vielen Evangeliſchen
nalen in Sachſen, das Andenken
ler Heiligen durch koſtbare Mah
ien oder auf eine andere Art im fri
en Andenken erhalten wird. Aus der
)chachtung der Märterer ſtammen die
giſter und Kalender her, worinn die
ımen derſelben, nach den Tagen der
onate aufgeſchrieben und verwahret
d. Dieſe Regiſter werden Marty
logia genennet. Die Chriſten hatten
gleichen bereits im zweiten Jahrhun
t. Tertullianus erwehnet derſelben
corona militis c. 13. Cyprian ſchreibet
dritten Jahrhundert ep. 37. *Dies eo
ı, quibus excedunt, annotate, ut com
morationes eorum inter memorias mar
tyrum celebrare poſſimus.* Man erkennet hieraus dasjenige, was in den Stiftern pflegen Memorien genennet zu werden. Auguſtinus ſagt L. XX. contra *Fauſtum* c. 21. *Populus chriſtianus memorias Martyrum religioſe ſolennitate concelebrat & ad excitandam imitationem & ut meritis eorum conſocietur atque orationibus adiuvetur.* Es iſt kein älteres Martyrologium übrig, als das, ſo Hieronymus zu Anfange des fünften Jahrhunderts zuſammen gebracht hat. Franciſcus Maria Florentinus hat daſſelbe mit Anmerkungen herausgegeben. Ado, welcher nachher zu Vinne unter Lion in Frankreich Erzbiſchof geworden, fand ein altes römiſches Martyrologium zu Ravenna, als er gegen die Mitte des achten Jahrhunderts von Rom dahin kam. Er ſchrieb daſſelbe ab, und ſezte es ſeinem gröſten Martyrologio vor. Der Pabſt Gregorius, der Groſſe, beſchrieb das römiſche Märtererbuch L. VII ep. 29. am Beſchluſſe des ſechſten Jahrhunderts, und zeigte an, daß es ein Calender ſey, worinn bei jedem Tage der Name des Märterers oder Heiligen, welcher damals geſtorben, nebſt dem Orte, wo der Heilige geſtorben, beſchrieben ſtünde. Aus dieſer Quelle ſind die Namen der Heiligen in die Calender gekommen. Ado fieng zuerſt an, einige Stüke aus den Geſchichten hinter die Namen der Heiligen bei jedem Tage zu ſezen. Er unterzog ſich im Jahr 750. dieſer beſchwerlichen Arbeit. Er nahm ſeine Nachrichten aus dem Pontificali Romano, aus dem Ruſino Hieronymo, und andern Kirchengeſchichtſchreibern. Es ſezt den Märtertod des Heiligen Blaſii auf den funfzehnten Tag des Hornungs. Er fügt eine kleine Märtergeſchichte deſſelben hinzu. Welche ich, weil ſie die einzige iſt, ſo aus dem Alterthum zu uns fortgebracht iſt, hier eben mit einem Kupfer von der Marter dieſes Heiligen zugleich einſchalten, und die Marter einiger anderer von ihme Bekehrten auch zugleich in Kupfer vorſtellig machen will.

Die

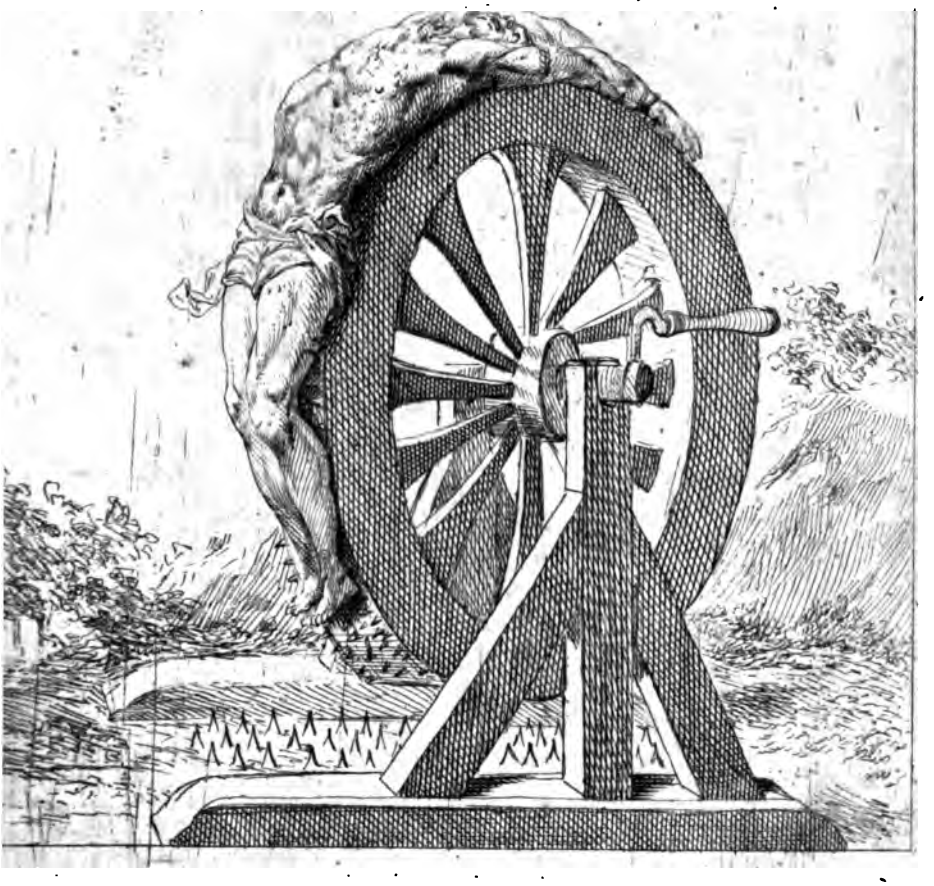
N. 1

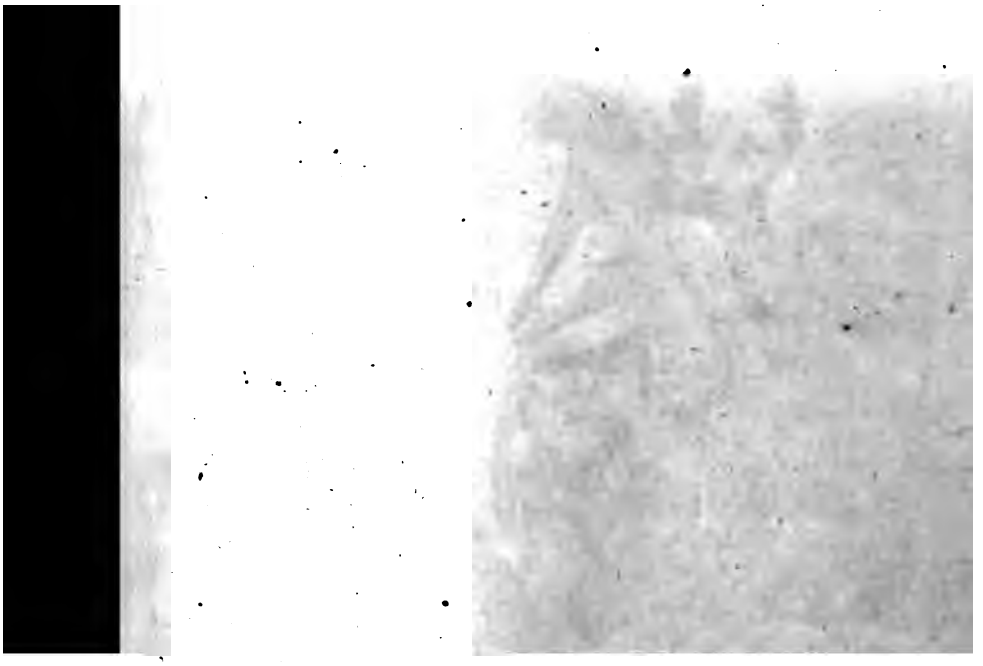

2
23

Die erſte Platte, Lit. A. ſtellet den eigentlichen Martertod des Heil. Blaſii vor, wovon beſagter Addo folgendes aufgezeichnet hat:

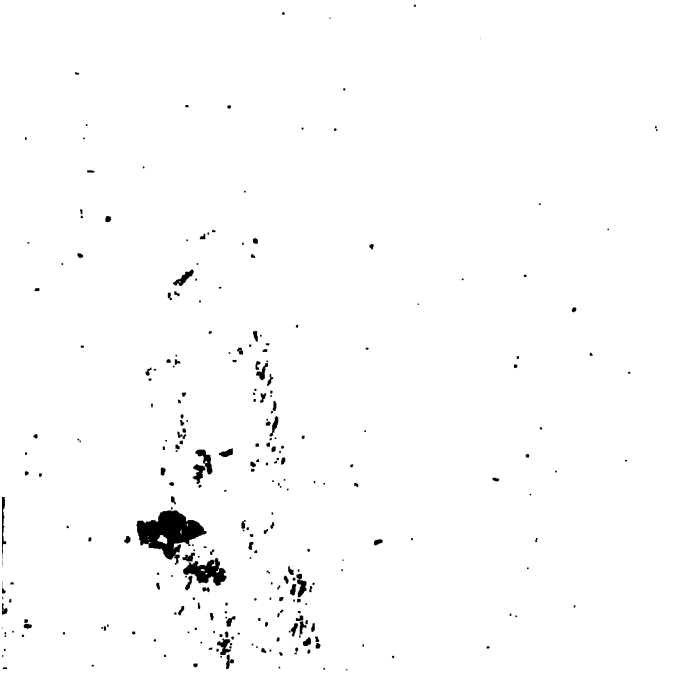
„ Dieſer heilige Biſchof der Stadt Se„ baſte in klein Armenien verrichtete viele „ Wunderwerke. Endlich nahm ihm der „ Staathalter Agricolaus(*) durch man„ nigfaltige Marter das Leben. Er lies ihn „ 1) lange hangend ſchlagē, hernach in das „ Gefängnis legen, ferner 2) an ein Holz „ binden, wo ſein Fleiſch durch eiſerne Ha„ ken hin- und her zerriſſen wurde. Da„ rauf muste er zum zweitenmale in ein „ ſehr ſcheusliches Gefängnis gehen, wo„ hinein man eine ganze See lauffen laſ„ ſen. Er ging darüber hin, und kam un„ verſehrt davon. Andere verſtehen da„ durch, daß er mit einem ſiedenden Oel „ und andern ſtinkenden und breñenden „ Materien betröpfelt, und alſo grauſam „ gepeiniget wordē ſeye. Der ſehr unbillis

Sebaſte noch was zu gedenken, ſo
thig anzumerken, daß ſolche auch
heiſet, und in Kleinaſien liegt, an der
ſeite des ſchwarzen Meers landw
Plinius ſezt dieſelbe in das Land, C
docia Pontica genannt, VI. 3. Man r
te dieſe Stadt nachher zu Armenie
aus dem Socrate II. 43. erhellet.
pejus lies den Ort *Dioſpolin* n
Baronius machte über das rö
Marterregiſter viele Anmerkungen
ſezte den Blaſium daſelbſt bei de
Febr. unter die Regierung des K
Diocletiani, mit dem Anhange, d
damals in der zehntē groſſen Verfol
ſeinen Geiſt aufgegeben. Allein
kannte nachher ſeinen Fehler in den
libus eccleſiaſticis, und ſezte den Mä
tod des Blaſii auf den dritten Feb
Jahrs 316. in die Zeiten der von de
benkaiſer *Licinio* erregten Verfol
Die Chorherren zu Frejaul, in der





17



ɔn einigen Gewächsen, welche eine Menschen- und Thier-ähnliche Gestalt oder Bildung an sich gehabt.

Die Weisheit GOttes im Reich der tur ist an unzählichen Geschöpfen, und n besondern Theil derselben so verherrlet und offenbar, daß man in ein weis Feld der Betrachtung eingeleitet wird, an man nur den kleinesten und geringnenden Theil davon untersuchen und stellen wil. Das Reich der oberirdien Gewächse hat einen solchen unbeeiblichen Ueberflus von besondern Ars, daß nicht einer, auch nicht zehen nschen vermögend sind, derselben weis Verfassung, Structur, Bildung und en zureichend zu beschreiben, dergelt daß auch ein einziges Blat zu vielen trachtungen Ursach und einen Vorrf giebt. Wenn man nur die Signam oder figürliche Bild- und Zeichnung ler Pflanzen zum Augenmerk ausseʒet, ist bekannt, wie viele Bemühung hieter vorgegangen, da nicht allein das schäft der Einsicht und Einbildung viesolche Signaturen nahmhaft gemacht, dern auch eine sorgfältige und mühne Vergleichung mit einigen menschlin Gliedmassen unternommen, ja noch hr erweislich zu machen gesucht, daß ie Gewächse wegen solcher figurirlichen leichheit auch eine hülfreiche Kraft hät, denen Gliedmassen des menschlichen ibes aufzuhelfen, mit welchen jene Geächse eine bildliche Aehnlichkeit hätten, von weiter zu handeln überflüssig und der meinen dismahligen Zweck wäre: ur eine Anmerkung von dem figurirten chlangenstein zu berühren, kan nicht vorigelassen werden, welchen ich dieser Ta n zu sehen die Gelegenheit gehabt habe. ese Steine wachsen nicht, wie einige ig glauben, von so ungefehr unter n oberirdischen Gewächsen in einer ier ähnlichen Gestalt, sondern solche rden gefunden in den Kopf gewisser r vergifteten Schlangen mit haarigen Köpfen, welche in den Morgenländischen Indien, insonderheit zu Quamsi und Indostan, häufig anzutreffen; Ein dergleichen Stein, den ich hier in einem gewissen Hause weis, und welchen man, dem Nächsten zu dienen, gerne in Unglüksfälle hergibt, hat eine länglicht figurirte Grösse, welcher von verwunderlicher Kraft und Tugend ist. In vergifteten Zufällen, wo er aufgelegt wird, hängt er sich so feste an, daß er nicht ehender wegfällt, als bis er alles Gift an sich gezogen hat. Das Experiment, um die Würkung und den Nuzen desselben einzusehen, bestehet nachgehends in diesem, daß solcher Stein in laulichte Milch gelegt wird, wo er alles Gift wieder von sich geben solle, so daß auch die Milch gleichsam Adernweis, von der Giftmaterie colorirt wird, gleichwie solches vor einigen Jahren an einer unglüklichen Person mit Nuzen sich erwiesen hat. Es wird sowohl äusserlich bei vergifteten Bis- oder Stichen, Pestbeulen, bösen Geschwulsten, sondern auch innerlich bei Vergiftungen gebraucht, davon in dem Bericht eine weitläufige Erzehlung mit gründlichen Anmerkungen zu finden. Vielleicht haben wir Gelegenheit, auf ein andersmal hievon was Mehrers anzumerken. Da es aber dismal mein Absehen nicht ist, von Wunderſteinen noch von monströsen Gewächsen was abzuhandeln, dergleichen verschiedene von fleisigen observatoribus angeführet werden; unter welchen ich nur gleichsam ein und anderes merkwürdiges Exempel in Vorbeigehen berühren will: ALDROVANDUS *de monstrorum Historia f. 669.* gedenket einer weissen Zaunrübe, welche ein menschlich Ebenbild präsentiret. *In Act. Nat. Cur. dec. 1. anno 2. obs. 51. pag. 89.* wird ein Lungenmoos, oder Muscus pulmonarius in der Gestalt einer Menschlichen Larve beschrieben. Eben dergleichen Menschen ähnlicher Schwam oder Pülz wird daselbst *obs. 55. pag. 112.* auch *anno 1. obs. 48. p. 121.* auch ein curieuse Rübe, welche einem fast gänzlichen menschlichen Leibe gleich gestaltet ge-

weſen, angeführet: und wie viel Schreibens iſt nicht unter den Gelehrten von der Alraunwurzel Mandragora zu ſehen, das von man entweder natürlich gewachſene oder betrüglich formirte Menſchengeſtalten bezeugen wil. Es iſt auch nicht mehr ſo gar ſeltſam, daß Pommeranzen- und Zitronenaepfel Fingergähnliche Geſtalten öfters zeigen. Es ſchreibt ERASMVS FRANCISCUS im Oſtindianiſchen Luſtgarten *Part.* 1. *p.* 165. von der Adamsfeigen folgendes: „ Wenn man dieſe Frucht von einander ſchneidet, ſo laſſe ſich darinn eine „ Ader bliken, die einem Crucifix ganz „ gleich wäre; daraus die Chriſten ſelbiger Orten unter andern ſchlieſſen wollen, dieſes ſey die Frucht, darinn die „ erſte Mutter ihr und uns den Tod an „ den Hals genaſchet, und daß dieſe in der „ Frucht hinterbliebene Figur des Creuzes zeuge, es habe ſolche Uebertrettung „ durch Chriſti Creuz und Tod müſſen gebüſſet werden. „ Dabei ich nicht unſche Benennung es daher überkommen, weil es nach der falſchen Tradition zur Zeugung der Knäblein dienlich ſeyn ſoll, wie ſolches THEOPHR. *in Hiſt. plantar.* referirt, dahin auch ihr griechiſcher Namen zielet, der auf ſolche Glieder des menſchlichen Leibes, oder auf die erdichteten, unreinen und geilen Waldgötter deutet: dergleichen Orchides führen auch den Namen *antropomorphos* auch *artropophora*, Menſchengeſtaltig oder Menſchentragend ꝛc. Es wird eine fabelhafte, aus der Phantaſie formirte und mit einigen Zuſäzen geſchmükte Begebenheit in Breslauiſchen Geſchichten der Natur und Kunſt 33. Verſuch p. 455. und 549. mit einigen Erläuterungen erzehlt, von einem Mägdlein, das auf der Erden auf einen vegetabiliſchen Stengel ſoll gewachſen ſeyn: es gibt ein Corporal vor, ſolches auf einen Wikenacker gefunden zu haben, es wäre ohne Fus und Flügel, jedoch lebendig geweſen, habe Fleiſch und Blut gehabt; präſentirte ſi

iche Lamm, davon bereits bei den Ge-
ten viel Schreibens und Streitens
esen, welches HEVCHER *in nobis
bentibus Horti. acad. Wittenberg. p.* 26.
andelt, davon auch weitläuftiger
VSINGIVS dissert. *de agno vegeta-*
und BRASM. FRANC. *l. c. p.* 167.
Bericht ertheilet: es referiren alle
hores, daß solche Planze aus einen
rn gezogen würde, welche den Melo-
ikern gleich komme; von dieser Pflan-
eine kurze Nachricht zu geben, so schrei-
davon der Herr von Hoberg *in Geor-
a curiosa P.* 1. *Lib.* 6. *cap.* 22. *p.* 601.
gendes: „ Boramez wächst in Tarta-
ria, in der Landschaft Zanothia, da
die Innwohner einen Kern, wie die
Melonenkerne, doch ein wenig länger
aussehen, woraus erwächst ein Kraut,
wie ein Lamm (nemlich die Frucht am
äuserſten Gipffel des Stengels han-
gend) dem es mit Füssen, Haupt, Ohr
ren und Wollen gleichet; die Wolle ist
zart und rein, davon macht man Hau-
ben, wie bei uns aus der Baumwollen,
das Fleisch gleichet den Krebsen, ist
süs und sehr wohlgeschmakt, und wann
man darein schneidet, läuft Blut, oder
ein rother Saft daraus; das Kraut
treibet einen hohen Stengel, welcher
sich an des Lammes Nabel endiget,
und bleibt, so lang es ein grünes Kraut
darum zu verzehren hat, (i. e. so lang
daherum Nahrungssaft in der Erde ist,
davon wie andere herumstehende Kräu-
ter, also auch diese Pflanze ihr Wachs-
thum nehmen kan,) wenn solches
vergangen, so welkt und stirbet dieses
Fruchtthier, (wie sie von Herrn Hars-
dörffer *in delic. Math. & Phys.* beschrie-
ben.) Andere wollen, es seye eine Art
eines rauchen harichten Kürbisge-
schlechts, und seye eine Fabel, daß es
Gras fresse, sondern es werde das
darunter stehende Gras von seinen
Schatten und Blättern verdorret, also
daß der Plaz unter diesem Gewächse
kahl bleibe.„ Unter welche auch VERV-
LAMIVS ist *in Histor natural. Experim.*
60p. ERSM. FRAC. berichtet ausser
diesen davon: „ wenn die Frucht reif
„ wird, beginnet der Stengel zu ver-
„ troknen, die Frucht aber ein rauches
„ Fell zu bekommen, gleich einem Lamm,
„ welches nachmahls gegerbet, und zum
„ Gebrauch bereitet wird; hat sehr zar-
„ te und grause Wolle. „ Es gehöret
aber dieses Gewächs unter die plantas
lanigeras, wie Salix pumila, populus
nigra, deren Blüte dahero Kätzlein
genennet werden, und wird fälsch-
lich vor ein Thier gehalten; dahero von
denen zarten Fellen, welche in Kunst-
kammern vor Felle dieses Thiers Bora-
mez ausgegeben werden, KEMPHER
in Decad. observ. exotic. meldet, daß die
zarte Felle von unzeitigen Lämmern sind,
welche nach der Scyther und Perser Ge-
wohnheit denen grossen orienthalischen
Schafen aus dem Leibe geschnitten und
vor einen hohen Preis, zum Unterfutter
grosser Herren Kleider, verkaufet wer-
den: welches dieser autor *in fasciculo
amœnitatum exoticarum* weiter bezeuget.
Wie nun bei Beurtheilung solcher Ge-
wächse die imagination einen starken
Einflus hat, so hat es gleiche Be-
wandnis mit einigen andern, inson-
derheit ausländischen Pflanzen, welche
derglichen haarigte und wollichte Blüten,
Auswürfe und Anhänglichkeiten haben;
wie absonderlich mit solchen Vergleichun-
gen sich obbenannter *Porta* in seiner *Phy-
thognomonica* exerciret und distinguiret;
immassen man an manchen solchen wolle-
nen Bäumen, wie RECCNVS,
MARCHGRAV, PISO, HERNAN-
DES, IONSTONVS, CLVSIVS,
ERASM. FRANCISC. beschrieben,
dergleichen Aehnlichkeit und Beschreibung
man mit Enten und Gänsen, mit Tau-
ben und andern geflügelten Insecten oder
Thieren antrift; daher die curieuse Ein-
falt und Leichtglaubigkeit vorgeben kan,
es gäbe ein Land in der Welt, wo Scha-
fe Gänze, Enten, Vögel, Fliegen, Bie-

nen, Mäuſe, u. a. m. auf den Bäumen wachſen. Es allegiret DODONAEVS *in Hiſtor. Stirp. Pemp. 2. L. 2. p. 236.* etliche Species von der Orchide an deren Blumen eine Gleichheit der Schmetterlinge, Hummeln und Fliegen zu ſehen geweſen. In *Act. Nat. Cur.* wird eine orchis arachnites oder Spinnen-ähnlich *l. c. videl. An. 2. Dec. 1. obſ. 41. p. 23.* ein *Satyrium caſtratum* oder *Eunuchum*, endlich eine *Orchis cum aviculis tab. 5. 6. & 7.* beſchrieben. Endlich gedenke ich noch mit wenigen der *Granadill* oder Paſionsblume, an welcher man einige Theile mit denen Werkzeugen, ſo bei der Paſion und Creuzigung Chriſti gebrauchet worden, vergleichen will. Davon mehrgedachter ERASM. FRANCISCI *l. c. p. 168. ſeq.* unterſchiedene merkwürdige Arten beſchreibet: unter andern führet er *p. 174.* folgendes an: „ Der „ Venetianer PETRELLVS mahlet „ eine Art davon bei dem POSSEVI- oder die cauſam efficientem anzuzeigen; noch viel weniger will ich des DIPPELII Meinung im tract. *de vita animali* unterſuchen, ob die vegetabilia eine verſtändige und empfindende Seele hätten, welche ſolche Bildung nachahmen und formiren könnte, oder ob des ARTANAS. KHIRCHERI Gedanken von der zufälligen communicatione ſeminis animalis der Wahrheit näher komme, ſondern ich beruhe und berufe mich auf dasjenige argument, was bei dismahliger Abhandlung mein Vorhaben und Zwek geweſen iſt.

Ein ſicherer Weg, die ſchlimſten und eingewurzelſten Fiſteln ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen.

Man hat bisher die guten ſowol, als die böſen Fiſtelſchäden auf eine grauſam

ſliches zu ſagen hätte, und zur Sache
ſt ſchreiten müßte. Ich bin jezt willens,
n einer verzweifelten und mit vielen un-
döhnlichen Nebendingen verknüpften
kein, und dabei von der gründlichſten
d beſten Art, dergleichen Schaden zu
len, eine Nachricht zu geben: Eine
rheirathete Frauensperſon von 16.
ren, die von Jugend auf kränklich
eſen, hatte auf dem muſculo pecto-
ſiniſtro, nach der axilla zu, einen
en harten Knoten bekommen, welcher
und nach gröſſer und härter worden,
r endlich die gröſſe eines Taubeneies
igt. Die Eltern fragten einen beredе
Chirurgum um Rath. Dieſer räth
vorhergegangene Präparation zur
nung, macht eine künſtliche Opera-
mit dem Meſſer mitten hinein, ver-
aber ſeines Zweks, indem er zwar
, aber keinen Eiter heraus bringt.
uf fängt er ſeine Cur an, und macht
erſt noch etwas leidlich, im Fortgan-
ver ſo verwegen und unverantwort-
daß die unvernünftigen Beizungen
Fleken von der gröſſe eines halben
ens nachgelaſſen haben. Als die
ntin dieſe Marter nicht völlig aus-
n wollte, der Wundarzt auch nicht
, daß er damit etwas fruchtete:
wurde noch ein anderer berühmter
Darzt dazu genommen. Dieſe beiden
ten darauf mit einander zu Rathe
nterſtunden ſich, mit einem verdek-
Meſſer unter der axilla quer durch den
ulum pectoralem ſiniſtrum, einen
itt zu thun, wodurch ſie ſo viel aus-
ten, daß ſich die Patientin ſehr ver-
te, an der Fiſtel aber nichts gebeſ-
wurde; ja die, durch den Schnitt
ichte Oefnung heilete binnen 10. Ta-
u, ohne den geringſten Nuzen zu
ſen. Als der bedrängte und gerühr-
ter der Kranken dieſem Unweſen und
de über ein halbes Jahr zugeſehen:
am er zu mir, ſich in ſeinem Jam-
Raths zu erholen. So ſehr ich nun
ur verbat, ſo ſehr drang er darauf,
ich das Elende, und dem Anſehen
nach unheilbare Kind beſehen, und meine
aufrichtige Meinung davon eröfnē möch-
te. Als ich die kranke Perſon betrachtet
hatte, wurde ich ſowol aus Mitleiden,
als durch mein Gelübde, ſchwer behaf-
tete und unheilbar ſcheinende Patienten
zu ſuchen, nicht aber andern rechtſchaf-
fenen Medicis das Brod zu nehmen, be-
wogen, mein Heil, ohne etwas Vortheil-
haftes zu verſprechen, zu verſuchen. Wie
erſchrak ich nicht, als ich unter die linke
Achſel ſahe! Noch mehr wurde ich be-
ſtürzt, daß ich keinen Kanal durch die
Sonde entdeken, und nichts erbliken
konnte, als Schwammichtes und bloſſes
wildes Fleiſch, das blau, braun und roth
war, und darzwiſchen viele Fiſſuren wa-
ren, woraus eine ſtinkende und freſſende
ſanies flos. Endlich entdekte ich die Fiſtel;
der Hauptkanal gieng unter dem muſculo
pectorali maiori, nach der Clavicula zu.
Ein anderer Canal, der nicht ſo lang war,
gieng nach dem ſterno, ein anderer unter-
wärts nach der mamma ſiniſtra, ein an-
derer abwärts hinterwärts über die Rib-
ben, und noch ein anderer vom pectora-
li nach dem Arm zu. Dieſer lezte war un-
ter der Haut zwiſchen dem Fette. Der
Arm war von der Menge des obgenann-
ten wilden Fleiſches ganz zurük gewehnet.
In der mamma ſiniſtra war ein ſcyrrhus,
oder ſogenannter Krebsknoten, von der
Gröſſe eines Hünereies. Doch war derſel-
be noch beweglich und mit dem muſcu-
lo pectorali nicht feſt. Unter der mam-
ma dextra lag eine verhärtete Drüſe, wie
wohl nur unter der Haut im Fette, wel-
che hernach von ſelbſt exulcerirte, auch
gründlich geheilet wurde. An dem rech-
ten Arme ſeitwärts, an dem muſculo
pectorali, nach den axillis zu, war eine
Drüſe von eben der Art, wie die am lin-
ken Arm, aus deren unzeitigen Eröffnung
die Fiſtel entſtanden, dieſe exulcerirte nicht,
ſondern fieng an ſich unter der Cur zu
zertheilen. Scropuli oder ſogenannte Has-
gedrüſen, fanden ſich auch ſowol an der
rechten als linken Seite des Halſes, die-
ſe wurden in der Mitte der Cur diker,

und hatten die Geſtalt einer Weintraube, ſie exulcerirten dabei beide, und ſind nachher ebenfalls aus dem Grunde geheilet worden. Die Geſichtsfarbe der Patientin war im höchſten Grade cachectiſch, ſo, daß es nicht eine facies ex flavo alba oder lurida, ſondern ex albo virideſcens war. So deſperat der äuſſerſte Anblik dieſer kranken Perſon war, eben ſo gefährlich ſahe es mit der innern Beſchaffenheit derſelben aus. Die Patientinn hatte febrem anomalam lentam ad hecticam proclivem, der pulſus war ordinair mollis & frequens, zuweilen aber mollis & celer, und man konnte alſo hieraus ſchlieſſen, daß febris hectica incipiens ſchon da ſey. Zuweilen verlor ſich febris anomala, zuweilen regularis auf einige Zeit, doch blieb der pulſus auch abſente febre allzeit frequens. Ehe man ſichs aber verſahe, ſtellte ſich das Fieber wieder ein, und zwar ratione invaſionis, bald Tages, bald Nachts; es hielt keinen gewiſſen typum

ſie den Herren Franzoſen zu dank
ſe haben eine beſondere Stärke in
thode, die Fiſteln zu operiren,
Sie haben allerhand Sonden,
und krumme Meſſer erfunden, die
aufzuritzen, und manch graslich
ſchrei dadurch zuwege gebracht, a
zu Zeiten einen und den andern m
ce dem Todengräber überliefert.
erträgliche Beizen haben ſie dab
nicht vergeſſen; doch haben ſie es
ſem Stüke nicht ſo grob gemacht,
mehreſten von unſern deutſchen
ärzten, welche mit den beizenden
oft nicht verſchwenderiſch genug ſe
nen. Wie nun dieſes grauſame
menſchliche Verfahren keinem Mun
noch weniger einem Chriſten gezie
habe ich mir ſchon vor mehr als z
Jahren, Mühe gegeben, zu unter
ob nicht die Perſonen, welche ſo
lich ſind, daß ſie ſich mit Fiſtel
ſchleppen müſſen, auf eine gelin

und Beizen gefallen; und ſie
zuweilen, wiewol unter rech-
ſchmerzen, einige zurechte ge-
e mehreſten aber, alles Schnei-
Beizens ungeachtet, dennoch un-
ſen müſſen, und wol gar in ei-
nern Zuſtand geſezt, als ſie an-
weſen ſind. Die, bei den Me-
aunte indicationes, ſo aus obi-
eibung der Fiſtel flieſſen, habe
Cur zum Grunde gelegt; als
ie in den Canälen befindliche
gen und Unreinigkeiten durch
ıte und balſamiſche, erweichen-
ınde Einſprüzung, zu erweichen
n, zweitens die innern Theile
ulnis zu bewahren, drittens
uppuration zuwege zu bringen,
inkende, wäſſerige, geronnene
e Materie in einen fetten, gel-
iken Eiter verwandelt werde,
s Unwiſſenheit einiger Medico-
hirurgorum für etwas Schäd-
ı Gelehrten und Erfahnen aber
rflus der beſten lymphae nu-
ahrungsſaft) gehalten wird,
ıal eine gute bevorſtehende Hei-
et. Aeuſſerlich wird ein, aus
ı Theilen beſtehender, auserle-
balſam auf eine nicht allzuhar-
eſtrichen, appliciret, welcher
ie Oefnung, wie oben geſagt,
ls herum ſizende wilde Fleiſch
ohne dem Patienten die gering-
rzen zu verurſachen. Hiebei
rinnern, daß die Cur nicht ſo
gehet, wie man gemeiniglich
ſondern es gehöret Zeit dazu.
ten meiner Patienten dieſer Art,
ahr, auch wohl mehr erfordert,
binnen einem viertel Jahr cu-
n, wie denn oberwehntes
ıuenzimmer im Jenner dieſes
eſen iſt, nachdem ſie ſich im
1747. in meine Cur begeben.
dieſe Methode ſo beſchaffen,
ınken, wenn ſie dazu kommen
ch ſelber injiciren und verbin-
von ihren Angehörigen ſolches
verrichten laſſen, und alſo nicht allezeit ei-
nes Chirurgi benöthiget ſind. Noch im
Febr. dieſes Jahr habe ich das Glük ge-
habt, eine verheirathete Frauensperſon
von dergleichen Schäden zu befreien, wel-
che gegen das Ende des Aprils vorigen
Jahres nach dem Kindbette, einen gefähr-
lichen Abſceſs am Unterleibe bekommen,
welcher gleichfalls nicht allein mit einem
febre hectica incipiente begleitet war, ſon-
dern auch ein ſo hartnäkiges ulcus nachlies,
daß die Patientin nebſt ihren Angehörigen
öfters ſtark an ihrer Geneſung zweifelten.
Die nächſten Anverwanden haben, nach
meiner Anweiſung, den Schaden verbun-
den, aber es iſt ſo genau nicht abgegan-
gen, daß nicht zuweilen ein Pfuſcher-
ſtreich, der die Cur verzögert, mit unter-
gelaufen. Nachdem ich die indicationes
chirurgicas abgehandelt und zum Grunde
gelegt, ſo folgen nun die medicae: Zu-
förderſt muſte der Zufluß von dem Fiſtel-
ſchaden abgewendet, hiernächſt das Ge-
blüte gereiniget und endlich die ſe - er
excretiones befördert werden. Das er-
ſte und zweite wurde ſowol durch gute rei-
nigende, balſamiſche Pillen zu gehöriger
Zeit und in beſonderer Ordnung bewirket,
wobei doch aber unterſchiedliche andere
nüzliche Abführungen und Arzneimittel
gebraucht wurde. Das dritte, nemlich die
Beförderung der Se - er Excretionum u.
inſonderheit die Beförderung u. Berichti-
gung der catameniorum wurde auch auf
eine gründliche und geſezte Art bewerkſtel-
liget, welches in dem oberwehntem Tractat
aufrichtig und umſtändlich beſchreiben
will. Der Ausgang hat es auch bewie-
ſen, daß dieſe Methode die bisherigen
übertreffe, indem dieſe Kranke, zuerſt
verſus tempus catameniorum fluorem al-
bum, aber ordentlich und zu rechter Zeit;
von den lezten 5. Monaten aber an, ihre
catamenia ordentlich lebhaft und genug
gehabt, welches lezztere denn zur Heilung
vieles beigetragen, die gründlich geſchehen
und folglich beſtändig ſeyn wird. Zur Be-
förderung der ſe - er excretionum dien-
te auch die Beſorgung des oben gedachten

ankam-

anfangenden febris hecticae; dieſe geſchahe nicht durch die berufene China Chinae, wiewol einige, jedoch ohne Grund, meynen, ſondern durch diejenigen herrlichen und ſichern Mittel, welche die Urſache der Krankheit gründlich zum höchſten Vortheil der Kranken heben, nicht aber die Bewegungen der Natur unzeitig zum Schaden derſelben, auf eine Zeitlang unterdrüken. Ich habe ſo wenig 36. Chirnapulver gegeben, als 72. Ich habe die Urſache der Krankheit aufgelöſet, durch Schweiß und diuresin, alvum, Bruſt und Naſe ꝛc. ausgeführt, die unordentlichen Bewegungen in Ordnung gebracht, und die, von dem irregulairen abmattenden Fieber geſchwächte Theile geſtärket, wodurch auch das grünblaſe Anſehen vergangen, und eine lebhafte ſchöne Farbe ſich eingefunden. Meines Wiſſens hat noch keiner dieſe Methode gebraucht und bekannt gemacht, noch weniger die oben angeführten ausgeſuchten Mittel vorgeſchlagen. In dem 123. Stüke der göt-

ſteln auf die gelindeſte Art aus de
de curiret und bei allen Fiſteln ap
iſt, welches, wie oben ſchon e
worden, mit dem Schneiden unt
nicht angeht: So übereide ich mi
dieſelbe des Maeſtro ſeiner noch
gen zu werden verdiene. Inz
maſſe ich mich desfals keines Ruh
ſondern bezeuge öffentlich, daß
mächtigen Schöpfer allein die E
bühre, da er mich ohnmächtigen
fer zu einem Werkzeuge der Erbarm
ber den armen Nachſten machen
Jedoch habe ich es meiner Schuldi
mäs zu ſeyn erachtet, von dieſen
ordentlichen und geſegneten Curen
Nachricht zu ertheilen. Und ich v
re dabei aufrichtigſt, daß wenn ar
te, die ſich in dieſen unglüklichen L
den befinden, ſich meiner Hülffe b
wollen, ich ſie ſolcher ohne alle Abſ
einige Vergeltung, gern genieſſen
werde. Es ſoll ſie keinen Heller
und kan ihnen dieſes Blatt desfals

[redacted]

ten, wie ich in den mehresten Stüken, womit ich die Buchläden zu früh belästiget, geirrt hätte.

D. Schöpffer in Braunschweig.

Woher das Wort Baze oder Paze komme?

Die erste Schreibart dieses Wortes ist die richtigste. Denn Tschudi sagt im Chronico Helvet. T. I. p. 459. daß, weil die Stadt Bern ihr Wappen, nemlich den Bär, der wegen seiner rauhen Haare einem Schaafe gleich sieht, welches gemeiniglich ein Bäz genannt wird, auf eine ihrer Münzen, prägen lassen, so habe man diese Münze Bäzen genannt. Hernach hätten andere Münzstädte Geld von gleichem Werthe geschlagen, das denn auch diese Benennung erhalten. Eben dieses bezeugen der Herr von Sekendorf in seiner Hist. Lutheranism. p. 60. Theod. Hasäus in Biblioth. T. VI. p. 287. Hr. D. Heumann in seiner Poecile T. III. p. Frisch in seinem deutschen Wörterbuche 1. Th. S. 74. Welcher leztere noch zwo Meinungen vom Ursprunge dieses Wortes anführet: Es kan nemlich 1) herkommen von Baz, welches ein Stük von einer diken und weichen Materie bedeutet. Man sagt ein Bazen vom Tuch; ein Leimenbazen, das ist Schnellkäulchen oder Schuffer von Leim oder Thon. Das Wort Stük wird noch von vielen Münzen gebraucht, als ein Sechszehngroschenstük, ein Sechspennigstük ꝛc. Weil nun die Franzosen ihr Pieçe und die Italiäner ihr Pezzo auch gern zu Münzen von allerlei Werthe zu sezen pflegen: So können auch vermuthlich die Schweizer, als Nachbarn dieser Völker, das Wort Baz in eben dieser Bedeutung genommen haben. Oder es kan 2) von dem Worte sich Bazen, se conglobare, in massam vel glebam coire, hergeleitet werden, wozu die zottlichen Haare des Bärs Gelegenheit gegeben, von denen man, wie von den Federn in den Betten u. d. g. saget: Sie bazen, oder bazen sich zusammen.

Vom Haarkräuseln, und dem der Gesundheit daraus erwachsenden Nachtheil.

Zu Würtemberg führete den 14. Febr. 1749. Hr. D. Georg August Langhuth, ordentlicher Professor der Anatomie und Botanik, den Herrn Joh. Just. Terras, von Dresden, auf das medicinische Catheder, welcher, die höchste Würde zu erhalten, eine schöne geschriebene Disputation de valetudine sexus elegantioris a coma calamistrata vertheidigte, die bei Eisfelden auf 4. und einen halben Bogen gedrukt ist. Je weniger man bei Handlungen, die man nach einer fast allgemeinen Gewohnheit verrichtet, auf die Gefahr, welche der Gesundheit dardurch zugezogen wird, zu entdeken pfleget; desto rühmlicher ist die Bemühung derer, die sie mit einer guten Einsicht und hinlänglichen Erfahrung zu entdeken suchen, und zu vermeiden lehren: Dem schönen Geschlechte sind sie diesen Dienst am meisten schuldig, weil bei einem zarten Körper eine auch nur geringe Gefahr zum grösten Schaden ausschlagen kan. Der Herr Verfasser der angezeigten Abhandlung redet von der Liebe und Achtung der Alten, sonderlich der Griechen und Römer, gegen ein wohlgekräuseltes Haar, und zeiget dabei gar richtig, wie weit es pflichtmäsig sey, die Natur durch Kunst nachzuahmen. Diese Gränzen überschreiten diejenigen ohne Zweifel, welche die Absichten der Natur durch eine gesuchte Zierde zu nichte machen. Wie dieses bei dem Haarkräuseln geschehen könne, und was sonst der Gesundheit für Nachtheil durch das dabei gewöhnliche Brenneisen zuwachse, bestimmet der Herr Verfasser aus der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, und den Umständen, worunter er hierbei gemeiniglich gesezet wird. Er beweiset, daß das bei dem Haarschmuk vielfältig gebräuchliche Bescheeren nicht ohne viele Verlezung des Hauptes, und ohne Hinderniß des von der Natur durch die Haare zu erhaltenden Nuzens, geschehen könne; daß der nach und nach auf dem Kopfe

geſammelte Puder und Pomade, wenn ſie durch das heiſe Brenneiſen zerſchmelzen, ſich in die Schweislöcher des Haupts dringen, und auſſer andern Ubeln das Ausfallen der Haare und Kopfſchmerzen zu Wege bringen; daß endlich das Breneiſen durch den auf manche Art dabei verurſachten Dampf, die Luft, welche man bei dem Kräuſeln nothwendig einſchluken mus, ungeſund mache, durch die Hize die Haare verderbe, und, weil es nothwendig dem Scheitel und den Schläfen ſehr nahe kommt, dem Haupte, nebſt allen ſeinen Theilen, vielen Schaden zufüge, welcher noch vermehret wird, wenn man nach dem Brennen alſobald in die kalte Luft gehet. Da dem ohngeachtet an dem ſchönen Geſchlechte ein gekräuſeltes Haar eine anſtändige Zierde bleibt: So iſt der Herr Verfaſſer viel zu billich, als daß er der beſchriebenen Gefahr wegen das Kräuſeln ſchlechterdings verwerfen ſollte. Vielmehr zeiget er, wie

Gewonheit, zu denen, welche nieſen Profit, Gott helf, u. d. m. zu ſagen, i beſondern Abhandlungen unterſucht, d von der Verfaſſer die vornehmſten anfüh ret. Herr Morin, welcher in den Schri ten der Königl. Franzöſiſchen Academi der Wiſſenſchaften ſeine hiervon gemach ten Anmerkungen druken laſſen, erzehle es habe Promotheus, als er das Feue vom Himmel geholt, die gläſerne Flaſche darinnen er es verwahret, geöfnet, d denn die Sonnenſtralen bei dem erſt ge ſchaffenen Menſchen, als ſie durch di Poros der Schwammichten Knochen ein gedrungen, das primum vivens, ode die Belebung der Maſchine, hervorge bracht hätten. Zu Erläuterung dieſe Fabel bringt er das Exempel des von Eli ſa auferwekten Knabens bei, der, ſo bal er wieder aufgelebt, ſiebenmal genieſſe obſchon, wie der Hr. Ballarini angemerkt die Ausleger über der wahren Bedeutun des im Hebräiſchen befindlichen Worte

Von der Bratencur.

lon der Braten-Cur, de cura Aſſa- e diſputirte der Herr Hofrath Mich- Alberti nebſt ſeinem Reſpondenten, rn Chriſtian Gottlob Demani, im vichenen September. Es beſtehet dieſe gural-Diſputation aus 4. Bogen und . Die Alten hielten ſehr viel auf Bra- und ward dahero denen Göttern t gekochtes ſondern gebratenes Fleiſch geſetzet. Nachdem aber heut zu Ta- as gekochte Eſſen ſo ſtarck Mode ge- den iſt, ſo iſt die Frage, welche Art ieſe dem Menſchen am geſündeſten ? Der Herr Hofrath antwortet, man auf die verſchiedene Beſchaffen- der Menſchen ſehen müſſe. Leuten, ein ſchweres, dickes fettes Blut ha- , iſt mehr die Hunger- als Braten- anzurathen. Denen See- und Nord- ern iſt mit denen Speiſen nicht gedie- welche nicht wiederhalten, und Nah- g geben, ſondern bald aus dem Ma- und Leibe rutſchen. Subjecta, die iel Geblüt haben, oder mit dem mpff beſchweret ſind, die mögen ſich vielen gebratenen Speiſen enthalten; ingegen denenjenigen, qui ob lar- em ſanguinis profuſionem, non ſo- huius moleſtam penuriam patiuntur, aliquali vitium languore laborant, unt frequentes & effuſæ narium hæ- rrhagiæ, hæmoptyſes, hæmorrhoi- , Menſium & Lochiorum fluxus, mi- nes cruentæ u. d. g. die Braten ſehr ſam ſind. Denen Phlegmaticis, die ſiger, feuchter, kalter Natur ſind, iſt h das gebratene Eſſen ſehr nüzlich.

b die Armuth oder der Reich- hum mehr zum Laſter verführe?

Unter vielen wunderlichen Vorur- ilen, die unter dem menſchlichen ſchlechte herſchen, iſt dieſes nicht geringſten eines, nach welchem n dafür hält: ein Armer ſeye menſchlichen Geſellſchaft ge- fährlicher als ein Reicher. Dieſe Meinung hat der Armuth unzählige Uebel zugezogen, und beſonders verurſachet, daß, da man aus einem billichen Mitleid ſie aus dem Staube zu heben bemühet ſeyn ſoll, ſich ein jeder mit äuſſerſten Kräften beſtrebet, ſie in der Nidrigkeit, in welche ſie das Schikſal verſezzet hat, zu erhalten. Terenz / der die Laſter ſo natürlich und lebhaft, als ſie es verdienen, abſchildert, kan ſich nicht enthalten, von der Armut das bitterſte Urtheil zu fällen. Er ſagt:

Omnes, quibus res ſunt ſecundæ, magis ſunt neſcio quomodo ſuſpicioſi.

Dieſes Vorurtheil entſtehet nach meiner Meinung daher, weil man gemeiniglich, obwol fälſchlich dafür hält, daß ein Armer geneigter zum Laſter als ein Reicher ſey, und was dieſe Meinung am meiſten unterſtüzzet, iſt dieſes, daß die Laſter eines Armen der Welt mehr in die Augen fallen; da hingegen ein Reicher hinlängliche Gelegenheit hat, die ſeinigen zu bemänteln, und zu verhehlen. Seit der Zeit, da dieſe Meinung in die Welt gekommen, hat man angefangen gegen die Armuth ein gewiſſes Mistrauen zu hegen, und die Gerichtsplätze, die hiervon am richtigſten denken und am billichſten urtheilen ſolten, ſind hierinn in vielen Stükken dieſem allgemeinen Wahne gefolget.

Meine gegenwärtige Abſicht ſol die Erörterung der Frage ſeyn: Ob die Armuht/ oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe?

Ich mus hier zum voraus erinnern, daß wann ich von von dem einen etwas beiahen werde, ich deswegen nicht ſchlechterdings das Gegentheil von dem andern zu behaupten ſuche. Der Reichthum kan unendlich gutes ſtiften; aber er kan auch den Menſchen zu vielem böſen verleiten. Jenem dienet er zum Mittel, die Glükſeligkeit ſeiner Mitbürger zu befördern, und ſich auf die edelſte Weiſe zu dem liebenswürdigſten Menſchen von der Welt zu machen; dieſen hingegen reiſet er in einen niederträchtigen Geiz, und macht ihn zu einem verachtungswürdigen Geſchöpfe. Die Armuht kan den Menſchen zur wahren Glükſeligkeit führen; ſie kan ihn aber auch in den Abgrund der Laſter ſtürzen, deren gerechte Strafen in einer ewigen Unglükſeeligkeit beſtehen. In der That kommt es hier auf das Gemüthe und deſſelben Beſchaffenheit an.

Die Seele macht ihr Glük: ihr ſind die äuſern Sachen.

Zur Luſt und zum Verdrus nur die

arm, ſo kan es ihm doch leicht an dem Unterrichte fehlen, wie man ſein Gemüthe bilden und volkommen machen ſol. Ja geſezt, daß er auch dieſen erhält, ſo werden ihm auch die Mittel mangeln, dieſe Vollkommenheit in ihrem Glanze zu erreichen. Die Sorge für ſeine zeitliche Wohlfart hindert ihn alzuſehr für die Wohlfart ſeiner Seele zu ſorgen, und befiehlet ihm mehr auf die Erhaltung ſeines Leibes, als auf die Volkommenheit ſeines Gemüths zu denken. Sein ganzes Glük iſt zuweilen auf den Degen geſezzet, und wem iſt wohl unbekannt, welchen groſſen Gefährlichkeiten in Anſehung ihrer Sele diejenigen ausgeſezzet ſind, welche, ohne vorhero eine gute Erziehung genoſſen zu haben, ohne das Weſen der wahren Ehre zu kennen, den Kriegsſtand erwählen? Religion, Glauben, Tugend ſind diejenigen Dinge, welche ein ſolcher am wenigſten achtet. Er überläſſet ſich ſeinen rohen Begierden und wilden Lüſten, und dieſe machen ihn endlich zu einem ſol-

s Stehlen verfallen mus, und was
icht in dem gemeinen Weſen gefährli-
r, als eben dieſes Laſter? Geſezt, daß
i die Furcht der darauf geſezten Strafe
von abſchrekket, ſo kan ihn villeicht die
rzweiflung einnehmen, und zu einer
at verleiten, die am meiſten mit einer
unden Vernunft ſtreitet. Ich über-
ge andere Laſter, in welche ein Armer
fallen kan, genug man wird hieraus
on ſatſam erſehen, daß die Armuth
i Menſchen eben ſowol zum Böſen ver-
ire, als ſie ihn zum Guten antreiben
n.

Ich komme auf den Reichthum, der
t Recht unter die vornehmſten Glüks-
ter des Zeitlichen Lebens zu rechnen iſt.
i ſo weit man zur Beförderung der
ollkommenheit des Gemüths zeitlicher
ittel benöthiget iſt, ſezzet er denenjeni-
n, welcher ihn beſizzet, in den Stand,
f eine leichtere Weiſe als der Arme an
r Vollkommenheit ſeiner Sele zu arbei-
n. Wenn ich aber denſelben auf ſeiner
limmen Seite anſehe, und das Böſe,
rzu er den Menſchen verleiten kan,
rachte, ſo bin ich in Zweifel, ob man
i nicht eher ein Unglük als Glük nennen
. Weil es hier darauf ankomt, ob
Reichthum oder die Armuth mehr zum
ter verführe, ſo mus ich hier nothwen-
i derjenigen Laſter gedenken, welche
meiniglich aus dem Reichthum zu ent-
ingen pflegen. Dieſe ſind der Hoch-
uth, die Wolluſt und der Geiz.

Ein Reicher wird mehr ſeines Geldes
i ſeiner Verdienſte wegen geehret, und
Welt iſt ſchon ſo geartet, daß ſie
hr Ehrfurcht gegen einen Reichen als
nen bezeuget.

Einem Reichen, der zugleich verſchwen-
iſch iſt, wird es nie an Schmeichlern
len, die für den Genus einer fetten
ihlzeit ihm Verdienſte andichten, die
ne beſeſſen hat, und die ſeine Eigen-
ſten und Handlungen mit Lobſprü-
i beehren. Dieſe ſind in der That
e ärgſten Feinde, zu denen man wohl
i dasjenige ſagen kan, was in dem
Luſtſpiele der verlohrne Sohn des Hrn.
von Voltäre, der Bediente des verſchwen-
deriſchen Euphemons ſagt:

Ach! Freunde ach! wer kan euch
Schelmen trauen?

Gibt er dieſen Schmeicheleien Gehör,
läſſet er ſein Gemüth von der falſchen
Einbildung beſiegen, als ob alles wahr
wäre, was man ihm von ſeinen vermein-
ten Vollkommenheiten vorſchwazt, ſo
mus er alsdenn in eine Narrheit, oder
in einen unerträglichen Stolz gerathen.
Er wird alsdenn alle diejenigen, ſo weniger
Vermögen oder Kunſt als er beſizzen, mit
geringſchäzzigen Augen anſehen. Er wird
den Armen als ein Geſchöpfe betrachten,
ſo der Himmel nur zur Dienſtbarkeit er-
ſchaffen hat. Die ihm am Stande und
Vermögen gleich ſind, ſiehet er verächt-
lich an, und ein heimlicher Neid reizet
ihn, es den Groſſen an Pracht vorzu-
thun.. Dieſes macht ihn zu einem ver-
haßten Menſchen. Er verbannet die Trie-
be der Menſchenliebe und der Freund-
ſchaft aus ſeinem Herzen. Er wil ſeines
Guts wegen angebetet ſeyn. Er er-
wekket bei jedem ein heimliches Miß-
trauen gegen ſich, und es iſt unmöglich,
daß er auſſer ſeinen Schmeichlern und
niederträchtigen Verehrern iemand ge-
fallen kan. Was wird von dieſem nichts-
würdigen Geſchöpfe die menſchliche Ge-
ſellſchaft für Vortheile zu hoffen haben,
da er ſonſt niemand ſeiner Freundſchaft
würdiget?

Welche eine Menge von Laſtern ent-
ſpringet nicht aus der Wolluſt? Was
ſolte ich anfangen, wenn ich ſelbige alle
nennen wolte? Die Unmäſſigkeit im Eſ-
ſen und Trinken, die Sorgloſigkeit, die
Geilheit, die Verſchwendung ſind alle
Laſter, ſo aus dieſer unerſchöpflichen
Quelle entſpringen. Ein Reicher hat mehr
Mittel ſeine lüſternen Begierde zu erfül-
len. Der Wollüſtige weidet ſeinen Leib
mit den köſtlichſten und zärtlichſten Spei-
ſen und Getränken, er ruhet in einer
ahndungsloſen Sicherheit auf den weich-
ſten Kiſſen. Die verführet ihn zum Müſ-

ſiggang, und macht, daß er ſorglos einen Tag nach dem andern verſchwinden laſſet. Er macht ſich durch einen viehiſchen Lebenswandel zu einem vernünftigen Umgang ungeſchikt, und welche Leute können in einer Republic mehr ihre Mitbürger zum Böſen verführen, als eben Wollüſtige?

Es wird unnöthig ſeyn, daß ich von dem Laſter des Geizes vieles ſage. Die heilige Schrift ſelbſt nennet ihn die Wurzel alles Übels, und dieſer erhabene Ausdruk enthält alles in ſich, was ich ſonſt mit den ausgeſuchten Redensarten von der Abſcheulichkeit dieſes Laſters ſagen könte, und er ſtellet uns ſchon alle Handlungen in einem kurzen Abriſſe vor, wozu der Geiz den Menſchen verführen kan. Die Begierde mehr zu haben als man braucht, kan ſich bei den Reichen eher einfinden, als bei demjenigen, welcher mit wenigen vergnügt zu ſeyn gelernet hat. Dieſe Begierde lehret dem Geizigen

wilden Trieben zugleich Glüksgüter beſcheret hat.

Wenn auch ein Armer ſchon zur Liederlichkeit geneigt iſt, ſo iſt es doch ehe zu vermuthen, daß ihn die Furcht einer ſchmälichen Strafe, für den Laſtern wahren werde, wozu ein liederliches Leben den Menſchen verleiten kan. Ein Armer hat mehr Gelegenheit ſich für dem Laſter zu hüten, als ein Reicher. Es fehlet ihm nicht leicht an Mitteln, ſeinen Unterhalt zu erwerben. Ein jeder gibt auf ſeine Handlung acht, und dieſes treibet ihn an, ſich für allem Verdacht zu hüten. Die Laſter, in die ein Geiziger gerathen kan, ſind weit glänzender, und ſtellen, wenn ſie den Menſchen in ihr Nez ziehen wollen, ihm mehr Scheingüter vor die Augen. Der Reiche kan in Laſter gerathen, die, ob ſie zwar an ſich dem Rechte der Natur zuwider ſind, dennoch durch die bürgerliche Geſezze nicht beſtraft werden können, ſo lange ſie nicht mit

[redacted]

en führen, und hingegen wenig Arme, ie, wenn sie zu grossen Reichthümern elanget sind, auch zugleich tugendhaft leiben.

Alles, was ich bishero von dem Reichhum und der Armuth vorgebracht habe, an zum Beweis dienen, daß der Reiche er Verführung zum Laster weit mehr ls der Arme ausgesezzet sey; allein ich alte dieses alles noch nicht hinlänglich enug.

Es kan bei einigen Menschen Stat finden, aber doch nicht durchgehends. Es önnen in einer Stadt 10. Reiche seyn, nter welchen nur ein einziger seinen Reichhum misbrauchet, und sich durch denselben zum Laster verführen lässet, und hingegen 10. Arme, die alle miteinander Lasterhaft sind. Folglich scheinet daraus zu fliessen, daß mein Beweis noch nicht stark genug sey, einen algemeinen Saz zu machen, daß der Reichthum mehr als die Armuth zum Laster verführe. Alle meine angeführte Gründe dienen nur die Möglichkeit zu beweisen, und sind nicht stark genug, die Wirklichkeit gleichfals zu bestreiten. Man wird mir derowegen erlauben, daß ich den Beweis der lezteren aus der Geschichte, der Lehrmeisterin des Lebens, der Zeugin der Wahrheit nehmen darf. Ich finde ganze Völker, die, so lange sie ein armes und kümmerliches Leben geführet, die glükseligsten Zeiten genossen haben, u. so bald sie hingegen zu Ansehen und Reichthum gelanget, in tausenderlei Laster gerathen, die den Verlust ihrer Freiheit und Ruhe nach sich gezogen haben. Ich spreche ein armes Volk deswegen nicht von allen Lastern frei. Ich bin mit dem Dichter hierinnen einerlei Meininung, wenn er saget:

Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur iünger schlim, und minder weit geschritten,
Der Lappen ewig Eis, wo alzutief geneigt
Die Sonne keinen Riz zur Ueppigkeit gezeigt,
Schliest nicht die Laster aus, sie sind wie wir hinlässig,
Geil, eitel, geizig, träg, misgünstig und gehässig,
Und was liegt denn daran bei einem bittern Zwist,
Ob Fischfett oder Gold des Zweispalts Ursach ist. Haller.

So viel ist aber indessen gewis, daß die Laster, so man bei einem armen Volke findet, so beschaffen sind, daß seine Freiheit durch dieselben weniger Gefahr ausgesezzet ist. Unsere Vorfahren sind bei ihrer grossen Armuth der Völlerei, dem Rauben und Todschlagen sehr ergeben gewesen, und ich wil diese Laster bei denselben ganz und gar nicht entschuldigen, ob sie schon nicht ungestraft bleiben. Herschten aber auch unter ihnen solche Sünden und Laster, womit das weichliche Rom angefüllet gewesen; und um derentwillen der gerechte Zorn des Himmels ehedem Sodom und Gomorra vertilget hat? Sie sind strenge Bewahrer der Keuschheit, und Feinde der Ueppigkeit nebst anderer verführischen Laster gewesen, welche öfters die gröSten Helden besieget, und die reichsten Länder zerstöret haben. Sie hasseten die unzäligen Arten der Wollüste des lüsternen Römers. In ihren Handlungen herrschte eine edle Einfalt und standhaftes Wesen, und ihr Mund redete nicht anders, als ihr Herze dachte. Von Stipulationen, Klauseln und andern Grillenfängereien, die wir noch bis auf diese Stunde auf das sorgfältigste beibehalten, und die Rom aus Noth erdenken muste, um den unbeschreiblich vielen Betrügereien im Handel und Wandel vorzubeugen, wusten sie nichts, und erfülleten sie ihr Versprechen freiwillig, ohne sich durch einen richterlichen Urtheilspruch dazu zwingen zu lassen.

Der dumme Bürger des wilden Kanada und des rauhen Florida ist eben so beschaffen gewesen, als man diese Gegend des nördlichen Amerika entdekket. Sein einziges Laster war rauben. Die Hurerei, die Völlerei und andere Laster hat er erst

von

von den Engelländern und Franzoſen erlernet. Dieſe beide ſo liebenswürdige als kluge Nationen bedienten ſich, bei den unter ihnen entſtandenen Kriegen, dieſer unſchuldigen Barbaren ſtat eines Werkzeuges ſich einander aufzureiben. Man lehrete ſie den Gebrauch der Waffen, man gewöhnete ſie an die Europäiſchen Getränke, und man verdarb auf dieſe Weiſe die Geſundheit ihres Leibes und die edle Einfalt ihres Herzens.

Der Peruaner hat erſtlich von den Spaniern die Eigenſchaft und den Gebrauch des Goldes erlernet. Der braune Einwohner des malabariſchen Standes kan noch nicht begreifen, was Geiz und Diebſtahl für Dinge ſeyn, und wenn er ſich von einem Geizigen und von einem Diebe einen Begrif bilden wil, ſo ſtellet ſich ſeine Seele ein ganz beſonders Geſchöpfe vor. Nach dem Bericht von den Bekehrungen unter dieſem armen Volke, fället den Bekehrern nichts ſchwerer, als ihm das

Da Pracht und Ueppichkeit der
Stüzze nagt.

Rom, die mächtige Republik, lebt
ner glükſeligen Freiheit, denn da
Als es die Siege noch bei ſeinen S
ten zählte,
War Brei der Helden Speis un
der Götter Haus.
Als aber ihm das Mas von
Reichthum fehlte,
Trat bald der ſchwächſte Fein
feigen Stolz in Grau

Es würde zu weitläuftig ſeyn, ich die glükliche Zeiten dieſes groſſe tes ausführlicher beſchreiben, un ſeine Macht von Jahr zu Jahr geſ hier ausführen wolte. Es iſt genug ich nur ſo viel ſage, daß Rom nich das alte, das anſehnliche, das u windliche Rom blieb, als es ſich ſeine Reichthümer zur Wolluſt, zur lichkeit und zu tauſend andern Laſte Unordnungen verführen lies. De

nd Völker mehr als die Armuth zum Laer verführet, wie vielmehr ist es vermögend, bei besondern Personen dieses zu thun. Ich will mich nicht weiter in die Untersuchung dieser Frage einlassen, meine Leser werden nunmehro bei sich selbst as Urteil fällen, ob der Reichthum oder te Armuth mehr zum Laster verführe?

J. F. E.

Erzehlung einer durch die Electrisation angestellte glüklich abgelauffene Cur in der Lähmung.

Geneve, 1748. d. 19. Febr.

Daß man in der Materie der Electricität noch immer neue Entdekungen mache, die derselben unwidersprechlichen Nuzen je mehr und mehr an den Tag legen, bezeiget nachstehendes Extractschreiben des Herrn Jallabert an den Herrn Cramer. Es lautet also: Ich habe diesen ganzen Winter durch mir viele Mühe gegeben, die Würkung der Electricität an belebten Cörpern zu untersuchen, und da ich dabei auf solche Versuche verfiel, die eine besondere Fertig- und Geschiklichkeit nöthig hatte; so habe den Herrn Wundarzt Gujot dazu gezogen. Von ungefehr sind meine Untersuchungen nuzbarer geworden, als ich selbst gedacht, so, daß ich dabei auch mein Absehen auf die Heilung unterschiedener Krankheiten richten können; denn indem ich begierig war, den Unterschied der Würkung zu finden, welchen die Electricität sowol bei todten und lebendigen Thieren als deren belähmten Theilen hervorbringen würde, so brachte man den 26. Dec. einen Schlosser, mit Namen Nogues, zu mir, welcher seit 15. Jahren am rechten Arm gelähmet war. Ausser dem, daß der Arm ohne alle Bewegung und Empfindung war, hatte er auch stark am Fleische abgenommen, und sehr zusammen geschwunden. Der erste Versuch, den wir mit ihm vornahmen, war der bekannte mit dem Wasser, und zwar so, daß die lahme Hand an das Geschirr beveſtiget wurde, die gröste Hefftigkeit des Stoffes empfunde derselbe jederzeit oben an dem Nüken, und man konnte ihm seine hierüber gefaste Meinung, daß ihn nemlich Herr Gujot darauf geschlagen, nicht anders benehmen, als daß man bei Wiederholung des Versuchs jenen auf eine ganz andere Stelle von ihm stellte. Da ich ihn hierauf, nachdem ich den lahmen Arm völlig entblösset, auf Pech steigen und stark electrisiren liese, auch sodann an unterschiedenen Orten Funken aus dem Arm hervorbrachte, wurden wir gewahr, daß die Mäuslein, woraus sie herkamen, gerühret, und in eine sehr hefftige krampfigte Bewegung gesezet wurden, und kurz darauf sahen wir, daß sich nach und nach bald der vordere Arm, bald die Hand, bald die Finger bewegten, nachdem wir von diesem oder jenem Mäuslein einen Funken hervorbrachten. Diese Würkung war viel zubesonder, als daß wir derselben nicht mit aller möglichen Aufmerksamkeit weiter auf den Grund sehen sollten. Ich stellte mich also gleich an die Stelle des Lahmen, und bemerke, das die Mäuslein und ihre daran hangende Theile jederzeit sich in Bewegung sezten, wenn man einen Funken aus ihnen herausspringen machte, ohne daß es in meinen Kräften stunde, diese Bewegung zu hindern, und daß zum Exempel, nachdem man von den ausdehnend- oder zusammenziehenden Muskeln der Hand oder der Finger den Funken hervorbrachte, diese entweder in die Höhe oder abwärts sich bewegten. Nachdem ich diesen Versuch an unterschiedenen Theilen meines Leibes und auch an dem lahmen Arm des Schlossers wiederholet, und untrüglich fand, so bekam ich nicht wenige Hofnung, daß durch öftere und heftigere Erschütterung der lahmen Mäuslein man ihnen villeicht ihre vorige Bewegung nicht nur wiedergeben, sondern es auch dahin bringen würde, daß die unterschiedene Feichtigkeit darinn wieder ihren ordentlichen Umlauf

bekommen könnten, und auf dieſe Art fahre ich beſtändig in meinen Verſuchen mit dieſem Lahmen fort, und ſtelle dieſelben von einem Mäuslein zu dem andern an. Mit dem abziehenden Mäuslein des Daumens habe ich alleine bei groſſer Kälte 5. bis 6. Tag zu thun gehabt, und wo ich nicht würklich dieſe Würkungen ſahe, würde ich bei meinen andern vielen Arbeiten die Gedult in dieſer Cur anzuhalten nicht haben. Heute hat der Lahme mit dem lahm gewesten Arm ſeinen Hut abgezogen, und mir mit Thränen für meine bisherige Cur gedanket; Der vordere Theil des Arms iſt auch wiederum ſo fleiſchicht worden, als der geſunde, und der obere Theil deſſelben, mit welchem wegen allzuſtrenger Kälte die Verſuche ausſtellen müſſen, hat ebenfalls ſchon zimmlich zugenommen. Die Handwurzel kan alle ihre unterſchiedene Bewegungen machen, wenn er auch ein Seidelglas voll Waſſer in den Händen

von den mancherlei Widerſprüchen zu handeln, die ſich in den Neigungen des Menſchen und in ſeiner ganzen gegenwärtigen Beſchaffenheit, befinden. Es ſchien ihm leicht, durch Betrachtung derſelben, vor dem Richterſtuhl einer geſunden Vernunft, den Menſchen dahin zu bringen, daß er, eine mit ihm vorgegangene Verſchlimmerung argwöhnen, und auf eine noch jezo bei ihm herrſchende Zerrüttung den Schlus machen müste. Es iſt meine Abſicht nicht, mich hierin weitläuftig einzulaſſen, oder dieſe fruchtbare Anlage zu einem Beweis für die Religion auszuarbeiten; ſondern ich begnüge mich, diejenigen die hiervon mehr zu wiſſen verlangen, entweder zu den ſogenannten Gedanken des Mſr. Pascals ſelbſt zu verweiſen, oder ihnen zu ſagen, daß dieſer Einfall eines groſſen Mannes, ſo glüklich geweſen iſt, von dem berühmten Abbadie, in deſſelben vertheidigten Wahrheit der chriſtlichē Religion, mit

in ganzer Menſch, den Namen eines glükſeeligen verdienen wil. Die wahre Glükſeeligkeit, ſo widerſprechend auch die Meinungen der Menſchen darüber ſind, wird doch wol am Ende derjenige Zuſtand bleiben müſſen, darinn wir eines ſo groſſen Vergnügens, auf eine ſo dauerhafte und empfindliche Weiſe genieſſen, als uns vermöge unſerer Einſchrenkung und Natur möglich iſt. Hierin vereinigen ſich die Stimmen der Natur, der Vernunft und aller derjenigen unter den Menſchen, die den Namen Glükſeeligkeit zu erklären unternommen haben: Der Genus eines Vergnügens iſt in allen Erklärungen des höchſten Gutes das lezte, wenn man aus hunter unbeſtimmten Worten und Begriffen, die endliche, wahre und einfache Vorſtellung mühſam hervorgeſucht hat. Wir ſagen alſo daß drei Stük inſonderheit uns glükſelig machen können, das gröſte Vergnügen, der ungeſtörte Genus deſſelben, und in dem Genuſſe ſelbſt, das Bewuſt ſeyn, oder die Vorſtellung, daß wir es ſind, die dieſes allergröſte Vergnügen, in einer ungeſtörten Zufriedenheit beſizen. Und dieſes iſt ſo ausgemacht, und durchgängig angenommen, daß wir ſo wenig demjenigen der eines geringen Vergnügens genieſſet, als demjenigen, der im Beſiz deſſelben alle Augenblik geſtört wird, und demjenigen, der im Genus aller Wohlfarth ohne Empfindung und Bewuſtſein einem Schlafenden gleicht, eine wahrhafte Glükſeeligkeit zuſchreiben dürfen. Des allergröſten Vergnügens theilhaftig zu werden; in dem Beſiz deſſelben, wider alle Gefahr willig geſichert zu werden, und mitten in dieſer zufriedenen Ruhe auch endlich, recht bei ſich ſelbſt, recht empfindlich und recht verſchloſſen zu ſeyn, das iſt der groſſe Zwek aller menſchlichen Wünſche; hiermit beſchäftigen ſich alle ihre Begierden, Anſchläge und Abſichten; das iſt das erhabene Ziel aller ihrer Bemühungen, Ueberlegungen und Entwürfe. Mehr hievon zu ſagen, iſt unſerm Zweke nicht gemäs; eben daher aber auch überflüſig. Wir ſind nunmehr im Stande, das Verhalten der Menſchen dieſem ihrem Zweke gemäs zu beurtheilen; aber was ſol ich, ſagen? Man geräth allemal in eine Verlegenheit, ſo oft man ſich in eine Unterſuchung einläſſet, bei welcher hundert Vorwürfe, gleichſam zur Rechten und zur Linken unſre Aufmerkſamkeit und Betrachtung reizen; aus welchen wir aber auch nur einem einzigen, zur Abhandlung ausſuchen ſollen. Alles was die Menſchen ſich ſelbſt gelaſſen, thun, laſſen und leiden, entſpringet aus dem ernſtlichen Fürſaz ſich glükſelig zu machen: ſo viele lächerliche und ungereimte Handlungen und Bemühungen ſie alſo unternehmen: ſo viel Widerſprüche erſcheinen in ihrem Betragen, mit dem Zweke, dem ſie doch, geradezu, wie ſie meinen, entgegen arbeiten. Man wird uns hoffentlich zugeſtehen müſſen, daß heutzutage wohl kein Unglük mehr ſo groß erdacht werden kan, darnach nicht ſchon Menſchen recht mühſam gerungen hätten, weil ſie ihr Glük darinn geſucht haben; daß kein Zuſtand ſo unſelig und betrübt auch nur erſonnen werden könne, darinn nicht ſchon dieſer und jener, mit unermüdetem Eifer ſeine ganze Glükſeligkeit zu finden vermeint hätte. Was für Widerſprüche in der Aufführung eines vernünftigen und freien Weſens! Ich kan allen dieſen traurigen Wahrheiten keine gültigere Erleuterung verſchaffen, als wenn ich meinen Leſern zu erwegen bitte, daß es Leute gebe, die ihre ganze Seelenruhe darinn ſuchen, daß ſie ſich bei dem Beſchluſs ihres Zeitlichen Lebens, eine völlige und ewige Vernichtung für Leib und Seele zugleich verſprechen. In Wahrheit, wenn der Menſchlichkeit zur Schande, der Feind unſerer Ehre und unſerer Wohlfart, etwas erdenken wollte, uns vor den Augen aller vernünftigen Weſen lächerlich und abſcheulich zu machen; ſo weis ich mich auf keine Thorheit und Raſerei zu beſinnen, die er uns mit glüklicherm Erfolg für ſeine Abſicht ſchuldig geben könnte. Der Widerſpruch zwiſchen Glükſeeligkeit und Vernichtung iſt ohngefehr ſo gros, als derjenige, daß ein Dreiek

zugleich auch ein Vierek ſeyn ſoll; nichts iſt leichter zu beweiſen. Die Vernichtung iſt der gänzliche Verluſt unſers ganzen Daſeyns; wer aber nach Seel und Leib ein Nichts oder ein Unding iſt, wird der glükſeelig ſeyn können? Ich fürchte meine Leſer zu beleidigen, wenn ich ihnen eine ſo handgreifliche Ungereimtheit noch erſt erklären wollte. Soll derjenige des Nahmens eines glükſeeligen ſchon unwürdig ſeyn, der, ob er gleich wirklich eines Vergnügens genieſſet, in dem Genus deſſelben nur fühllos und ohne Bewuſtſein iſt: wie, wird derjenige glükſelig heiſen können, der gar nichts iſt? denn ehe etwas glükſelig ſeyn ſol, mus es zuvor etwas das iſt: wirklich ſeyn. Hier iſt demnach Ungereimheit und Widerſpruch auf das höchſte getrieben; hier zeigt ſich die Menſchheit auf der fürchterlichſten und bejammerswürdigſten Seite. Er ſol, er wil, er ſucht glükſelig zu werden; und er ſucht dieſes höchſte Gut, in ſeinem gänzlichen Untergange Statt des Genuſſes aller möglichen Vollkommenheiten und Vergnügen, wünſcht er ſich die Zerſtörung ſeines ganzen Daſeins.

Ich will hierüber noch mit wenigen ihrem Lehrbegrif weniger glauben, was uns die Schrift von einem L… nach dem Tode ſagt: wofür fürchte… ſich denn? werden ſie auch geſtehen… ſen, daß ſich in ihnen die Stimm… Natur des Gewiſſens und der Rel… höcen laſſe? Zweitens, diejenige… ſich mit ihrer Vernichtung tröſten, … ſich zwar ein Nichts vor; aber ſie … ſen dabei, daß ſie erſt vernichtet … den müſſen. Ein Nichts ſeyn, … Nichts werden, iſt meiner Einſich… ſehr unterſchieden. Sein ganzes D… alle Vollkommenheiten deſſelben, all… gnügen, alle Vermögen glüklich z… den, durch einen Schlag zu verl… iſt ganz etwas anders, als von all… ſen Vollkommenheiten und wir… Gütern, nichts wiſſen, nichts … und nichts beſizen können. Find… in der Vorſtellung ein nichts zu … ein verworrenes und chimäriſche… gnügen; ſo werden ſie doch ohne… in den Gedanken ein nichts zu w… ihre Beruhigung antreffen können. … legen ſie auch, daß alles, wofür ſie … der Welt fürchten, der Verluſt … Glükes und ihres Lebens, eben … aen ihnen fürchterlich ſey: weil …

die wohlgemachten Hezen
ırdig iſt'; nennen wir uns
nn wir uns des Umganges
:unde, der liebreichſten Ehe-
vohlgerathenſten Kinder be-
; wenn wir auſſer Stand
:n, uns an der Pracht und
er Natur, an der Ordnung
kungen ihrer Theile mit einer
und menſchlichen Freude zu
wie iſt es zu begreifen, daß
: gänzliche Vernichtung der
des Leibs ohne Schauer und
Schreken gedenken können,
egrif und ein unglükſeliges
r dieſer einfachen und fürch-
törungen unſers Daſeins iſt.
ird ſich unterſtehen dürfen,
ukünftigen Vernichtung zu
r nicht zugleich die Unver-
at, fret zu bekennen, daß er
aller der angeführten Voll-
n und Tugenden, für kein
; was verdienet aber ein ſol-
n Namen? Ich geſtehe daß
überwinden könnte, mit ſol-
rteten Gliedern des menſch-
lechts, mich in eine fernere
ng einzulaſſen; die, wenn
heit ſagen wollten, würden
ſen, daß ſie deswegen ihre
wünſchen, weil es ihnen als
möglich iſt, ein völlig viehi-
nvernünftiges Vergnügen zu
Jedoch, können ſie ſich auch
ihre Luſt, eine Zeitlang mit
ichen Hofnung ihrer zukünf-
:ung beluſtigen; ſo beſorgen
t wahrhaften Mitleiden, daß
auriger Augenblik erſcheinen
die Stimme der Menſchlich-
s Gewiſſens durch alles Ge-
Zerſtreuungen hindurch bre-
ie Liebe zum Leben in ihnen
eken wird, die ſie bisher nur
patten. So gewis es iſt, daß
ewicht zur Zeit ſeiner Schand-
Verluſt ſeines Lebens geringe
doch auf dem Richtplaze,
e und *Verzweiflung auf ſei-*
ner Stirne gemalt hat: ſo gewis glaube ich auch, daß an dem Tage ihrer vermutheten Hinrichtung und Vernichtung, diejenigen die in dem Rauſch ihrer Lüſte dieſelbe gewünſcht haben, lieber Verdammnis und ein unſeliges Leben wählen, als in ihre gänzliche Vertilgung werden willigen wollen. Drittens diejenigen die ihre Vernichtung wünſchen, haben, indem ſie dies thun, ſich ſelbſt aus den Augen verloren; ſie bedenken nicht daß ſie, ſie es ſind die einmal ſollen vernichtet werden. Sie plaudern zwar mit groſſer Verwegenheit viel von Vernichtung; aber ich frage ſie, auf ihr Gewiſſen, ob ſie auch bedenken, daß ſie ſelbſt, das Weſen das ſie ſelbſt ſind, nach welchen ſie leben empfinden und denken, der eigentliche Gegenſtand dieſer fürchterlichen Begebenheit ſind? Man betrachtet oft eine Sache unter ſolchen Umſtänden, die mit uns keine Verwandſchaft haben: man malt ſie ſich wie es uns gut dünkt vor Augen; und dem ſezt man mit groſſer Leichtſinnigkeit die leeren Namen ich oder wir hinzu: aber Furcht Zittern und Angſt befällt uns, wenn wir die Augen aufthun, und das bedenken was wir gered haben. Sich ſelbſt zu lieben, iſt eine natürliche Pflicht, und gleichſam die erſte Grundneigung aller belebten Geſchöpfe und ſonderlich der Menſchen: umſonſt, umſonſt wird ſich jemand bemühen, dieſelbe auszurotten. Es giebt Zeiten und Umſtände, da die Stärke der ſinnlichen Empfindung und Luſt, alle unſre Aufmerkſamkeit an ſich reist, und der Verſtellung von uns ſelbſt verdunkelt; die Luſt lebt alsdenn gleichſam in uns, und wir ſelbſt wiſſen nicht daß wir leben: aber, kaum ſind dieſe thieriſche Entzükungen dahin; ſo richten wir unſere Gedanken wieder auf uns ſelbſt, wir fühlen daß wir uns lieben. Mitten in der Hize ihrer Leidenſchaften und viehiſchen Vergnügen, da ſie ihrer ſelbſt vergeſſen haben, kan es den Menſchen möglich-ſeyn an ihre Vernichtung mit Gelaſſenheit zu gedenken; aber ſobald Rauch und Schwindel vorüber iſt: ſo mögen ſie die Probe

machen, und erſt an ſich ſelbſt, hernach aber an ihre Zerſtöhrung gedenken. Dieſes Weſen das in mir denkt, das dieſe und jene Vollkommenheiten an ſich trägt; das ich ſelbſt ehren mus und das von andern vernünftigen Weſen über mir und neben mir hochgeſchäzet wird; das dieſes und jenes reinen und vernüftigen Vergnügens genieſſet und noch genieſſen kan; das endlich einer unverwiederlichen Glükſeeligkeit nicht nur ein unerſätliches Verlangen; ſondern auch die innere Möglichkeit hat dieſelbe zu erlangen; das in ſo mancherlei angenehmen Verhältniſſen der Freundſchaft und einer tugendhaften Liebe ſtehet; das Wahrheiten Einſicht beſizt, und liebet; Tugend ausübt und darinn Freude und Beruhigung findet; dieſer Leib mit allen ſeinen Verhältniſſen, Vollkommenheiten und Gütern ; ; ich ich ſelbſt, der ich mich kenne und liebe, ich und kein Fremder ſol den Tag erle-

Gut erwählen; dergeſtal
können, daß für eine gan
Vergnügen und Glükſeeligk
ſie warte.

Von den ſogenannte
roſen, und dem dabei en
Aberglauben

Unda dabit flammas, &
aquas.

Nach dem glüklichen Wac
die beſten Künſte und Wiſſen
derlich die Naturlehre, in
terlande bisher gehabt habe
ſich billig über die Einfalt
ſonen wundern, die ihre Eh
zen, bei dem allgemeinen F
Vernunft zurük zu bleiben.
ſchrei gegen die Weltweis
gründliche und beſcheidene

ffet. Man solte glauben die Menschen
ürden eine Thorheit am liebsten zu ih-
m Vergnügen begehen; vielleicht aber
t es die Furcht eines bösen Gewissens,
aß ihnen bei einer Sache, die eben so-
ol ein Glük, als eine Pestilenz bedeu-
n könnte, allemal das leztre zuerst ein-
ält. Ich meinestheils kan vielen Leuten
ie seltsame Art zu denken noch nicht ver-
eben, die sie bei Gelegenheit der sogenann-
n Weidenrosen in den verwichenen
ahren geäussert haben. Man hat diese
rscheinung in vielen Gegenden Deutsch-
nds nicht anders angekündigt, als daß
ie Weidenbäume ordentliche Rosen ge-
ragen, alle alte wakre Leute aber daher
krieg, Sterben, und Theurung geweis-
aget hätten. Weil es gegen die Jahres-
eit gehet, da dergleichen vielleicht wie-
er zum Vorschein kommen können; so
il ich die Gedanken des Naturkündi-
ers von dieser Sache, als ein Präserva-
iv mittheilen. Er hat nemlich sehr be-
reiflich gemacht, daß diese Gewächse
rren es in Thüringen, Sachsen und
Schlesien eine so grosse Menge gegeben
at, und derentwegen so viele alte Müt-
rchen ihren Abendsegen doppelt gelesen
aben, ganz sehr natürliche Misgebur-
en eben der Weidenstämme sind, an
elchen sie wachsen.

Die Erfahrung, sagt er, lehret daß
ie Augen der Pflanzen, an welchem
Orte sie sich auch befinden, den zarten,
wunderwürdig zusammengewikelten
Grundstof zu neuen Pflanzen in sich fas-
en, und denselben mit einer gewissen na-
ürlichen Kraft zu unsrer Erstaunung
ervortreiben. Von diesen Augen bemer-
et man eine zweifache Art. Einige von
hnen enthalten Blüthen und Früchte,
aher sie auch Blüt- und Fruchtknospen
enannt werden; andere hingegen geben
en Wurzeln neue Fäserchen und bringen
n den Stämmen und Zweigen nur neue
Sprossen mit Blättern heroor, daher sie
nfruchtbare Augen genannt werden.
Die Blüt- und Fruchtknospen haben eben
ine so festgesezte Zeit; insgemein aber
sehen wir sie im Frühlinge die Blüthen
hervortreiben. Die Zeit der unfruchtba-
ren Knospen hingegen, in welcher sie sich
auswikeln, und bei stärkerm Zuflus des
Nahrungssaftes, unter Begünstigung
einer mildern Luft, durch ihre eigne ela-
stische Kraft die jungen Sprossen heraus-
treiben, ist festgesezter. Diesen jungen
Sprossen giebt die würksame Natur eben
deswegen die artige Ordnung und beque-
me Vertheilung ihrer Blätter, damit sie
wiederum neuen Sprossen die zugemessene
Nahrung mittheilen, und dieselben zur
Verschönerung des ganzen Baumes erzie-
hen können. Zu diesen Absichten nun sind
der Frühling und Sommer die bequem-
sten Jahrszeiten: daher wir Deutschen
auch diese Auswüchse mit verschiedenen
Namen, Frühlingsknospen und Som-
merlatten zu nennen pflegen. Tausend
und noch tausend Blumen und junge Zwei-
ge steigen in diesen schönen Jahrszeiten
aus ihren eigenthümlichen Knospen her-
vor, und die nachfolgenden Sprossen sind
immer blosse Verlängerungen der erstern.
Alles dieses gilt auch von den verschiede-
nen Gattungen der Weiden.

Wie nun aber der ungebohrnen Frucht
eines Thiers sowol von innen als aussen
viele Zufälle begegnen können, welche
die regelmäsige Lage ihrer Theile verrük-
ken; so ist wohl nichts natürlicher, als
daß diesen zärtlichen Theilen der Pflan-
zen, um die Zeit, da sie das Licht erbli-
ken sollen, eben dergleichen zustossen kan.
Wie viele Ursachen können nicht die Lage
und elastische Kraft dieser zärtlichen Fie-
bern, woraus die festern Theile zusam-
men gesezt sind, verlezen? Eine Wunde,
ein Riz, ein nagender Stich, eine Zusam-
menziehung, und wer weis was sonst
noch mehr, kan verursachen, daß der Nah-
rungssaft in denselben nicht allenthalben
gleich umläuft; daraus aber mus jedes-
mal eine desto grössere Unförmlichkeit er-
wachsen, je mehrere obiger Ursachen zu-
sammen stossen.

Im Frühlinge folgt oftmals auf die
vorhergegangenen Schmeicheleien der

Som-

Sonne eine rauhe ſpröde Witterung. Da nun die augenſcheinlichſte Würkung der Kälte iſt, daß ſie die Cörper zuſammen zieht, ſo mus dieſe Witterung nothwendig in den zarten Gewächſen, und ihren annoch weichlichen Theilen, den Nahrungsſaft den die Sonne ſchon in Bewegung gebracht, und an die zarten Gefäſſe angetrieben hatte, wieder verdiken und den fernern Lauf deſſelben hindern. Sogleich gehet die elaſtiſche Kraft verlohren, die zarten Fäſerchen und die aus ihnen zuſammengeſezten eben ſo zärtlichen Gefäſſe werden zuſammengezogen und erſtarren, daß alſo weder die Sproſſen noch die an denſelben wachſenden Blättern ihre gehörige Länge erreichen können. Sie werden daher kürzer, diker und wachſen nicht recht aus. Sie ſtehen nicht in gehörigen Entfernungen von einander, ſondern wachſen ordentlich und häuffig als lauter übereinanderliegende Zirkel ſo zuſammen, daß ſie die Geſtalt einer Roſe [illegible] abwal zimmlich unvollſtändig vorſtel-

Uber dem ſind der Frühling und Sommer die Geburtszeit für eine erſtaunliche Menge von Inſecten. Ob dieſe nun gleich nicht allezeit in gleich ſtarker Menge hervorkommen, ſo giebt es doch immer genug derſelben, und wir wiſſen daß ſie mit unglaublicher Schlauigkeit ihre Eier in die Gewächſe einlegen. Sie machen entweder eine kleine Wunde in die Knoſpen, Blätter, und andre jüngre Theile der Gewächſe, und legen ihre Eier dahinein; oder ſie ſprüzen eine ſtarke leimigte Feuchtigkeit an, und ziehen damit die Fiebern zuſammen, oder ſie ſchnüren endlich mit ſtärkren Fäden die ſie aus ſich ſelber ziehen, und mit tauſend andern Künſten die Blätter zuſammen und überlaſſen in denſelben ihre Eier der Sonnenwärme, um eben damit zugleich die Verſorgung ihrer auskriechenden Brut, zum gröſten Nachtheil der Gewächſe ſelbſt, zu befördern. Die Beiſpiele ſo vieler Auswüchſe und in Form kleiner Schläuche zuſammengenagener Blätter beweiſen dies zu

ſer Name mgcht übrigens dieſen
hſen zu viel Ehre, denn man hat
für keine Blumen zu halten, weil
die weſentlichen-Stüke einer Blu-
len. Sie haben weder den Blu-
iel noch Kelch wodurch ſonſt die
Theile einer Blume getragen und
ſt werden; ja ſie haben ſelbſt dieſe
Theile nicht, als den Saamen-
die Saamenſtiele (Stamina) und
aamenmutter (vterum,) die doch
ortpflanzung der Alten Gattun-
lechterdings nothwendig ſind.
lich gleicht auch ihre Farbe keiner
n Art von Roſen ſo bisher von den
nkennern angemerkt worden, ſon-
le haben die Farbe, welche die Wei-
tter nach ihren verſchiedenen Alter
hmen pflegen, und riechen auch
türliche Weidenblätter. Herman
, der ſo viel von der Natur und
deutung dieſer Weidenroſen ge-
en hat, geſtehet, daß ſie anfäng-
ün, nachmals gleich den Weiden
irſchblättern, die der Reif verlezt
icht roth, ſondern röthlich, nicht
ondern gelblicht, und endlich in ih-
lter dunkel, ja gar ſchwarz ſind.
erſchiedenheit ihrer übrigen Geſtalt
von der Verſchiedenheit der Wei-
tter her, von denen der groſſe Na-
ſcher, Joh. Rajus Arten genug
erket hat.
h dieſem allen, wird, wie ich hoffe,
Zunderbare bei dieſen Gewächſen
:en, geſezt auch daß die Einbildung
enſchen ſie zu Centifolien gemacht

Die Vorbedeutung wird eben ſo
erſchwinden, es müſte denn ſeyn,
ie Witterung, welche dieſe Roſen
auch zu anderweitigem Miswach-
egenheit gäbe, welches nicht ganz
ılich, aber deſto gewiſſer das ein-
, ſo ſie vorher ſagen können. In
t auf den Krieg und alle morali-
eränderungen hingegen, bin ich
Zailens Art zu ſchlieſſen völlig ü-
gt, daß es Kriege ohne Weidenro-
nd Weidenroſen ohne Krieg geges

Theil.

ben hat, und daß man ſich daher auf die Jahrbücher bei dieſer Zeichendeuterei nicht wird beruffen können. Die alten Deutſchen ſchnitten den Menſchen die Leiber auf, um daraus die Zukunft zu erlernen. Dieſe alte Wahrſagerei iſt ſchreklich, die neuere iſt poſirlich; ich bin alſo voller Zufriedenheit und guter Hoffnung, ich wollte lieber die Welt bereden, daß es lauter Vergnügen und Fröhlichkeit bedeute, wenn auf allen Bäumen würkliche Roſen wüchſen.

Das Vergnügen.

(Siehe Mercure & Minerue auf der 105. Seite.)

Die Neigung des Menſchen zum Vergnügen iſt unüberwindlich. Die rauheſte Philoſophie mag ſich mit dem mürriſcheſten Weſen bewafnen, das Vergnügen ſtellet ſich allezeit in einer lachenden Geſtalt dar; der Menſch mag von dem gröſten Elende gedrükket werden, ſo ſind doch noch immer einige Augenblikke, wo er zu angenehmen Empfindungen geſchikt iſt, und ſich denſelben überläſſet, ohne faſt daran zu denken. Nichts iſt natürlicher und rechtmäſſiger, als dieſe Neigung; aber nichts iſt auch ſchwerer zu rechtfertigen, als dieſer Saz: Der Menſch iſt zum Vergnügen gebohren. Doch es giebet Vergnügen und Vergnügungen. Es giebet grobe, welche die Menſchlichkeit ernidrigen: es giebet aber auch feine, die ihr Ehre machen. Um dieſen Unterſcheid deſto mehr zu zeigen, wollen wir uns bemühen, den Karakter eines Menſchen zu machen, der an dem wahrhaften Vergnügen einen Geſchmak findet. Wir wollen auch die entgegen geſezte Gemüthsbeſchaffenheit mahlen, weil es uns durch dieſes Gegentheil leichter fallen wird, unſere Folgerungen zu ziehen, als durch trokkene Betrachtungen, die dem Leſer misfallen könnten.

Lepidus ſcheinet deſto mehr zum Vergnügen gebohren zu ſeyn, weil er ſehr geſchikt iſt, andere vergnügt zu machen.

ie Geſtalt iſt auſſerordentlich liebens-
dig. Es herſchet eine ganz beſonde-
Anmuth in ſeinen Mienen und in dem
ne ſeiner Stimme. Er ſaget, wie ganz
ohngefehr, die artigſten Sachen.
an ſolte denken, ſie entwiſcheten ihm,
überlaſſet es andern, die Schönheit
arvon zu bemerken. Die Artigkeit iſt
om natürlich. Doch es iſt ihm nicht ge-
lug, geliebet zu werden; er wil ſich auch
durch wahrhafte Verdienſte ſchäzbar ma-
chen, um ſeinem Herzen, und der Ehre
ſeines Geſchlechtes Genüge zu leiſten. Er
liebet weder Frauenzimmer, um die man
ſich allzuviel Mühe geben mus, noch auch
die, welche ſich uns von ſelbſt anbieten.
Er fordert, daß der Widerſtand, den
man ihm thun ſol, natürlich ſey, und
aus keiner klugen Anſichhaltung komme.
So bald er gekünſtelt iſt, erwekket er bei
ihm Verachtung.

Er iſt ſehr für die Ehre der Perſonen,
die er liebet, beſorget, und verachtet die-
jenigen, die ihre eigene Ehre verachten.
Er wird inſonderheit von der Beſcheiden-
[illegible] und er fordert, daß ein

aller auf einmal aufgetragenen Speiſ[illegible]
ſat machen. Er entwikkelt ſeine Geric[illegible]
nach und nach; alle aber ſind mit ſo [illegible]
len Blumen und andern Zieraten beſtek[illegible]
daß man ſeine Tafel für einen Blum[illegible]
ſtük halten ſolte. Er verlanget we[illegible]
Schüſſeln und wenige Gäſte; beide [illegible]
müſſen ausgeſuchet ſeyn, und ſich [illegible]
zuſammen ſchikten.

Man vergiſſet bei ſeinen Reden [illegible]
und Trinken, und doch redet man [illegible]
nichts ernſthaften, ſondern von ar[illegible]
Verſen, angenehmen Erzehlungen [illegible]
andern beluſtigenden Neuigkeiten.
beiſſender Scherz wird dabei nicht v[illegible]
ſen. Er liebet ihn, und glaubet, ein [illegible]
ſey ein Geſchenk des Himmels für [illegible]
wekte Köpfe.

Doch er verlanget einen feinen [illegible]
der erheben und erniedrigen kan.
groben Scherz hält er für ein Nac[illegible]
das man den Pöbel überlaſſen mu[illegible]
dieſe Unterhaltungen bei der Ta[illegible]
den von Zeit zu Zeit durch luſtige u[illegible]
liche Arien unterbrochen, deren [illegible]
lehre ſich nach dem Orte richtet.
die einzige Muſik, die ihm bei d[illegible]
gefält. Doch nach der Mahlzeit [illegible]
manchmal ein Konzert an von [illegible]
Inſtrumenten,

gnügen nicht nach der Anmuth
rie, sondern nach der Vollkom-
der Schrift. Mit einem Worte:
rzeuget, daß einem das Lesen
Vergnügen machet, als wenn
r mit seinem Geiste denket. Er
ich die Freude nicht ab, selber
rse und Galanteriestükke zu ver-
aber niemand weis es als ein
freund und Kenner. Er wil sich
en, aber ohne den Verdacht der
elei, und er glaubet, daß man
rt am angenehmsten seiner Ehre
könne.
reundschaft zählet er unter die
nnehmlichkeiten des Lebens. Er
t, daß ihm andere zu gefallen
llein er ist sehr bemühet, auch
der zu gefallen. Die Ergözzun-
n ihn seiner Ehre nicht verges-
chen: das hiesse sie alzu
aufen. Er schonet seinen Beu-
als nur in den Verschwendun-
enn er sich ruiniret, so thut er
Man, der zu leben weis, und
edle und feine Verthuung. Er
dem Vergnügen auf noch vor
nblikke, da er es überdrüssig
nte. Die Erfahrung hat ihm
daß ein alzulanges und unun-
tes Glük uns verdrieslich ma-
daß man sich mit der Wollust
zemein machen müsse. Kurz: er
des Vergnügens auf eine nach-
t, und als wenn er es für Klei-
hielte.
s sind also die gefährlichsten
sind es diejenigen, die eine ge-
d artige Hand zubereitet, oder
ejenigen, in die sich die Unge-
ohne Geschmak und Einsicht
Dieses ist eine Frage, die ganz
aus den beiden Karacteren flies-
ir in den vorhergehenden Blät-
ucht haben. Es scheinet anfäng-
die gänzliche Ergebung eines
n Lebens ein weit gefährlicherer
ey, als dieser Extract der Wol-
dieſe Zärtlichkeit, die das Ver-

gnügen erst zum Vergnügen machet. Aber es ist gewis, daß weder der eine noch der andere Weg der wahre ist; aber wenn man wählen müste, so halte ich davor, daß derjenige, der nur vernünftig ist, sich zu verderben, und der die Blüte seiner Jahre nur mit Wollust zubringet, der sie mit eigenen Händen aufschmükt, um sie noch liebenswürdiger zu machen, daß er, sage ich, ihr weit mehr ergeben ist, und weit festere Bande mit ihr geknüpfet hat, als derjenige, der seinen blinden Trieben folgt, und nicht kaltes Geblüte genug hat, zu urtheilen. Die Häslichkeit der groben Ausschweifungen zeiget sich nakkend und erschrekket auch die wildesten; da hergegen die artigen Laster sich in das Herz einnisten, ehe man noch einmal weis, daß es Laster sind. Der zarte Gift tödet weit geschwinder als der grobe.

Wie wollen wir aber diesen zugegebenen Saz rechtfertigen: Der Mensch ist zum Vergnügen gebohren. Bleiben uns noch welche übrig, wenn wir die vorhergehenden aus dem Register der wahren Vergnügungen ausstreichen müssen? Wir sind in diese Welt wie in den Garten zu Eden gesezzet, wenn uns nun die Vorsehung durch die damit verknüpften Ungelegenheit die Früchte untersaget, was bleibet uns zu hofen und zu schmekkt übrig? Aber sind wir denn ganz körperlich, oder haben wir auch einen Geist in uns? Warum wünschen wir keine andern als sinnliche Vergnügungen? Verdienen sie etwa einen unstreitigen Vorzug vor den angenehmen Wollüsten des Geistes? Wir wollen die Vergleichung machen, und uns auf einen Augenblik die gänzlich von einander unterschiedenen und auf das höchste getriebenen Vergnügungen des Körpers und der Seele vorstellen. Sezzet also ein Wesen, welches ganz unempfindlich bei den Vergnügungen des Geistes in seinem ganzen Leben nur die körperlichen Wollüste schmekket; sezzet! daß es von aller Käntnis beraubet ist, und sich dessen nicht erinnern kan, was es zu

ihn die Hiſtorie, die Philoſophie und die ſchönen Wiſſenſchafften, durch ihre Strahlen und Entdekkungen, und bezeichnen jeden Augenblik ſeiner Einſamkeit mit neuen Merkmahlen ſeines durchdringenden Geiſtes. Iſt er in Geſellſchaft, ſo geben ihm die Freundſchaft und die Ehre, als die gewöhnlichen Gefährtinnen der Tugend, immer neue Proben der Schönheit und Gröſſe ſeiner Seele. Die Uebereinſtimmung mit der Vernunft, iſt in dem Innerſten ſeines Herzens der Same zu einer geheimen Freude, die nichts ſtören kan; es werden, wie mich deucht, wenig zum Vergnügen des Geiſtes und des Leibes gebohrne Menſchen ſeyn, die, wenn ſie ſich, wie vormals Herkules, auf dieſem Scheideweg befinden, das Schikſal eines vernünftigen Weſens nicht dem Schikſale einer Auſter vorziehen ſolten. Laſſet uns weiter gehen, und laſſet uns die wahrhafte Quelle, die unaufhörliche Quelle alles Vergnügens entdekken! Dieſes iſt die Tugend. Wir haben in dem Sextus Empirikus einen Auszug aus einer Schrift Krantors, von der Natur des Guten. Dieſer berühmt

ſeiner Feinde ſeyn würde
ihr derowegen den erſten
andern der Geſundheit,
Wolluſt, und den viert
thume.

Alles andere Glük kan
ein Unglük werden, der
brauchen weis. Die Wei
dienet den Namen des G
allein von der Beſchaffenh
ſie niemals misbrauchen
fernet die Traurigkeit von
ſchaffen uns angenehme
Die Reue über das Vergan
mer über das Gegenwär
Unruhe über das Zukün
Geiſſeln, die die Sterbli
plagen. Die Tugend beſchi
indem ſie unſere Wünſch
einſchlieſſet, das nicht ü
rizont iſt, und indem ſie d
veränderlichen Geſezzen u
ein unumſchränktes We
hat. Die Langeweile, d
der Verdrus iſt, nahet ſ
Thronen. Aber ſie unterſ
ſich der Na

ükkes befreiet, und lehret uns al-
3 dem Gebrauche unseres eigenen
gens, und nichts aus den Gütern
r zu schöpfen.
)in ein tugendhafter Mensch seine
richtet, auf GOtt, auf die Men-
auf seinen Nächsten und auf seine
)e; so findet er doch allerwegen
'e zu einer geheimen Freude; er be-
ich den Absichten seines Schöpfers
, er verdienet die Achtung seiner
)e, und aller die um ihn sind, sein
)as weder Has noch Furcht kennet,
ur, Wohlthaten, das ist, sein
ügen auszuüben; und diese Zufrie-
t machet in dem Innersten seines
s, nach dem Ausspruche Salo-
ein beständiges Freudenfest. End-
ingt ihn der Tod zu einem höchst-
n Wesen, dessen Gesezze er allezeit
et und ihre Schönheit empfunden
Kan also wohl auf der Erde ein
r Zustand seyn, als der Zustand ei-
'enschens, welcher in dem Schose
igend ein wahrhaftes und gegen-
)es Vergnügen geniesset, und auch
Vorstellung des Todes die Aussicht
vollkommenen Glükkes findet?

Der Fleis.

ıub und Laster wil ich fliehen,
ıit wirkendem Bemühen
allein der Weisheit nahn.
'em Wahn mich zu entfernen
h von den Weisen lernen.
die Seele bessern kan.
nn die Nachbarn thrazisch lermen,
ie lange Nacht durchschwärmen
und wild gemacht durch Wein;
ie Kunst der Pierinnen,
Vergnügen meiner Sinnen
:r Lehrgier Labsal seyn.
ızzer, die kaum frei von Schulen,
ich um Korinnen buhlen,
n nimmer meinen Neid.
entzükken schönre Triebe,
in Kind von bessrer Liebe
on bessrer Sittsamkeit.

Siegt, und sterbt im Blut, ihr Helden!
Last der späten Nachwelt melden,
Wo eur Arm den Feind gestrekt.
Last in ewigen Trophäen
Den erstaunten Enkeln sehen,
Welchen Held dis Grab bedekt.
Liefert uns in dikken Bänden
Werke von berühmten Händen,
Schreibt euch ewig und gelehrt,
Autors! Ich kan ruhig sterben,
Wenn das Ohr des dritten Erben
Nichts von meinem Nachruhm hört.
Kan ich nur in stillen Gründen,
Weit vom Lerm der Städte, finden,
Was der Schäfer Unschuld fand;
Weisheit! kan ich deine Gaben,
Phillis! dich und Hallern haben,
Sterb ich gern und unbekant!

Kurzer Begrif von einer unbetrüglichen Fürstl. Machtkunst.

Diese gegenwärtige Schrift ist nur ein Auszug deß Hrn. Joh. Zacharias Gleichmanns alias Helmond Politic, oder längst heraus gegebenen dreizehen Proben von einer unbetrüglichen Fürstl. Machtkunst, wie er selbst in der Zuschrift an das jezt regierenden Herrn Herzogs zu Sachsenweimar Hochfürstl. Durchl. gedenket, dabei aber klaget, daß er selbst kein Exemplar dieser seiner vollständigen Politic mehr haben, noch bekommen können. Da er aber gleichwol dafür gehalten, daß höchstgedachter Prinz unterschiedliche Maximen, welche der Autor in seiner Politic einem Regenten höchst nüzlich achtet, in seiner Regierung ausübe, so habe er diesen kurzen Innhalt nicht nur verfertiget, sondern auch gedachten Prinzen in Unterthänigkeit dediciret. Wobei er denn zugleich denen Herren Verlegern eine

neue und vermehrte Auflage ſeiner Politic ſelbſt anbietet. Weil denn alſo dieſe Schrift nur ein Auszug eines gröſſern Werks, ſo iſt ſie auch nicht gros, ſondern beſtehet nur aus 24. Seiten, in 8vo. Folglich kan es jeder mit leichten Koſten bekommen, und mit weniger Mühe ſelbſt leſen. Um aber doch wenigſtens etwas von deſſen Maximen anzuführen, und ſolche dem Urtheil des Leſers ſonderlich getreuer Patrioten, die weder Cammer- und Finanzſtürmer, noch Blutigel der Länder ſeyn, zu überlaſſen, ſo melden wir nur folgendes: Es will nemlich der Herr Autor ſolche Mittel zeigen, 1) wie ein Landesfürſt ſeine Macht und Splendeur vermehren, auf die Nach-

einſtimmen möchten. Jedoch thut nichts zur Sache. Wi nicht an die Einſichten dieſes nes gebunden. Worinne be denn nun des Herrn Gleichn Mittel? Antwort:

1. Soll man das Recht der Erſt in Fürſtl. Häuſern einführen.

2. Was ein Fürſt ganz gewis un fehlbar erſprieslich und der Unter Wohlfahrt beförderlich zu ſeyn, empfindet, daß kan er auch mit Gewiſſen ſo gar durch erlaubte B rei (fraudibus licitis) hinausfüh

3. Ein Landesfürſt ſoll Stande ſtudiren.

4. Die Studia ſeines Landes u Schulen policeimäſig verbeſſern.

5. Er ſoll ſeine Ritterſchaft in desmäſigen Studiis erziehen laſſen.

6. Er ſoll aus denen Landüblichen ten Inſtitutiones derer Rechte for

18. Der Landesherr soll zu gewissen Zeiten selbst in seinem Lande herum reisen und sich nach allem erkundigen.

19. Er soll selbst regieren und keinen ministrissimum haben.

20. Seinen Erbprinzen vortheilhaft zu vermählen.

21. Das Justizwesen reformiren.

22. Eine kluge Freigebigkeit ausüben.

23. Seine Rechte vindiciren.

24. Wohlmeritirte in adlichen Stand erheben.

25. Militem perpetuum halten.

26. Selectum ingeniorum bei denen, die studiren sollen, veranstalten.

27. Die Geschichte seines Hauses und dessen Jura beschreiben lassen.

28. Die ächte Religion einführen, damit er auch seine Macht im geistlichen erweite.

29. Das Jus Canonicum nicht gar, sondern nur in denen Gerichten und Universitäten abschaffen.

30. Die Menge der Juristen und Advocaten abschaffen, die Aemter aber mit lauter Gelehrten besezen.

31. Ein Münzcabinet anlegen.

32. Es seye nöthig durch die weltliche Bediente auf die geistlichen fleisig acht haben zu lassen, damit sie nichts wider den Staat vornehmen.

33. Er soll neue Kirchen bauen und die alten repariren.

34. Die wüsten Schlösser repariren und mit Capellen zieren.

Dieses sind seine Mittel zum ersten Zwek. Was aber die Vermehrung der Einkünfte betrift, schlägt er folgende Mittel vor:

1. Er soll das alte Recht einführen, Kraft dessen er die Güter Unmündigē, sonderlich adelicher Vasallen, als Obervormund, so weit solche zur Erziehung nicht erfordert würden, nuzen könnte.

2 Er soll jeden Vasallen anhalten, seinen Consens zur Vermählung gegen ein Stük Geld zu suchen.

3. Das Abzugsgeldrecht sol er besser nuzen.

4. Alle, die Heirathen wollen, müssen erst Consens suchen, und ein Stük Geld erlegen.

5. Mancherlei Confirmationsgelder, über allerhand Contracte, sollen vor dem Landes Herrn eingeführet werden.

6. Auf die Peruquen sol man eine jährliche Steuer legen.

7. Es sol von denen über eine bestimmte Anzahl steigenden Gerichten und Gästen, auf Ausrichtungen ein gewisses Geld gegeben werden.

8. Vor die Läutung der Gloken bei Begräbnissen, desgleichen

10. Mit denen Domainengütern sol bessere Hauswirthschaft getrieben werden.

11. Wer eine Civilcharge, Titul und Rang hat, sol jährlich einen gewissen Tribut davon erlegen.

12. Auf das halten der Chaisen, Carossen und Kutschen, sol er einen gewissen Tribut legen.

13. Nach einigen anden schon gewöhnlichen Arten, recommandiret er auch, die Heerde- und Feuerstädtesteuer, jedoch nur in casu necessitatis.

14. Ingleichen, eine Besoldungssteuer.

15. Er sol alle unnüze und überflüssige Bedienten abschaffen.

16. Gute Orangerien, in denen Fürstl. Gärten anlegen, damit das Geld dafür im Lande bleibe.

17. Es könne ein Fürst gar wohl verordnen, daß die Stadträthe nur aus halb so viel Personen beständen, als bisher, die Salaria aber, die die Abgeschaften aus den Stadteinkünften genoßen, zur Cammer jährlich zahlen lassen.

18. Er sol alle Zinsen zu Rutscherzinsen machen.

19. Es sol auch der Art. 51. L. I. des Sächsischen Landrechts gebrauchet werden, die Einkünfte zu vermehren.

20. Zur besserer Versorgung der Zucht- Arbeits- und Werkhäuser, sol von jeden Fuder Frucht in der Ernde, eine Garbe in denen Stadtthoren abgegeben werden.

21. Die Bediente, so Geldemnahme gehabt und sehr reich worden, sollen

scharf

ſcharf examiniret, und als volgezogene Schwämme fein ausgedrüket werden.

22. Kein Teſtament ſol gelden, es werde denn dem Fürſtlichen Fiſco ad pias cauſas darinne etwas vermacht.

23. Die Ehepacta gleichfals nicht, es würde denn von jeden Hundert, ein gewiſſes Quantum, z. E. 4. Thlr. in die Cammer bezahlet.

24. Vors Bürgerrecht in denen Städten, ſol abſonderlich auch der Landesfürſt, etwas bekommen.

25. Er ſol trachten das Recht, ohne Einwilligung der Landesſtände Steuern anzulegen, wieder zu erlangen, und diejenigen Mittel brauchen, die Barclajus in ſeiner Argen vorſchlägt, ſie um dieſes Privilegium zu bringen.

26. Zins, Zoll und Geleit, ſol er nach dem Gehalt der alten Münzen, da ein Pfening vielmehr an Schrot und Korn hielte, einfodern laſſen. Auch wird,

27. Ein beſonderer Impoſt auf das Ma-

ſich endigen: decus poſteritas zum Beſchlus hingeſezzet. aber ungeachtet, haben einige halten, als ob der Herr Autor wohl allhier vortrage, was daß es geſchehen ſolte, und ge lich, weiſe und klug gethan w dern er habe nur, was bisw ten und neuen Zeiten geſchehen, Weiſe mit einer heimlichen Se ſtellen wollen; und damit m weniger merken möchte, auch dene gute Sachen mit eingemi unſeres Orts, können dieſen nicht beifallen, ſondern glaub ne es im Ernſt. Und daher viele Vorſchläge ſonderlich, 8. 11. 12. 17. 18. 21. 22. 23. und 31. unſers wenigen Ermeſ Zweifel eine genaue und ernſt fung, dazu wir aber hier w noch Zeit haben, gleichwohl h es werde ſolches dem Herrn

ist, eine Verbesserung zu ma-
l.
kan war vor diese gnädige Com-
nication ganz unterthänig ver-
nden. Und obgleich hier und da
schiedenes noch zu ändern gewe-
wäre, so hat man sich doch des-
, ausser in einigen Stüken, ent-
ten. Denn der erlauchte Hoch-
ige Verfasser war kein Gelehrter,
: er sich in dem Eingang selbst
halben entschuldiget, sondern an-
glich ein Soldat gewesen, hatte
) aber nachhero auf die Wirth-
aft bei seinen wichtigen Gütern
hr als manche grosse Herren je-
thun, mit besonderen Fleisse zum
eegen seines hohen Hauses gele-
:. Und wenn man auch hin-
d wieder die Schreibart noch
hr verändern wolte, so würde
lleicht diesen Anmerkungen da-
rch etwas an ihrem Schmuk ei-
r einfältigen Deutlichkeit abgegan-
n seyn. Da aber doch gleichwohl
selben nichts als vor einfältige
d ungelehrte Landwirthe eigent-
h gehörige Singularia in sich halten,
d wir das Glük haben, daß un-
e Intelligenzzettel nicht nur
n Hohen und Niedern, Gelehr-
n und Ungelehrten, sondern auch
n einfältigen Wirthen zum Nu-
n des gemeinen Beslens unserer
bsicht gemäs so häufig gelesen wer-
n, so daß wir auch die darinn ver-
ste Samlungen aus dieser Absicht
einem Zusammenhang mit in die-
Bücher gebracht, folglich wir da-
r um so mehr hoffen können, es

werde unsere geringe Bemühung vielleicht nicht ohne Seegen-seyn und bleiben, so wir doch nicht unserer Geschiklichkeit und Arbeit, sondern lediglich der göttlichen gnädigen Vorsehung hiermit dankbarlich zuschreiben: so haben wir geglaubt, es sey am besten das meiste in demjenigen Ausdruk stehen zu lassen, wie es der Hochgebohrne Hr. Verfasser zu entwerfen beliebet hat, weil dieses eben die rechte Sprache vor Einfältige ist. Ja eben dieses ist die Ursache, warum wir auch, so viel die Sache selbst betrift, nichts davon oder dazu gethan haben, obgleich einige angegebene Vortheile schon bekannt und in denen Haushaltungsbüchern, sonderlich aber in dem allgemeinen œconomischen Lexico stehen, einige aber auch noch, wo nicht gänzlich in Zweifel zu ziehen, dennoch nur in gewissen Landesgegenden anzubringen seyn möchten. Indessen ist uns doch eine Zeile in Wirthschaftssachen, so aus eigener Erfahrung geschrieben, tausendmal lieber als 100. Zeilen, die man nur aus bloser Speculation oder aus Büchern, oder fremder Erfahrung insgemein in die Welt hinein schreibet. Daß aber der Hochseelige Herr Verfasser einer der berühmtesten Wirthe seiner Zeit unter seines gleichen gewesen, das würde der geneigte Leser sofort einräumen, wenn wir das hohe Haus nennen wollten. Denn es stehen schon verschiedene Verbesserungen in der Wirthschaft, sonderlich der Holzspaarkunst, und

wegen des tiefen Einbringens des Saamens in dem Aker unter dieſen Namen in öffentlichen Schriften. Sonſt iſt bei dem Aufſaz ſelbſt, wie aus dem Eingang zu erſehen, den wir aber um gewiſſer Urſach willen weglaſſen, ſeine Abſicht gleich geweſen, daß es zum Druk und zwar ſonderlich denen Predigern auf dem Lande zu gute befördert werden ſolte. Denn von dieſen merket er an, daß die wenigſten die Wirthſchaft verſtünden oder ſich nur einiger maſſen darum bekümmerten, hernach aber, um ſeine Worte zu brauchen, entweder gar nichts von ihrem Pfarrgute, ſo doch der gröſte Theil ihrer Einkünfte wäre, genöſſen, oder doch um ſolches erſt ex praxi zu lernen ih-

guten Hauswirthin alles klü
überſehen und zu dirigiren. E
det übrigens der Hochſelige H
daß er hier nur diejenigen Fe
der Landwirthſchaft zeigen
die er in 15. Jahren mit viele
he ſelbſt beobachtet hätte, da
nicht eben geſchikt befände, w
dig die Wirthsſchaftsreguln,
niger ſeiner Freunde von ihn
get hätten, aufzuſezen, er a
gentlich nicht zu beſtimmen
welches das Hauptwerk in de
ſey, indem eines dem ande
Hand biethen müſſe. Denn e
befunden, daß nach fleiſiger
rechnung dasjenige, was m
die Kuh, das Schaaf, den
bau ꝛc. wende, mehr austrag

mmung ihres in sich habenden
annigfaltigen. Die Landwirth-
haft hat manigfaltige Geschäfte,
bjecta und Zweke in sich. Wilt
u demnach zu einiger Vollkom-
nheit in deiner Landwirthschaft
mmen, so müssen diese mannigfal-
gen Dinge miteinander zusammen-
mmen, d. i. einander die Hand
eten. Wir finden demnach nichts
ehr hierbei im Voraus zu erin-
rn, als daß die Gegend, wo die-

Vortheile in der Wirthschaft
ngebracht sind, derjenigen Lan-
sart gleich sey, die im Erzgebür-
schen und Voigtländischen anzu-
effen. Übrigens haben wir die
nmerkungen durch Zahlen unter-
hieden, und sie allemal mit einem
itul versehen, damit der Leser gleich
nden könne, was er etwan suchet.
nd obgleich die Schrift nur etliche
Bogen ausmachet, so können wir
e doch nicht auf einmal einrüken,
eil wir gerne alle Arten von Lesern,
urch Weitläufftigkeiten nicht ver-
rüslich fallen wollen; Es solle aber
n einem andern Theil dieser Bücher,
as, was wir hier weggelassen, ein-
erukt werden. Indessen folget hier
in Theil davon:

1. Von rechten Miststätten.

Es wird das Verachteste, so doch das
Hauptwerk meines Erachtens in der
Wirthschaft, und welches der Mist oder
Dünger ist, nicht wohl in Acht genom-
men. Denn da observirt kein Hauswirth
die Miststätte dergestalt anzulegen, daß
bei Regenwetter die Feuchtigkeit davon,
welches die Quint-Essenz des Mists,)
nicht könne weglauffen. Dadurch aber
geschiehet, daß an statt gutes tüchtigen
Mists, die meisten nur vom Regen, Son-
ne und Wind, ausgelauchtes Stroh auf
ihre Felder bringen, und das Beste läuft
vorher davon zum Thore hinaus. Diejе-
nigen nun, deren Vorfahren solche üble
Miststätten angeleget, können solche ver-
bessern, wenn sie unten an solchen Stät-
ten tiefe Löcher machen, solche, wenn sie
voll, ausschöpffen, und oben auf den
dürren Mist giessen, oder in die Grass-
gärten tragen lassen, welches, ob es gleich
Mühe oder Geld kostet, solches doch zе-
henfach wieder einbringt. Man mus
es aber bei nassem Wetter hineingiessen,
sonsten verbrennet die Schärfe vom Sal-
peter den Rasen auf eine Zeitlang.

2. Von der Bestellzeit.

Beim Akerbau bilden sich die erfahren-
ste Hauswirthe ein, wenn sie nur ihren
alten Reguln folgen, darnach es ihnen
etlichemal gerathen, so könne es ihnen
nicht fehlen. Ich bin aber der Meinung,
daß, wenn es Zeit zum Bestellen oder
Säen, mans an seinem Fleis nicht mang-
len lassen müsse, fällt aber Regenwetter
ein, so wartet man so lange bis es besser
wird, und wenn man dann wieder Zeit
hat, so vertrauet man GOtt den Saa-
men an. Wenn ichs so gemacht, so ha-
be ich befunden, daß ich allezeit das bes-
ste Getreide erbauet. Aber auf die Felder
mus man dabei wohl Acht haben, daß,
wo man nasse Felder hat, man kein Geld
und Arbeit spahre, so viel Gräben zu ma-
chen, daß, sobald der Regen aufgehöret,
nicht irgendwo eine Pfüze stehen bleibe,
wodurch hernach der Saamen versäuffet
und alle Arbeit vergebens ist.

3. Von nassen und den Fluthen unterworffenen Feldern.

Die Abführung des Wassers mus, wo
möglich, fortgeführet werden, daß man
das Wasser auf eine Wiese bringe, um
die wegfliessende Geilheit vom Aker zu
Nuzen zu bringen. Wo aber das nicht
geschehen kan, so mus man, damit das
Wasser die Wege nicht zerreisse, und ver-
derbe, den Graben längst den Aker nicht

durchaus, ſondern nur lauter Löcher machen, zwiſchen jeden Loche aber einen Abſaz laſſen. Dadurch geſchiehet es, daß, ehe dieſe Löcher alle gefüllet, (indem ſie vorher durch die Sonne ausgedroknet,) der Fluth der Hals gebrochen wird, daß ſie hernach nicht im Wege ſchaden könne. Endlich nach 1. oder 2. Jahren ſezet und ſammlet ſich die vom Aker gefloſſene Geile, welche alsdenn mit Nuzen wieder auf den Aker kan geführet werden, die man hernach 10. Jahre ſpühret, wo es hingeführet wird. Auch mus da, wo es von einem Loch zum andern flieſſet, damit es nicht bei einem Plazregen reiſe, allemal beim Ausflus ſchrege herunter Raaſen gelegt werden, auf daß das Waſſer über den Raaſen allemal in das andere Loch flieſſe.

4. Von allerhand Dünger und Streu- oder Mosrechen.

Wo es auch an Dünger mangelt, kan man mit Streurechen im Walde, der

Ich habe mich wohl dabei befun[den], ich nur das beſäet, ſo ich tüchti[g] können. Da ich denn viel Sa[men] den Boden behalten, und denn o[ft] erbauet, als da ich vorhero alles hatte, habe auch hernach beſſere erbauet, und habe die Mühe vom gen erſparet. Wenn es auch an gen fehlen wil, ſo kan man, wo der Kalk wohlfeil, mit Kalk düngen. Aber hüte dich, daß du in 12. Jahren nicht nicht als einmal kommſt, ſonſt möchte der Bauer wahr werden:

Kalk macht den Bauer reich,
Die Kinder arm zugleich.

Der Kalk wird folgender Geſtalt gebraucht: auf 1. Dresd. Schfl. auszuſäen, führe ich 4. Dresd. Schfl. ungelöſchten Kalk. Es mus aber derſelbe erſt, und zwar ſo gelöſchet werden, daß er zu Mehl wird. Hernach wird er mit einer Wurfſchauffel ausgeſträuet, wie man in der Scheunen wurffelt. Doch mus man ſehen, daß er gleich ausgeſtreuet werde

unnüzen Akerbau und
Mangel der Wiesen.

ist auch bei vielen Wirthen ein
enn sie nicht rechnen, daß beim
der Saamen mus gegeben
das Feld 3mal gepflüget, 3mal
inmal gesäet, einmal Mistge-
inmal geschnitten, gebunden,
, und also 14. Frohnen darzu
ehe sie das Getraide auf den
kommen, und da man öffters
n den ausgestreuten Saamen
ommt, selbige dennoch Aeker,
önste Braachheu geben, zu wel-
ur das Hauen und Dürre-mas
g, lieber bestellen und besäen,
ch so vielen Fatalitäten unter-
uls Wetterschlag, rothen Koh,
er Blüthe, auch an vielen Or-
Zild schaden. Ich hingegen has
Vortheil befunden, solche Ae-
i liegen zu lassen, auch wohl
igen, indem ich dagegen in der
grossen Nuzen gehabt. Denn
2spännigen Fuder Heu können
se durch den Winter gebracht
welches mit den Stroh nicht
dvieh Nuzen herauszubringen,
ich in 3. Jahren nur 2mal
von bekommen, welches der
en vom Feldbau fast alleine ist.
war dagegen eingewendet; wo
wolle hernehmen? Allein, da-
rte ich: dazu gehören die tro-
in die Höhe liegenden Felder,
n, wenn ich viel Heu habe, und
n kan, besser können bestellet

er Fütterung des Viehes.

ist ein Fehler in der Wirths-
ß die meisten das Futter nicht
Giebt GOtt viel Stroh, so
ses Jahr verfüttert seyn, ra-
ich viel Mist mache. Es ist
Das Schüttenstroh gehöret
ist, Gersten und Haberstroh
das Vieh erst durchgehen in
Mist. Das erste lasse ich alle Jahre ver-
streuen, fehlet es hernach dran, so kom-
met die Streue zu Hülffe. Seithero ich
diese Eintheilung gemacht, daß ich über
Winters auf Küh und Ochsen 2. und ein
halb Schok, auf ein Gölde stük aber nur
1. und ein halb Schok Futterstroh gege-
ben, so ist das Vieh allezeit besser auf die
Weide gekommen, als vorhero, da die
Pachter zu viel und wohl über 3. Schok
Stroh, auf ein Stük durch die Bank ge-
habt, ratio: weilen sie es nicht eingethei-
let, und rathsam damit umgegangen.
Dadurch habe ich öffters zu 70. Schok
Futter-Stroh übrig behalten, welches das
andere Jahr schon zu rechte kommen,
da ich sonst über 30. Stuk Rindvieh aus-
stossen, oder es müssen Noth leiden lassen.
Ja dadurch habe auch erhalten, daß ich
alle Jahre gleich viel Mist habe machen,
und die Felder in gleichen Düngen habe
erhalten können.

7. Von dik- und dünnen Säen.

Der gröste Fehler, so ich im Feldbau
noch gefunden, ist, daß die meisten das
Wintergetraide zu dike säen, und habe
ich auf einen erkauften Guthe, wo sie
vormahls 150. Schfl. ich aber nur 60. bis
70. Schfl. ausgesäet, dennoch 50. Schfl.
mehr erbauet, und länger Korn bekmo-
men, ja auch, da das Schok sonst ein
und ein halben Schfl. gegeben, bis 2.
Schfl. aus dem Schok erdroschen. Es
haben mir es andere nachgethan, das
Feld aber nicht recht gedünget, solchen
hat es freylich fehl geschlagen, indem sie
nichts mehr erbauet, weil das Feld das
Vermögen nicht gehabt, daß das Korn
hat stauden können, weil keine Kraft mehr
im Felde gewesen ist, wenn das Korn hat
sollen reiffen, da zuvor alle Kraft in das
Stroh gegangen war. Wenn auch
das Korn zu dike gesäet wird, so kan die
Luft nicht so durchkommen und es bewe-
gen, welches fast das meiste zur Frucht-
barkeit cutribuirt, fällt nun darzu Re-
genwetter ein, so kan es die Luft nicht

durchwehen, die Vogelwiken überziehen es, und die beſten Aehren, ſo ſich gebeugt, werden taub. Da hingegen mein Korn, weil es dünne geſtanden, und die Halmen, wie das kleine Rohr ſo tike geweſen, gleich durch den Wind empor geſtiegen, und reichlich gegeben, wie etliche Jahre her nacheinander probiret, und es alſo meinem Nächſten anrathen kan. Ich habe auch öfters von denen armen Leuten, wenn das Korn theuer geweſen, gehöret: ich habe nur mit halben Sak zubinden müſſen, GOtt hat mich doch geſegnet, daß ich ſo viel erbauet als ſonſten. Und freilich iſt alle unſere Arbeit ohne GOttes Segen vergebens, aber die dummen Leute verſtunden nicht, daß es das dünne ſäen gemacht. Aus dem Altenb. wil ich nun meinen Saz zu bekräftigen, nur ein Exempel anführen: Als einsmals ein Knecht uneinig mit ſeinem Bauern wurde, ſo ſäete er ihm, als er alleine war, zum Poſſen auf 1. Schfl. Feld nur ein

9. Von Wieſewa

Bei denen Wieſen habe übe
Fehler gefunden, daß die m
Waſſer vom Regen nicht in A
ſolches auf die Wieſen zu fü
ein Tagelohn oder einige Mü
ein Gräbgen zu machen. D
gen an eine Wieſe, ſo etwan
gegeben, 200. Rth. angeleg
Wäſſerung durch Anlegung
über Felſen mit Rinnen dahin
wodurch ich es ſo weit gebra
anjezo an etliche 20. Fuder
baue, und alſo 200. Schaafe
ten kan, da denn meine A
Jahren wieder bekomen und
vom Teich darneben habe.
chen überal anzulegen, kan
ſtimmen, oder beſchreiben.
der Verſtand oder Müller i
hat, kan es gleich mit der A
abwiegen. Es ſcheinet zwa
ters ohnmöglich, ſo denno

Sazweite dik ist, denn, da die Wurzeln aus der Rinde hervorkommen, so löset sich, wenn das Loch enge ist, die Rinde ab und kan nicht bekleiben. Dahero wundert sich mancher, daß ob er sie gleich in einen nassen Boden gesezt, sie dennoch nicht bekleibet, da er doch selber Schuld daran ist, daß er die Schaale abgestossen.

11. Von der Reinigung der Wiesen.

Ferner ist auch ein Fehler, daß die wenigsten ihre Wiesen von denen Hüblen oder Hügeln recht säubern, ratio: es kostete Geld und wüchse hernach auf dem aufgehauenen Plaz kein Gras. Es ist aber lezteres falsch. Denn ich habe es aus der Erfahrung, insonderheit wenn ich denn aufgehauenen Hübel, nachdem er gefaulet und den Raasen zu Erde worden, wieder dünne drüber herstreue. Es kan mir auch ein Kerl in einem Tage mehr Gras abhauen, wo die Hübel weggeschaft sind, als sonst in 1. und einen halben Tag. Die Hübel aber kommen nicht allein von Maulwürffen her, sondern ich habe observirt, daß S. v. die Kühfladen von denen Regenwürmern und Käfern ausgehölet werden; weil nun die Ameisen gleichsam ein Gebäude mit Dach finden, so machen sie sich dahinein, und wird endlich ein grosser Hauffen daraus. Deswegen sol man denen Hirten anbefehlen, solche fleisig zu zerstossen. Denn wenn auch gleich nicht allemal ein Ameishauffen daraus wird, so bleibt mir doch der Plaz etliche Jahre bis er völlig vergehet unbrauchbar, indem das Gras, so umher davon wächset, allzufett und doch das Rindvieh nicht einmal gerne von dem Plaze frist, wo ein Rindvieh hingemistet hat, gleich wie hingegen die Pferde thun, das Rindvieh aber da gerne frist, wo die Pferde hingemistet haben.

12. Von hochstämmigen Obsbäumen in Gärten.

In denen Gärten habe gleichfalls Fehler beobachtet. Dann daß erstlich die meisten ihre hochstämmigte, Aſtbäume jederzeit 8. Schritte von einander sezen, ist gar nicht wohl gethan. Daher habe ich Gärten gefunden, da in 20. Jahren die Bäume so ineinander gewachsen, daß erstlich die Sonne nicht darunter kommen, und kein Gras wachsen konnte, zweitens die Luft nicht durch kam, und also die Bäume nur oben Früchte trugen. Da ich nun etlichemal schöne alte Bäume in solchen Gärten gemessen, und befunden, daß vom Stamme, auf einer Seite bis an das Ende vom Aesten über 20. Schuh waren, so seze ich jezo, damit ich nicht nöthig, die schönen jungen Bäume, wieder auszugraben, oder wegzuhauen, jeden Baum 40. Schuh voneinander. Darauf kan nun das Gras wachsen, und ich bekomme auch gute Früchte.

13. Von Bäumsezzen.

Ferner sezzen die meisten, wenn es ihnen ankommt, einen Obstgarten anzulegen, die Bäume hin, wenn sie nur wohlfeil sind, sie mögen dik oder dünne seyn; ratio: der Garten mus heuer besezt seyn. Allein das taucht auch nichts. Denn erstlich mus ich sehen, wo der Baum her. Ins Gebürge, Leipziger oder Bamberger Bäume zu nehmen, thut eben so gut, als einen nakenden Mohren aufs Riesengebürge zu sezen. Wo er nicht gar erfriert, wird er doch das Kalte bekommen. Zweitens: wenn der Baum nicht schon unten ein wenig eine Dike hat, wird man nimmer einen guten Baum daraus ziehen, u. mus man sich mit Pfählen solche zu erhalten, wohl 12. Jahr lang plagen, welches mir selbst widerfahren. Jezo hingegen habe ich solches nicht nöthig, da ich keinen seze, er müsse denn in der Baumschule seine Dike von 2. Daumen unten schon haben, zugeschweigen, daß man auch die Freude hat eher Früchte zu brechen.

14. Von Auspuzen der Bäume.

Die meisten fehlen auch darinnen, daß

ſie ihren Bäumen die unterſten Aeſte nicht wegſägē, ſo doch in ſo weit geſchehen mus, damit man darunter weggehen könne. Denn es wird ſonſt ohnedem dem Herrn des Baums von den Untern Aeſten durch die gröſſere nichts gelaſſen. Geſchicht ſolches aber, ſo trägt der Baum beſſer, und das Obſt wird gröſſer, wenn ihm die Aeſte abgenommen werden.

15. Von der Düngung der Bäume.

Daß aber die meiſten Obſt haben wollen, ohne den Bäumen Nahrung darzu zu geben, iſt auch gefehlet. Wil man alſo haben, daß ſie tragen ſollen, ſo grabe man ſie im Herbſt auf, und dünge ſie ein wenig, ſo wird man eine reiche Obſterende haben.

16. Von Verbeſſerung naſſer Wieſen.

kan, und ſelbige auf die mooſich auch die dürreſten Wieſen aus wird durch ſchönen Klee, der davo ſet, ſein Geld reichlich wieder bek ſo er vor die Aſche ausgeleget ha der Klee herkommt, da ſonſt kein hen worden, darüber laſſe ich an putiren; Genug, daß ich ihn auf ſe habe, wo ich es alſo gemache

17. Von den Verpachtung Schäfereien.

Bei Schäfereien ſind die meiſte ſchaften der Meinung, daß man verpachte, und die Schaafe dere fer eigen ſeyn ſollen. Allein u ausrechne, was ich vor Heu, Korn und dergleichen hingebe, u ich Pacht bekomme, ſo wird ſichs daß man mehr gibt als man be Und wenn hernach eine Seuche ſo iſt doch der Erlas ohnfehlbar und der Schäfer nicht im Stan

ys hier abgeschaffet, habe ich den doppelt an der Wolle verspühret. ie Schäfer pflegen, um ihren Vor- haben, die Schaafe bis auf den szumergeln.

Von denen Betriegereien bei denen Schäfereien.

der Schäferei sind so viel Betrie- , daß ein Buch Papier damit an- n. Einige nur zu berühren, so men- manchmal geschlachtete Schaaf- nter die Sterblinge, welche da- erkennen, daß die Sterblings- ine rothe Adern haben, sondern lass. Wer nun nicht selber Ach- iebt, oder faule Aufseher hat, dem r Schäfer an, es sey ein Schaaf , welches er doch geschlachtet, it. Schäfer als ein Accidens hat die olle, da rauft er denen Schaafen olle vom ganzen Bauch hinweg. chen wo er die abgeschüttelte Wol- lt, da werffen sie andere Wolle ter, oder machen die Schaafe ein, damit viel Schättel wieder it. die Schäfer nehmen öfters, ht viel Aufsicht ist, fremde Scha- die Weide oder ins Winterfutter. man denn einmal überzehlen wil, cht unversehens kömmt, so haben Spions, und treiben die Schaa- er weg, ehe man kommt. Ja, die Schaafe vom Schäfer sollen ge- werden, da die Herrschaffl. alle Ohren haben müssen, so kleiben Schuhpech denen Knechtsschaa- ausgeschnittenen Ohren zu, damit ilsden vor Herrschaffl. pasiren kön- ein Wirth und Herr observire nur l die besten Hämmel und Schaafe, age öffters darnach, so trauen sie

Von der Fütterung der Schaafe.

Eintheilung des Futters bei der rei habe befunden, daß es wie bei heil.

dem Rindvieh eines der vornehmste Stü- ke dieser Wirthschaft, und habe ich bei einer reducirten Schäferei meiner Schä- fereien, auf 700. Stük über Winters, nicht gar 70. Frohnfuder, 5. bis 6. grosse oder 9. Dresd. Schfl. Erbsen, und 2. oder 3. Schfl Wiken zur Aussaat, das Stroh darneben gegeben, und damit ist der Schä- fer meistens ausgekommen. Hat aber ja etwas gefehlet, so mus der Schäfer den 7ten Theil darzu geben, welches er gerne gethan. Denn wenn man das Schaaf- vieh Mangel leiden lässet, so fället im Frühjahr die Wolle ab, und werden kahl. Es ist auch ein Fehler bei manchen Schä- fer oder Herrn, daß sie das Salz spah- ren, welches sie doch gesund erhält, und die Wolle brav wachsend machet. Wie man auch an Pferden spühret, daß sie, wenn sie Salz bekommen, sich eher abhä- ren und die Winterhaare fallen lassen. Wenn auch die Schaafe sollen gesund bleiben, mus man sie des Winters nicht lassen aus dem Bache sauffen, sondern acht haben, daß sie nicht darzu kommen.

21. Von der rechten Springzeit bei Schaafen.

Einige lassen auch im Gebürge die Stähre zeitlich unter die Schaafe, wie in denen Niederlanden. Allein es ist bes- ser, daß man es so einrichtet, daß die Alten bald auf die Weide wieder kom- men, und gleich Futter finden, denn wenn es später oder eher geschiehet, daß das Schaaf und Lamm keine Weide fin- det, folglich Mangel an Futter hat, so leiden die Lämmer hernach.

22. Von der Pflanzung der Obs- bäume.

Beim Sezen der Obsbäume ist auch ein Fehler, 1) daß, ob man gleich an theils Orten hier und dar grosse Obs- bäume findet, es doch gemeiniglich heisset, wenn die Posteritat zu faul gewesen zu continuiren, oder es nicht verstanden hat: Es kommt kein Baum hier auf, der

Boden iſt zu ſalpetericht, oder hat leimichten Boden, wie mir es zu N. ergangen. Aber es iſt keine Kunſt in kleinen Beeten einen Baum fortzubringen. Wilſt du aber haben, daß ein Baum bei leimichten Boden auch fortkomme, ſo mache es alſo: Mache ein Loch, nicht gar ſo tief, die Raſen, die du herausgeſtochen, zerhake, lege ſie verkehrt wieder hinein, thue keinen friſchen Miſt, ſondern gute Erde dazu unten hinein, wo du etwas tod Land weggenommen haſt, daß die Herzwurzel unten guten Grund eine Zeitlang finde und treibe, wenn du denn mit dem Raſen und der herbei geſchaften Spahn- oder Holzerde das Loch wieder gefüllet, ſo ſeze den Baum hin, daß die Seitenwurzeln den Erdboden gleich ſtehen. Wenn den der Raſen und Spahnerde in ein paar Jahren gefaulet, und ſich geſezet, ſo werden die Wurzeln ſich ausbreiten und juſt in das fruchtbare Land kommen. Oben auf die Wurzel thue wieder etwas gute Erde, und denn oben me ausgegraben, nach meiner Ar und ſie ſind alsdenn wohl fortk haben auch andere Jahre Früch gen. Wer aber nach meiner Ar pflanzen wird, hat nicht ſo vie und wird bald Freude daran e

Im Baumſezen habe bishero einen ſündlichen Fehler obſervi unſere Jugend, wenn ſie ihre Elte Reiſen in Schulden geſezet, un nen Wieſen der Franzöſiſchen Gärten Alleen von Linden oder unfruchtbaren Bäumen geſehen, aber wieder nach Hauſe komm nichts von der Wirthſchaft, ſon Eitelkeiten verſtehen, ſo haben d Wieſen herhalten, und daraus mit Alleen gemacht werden müſ mit der junge Herr auf der Wurſ herum fahren können, zulezt ab wegen Abgang des Graſes, d oder Schaafe abgeſchaffet werden hätte Hans Wurſt ohne Wurſt Kuſe wieder auf der Wieſe her

ädigster Kaiser Carl VI. in seinem Gar-
n mitten in denen Gängen die grossen
uchtbaren Bäume hatte stehen lassen,
elchen ja Edelleute, Grafen und Für-
en es nicht solten vorthun wollen. Denn
as kommt mir vor, als wenn ein Zaun-
nig höher fliegen wollte, als ein Ad-
r, worüber er wohl den Athem verlie-
en wird, wie es solchen Zaunkönigen
ach gehet, daß mancher wegen des Gar-
ns sein Gut verkauffen mus.

Ferner ist auch ein Fehler 4) daß, wie
an die Wiesen also mit Aleen verderbt,
auch die Landstrassen eben so damit
ezzen, damit die gestrenge Frau im
ahren von der Sonne nicht getroffen
erde, wodurch aber den Reisenden die
eisen schwer gemacht werden. Denn,
enn der Weg vom Regen verdorben,
) kan weder Sonne noch Luft den Weg
ieder ausdroknen, und bleibt also Jahr
us Jahr ein Schlam. Ein anders ist,
o sandigter Grund, oder gepflasterte
Steinwege, wie in Holland, sind, da
ind die Aleen neben her sehr angenehm
nd nüzlich.

23. Vom Flachsbau.

Im Feldbau habe bei dem Frauen-
immer öfters Undank verdienet, wenn
ch bewiesen, daß eine Herrschaft besser
hae, sie säe Gerste als Lein. Denn der
ein geräth erstlich selten, und mus man-
her treu Gesinde haben, wenn man
ehr Lein erbauen soll, als man aus-
ret. Ich habe es in 10. Jahren nicht
o weit bringen können. Woferne ich
um beim Flachs, wenn er auch wohl
erathen, das Jäten, Rauffen, Aufbin-
en, Riffeln, Wasserbusen machen, ins
Wasser fahren, Einröſten, Auswaschen,
Breiten, Aufnehmen, Aufbinden, Ein-
ekken, Brechen, Hecheln, Klengeln oder
reschen und Aussieben bezahlen sol, so
an ich gewis den Flachs besser kauffen.
Ein anders ist es, wo eine Herrschafft
ie Frohne darzu hat, da lohnet es noch
er Mühe. Doch hier kommt gleich ein
eiblicher Einwurf: Die Bauern befin-
den sich doch wohl dabei. Es ist wahr,
ratio: die Frau im Hause thut alles selb-
sten mit, und hat ihn unter dem Schus,
und der Bauer mus zur Frohne, und
seiner eigenen saurer Arbeit viel Gesinde
halten, dieses aber sässe den Winter über
müsig, und er sizt hier auch selbsten bis
Abends um 10. Uhr und spinnet mit. Da
lohnt es endlich noch. Zur Lust lasse ich
etwas passiren, daß es die Kinder ler-
nen, wenn sie in eine Haushaltung kom-
men, wo sie Flachsfröhner haben, da
sonderbare Aufsicht auch zu haben. Denn
es ist selten ein Christlicher Bauer anzu-
treffen, so seine Frohne treu verrichtet.

24 Vom Rindvieh und der Eintheilung des Futters.

Ich habe die Eintheilung so gemacht,
e. g. wo ich 20. St. Kühe und 15. gölde
St. gehabt, da habe ich, wenn ich gleich
100. Schok Gerste und Haber erbauet,
dennoch 50. Schok vor die Kühe und auf
2. oder 3. Kühe 1. Fuder Grummet oder
mehr, nachdem es viel oder wenig ge-
wachsen, ein Beed Graut aber auf 15.
St. gölde Vieh und 22. und 1. halb Schok
Stroh gegeben. Was übrig geblieben,
habe ich aufgehoben. Denn das Som-
mergetraide pflegt selten gleich zu gera-
then. Wie mir denn auch noch kein Stroh
verdorben ist.

25. Von Wiesen / so der Uberschwemmung unterworffen.

Die meisten Wirthe, so Wiesen haben,
die denen Wasserfluthen unterworffen,
klagen, daß sie immer überschwemmt,
und das Heu verschwemmt würde, dar-
nach taugte das Heu nicht. Wollte mans
auch um Johanne hauen, so seye es noch
nicht reif und füttere nicht gut, schwinde
auch zu sehr. Allein ich frage: worzu
ist aber das verschlemmte sonst nüze, als
das Vieh faul zu füttern oder solches in
Mist zu streuen? Man mus also darauf
nicht sehen, sondern, wo ich Fluthen zu
besorgen, weil selbe ordinair nach Johanni

ſich einſtellen, da laſſe ich ſelbige vorhero hauen. Wenn denn die Fluth kommt, ſo verderbet ſie nichts, ſondern dünget die Wieſen zu guten Grummet, wobei ich mich wohl befunden, ja wo die Wieſen beſtändig gewäſſert werden können, iſt wol ſelbige 3mal gehauen. Solcher geſtalt nuzet man vom Heu etwas, und was abgehet, wird durch das Grummet erſezet.

26. Von Wäſſern der Wieſen.

Das beſtändige Wäſſern derer Wieſen, die nicht beſtändig die Sonne haben, habe ich unrathſam befunden, und iſt beſſer, man wäſſere nicht eher, bis die Sonne die Näſſe ausgedroknet hat. Sonſt werden die Wieſen davon moſigt werden, oder verſäueren. Denen meiſten thut es leid, Gräben zu machen, in der Meinung, es gehe ſo viel Plaz verlohren, conſideriren aber nicht, daß es um die Gräben herum noch einmal ſo ſtark wächſet, als an denen andern Orten

geachtet manchmal auf 2. Stunden Wegs nichts als lauter abgeſtorbene Eichen und Buchen zu finden, welche ſo lange müſſen ſtehen bleiben, bis ſie umfallen, da denn die Poſterität hernach gar nichts hat. Deſſen Verbeſſerung habe ich bei meinem Bruder obſerviret, welcher etliche Jahre nur die Schweine in die erſte Maſt genommen, die Nachmaſt aber gänzlich verbotten, da den die Eicheln, ſo noch in das ungebrochene Land gefallen, im Frühjahr aufgegangen. Er lies darauf, bis die jungen Eicheln ſo gros geworden, daß ſie die Schweine nicht umwühlen können, keine Schweine hinein, wohl aber die Leute ſolche daſelbſt aufzuleſen. Und alsdenn hat er die abſtändigen Eichen fällen und verkauffen laſſen. Wenn aber die jungen Eichen nun überflüſſig aufgegangen, hat er von ſelbigen heraushaben und an andere Orte pflanzen und ſeine Blöſen füllen laſſen. Wenn nun ein Herr oder Forſtbedienter, nach Proportion ſeines Forſts, alle Jahr ein

wil, wenigſtens ſeinen Wald in heile eintheilen, ſonſt klagen die ommen dermaleinſt über uns. Auch nan ſich in Acht nehmen, nicht ſo eiben, ehe junger Anflug ſchon vor n, denn ſonſt wird der Boden zu , und kan hernach des ſchwarzen s Saamen nicht einwurzeln, wie ſen in der Nachbarſchaft etliche trau: xempel erlebet habe. Etliche Jahr r, ehe man wil Fus für Fus ab: n, mus man Roos rechen laſſen, Saamen iſt, ſo wird es gleich an: . Alsdenn haue man, ehe es gros , ſo thut das Fällen nicht ſo groſſen den.

Wo lebendiger Holzboden von Birk Aſpen und dergleichen, mus man uch in Acht nehmen, daß man ſel: nicht zu klein abhaue, wenn es n beſten Wachsthum iſt, oder auch s werden laſſe, auſſer was man nd dar zu Bottigreiffen ſtehen laſ: il. Denn ie gröſſer die Birke wor: je weniger ſchlägt ſie wieder friſch o ich aus der Erfahrung habe. Da as Rindvieh, wo junge Aſpen ſte: weil das Laub ſüs iſt, oder nach ih: Geſchmak, an die Aſpen ſteigt, und herunter beugt und in Stüken bricht eiſt, daß man hernach auf ſolchen beim Hauen kein Holz nicht fin: o laſſe man kein Rindvieh hinein, ingegen fein die Aſpen ſtehen, und neidholz werden, ob es gleich ein al keine Ausbeute giebt. Denn es hernach doppelt wieder ein, weil n daſelbſt indeſſen vom Saamen s oder birkenes wieder anfliegt, dorten auch dichte wird. Denn pene ſchlägt nicht aus der Wurzel aus.

Wo am Brennholz Mangel iſt, Hauswirth, wie um Halle herum, l helfen mit Sazweiden, welches zbarſte Baum, wenn er obbeſchrie: maſſen eingeſezet wird, daß die nicht abgeſtoſſen worden.

29. Vom Spaaren des Holzes und denen darzu geſchikten Oefen.

Einen groſſen Fehler habe auch in der Wirthſchaft bei dem gar eilig nun heran: nahenden Holzmangel verſpüret, daß man demſelben nicht durch Spaarung des Holzes vorbauet. Ich habe darnach al: lezeit getrachtet und daher mit vielen Ko: ſten bald Hälliſche bald Windoefen bauen laſſen, unter allen aber nichts beſſers bei Oefen gefunden, als die alte Art, die Oefen ſchmal zu machen und ſo hoch, als man ſie in der Stube mannierlich in die Höhe bringen kan. Denn erſtlich, wenn der Ofen ſchmal iſt, ſchlägt die Glut auf beiden Seiten gleich an, und communi: cirt ſich der Stube ſofort die Hize, ſo nicht gleich unten durchſchlagen kan, ſtei: get auch zweitens, wenn der Ofen fein hoch, hinauf, und fällt den von oben wieder herunter in die Stube, hingegen wenn der Ofen niedrig iſt, ſo fähret ſie zum Ofenloche vergebens vornen hinaus. Die Windoefen ſind zwar ſehr gut, wer Achtung darauf geben kan, daß er öfters den Windfang auspuzen läſſet, und wenn das Holz zu Kohlen gebrennet, al: lemal dem Windfang mit einem Stein zuſtopfet, und die eiſerne Thiere vor dem Ofenloch alsdenn zumachet. Denn der hat erſtlich bald und hernach auch lange eine warme Stube, menagirt aber doch viel Holz. Wo er aber das Zuſtopfen verſäumet, friſt es mehr Holz. Ein Geiſt: licher, ſo nur zwei Oefen zu heizen, kan endlich ſolches in Acht nehmen, aber bei Höfen, wo ein Hausknecht 10. bis 12. Oefen zu heizen, da gehet es nicht an.

Wer weite oder breite Oefen halten mus in der Wirthſchaft, wegen der Ofen: töpfe, ſo mit eingemauert werden, oder kan nicht ſobald ſeinen Ofen ändern laſ: ſen, wegen Mangel des Geldes oder Ent: legenheit der Töpfer, der mache es alſo, und ſeze unten eine Schicht Ziegel auf die hohe Kante, eine Handbreit von de: nen Kacheln, führe dieſe Röhre von der

Seite vom Ofenloch bis vornen an den Ofen, deke die Röhre oben hübſch zu, daß kein Rauch dadurch gehe, führe dieſe Röhre in der Eke vom Ofen in die Höhe, bis oben durch die Ofendeke hinaus, ſo wird, zumal wann man beim Einheizen das Holz auf die Röhre legt, daß ſie bald warm wird, ehe der Ofen recht warm wird, oben zur Röhre eine ſolche Hize in die Stube kommen, daß man kaum die Hand darauf halten kan. Es mus aber vorhero am Geſimſe des Ofens unten ein Loch gemacht werden, daß die Luft circuliren könne, ſo ſteiget die Hize, wenn die Röhre die Wärme in die Höhe treibet, die Kälte aber ſteigt herunter und ſelbige circuliret ſo lange durch das Loch, bis die Stube ganz warm iſt. Ich halte dieſe Invention noch vor geſund: Denn die ungeſunde Kälte oder feuchte Luft wird alſo in der Röhre durch die Hize purificirt. Was Mehrers hievon iſt in dem erſten Band zu leſen.

30. Vom Holzſparen bei den

te mancher Armer nicht Kälte ausſtehe und Noth leiden, manches koſtbare Handwerk aber dürfte anjezo auch nicht brach liegen oder caduc ſeyn.

31. Von dem Holzſparen bei de Malzdarren.

Beim Malzdarren iſt auch eine Menge des Holzes und ein Mittel zur Sicherheit darneben, vor Feuersgefahr, wo die Hurten von Drath geflochten werden. Aber es bezahlt ſich nicht ſo bald, o menagirt nicht ſo viel, als die Invent der Holzmenage bei dem Brauen. D bezahlet es ſich bald. Denn bei e Drathhurte kan man mit 1. Klafter 80. Schſl. Dresdn. malzen, bei einer zernen aber kan man kaum 50. ma

32. Die Holzmenage bei Fütterung.

Holz könnte auch menagirt we wenn man die Kälber darzu gewöl

Von der zahmen Fischerei und Anlegung der Teiche.

Anlegung der Teiche habe an vie-
en gefunden, daß man die Erde
nander herausgestochen und auf
mm geführet, wie sie gekommen,
n meistens das gute Land begra-
nd das tode obenauf gekommen,
chem hernach in Ewigkeit kein
u hoffen. Ich hingegen, wo ich
Wiesen habe, und dürre Ränder
en, da habe ich den Rasen von der
des Dammes zur Brust stehen,
z vor dem Damme nichts weg-
lassen, sondern weiter hinaus, wo
ch gewesen, daß es nicht mit dem
e sonst hätte können überstautet
, den Rasen aber lies ich liegen,
n das tode Land hinter die Brust
und rammeln, den Damm aber
hräg machen, und oben darauf
erbliebenen Rasen legen. Solcher
habe ich das 2. oder 3te Jahr
mehr Heu auf dem Damm, als
n ganzen Plaz des Teiches erbauet.
m Teiche aber habe ich die dür-
nder wässern können, und dorten
Nuzen vom Teich erhalten. Wer
anders anleget, der fehlet. Denn
nachen selten reich. So aber kön-
nuzen bringen. Die Dämme prä-
man ja vor Bäume und lasse sie
kkommen, denn verdorren selbige
den abgehauen, so ist der Damm,
die Wurzeln faulen, beständig
bar. Das Vieh lasse man auch
rauf, denn selbiges durch das
n, wenn es das fette Gras lan-
, so am Damme nach dem Teich
set, den Damm sehr ruiniret.
n man Teiche bei Aekern so anle-
ß man den Schlamm auf selbige
kan, da mache man Ständer,
n es mit Bretern ablasse, denn
sen ziehet die Gewalt des Wassers
chlamm nicht hinaus. So aber
n es allmählig ablassen, daß der
m alle drinnen bleibt, und her-
nach ausgeführet werden kan. Es ist zwar kostbar, aber der Schlamm bezahlt sich reichlich im Felde wieder. Ferner.

Wo man Hutweiden hat, in welchen Quellen und Gräben sind, durch welche das Wasser wegläuft, und im Graben lauter Pinsen wachsen, so das Vieh nicht frisset, da mache man lauter kleine Teiche, so zu Schmerlen taugen, und führe zu beiden Seiten kleine Gräben heraus auf die dürren Hügel, daß wenn ein Regen kommt, zu beiden Seiten es wässern könne. Fället aber Dürre ein, daß man befürchtet, sie möchten austroknen, läßet man einen nach der andern ab, und den andern damit in vollem Stande zu erhalten. Es wird sich auf der Weide die Arbeit reichlich bezahlen, ohne den Nuzen von den Fischen. Denn auf solche Art wird das trokene feuchte gemacht, hingegen das ohnedem tiefe und morastige wird getroknet, und die Pinsen werden vergehen. Nur die erste Auslage kostet etwas, und der Nuzen fällt nicht sogleich in die Augen.

34. Vom Bergwerksbau.

Ein jeder Landwirthschafter hüte sich vor dem Bergbau. Denn die Ausbeute von Teichen, Feldern und Wiesen werden meistens hier zugebüsset, sonderlich weil ein ehrlicher Bergmann so rar als ein Jäger ohne Lügen ist. Bauet man im Werke alleine, und sizt dem Bergmanne nicht beständig auf dem Arschleder, so wird in der Schicht nichts gearbeitet; bauet man mit Gewerkschaften, so ist es ein Hut zu vielen Köpfen. An einigen Orten, wo ich mit gebauet, habe ich wohl gesehen, daß man die Fristgelder gefordert, wie aber das Gebäude geführet worde, da hat niemand nachgesehen. Wer auch einmal anfängt zu bauen, der wird intenßiblement fortgeführet, bis das Geld alle ist, und das lezte Wort heist: Geld oder Feld; welcher Vers manchen zu lernen theuer ankommen ist; Doch wil ich nicht allen und immer den Bergbau wiederrathen. Wer aber bauen wil, thue

es nicht reich zu werden, ſondern er baue von ſeinem Uberflus, den er liegen hat, damit arme Leute können erhalten werden, u. erwarte alsdenn den GOttes Seegen in Gedult, fahre aber fleiſig mit aus und ein, um zu ſehen, wie gearbeitet wird, lerne es aber auch verſtehen, und widme nur ein gewiſſes Geld alle Jahre von ſeinem Uberſchus dazu. Aus allen dieſen Urſachen aber widerrathe ich es allen Geiſtlichen, Bergwerke zu bauen. Denn ich Exempel habe, daß mancher ſein Amt darüber verſäumet, und Tag und Nacht im Schacht auf und abgefahren. Der Bergbau iſt anſtekend wie die Peſt, zumal wenn die Bergleute künſtlich fremde Stufen in das Gebürge einarbeiten, daß man ſchöne Proben bekommt, die in der Tiefe ſich verrutteln ſollen, aber hernach auſſen bleiben. Crede experto Ruperto.

35. Erinnerung vom Bauen auf dem Lande.

Schweinezucht iſt, habe bei vielen den Fehler gefunden; daß die Schweintröge haben, da ſie mit den Füſſen hinein ſteigen können, ihren eigenen Unflat hinein machen, und das Freſſen verderben. Wenn denn ein böſer drunter, das ſteiget hinein beiſſet die andern hinweg, und wenn ſie ſatt, hofiret es darzu hinein. Wenn es nun auch gleich endlich Plaz machet, ſo können doch die andern wegen des Unflats nicht freſſen, und verderben dabei. Sind nun die Mägde unachtſam, ſo gieſſen ſie hernach zu dieſen Unflat das neue Freſſen, welches denn auch verderbet wird. Dieſem allen nun vorzubauen, habe ich unterſchiedene Ställe machen und vor die Tröge Latten, ſo weit vorne in der Höhe, darüber annageln laſſen, daß die Schweine mit denen Köpfen können durchkommen. Da ſie denn, wenn ſie heran wachſen, und mit den Köpfen nicht mehr durchkommen können, in weitere Ställe gebracht werden. Dabei hat

litten zuſammen flieſſet, daſelbſt
an einen Schroth von Holz, wel-
i auf den Seiten und unten mit
er Leimen verrammlet, daß die
nicht durchdringen könne; und
s Loch voll, ſo läſſet man es
d auf den Miſt tragen, welcher
unvergleichlich davon wird, in-
eſſer dünget, als der trokene,
Stroh dadurch wegen der Sal-
n Kraft aufgelöſet wird, dem
ko eher ſeine Kraft zu übergeben.

ie die Stuben anzulegen.

auen, inſonderheit allhier bei
aben ſie durchgehends den Glau-
ß Stuben von Dielen wärmer
als gemäuerte Stuben, ohn-
ich etlichen das Gegentheil be-
abe. Denn wenn eine Steiner-
e einmal ausgeheizet, braucht
nach kaum den dritten Theil Holz,
Steine ſind, kommt eine ge-
Stube kaum ſo hoch zu ſtehen
von Dielen. Allein, wenn man
ch bewieſen hat, daß ſolche Stu-
ſo wohlfeil als hölzerne, und
erheizen ſind, ja eine ewige Wäh-
, ſo macht man endlich doch
vurf, daß die Steine ſchwizen.
iß iſt nicht der Steine, ſondern
rers Schuld. Denn, wenn er
n Grund hübſch dichte und tro-
Kalk mauret, ſo wird keine Feuch-
ch in die Höhe ziehen. Daher
ie Näſſe und Schwizen derer
, daß, wenn eingeheizt wird, die
keit aus der Erde in den Leimen
ch den dünnen Kalkwurf durch-
und näſſet. Denn ich habe noch
uer, ſo mit purem Kalk gemau-
unten herauf näſſen ſehen, auſſer
dreich darunter lieget. Wenn
ltigen Leute zu überreden wären,
iel Holz erſpahret werden kön-
ch manche Ratte weniger ſeyn.
r Plaz zwiſchen der Deke und Bo-
andern Stokwerk iſt ein rechtes
und Mäuſegehege.
heil.

Unterſuchung der Urſachen, welche etwa zu denen ſo vielfältig trokenen Sommern, in alten und neuen Zeiten, das meiſte beigetragen haben.

Wir haben in hieſigen Fluhren nun über ein Viertel Jahr keinen Landregen auch gar wenige Strichregen gehabt: nächſt deme, von zwanzig und mehrern Jahren her, über allzutrokene Sommer und auch in den allerälteſten Zeiten darüber meiſtens geklaget: welches dann den Wachsthum des Getraids gehindert; das Ungeziefer in Feldern und Gärten vermehret, und den Bäumen ihre Fruchtbarkeit entweder genommen oder doch ſelbige gar ſehr zurüke geſezt. Bei dieſer Beſchaffenheit, die auch ſo viele andere Länder empfinden, hat man denen Urſachen nachgedacht;

Welche etwa zu denen ſo vielfältig trokenen Sommmern in alten und neuen Zeiten das meiſte beigetragen haben?

Wir ſezen zum voraus; daß der weiſe Schöpfer den Erdkreis in einen ſolchen Stand geſezzet; daß alles Land ſeine Befeuchtung hinlänglich haben möge. Weil ohne dieſelbe ſo wenig einige Früchte zu hoffen, als es möglich iſt, daß Menſchen und Viehe, ohne Speiſe und Trank beſtehen, wachſen, zunehmen und ſich vermehren können. Da aber die oftmalige Dürre insgemein den Wachsthum hindert; ſo iſt zu glauben; daß hieran etwas ſchuld ſeyn müſſe, ſo den erſtern Zuſtand des Erdreiſes verſchlimmert und in eine Alteration geſezzet. Waſſer iſt die Seele von aller Fruchtbarkeit; eben ſo wie das Geblüt in dem menſchlichen Cörper. Da nun dieſes leztere in der kleinen Welt, dem Menſchen, ſich durch alle Glieder des Leibes, in die Gänge der Adern und Sehnen zertheilet, an keinem Ort aber allein ſolches überhäufet iſt; ſo iſt die Vermuthung nun ſo viel ſicherer; daß die groſſe Welt, aus gleichen

Urſachen, eben alſo ausgeſehen und das Waſſer nicht überhäuffet, an einem Orte geſtanden, als wir jezo in dem groſſen Oceano oder dem ſogenanten unergründlichen Weltmeer anzutreffen. Ich wil dieſes ſagen; daß in den erſten Zeiten und wenigſtens vor der Sündfluth das Gewäſſer in unzähligen Meeren auf dem feſten Lande anſtanden, die man entweder Seen oder vom Meer, Meeriſche oder Mereſtäſl. Sümpfe, oder, wenn ſie Dämme vonnöthen gehabt, Teiche geheiſſen. Welche aber mit der Zeit die Menſchen, mehreres Land zu gewinnen, abgeleitet, und in die gröſſern Meere, durch Gänge und Graben geführet, mithin eine ſo groſſe trokene, durch das viele, vom abgezapftem Waſſer, verurſachte dürre Land, erweket haben. Das erſtere mus erwieſen werden; das andere ergiebt ſich von ſelbſten. Dann wie aller Regen von, aus der Erden, in die Höhe aufgezogenen Dünſten beſtehet: ſo verſtehet ſich von

So berichten uns z. E. die Natu
ger in Spanien; daß, wenn gle
ſelbſt wenig Regen; dannoch die
der Luft, und ſogenannte Aben
Morgenthauen dieſen Abgang er
welche aus dem mit der See u
nen Land, ohne Zweifel herkomme
hero auch ein kleines Exempel in de
barſchaft Mansfeld anzuführen;
ge Akerleute, welche ihre Felder
den zweien Seen, der ſüſſen und
ten haben, ſelten über trokene zu
Indem ihre Felder entweder von
oder Strichregen befeuchtet zu
pflegen. Nachgehends iſt zwei
Gegentheil dieſes nicht weniger
daß, wo keine Meere, Moräſte,
Teiche oder Näſſe ſich befindet
allein die Feuchtigkeit der Luft u
Abend- und Morgenthaue; ſonde
die Strichregen auſſen bleiben
Folglich wan die Weſtwinde keine
regen aus der offenbaren See b

ricaner von demjenigen, was in Aſien mit den Juden und Chriſten vorgegangen, zu ihrem ewigen Heil, nichts gewahr werden können noch mögen; daß man die Americaner Adamskinder und keine Præadamiten oder Feldſchwämme mit dem Lucretio ſeyn ſollen, nothwendig folge; daß America mit einem von den übrigen Theilen der Welt Landwärts verbunden geweſen; indem die Paſſagen, die Grotius den Menſchen angewieſen, die dortigen Thiere nicht treffen, auch ſelbige ohnedem allen Seeleuten zum Gelächter worden; daß vor deme entweder gar keine Ströme oder doch ſelbige ſehr klein geweſen, aber, durch Abzapfung der Seen, ſolche je länger je gröſſer worden; daß der unergründete Ocean in den erſten Zeiten entweder gar nicht oder doch lange nicht ſo gros geweſen u. w. d. m. Allein alles dieſes an ſeinen Ort geſtellet zu laſſen; ſo iſt gleichwol dieſes gewis: daß die Menſchen durch Anlegung der Ströme: Ableitung der Sümpfe, Meer und Seen, das Trokene mithin auch die Dürre verurſachet. Von allen nur einige Exempel zu geben; ſo meldet Strabo lib. I. daß in alten Zeiten die Mittländiſche See gar nicht in den Oceanum gegangen; ſondern jene von dieſem, durch die Gaditaniſche Meerenge gänzlich unterſchieden und zugekämmet geweſen. Nachgehends daß das Euxiniſche Meer, nebſt denen auf funfzig Meilen ſich erſtrekenden Maeotiſchen Sümpfen gar nicht in die Mittländiſche See gelauffen; ſondern, gleich dem Caſpiſchen und dem ſogenannten ohne Abflus gleichgeſtandenen mari rubro oder gefärbten oder auch toden Meer, zur Beſeuchtung des Landes, ſtille, geſtanden, und daraus das Waſſer in die Höhe und durch die Regen wiederum herab geſtiegen ſey. Ferner iſt gleiche Sage von der ſo genannten Oſtſee oder Weiſſenſee, dem Mari Balthico; daß erſt lang hernach dieſe in den Oceanum durchgeriſſen; ehedeme aber zur Beſeuchtung des Landes gleichſam ſtille geſtanden, und mit auf- und niederſteigen des Waſſers gewechſelt habe. Da nun durch alles dieſes eine unbeſchreibliche Menge Waſſers ſich in den Oceanum ergoſſen; ſo iſt dieſes eine gewiſſe Folge: daß der Ocean gröſſer worden; daß er durch die Vergröſſerung viele hundert Meilen Landes in ſich verſchlungen und unter das Waſſer geſezet; daß er ſo viele Kräften und Feuchtigkeit der Erden an ſich gezogen und dadurch manches Land ausgedorret habe. Und auch von hieſiger Gegend nur ein kleines Wort zu reden: ſo hat man in denen alten Geſchichten die Nachricht; daß die Saal und Elſter von Merſeburg bis nach Leipzig durch die ſogenannte Aue, welches nichts anders, als aqua, eitel Moraſt, davon auch Mörſeburg den Namen, und Gewäſſer geweſen. Ferner, daß ſolches Waſſer auch zwiſchen Scope und Beſen vom langſammen Ablauffen, ſo wie durch ein Reis oder Beſen, alſo benennet, geſtanden, und ſodann noch zwiſchen Beſen und Krellewiz oder Gibichenſtein ſich gleichfalls aufgehalten. Wann nun dieſes noch jezo ſich alſo befände, ſo würden wir über die allzuſchädliche, ſo viele Monate anhaltende Dürre nicht ſo ſehr zu klagen haben. Dann es würde die Luft an ſich feuchte ſeyn und das anliegende Land erquiken; ſie würde durch den Abend- und Morgenthau ſolches befeuchten; ſie würde ſo offt nur die Winde kämen, das Land mit vielen Strichregen erfreuen. Wie dann die Nachbarn in der in etlichen Meilen beſtandenen Aſchersiebiſchen See, nachdem ſolche vor einigen Jahren abgeſtochen und das Land urbar und fruchtbar gemachet worden, nicht geringere Klagen führen; daß Thau und Regen bei ihnen deswegen ausblieben. Welches alles nun auch in tauſend andern Orten der Welt ausbleibet; weil die Gewinnſucht der Menſchen die Meere, Seen, Auen, Ströme, durch Gräben ihren vollen Ablauf gemachet, und ſolche in den Abgrund des Oceans verſenket haben.

Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unſerer Erde unterworffen.

Es iſt gewis, daß alle Dinge und Wirkungen in der Welt nach einer uns unbegreiflichen Ordnung auf einander folgen, und alle Augenblik in andere Umſtände verſezet werden; obgleich unſere blöde Sinnen nicht hinreichen, die unendlichen Veränderungen zu überſehen und anzumerken, die da vorgehen. Mit der Zeit aber werden wir von den in den kleinſten Theilen der Zeit vorgegangenen Veränderungen genugſam überführet. Thiere, Bäume und das Gras ſiehet niemand wachſen, und dennoch zweifelt man an der Sache ſelbſt nicht, weil man ſiehet, daß ſie eine Zeitlang klein, und nach einiger Zeit gros ſind. Geſezt, der Menſch lebte nicht ſo lang, daß er dergleichen Veränderungen überſehen könnte. Z. E. er lebte nur eine Stunde ſo würde er auch

Es beſtehet unſere Erde hauptſächlich aus einer gewiſſen Menge Waſſers, und einer gewiſſen Menge feſter Materien, ſie hat dabei eine bei nahe kugelrunde Figur. Doch finden wir, wenn wir ihre äuſſere Fläche betrachten, daß ſie mit merklich, über die umliegende, erhabenen Oertern, oder Bergen und tieffen Thälern, in welchen ſich bisweilen das Waſſer ſammlet, beſezt ſey; ob man gleich die Tiefen und Höhen, in Anſehung der Dike der Erden, eben ſo wenig und noch weniger Urſache hat, in Betrachtung zu ziehen, als die kleinen Grübchen an einer von Holz gedrechſelten Kugel.

Wir nehmen wahr, daß eine groſſe Menge Waſſers durch tiefe Canäle aus dem trokenen Lande in die Meere läuft, und daraus erkennen wir, daß das trokene Land über den Seewaſſer erhaben ſey. Wenn wir weiter hinauf die Bahn dieſer Canäle verfolgen, ſo finden wir, daß viele kleinere Canäle öfters an verſchiedenen Orten zuſammen laufen, und

der über selbiger erhabenen Oer-
gefüllet, und wie derselben Raum
f eine andere Art, wenn eine mög-
erringert werde. Um so viel nun,
Schutt beträgt, so in die Seen
der überhaupt der Raum, so aus-
t wird, um so viel müssen sich die
ber ihrige vorige Grenzen erheben,
so müssen allmählig die trokenen
der Erden überschwemmet wer-
Mithin werden wir einsehen, daß
rtern, wo vorhin Land gewesen,
und wo vorhin Seen gewesen,
stehen können. Wenn wir so weit
rn Betrachtungen gekommen, wer-
r finden, daß wir uns zu verwun-
icht die geringste Ursache haben,
vir in gewissen Ländern Dinge an-
, die nicht ordentlich in selbigen
t werden, und ob man gleich den
nicht leicht Ursache zu glauben hat,
en wir doch dem Ovidio in vielen
beistimmen müssen, wenn er sich
m 15ten Buche von Verwande-
der Dinge folgendergestalt heraus

vor ein festes Land, da sah' ich
was vom Meer.
rmals Wasser war, da sah' ich
trokne Höhen.
von der tiefen See, da lag ein
Muschelheer,
Natur allein erzeugt in grossen
See.
hohen Bergen traf man alte Anker
an.
r ein ebnes Feld, da machten
viele Flüsse
n ausgehölten Thal. Die Berge
sahe man
kne abgespühlt durch starke Was-
sergüsse.
Pfüzen dekete ein trokner heisser
Sand.
ormals lechzete, da sah' ich feuch-
te Pfüzen.
, wo kein Tröpflein einst die klein-
ste Oefnung fand,
t helles Wasser aus. Hier schlieſ-
sen sich die Rizen.

Man sieht, wie hie und dort ein jäher
Flus ausbricht
Aus dem erschütterten Gebäude dieser
Erden.
Oft bleibt er, wo er war, und kommet
nicht ans Licht.
Oft aber mus er doch auch wieder
sichtbar werden.
Noch weit davon, wo man den aufge-
sperten Schlund
Der dürren Erde sieht den Lycusstrom
verschlingen,
Wird selbiger erzeugt, und läuft auf sei-
nen Grund,
Bis man ihn noch einst sieht am andern
End entspringen.
Der grosse Erasin wird eben so verschlukt
Und ins Argol'sche Feld doch wieder
ausgelassen
Caicus alte Bahn, ist, wie man sagt, ver-
rukt.
Und Mysus soll nunmehr den alten
Ausflus hassen.
Antissa muste vor in stolzen Wellen seyn.
So wurde Pharus auch vom Wasser
eingeschlossen,
Und Tyrus ebenfalls. Sind sie nun In-
seln? nein,
Es ist von Zeit zu Zeit das Wasser ab-
geflossen.
Die Insel Lucas hat das feste Land be-
rührt,
Doch endlich hat das Meer dieselbe
abgeschnitten.
Nachdem die wilde Fluth die Grenzen
weggeführt.
Und eben dieses hat Sicilien gelitten.
Du fragst, wo Helice, und wo nun
Buris sey?
Geh', suche nur im Meer. Das Sees-
volk pflegt zu zeigen
Von dem verfall'nen Bau noch jezund
mancherlei,
Als: daß man Mauren sieht sich auf die
Seite neigen.
Bei Pithean hebt sich ein Hügel hoch
empor,
Die steile Fläche prangt mit keinen grünen
Bäumen.

Hier war einſt ebnes Feld, jezt ragt ein Berg hervor.
Wem hat dis alles wol vor Zeiten können träumen?
Der wilden Winde Wuth, (ein Schauer kommt mich an)
Die aus der engen Kruft der Erden zu entwiſchen,
In eine freie Luft den Weg nicht finden kan,
Um ſich mit ſelbiger auf einmal zu vermiſchen,
Die bläſt die Erde auf, und macht die Eb'ne hoch,
So wie der Odem pflegt die Blaſen aufzublaſen.
Der Hügel bleibet ſtehn, die Zeit verhärtet noch
Den Bau, und will ihn auch die Nachwelt ſehen laſſen.

Die natürliche Beſchaffenheit der erhabenen Oerter der Erden bringet es mit ſich, daß alle ſchwere Körper, die auf

können geſehen werden weg
ſchen gelegenen Bergs, da
Zeit nicht allein den Thurn,
einen groſſen Theil von der
den Kirche hätte ſehen könne
weiter an, daß das Volk
ſtenthum Wallis in den
Thansbergs das Land von
ſäubern müſſe, ſo durch die
ſerfluthen von den Bergen
ſtürzet würden. Der Gru
toli zu Rom ſolle ſchon blo
unten an dem Fus des
Triumphbogen des Septi
ganz mit Erde bedeket ſeyn
haben ſchon angemerket, d
von Zeit zu Zeit niedriger
lianus ſchreibt, daß nicht al
Etna, ſondern auch der
Olympus den Seefahrern
drigen ſchiene.

Je ſteiler die über dem
habene Oerter und Berge ſ

Sturmwinde, Regen und verschiedene andere Anfälle zerfallen. Der Revalische Dohm, der auf einen zimmlich hohen Felsen erbauet ist, zeiget ein Haus auf einem sehr untergrabenen Grunde, so daß niemand sich wird überreden können, zu glauben, daß es anfänglich auf einen so gefährlichen Grund wäre erbauet worden. Man mus vielmehr denken, daß derselbe allgemach unterbrochen sey. Einige Meilen jenseit Narva gehet die Landstrasse längs dem Seeufer weg über einen hohen Grund, der einige Faden über der Oberfläche der offenbaren See erhaben ist, und unten am Strande wachsen noch zimmlich hohe Bäume. Hier siehet es sonderlich fürchterlich aus, wenn man bemerket, daß die Wege an einigen Orten ganz durchgebrochen seyn, und daß sich grosse Stüke bis an den Flus des steilen Felsens herunter gestürzet. Die in der Schweiz gewesen, haben eine grössere Anzahl dergleichen Berge zu sehen Gelegenheit gehabt.

Das über dem Seewasser erhabene Land, und insonderheit die Berge, sind gleichsam Brüste der Erden, die das Wasser, als die Milch der Erden, nicht allein auffen v. dem geschmolzenen Schnee, oder den herabfallenden Dünsten und dem Regen bekommen, sondern zugleich, nach Varenii und vieler andern Meinung, aus den Adern der Erde selbst, die aus der See durch unterirdische Gänge sich in der Erden vertheilen. Wenn dieses so wahr ist, so wahrscheinlich es denen deucht, die die Meinung behaupten, so mus die öffters wütende See ihre Begegnung dem unterirdischen Wasser mittheilen, und die über dem Seewasser erhabene Oerter untergraben. Auf solche Art müssen sie einen schwachen Grund bekommen, und also sich mit der Zeit durch ihre eigene Schwere senken.

Nebst dem ist es auch nicht unmöglich, daß die in der Erde würkende Wärme das Wasser in Dünste verwandelt, die in den Klüften der Erden eingeschlossene Luft ausdehnet, und dadurch die Hölungen der Erden, insonderheit in den Bergen, wo sie mit den Dünsten insgemein ihren Ausgang suchet, noch gröſſer machet. Und sollte dieses seine Richtigkeit nicht haben, so ist doch gewis, daß das aus den Bergen herabgestürzte Wasser viele Theile von denselben mitnimmt. Dies mus nun nothwendig auch zu der Aushölung und Schwächung der Berge beitragen, daß sie den äusserlichen Anfällen noch weniger widerstehen können. Wir dürfen uns also nicht verwundern, wenn wir hören, daß Berge auf einmal einfallen, wovon man viele Beispiele aus der alten und neuern Geschichte weis, und wie sich solches noch im Jahre 1739. mit einem gewissen Berge in Crain, nicht weit von Laybach, zugetragen hat.

Plinius sagt, die Erde verzehre sich selbst, und so wäre ein hoher Berg Cybotus mit der Stadt Curide von derselben verschlungen, woraus wir sehen, daß die Alten eben das angemerket, was wir noch heutiges Tags erleben. Daß das Erdbeben mit eine Haupturſache der Erniedrigung der über dem Seewasser erhabenen Oerter sey, davon lassen sich viele betrübte Beyspiele anführen, und in den Zeitungen findet man fast alle Jahr Nachrichten von desselben schändlichen Würkung. Es ist aber auch an sich begreifflich, daß durch dergleichen Erschütterung die natürliche Festigkeit, mit welcher die Theile aneinander hangen, aufhören, und selbige getrennet werden müsse. Sie sezen sich also nach den Gesezen der Schwere herunter, und füllen die Hölungen der Erde aus, die dadurch entstanden, das die in der Erden ausgedehnte Luft und Dünste, oder die Materie des Erdbebens sich einen Weg gemacht. Die Materie, die das Erdbeben verursachet, ist nämlich eben das Feuer, so sich bei den feuerspeyenden Bergen zu erkennen giebt. Es dehnet die Luft in den Klüften der Erden mit Gewalt aus, und hat eben die Würkung, die das Schiespulver in angelegten Minen hat. Casaubonus erzehlet, daß zu seiner Zeit im

Canton

Canton Bern ein Dorf, Hyborn genannt, durch einen im Erdbeben eingefallenen, 2000. Schritt von demſelben gelegenen, Berg ganz bedeket, und die ganze Gegend ein ebenes Feld worden. Ein ähnliches Schikſal hat die Stadt Plurs, im Graubünder Lande, 1618. ausgeſtanden, ſo daß man an dem Orte, wo die Stadt geweſen, nach der Zeit nichts als eine See geſehen. Kirchner gedenket eines Erdbebens, da er ſelbſt einen Zuſchauer vieler betrübten Vorſtellnngen eines Trauerſpiels mit abgegeben, in welchem faſt die ganze Stadt Euphemia in die Erde geſunken. Die feierſpeiende Berge müſſen auch dadurch allgemach zu ihrem Ende eilen, daß ſie von Zeit zu Zeit viel Materie auswerfen. Strabo führet aus dem Poſidoneo an, daß eine Stadt nicht weit von Sidon in Phönicien durch ein Erdbeben verſchlungen ſey.

Was durch Uberſchwemmungen für wichtige Veränderungen in dieſem Stüke haben vorgehen müſſen, iſt leicht zu von ſchwerer Art, als das Waſſer, viele 100. Meilen Wegs durch die Bewegung des Waſſers ſolten weggeriſſen, und auf die höchſten Berge verſezet worden ſeyn, daran läſſet ſich noch zweifeln, ob es gleich viele gegeben, die ſolches aus unzulänglichen Anzeigungen feſt zu ſezen ſich getrauet.

Ehe wir unſere Betrachtungen weiter fortſezen, wollen wir noch kürzlich berühren, wie die beſondere Beſchaffenheit der Lagen, die man an manchen Orten über einander aufgeführet ſiehet, wenn man die Erde ausgrabet, uns beſondere Anzeigungen von den durch Uberſchwemmungen zerſtöhrten hohen Oertern gebe. Ramazini, ein Italiäniſcher Weltweiſe, giebet uns hievon eine merkwürdige Nachricht. Indem er unterſuchen will, wie die Quellen um Modena herum entſtehen, giebt er zugleich die Abwechſelungen der Lagen an, die man bei Grabung der Brunnen wahrnimmt. Erſtlich ſoll man daſelbſt Uberbleibſel oder Ruder

dem hätte man im Graben mancherlei Arten Bäume in den morastigen Schichten und dem Raum zwischen dem Gnund der alten Stadt und dem Aufang der kreidenhaften Lage angetroffen. Bisweilen hätte man im Graben auch Knochen, Kohlen und Eisenstüke gefunden. Ramazini meinet, und wir glauben eben nicht, daß wir viel zu viel thun, wenn wir es ihm zur Gesellschafft mit meinen, daß die Lagen von kreidenhafter Mater Materie von drei grossen Uberschwemmungen vor uralten Zeiten dadurch erzeuget worden, daß sie die Erde von den Bergen in die niedrigen Oerter abgestürzet, und daß von einer Ueberschwemmung bis zur andern eine lange Zeit verflossen wäre, da denn die aus Wurzeln und Blättern gewisser Pflanzen zusammengesezte Lagen, die in der Mitte angetroffen worden, nachdem sich das Wasser in die vorigen Grenzen zurük begeben, oder wieder abgeflossen, entstanden. In dieser Zeit wären nämlich viele Pflanzen und Kräuter aus der Erden hervor gewachsen und verfaulet, und also wäre allgemach eine Schicht schwarzer Erde aufgeführet worden.

Inzwischen wäre es zu weiterer Untersuchung der natürlichen Beschaffenheit der über dem Seewasser erhabenen Oerter, und zur Erkenntnis der Veränderungen, welchen sie von Zeit zu Zeit unterworffen gewesen, nicht undienlich, an verschiedenen Orten tief in die Erde zu graben, und die Abwechslungen der Lagen und ihrer Beschaffenheit genau anzumerken, dabei auf die umliegenden Gegenden Achtung zu geben. Diese Arbeit ist bis hieher hauptsächlich deswegen unterlassen worden, weil sie beschwerlich und so beschaffen, daß die Naturkündiger diese Untersuchungen nicht ohne Hülfe in ihren Zimmern anstellen können, und weil endlich der Nuzen gar zu ungenünzig und philosophisch zu seyn scheinet, es sey denn, daß man sich um den Akerbau mit diesen Bemühungen verdient machen könne.

Der Untergang der erhabenen Oerter über der Erden, deren natürliche Ursachen am Tage liegen, drohet denen Quellen, Bächen und Flüssen nothwendig den Untergang; sintemal diese ohne jene weder entstehen noch bestehen können, weil sie aus selbigen alle Augenblik ihre Nahrung bekommen müssen. Ja die Flüsse könnten nicht einmal flieſſen und Flüsse heissen, wofern nicht die ausgehölte Bahn selbst abhängig wäre, und wofern das Wasser nicht von einer Höhe herunter flösse. Ob nun gleich dieses seine Richtigkeit hat, so hat es doch nicht weniger seine Richtigkeit, daß auch Flüsse zu der Zerstörung der Berge, und also auch ihrer selbst beitragen.

Es macht sich nämlich das aus hohen Oertern der Erden gestürzte Wasser einen tiefen, und nach Beschaffenheit des Gegenstandes krummen oder weniger krummen Weg, und also ein Bächlein. Kommen viele dergleichen Bächlein zusammen; so entstehen Bäche, und viele Bäche machen grosse Flüsse, die sich endlich in die See ausgiessen. Sie ersezen das aus selbiger ausgedünstete, oder auch, wie viele meinen, durch unterirdische Gange unter die über dem Seewasser erhabene Oerter abgeleitete Wasser, welches die Natur durch eine unterirdische Wärme in die Höhe treiben, und in die Quellen zusammen bringen soll, und versüssen die in der See und Adern der Erde zurük gebliebene Söle. Wenn wir nun die Bahn solcher Bäche und Flüsse verfolgen; so werden wir gnugsame Anzeigungen haben, und durch natürliche Schlüsse uns überführen können, daß sie, und zwar am meisten, wenn sie jähe und schnell lauffen, von dem abhangenden Grunde allmählig viele schwere Theile mit herunter reissen, auch an den Seiten vieles abstossen, und mit sich führen müssen: So soll der Rhein das Glacis zu Kehl dergestalt hinweg geschwemmet haben, daß man in aller Eil einen Damm aufführen müssen, um die völlige Uberschwemmung zu verhüten.

Es kommt alſo alles allmählich an die niedrige Oerter, welche eben dadurch, daß die höhern niedriger werden, erhöhet werden müſſen. Es lauffen die Flüſſe, wie man wahrnimmt, an allen Orten nicht gleich geſchwinde, und wo die Flüſſe breit ſind, verſpüret man eine merkliche Veränderung der Gewalt des Waſſers, da laſſen ſich alſo bisweilen die ſchweren durch die Gewalt des Waſſers herabgeführten Theile herunter, und ſezen ſich auf den Grund. Dahero haben wir oft mitten in den Flüſſen kleine Inſeln. Es geſchiehet auch zuweilen, daß die Bahn der Flüſſe von dem herabgeſtürzten und zu Boden geſezten Schlamm, Erde und Sand ſo hoch erhöhet wird, als der Ort ſelbſt iſt, woraus das Waſſer entſpringet; ſo hat z. E. ein Arm vom Rhein, der vor Zeiten vor Leyden vorbei in das deutſche Meer ſich ergoſſen, ſchon vor einigen 100. Jahren dieſe Bahn verlaſſen. Da einige Flüſſe vorhin Schifterſcheid ereignen. Zu der Erhöhung der Rewa wird eine groſſe Anzahl Jahre erfordert, und wenn gleich die darinn gelegene Inſeln allmählig gröſſer gemacht würden, durch die von oben herunter geführte und ſich allmählig anſezende Theile, ſo müſten doch vorher die meiſten Flüſſe, die ſich in die Ladogaerſee ergieſſen, verſtopft und erhöhet werden, oder ihren Lauf ändern, ehe es an herabflieſſendem und ſchnell laufendem Waſſer gebrechen würde, das nicht im Stande wäre, mit Gewalt ſich einen Weg zu machen, und das, was ihrem Lauf hinderlich wäre, weiter in die See mit ſich zu führen, oder bei dem Ausflus niederzulaſſen; denn wenn gleich die Flüſſe durch ihren Lauf die ſchweren Körper mit ſich zu führen, und gar in die See zu verſezzen im Stande ſind, ſo werden ſie doch, ſo bald ſie von dem Trieb des Fluſſes nicht weiter getrieben werden, ſich herunter ſezen müſſen, und unbeweglich bleiben. Ja alle irdiſche

erhellet, daß ſolche Oerter vorhin zum Meer gehörig, nachgehends aber durch benannte Flüſſe, und auch die aus der See an den Strand ausgeworfene Körper allmählig erhöhet worden. Varenius erzählet, daß man, da man in Amſterdam 100. Fus tief gegraben, endlich eine 4. Fus dike Lage von Sand und Muſchelſchaalen gekommen, nachdem die obern Lagen folgender Geſtalt abgewechſelt: auf eine 7. Fus dike Lage Gartenerde folgete eine 9. Fus dike Lage Torf, auf dieſe eine eben ſo dike Lage weichen Thons, darauf folgete Sand und gieng 8. Fus tief, darauf Erde 4. Fus, Thon 10. Fus, Erde 4, Sand 10., Thon 2., weiſſer Sand 4., trokene Erde 5, Moraſt 2., Sand 14., ſandigte Lette 3., Sand mit Thon vormengt 5., endlich Sand mit Muſchelſchaalen vermengt 4. Fus, und darauf folgete ein 102. Fus diker thönichter Grund, welcher ſich mit einem 3. Fus diken Lage von kieslichtem Sand endigte. Die 4. Fus dike mit Meermuſchelſchaalen vermengte Lage, die über der 102. Fus diken Lage von Thon angetroffen ward, war ein offenbares Merkmahl, daß vorhin die Lage von Thon der Seegrund geweſen war, wie aber die übrigen Lagen nach und nach haben aufgeführet werden können, iſt uns noch nicht genau bekannt. So viel lieſſe ſich noch ſagen, daß die Flüſſe, indem ſie durch verſchiedenes Erdreich ihren Lauf nehmen, auch verſchiedene Erde mit ſich führen müſten, dieſelbe alſo von dem Theil ihrer Bahn, ſo dem Ort, wo Amſterdam liegt, am nächſten geweſen, die erſte Schicht über dem Seegrund aufgeführet, und nachdem dieſer Theil der Bahn von der Erde, die von einer noch gröſſern Höhe herunter geführet worden, ganz bedeket geweſen, hätte von ſolchem nichts mehr in die See geführet werden können, und alſo wäre die andere Schicht, und ſo weiter, geleget worden. Man könnte weiter ſagen, daß viele Uberſchwemmungen zu verſchiedenen Zeiten auch das ihrige beigetragen, und endlich, daß die Erde unter den 4. obern Lagen durch die Natur ſelbſt, die daſelbſt das Gras hervorgebracht, nachdem das Waſſer abgefloſſen, enſtanden. Endlich könnte man hinzufügen, daß die obern theils durch neue Uberſchwemmungen, theils durch Menſchenhände, die das Land hätten erhöhen wollen, theils durch die Flüſſe wären aufgeführet worden; die alleroberſte Lage aber ſammt der nächſt untern hätte die Natur ſelbſt erbauet, dadurch, daß ſie die Kräuter hervorgebracht, die daſelbſt verfaulet, und allgemach das Land erhöhet. Daß Holland, Seeland und ein Theil von Flandern in der See aufgeführet worden, daran hat man um ſo viel weniger zu zweifeln, da man in den höher gelegenen Provinzen, als Braband, Geldern und dem gröſten Theil von Flandern, wenn man nur ungefehr ein paar Faden tief gräbet, noch eine groſſe Menge, als in Holland und Seeland, von allerhand Seemuſchelſchaalen und Fiſchgräten anzutreffen pflegt, wiewohl in Holland und Seeland am Strande ebenfalls eine groſſe Menge Meermuſchelſchaalen liegen ſollen. Rajus führet in oben angeführtem Tractat Thomas Huberts Beſchreibung des Lütticher Landes an, welcher Secretair bei dem Pfalzgrafen vom Rhein geweſen. Dieſer ſoll anmerken, daß das Meer vor Zeiten gar bis an die Mauren von Tongern aufgeſtiegen ſey, und daß zu ſeiner Zeit noch daſelbſt die groſſen eiſernen Ringe vorhanden geweſen, woran die daſelbſt ankommende Schiffe feſt gemacht worden. So meinet man auch, daß der groſſe Strich Landes in Engelland, der durch Cambridgeshire, die Inſel Eli und durch Nordfolk hindurch gehet, vorzeiten zum Meer gehöret, und daß die vielen Flüſſe, die durch dieſen Strich Landes hindurch flieſſen, durch die Menge des Schlammes und Kothes, ſo ſie zur Zeit der Fluth von den erhabenen Oertern abführen ſollen, den Strich Landes erhöhet hätten. Varenius hält es für wahrſcheinlich, daß China durch den Sand, den der Flus, der aus

der Tartarey durch China in die Chineſiſche See flieſſet, und denn man den gelben Flus nennt, mit groſſer Gewalt herab ſtürzen ſoll, entweder ganz entſtanden, oder wenigſtens angewachſen und erhöhet ſey, weil er öfters, obgleich nicht alle Jahr, das Land zu überſchwemmen, und ſo viel Sand mit ſich zu führen pflege, daß derſelbe faſt den dritten Theil des Waſſers ausmachen ſoll. Die ſeichten Gründe bei Venedig, wo die groſſen Flüſſe, der Po, die Etſch, Brenta, Pavia und ſo weiter, ausflieſſen, die die Sandbänke und Inſeln in dem Adriatiſche Meer, die ihnen entgegen liegen und auch die, worauf Venedig ſelbſt erbauet iſt, aufführen helfen, können mit der Zeit ſelbſt Land, und ſammt der Stadt mit dem feſten Lande vereiniget werden, da ſie zur Zeit der Ebbe ſchon blos liegen. Die Sandbänke und ſeichten Gründe in und bei den Ausgängen der Flüſſe in Oſtindien ſollen ebenfalls immer anwachſen, wie Houberts in ſeiner Reiſe nach

bauet; ſo mus nothwendig das rothe Meer mit dem Mittelländiſchen zuſammen gehangen, und Aſien von Africa geſchieden haben. Was der Nil in Aegypten gethan, eben dieſes ſollen die Flüſſe, Ganges und Indus in Oſtindien, die Rhone in Frankreich, der Flus de la Plate in America, gethan haben. Der Don und andere Flüſſe führen in die Maotiſche See immer mehr und mehr Schlamm hinein, deswegen wird ſie von Zeit zu Zeit ſeichter, welches der Schiffart hinderlich.

Strabo führet an, daß bei dem Ausgang des Iſterſtroms, oder der Donau die Oerter Stethe und die ſcythiſche Wüſte entſtanden, bei dem Ausflus der Phaſis die Seeküſten, bei den Ausgängen der Flüſſe Thermodon und Iris ganz Themiſcira, die ebenen Felder der Amazonen und ein Theil von Sidene. Von dem Flus Pyramo wird von eben dieſem Autore geſagt, daß er ein groſſes Stük Landes

Auf eben diese Art müssen endlich die Ostsee, das rothe Meer, der Persische Seebusen, das schwarze Meer, die caspische See, Ladoga und alle Seen aus einerlei Grunde erhöhet und ausgefüllet werden.

Es trägt nicht allein die durch die Flüsse abgeführte Erde und der Sand zur Ausfüllung und Erhöhung des Grundes der Seen bei; es wird zugleich die Erde durch grosse Ueberschwemmungen in die See gestürzet, wie wir davon bei Modena Anzeigungen haben, da über dem Seegrund oder derselben Strand, der sich durch verschiedene aus dem Meer ausgeworfene Dinge verräth, verschiedene Lagen durch unterschiedene Ueberschwemmungen müssen aufgeführet worden seyn, wie wir schon oben dem geneigten Leser die Sache vorzustellen Gelegenheit gehabt. Ferner wird die Erde von dem Meere untergraben, und in selbiges hineingestürzet. Auf diese Art sind an der Ostsee die Cüsten von Pommern, und die berühmte Handelsstadt Vineta in die See versenket worden, da das Wasser an deren statt den Raum eingenommen. Rajus führet in seinem angezogenen Tractat Carrero von Antony Betrachtung von Cornwal an, darinn dieser Autor beweisen soll, das vorhin zu diesem Lande eine Grafschaft, Lionès, gehöret. Er meldet ferner, daß in der Grafschaft Suffolk fast die ganze Stadt Donewich, samt der angränzenden Gegend von dem Meer verschlungen worden. So ist auch eine uralte Meinung gewesen, daß Sicilien und Italien mit einander zusammen gehangen, und durch des Meeres Kraft von einander getrennet worden, nachdem sie ein Stük Landes dazwischen weggerissen. Einige haben vermeinet, aus wahrscheinlichen Gründen behaupten zu können, daß Engelland vorhin an Frankreich gehangen, und schon vor uralten Zeiten hat man dafür gehalten, daß die Meerenge bei Gibralar, nachdem das feste Land zwischen Europa und America von dem Weltmeer zerstöhret worden, entstanden wäre. Die Süderse ist nur vor einigen hundert Jahren entstanden. Rajus führet an, daß bei Dordrecht in Holland, und bei Dulaart in Ostfriesland viele Dörfer bei Einreissung des Meers unter Wasser gesezet worden, so daß noch einige Schlösser und Thürme hervorragten, als unverwerfliche Zeugen einer betrübten Begebenheit.

Kirchner hat am Toscanischen Strande nicht weit von Ingorn eine ganze Stadt unter dem Wasser gesehen. Er merket an, daß gegen Pauteol über in dem Eingange von Baye auf dem Boden des Meers einige Häuser klärlich könnten gesehen werden. Camdenus führet aus dem Gyraldo an, daß Pembrokeshire vorzeiten sich bis Irrland erstreket, daher Willhelmus der Rothe gesaget, er könne von seinen Schrifften eine bequeme Brüke bauen, und zu Fusse nach Irrland gehen. Unter Heinrich dem II. soll das Land durch Gewalt eines starken Sturms so weit entdeket worden seyn, daß man viele Stämme von grossen Bäumen angetroffen, darinn man wahrgenommen, daß man mit der Axt hinein gehauen. Mit einem Worte, es soll alles mehr das Ansehen von einem vorhin daselbst gewesenen Walde, als einem Strande gehabt haben. Da man nun in neuern Zeiten eben das bemerket, was Ovidius zu uralten Zeiten angemerkt zu haben vorgibt, so hat man keine Ursache über ihn zu lachen, wenn er schreibt: Du frägst, wo Helice, und wo nun Buris sey, geh' suche nur im Meer, das Seevolk pflegt zu zeigen, von dem verfall'nen Bau noch jezund mancherlei, als: das man Mauren sieht sich auf die Seite neigen.

Diese und viele dergleichen Geschichte finden wir aufgezeichnet, wir wissen aber nicht genau, wie es damit eigentlich zugegangen. Viele muthmassen, daß an der Absonderung Siciliens von Italien ein Erdbeben Schuld gewesen; und es ist gewis, daß solches genug im Stande ist, dergleichen Veränderungen zu verursachen. Es zerstöhret nicht allein die er-

führten ſiehet man ſchon zur Genüge, wie durch mancherlei Kräfte das trokene Land erniedriget, und durch derſelben Schutt die See ausgefüllet werde, und wie zugleich die See über das Land ſich erhebe. Es trägt aber inzwiſchen, nach einiger Naturkündiger Meinung, das Erdbeben noch auf eine ganz beſondere Art zu der Uberſchwemmung des Erdbodens bei. Damit wir auf den Grund dieſer Meinung kommen, wollen wir erſt einige Begebenheiten anführen.

Die Portugieſen haben 1523., ohngefehr in dem Meer bei Cambaya, ein Erdbeben unter dem Waſſer verſpüret. Nachdem nach einer groſſen Meer- und Windſtille mit einmal die Wellen ſich erhoben, fingen die Schiffe an zu wanken und zu knarren, als wenn ſie in Stüken zerſchmiſſen würden; da es denn nicht anderſt gelaſſen, als daß ſie irgendwo an Sandbänke angeſtoſſen wären. So bald einige mit ledigen Fäſſern ans Land geſchwommen, wurden ſie verſichert, daß ein Erdbeben an dem, was geſchehen, Schuld geweſen. Kirchner erlebte und fühlete ſelbſt zu Lovicio an dem Meer 1628.

auch in Deutſchland, Frankreiland und Flandern verſpüret w

Da nun die Materie, die da ben verurſachet, im Stande iſt, de in die Höhe zu heben, ſo me ge Weltweiſen, daß es gar wol hen könne, daß ein dergleichen ner Ort oder Berg nicht viel falle, wenn nemlich die ober mit denen an der Seiten ſo ſta men hiengen, daß ihre ganze ſo gros wäre, als die Kraft, mi die Theile zuſammen hiengen, o die obern Theile von denen an gehalten würden. Wenn nun d rie des Erdbebens unter dem B Meers weggehet, ſo meinen ſie ebenfalls nicht unmöglich, daß Boden des Meers in die Höhe ſtehen bleibe. Sie gehen noch we getrauen gar zu behaupten, daß ſe Art ganze Inſeln in der See könnten, welche, wenn es wahr falls den Raum der See ausfül und verurſachen müſſen, daß ſel das veſte Land ſich allmählig Merkwürdig iſt es, daß man

r Gegend der Stadt Methone
nes in dem Eingang von Her-
Erde ſich bis zur Höhe von 875.
aufgeblähet, darauf groſſe un-
ıe Felſen, wie hohe Thürne ge-
Er ſezt hinzu, daß ein ſchwef-
ımpf davon die Urſache gewe-
daß man dieſen Orte wegen der
ſchwefflichten Geruchs ſich des
ht nähern dürfen, des Nachts
: es daſelbſt angenehm gerochen
ɟeſchienen: Die Hize ſoll ſo gros
:yn, daß das Meer in der Weite
Schritte gekochet, und bis 2400.
rübe geweſen. Ein wenig vor-
ɔt er, daß mitten zwiſchen The-
ɟeraſia, oder S. Erini, nicht
Candia, 4. Tage lang Flam-
dem Meer herausgebrochen, ſo
Reer gekochet, und endlich wä-
ue Inſel in die Höhe geſtoſſen
die in ihrem Umkreiſe 1500.
gehalten. Seneca verſichert,
ner Zeit die Inſel Theraſia auf
entſtanden, ſo daß die Schif-
em zugeſehen. Varenius zwei-
r Möglichkeit nicht, und wür-
ɔeniger daran gezweifelt haben,
bekannt geweſen wäre, daß
en neuern Zeiten Inſeln zum
gekommen. Wie Rajus in oben
em Tractat meldet, ſo iſt 1538.
von Puzzuolo der Berg, Mon-
:e, durch ein Erdbeben entſtan-
ohngefehr 100. Fus hoch in die
ɔwollen. Kirchner führet an,
bei der Inſel St. Michael in
ıtiſchen Meer eine Inſel von 5.
der Breite entſtanden, indem
irdiſche Feuer Steine in groſſer
ɔer einen Hauffen geworffen,
ı, daß in einer Nacht ein Berg
ı aus der See erhoben. Im
7. iſt eine kleine Inſel durch
giges Erdbeben, welches auf
Theraſia, oder S. Erini verſpü-
n, nicht weit von derſelben in
r aufgegangen, und den 14.
ie ſchon 20. bis 25. Fus hoch
und hat eine halbe Franzöſi-
ſche Meile im Umkreiſe gehabt. Sie ſoll, wie die Inſel S. Erini, aus lauter gebrannten Steinen zuſammen geſezt ſeyn, wie ein Bakofen ſtets brennen, und einen üblen Geruch und Dampf von ſich geben. Merkwürdig iſt, daß Strabo vor langer Zeit erzählet, daß eben in dieſer Gegend faſt unter ſelbigen Umſtänden eine Inſel hervorgekommen. Dieſe Begebenheit iſt zureichend, dem Bericht des alten Strabo einen ſehr groſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit beizulegen. Indem nun die Sache hierdurch eine groſſe Wahrſcheinlichkeit bekommt, ſo hat es einige gegeben, die dafür halten, daß alles, was über dem Seewaſſer erhaben iſt, und was allgemach wieder verfällt, durch ein unterirdiſches Feuer über daſſelbe erhoben wäre, und daß alles, was noch jezt unter demſelben befände, auf dieſe Art in die Höhe kommen würde, daß alſo alles, was die Natur durch ihre Bemühungen aufbaueten, eine Zeitlang ſtünde; endlich aber wieder verfiele, und etwas anderes aufgebauet würde. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo erhellet doch aus allen dem, was angeführet worden, zur Genüge, daß die trokenen Länder endlich mit Seewaſſer bedekt werden müſſen, und daß einige ſchon würklich bedekt worden, und daß in der See neue Länder aufgeführet werden können, und bisweilen wirklich aufgeführet werden. Die Natur ſcheinet noch auf den höchſten Bergen, und ſonſt hin und wieder von dergleichen Hauptveränderungen Merkmaale nachgelaſſen zu haben. Einige haben wir angeführet, und einige ſezen wir noch hinzu. Sicilien ſcheinet nicht allein von Italien abgeſondert zu ſeyn, man findet ſogar Merkmaale, daß dieſe Inſel in dem Meer aufgeführet. Es giebt in den Sicilianiſchen Gebürgen viele Meermuſcheln und weisröthlichten Marmor, in welchem man, wenn man ihn genauer betrachtet, wahrnimmt, daß das, was in dem Marmor weis iſt, lauter Muſchelſchaalen ſind. Auch in Italien ſoll es Meermuſchelſchalen und harte Steine ge-

wen

Holz von Schiffen, eiserne Haken, Klam-
ke und Klammern, wie auch groſſe ge-
gen den Horizont zu ſich neigende Steine
und ſo weiter angetroffen, woraus ab-
zunehmen, daß vor dieſem an ſelbigen
Oertern Häven geweſen. In Touraine
in Frankreich trift man an einem mehr
als 36. Franzöſiſche Meilen von der See
abgelegenen, faſt 9. gevierte Meilen wei-
ten Plaze, eine, wenigſtens 18. Fus dike,
Lage von zerbrochenē Meermuſchelſchalen
an, ohne daß Steine, Sand und ande-
re Dinge mit ſelbigen vermiſchet ſeyn ſoll-
ten. Es giebt auch Theile von verſtei-
nerten Seepflanzen. Z. E. von Seeſchwäm-
men und andern Gewächſen an dieſem
Orte. Die Bauren bedienen ſich der Mu-
ſchelſchalen zu Düngung ihrer Aeker.
Reaumur meinet, daß dieſer Plaz der
Boden von einem Meerbuſen, oder auch
ein ausgehölter Plaz des Seegrundes
geweſen, und daß die Schalen durch eine
heftige Bewegung des Meerwaſſers da-
hin verſezet worden, wo man ſie noch
heutiges Tages fände; an welchem Orte
ſie deswegen geſammelt worden, weil ſie
aus dem tiefen Plaze nicht wieder hätten

Pflanzen hat man auch hier an
da ſie auf einigen Steinen gan
abgebildet geweſen. Man fi
Eindrüke von Palmblättern,
rer fremden Bäume. Die St
ſpalten ſich, wie Schieferſteine
ben keinen Unterſchied in der F
ſer daß ſie, wenn ſie nahe an
kohlen liegen, eine glänzende
haben, weil ſie mit dem Stei
getränket ſind. Die weiter von
kohlen entfernte Steine ſind
welchen einige Theilchen von F
das Anſehen von Metall, un
Silber, geben. Zwiſchen de
ſteket in den Hölungen der
ſchwarzes Pulver, welches
Überbleibſel der verfaulten Pf
ſahe. Daß ſolche Pflanzen du
waſſer an dieſe Oerter verſeze
ſchlieſſet Juſſieu aus dieſer
Anzeigung, weil nicht weit v
chen Pflanzen Seemuſcheln au
worden. Dergleichen Bilder
zen ſoll man in Engelland in
vinz Glouceſter in den Kohle
Steine eingedrukt antreffen.

innen der Endzwek eines tschaffenen Politici bestehet?

r nur etliche 30. Jahre auf der Welt geleget, und sich um dasjenige, auf derselben, und absonderlich ten Höfen zugehet, bekümmert hat, ird von selbsten bekennen müssen, eutiges Tages viele Politici Präch meichler seyn, und keine andere t haben, als sich bei ihrem Princi ovis modo beliebt zu machen. Bei ist nun nicht des Fürstens und Landes Wohlfarth, sondern diesen, ohl offtmahls sündliche, Vergnü des Endzwek. Denn da ist man nd Nacht einzig und allein darauf t, daß man seines Principalen uth, Regiersucht, Ungerechtigkeit, ht, Geiz, Tyrannei u. s. w. entwes cundiren und befördern, oder aber iren möge.

det man nun gleich zu unsern Zei ch viele solche Politicos, welche Schmeichler seyn, so sind sie doch niglich nur blose weltlich gesinnte tsdiener, die nur auf die Authori res hohen Principals sehen, und allein, nebst der Renommé ihrer n zu behaupten suchen. Denn es enig, die auch fragen, wie es in h um das Gewissen stehe! die den n fleisig an den Himmel weisen, und it Nachdruk erinnern, daß sie den fleisig vor Augen haben, lieben, , scheuen, fürchten, und ihm so von seinem eigenen, als des Volks und Lassen Rechenschafft geben müs die nicht nur den äusserlichen Staat r regulirten Form zu haben, sondern ie die Mores der Inwohner nach den hen Gesezen in gehöriger Richtigkeit ssen trachten. Sondern man sinnet ntheils nur darauf, wie Potenta nd Völker ihre auswärtige Fein s dem Felde schlagen sollen, achtet unterdessen nicht, daß ihnen die in he Feinde, die unbändigen Affecten errschaft über sich selbst aus den

Theil.

Händen spielen, und sie ganz unvermerkt der Sünde zinsbar machen.

Hieraus läst sich nun zur Gnüge schliessen, daß diese heutigen Politici den rechten Zwek nicht vor Augen haben. Denn so lange man nicht den Stand eines guten Gewissens mit GOtt zu dem Hauptabsehen der Staatsmaximen sezt, so lange kan unmöglich eine rechte Wohlfarth ausgesonnen und erhalten werden. Und so lange man nicht an statt der bisher gebrauchten Mittel, ausser denen nutzbaren Vorschlägen, eine Gesezmäsige Ausübung der Tugend braucht, und die gemeiniglich gar laulich und kaltsinnig getriebene Religion mit einem bessern Eifer treibet, so lange wird man auch in dem gesuchten Zwek, nemlich zu der wahren Wohlfarth, nicht gelangen können.

Man wendet zwar hier wieder ein, daß dieses eine Sache sey, die nur vor die Geistlichkeit gehöret. Denn eben darum hätten hohe Potentaten ihr Gewissensräthe, daß selbige vor die Ruhe des Gewissens sorgen und mit einer gezimenden Warnung bei Zeiten einkommen solten, wann sich etwas äussert; das den innerlichen Ruhestand verstören könte. Auf diese nun hätten sich alle weltverständige Politici zu verlassen, und könten gar wol alle Schuld von sich werffen, wenn hohe Häupter etwas thäten, wegen dessen sie von der Geistlichkeit billig bei Zeiten erinnert, und ermahnet werden solten.

Allein man hat sich auf dergleichen Gewissensräthe nicht allerdings ganz allein zu verlassen; allermassen auch unter denenselben zum öfters solche Personen gefunden werden, welche ihrem Amte kein gänzliches Genüge thun, und gar wol auch vor Schmeichler und Staats-Diener passiren können. Solte man an manchem Hofe eine genaue Untersuchung anstellen, so würde man auch Theologische Machiavellisten finden; wiewol ich auch nicht läugnen will, daß auch noch gewissenhafte Geistliche und Gewissensräthe anzutreffen seyn. Damit ich aber

nicht weiter ausſchweiffe, und dem Leſer vielleicht einen Verdrus verurſachen möge, ſo faſſe ich alles kurz zuſammen und ſage: „Der Endzwek eines rechtſchaffenen Politici beſtehet nicht allein in dem Intereſſe Reipublicæ, ſondern auch in dem Intereſſe animæ. Doch hierauf wird zum öftern gar wenig geſehen, welches einigen zu einer neuen Frage Anlas gegeben, nemlich

Ob die Welt jezo ſchlimmer ſey, als zu denen vorigen Zeiten.

Hierauf antwortet gemeiniglich ein jeder mit Ja, u. glaubet, daß anjezo die Menſchē in der äuſſerſten Diſſolution leben. Nun will ich zwar denen, die alſo denken, nicht gerne widerſprechen; doch aber auch durch unterſchiedene Exempel erweiſen, daß es zu allen zeiten Leute gegeben, welche den Koth der Laſter, wie die Raben ſtinkende Aaſer geliebt haben, ja daß es

tung geſezt hätte, wie der Kaiſer C gethan, welcher ſogar um ſich als Gott zu zeigen, auf die närriſche G ken gerathen, daß er eine gewiſ chine verfertigen lieſe, mit welc donnern und wetterleuchten konn dieſe gottesläſterliche Worte dabe ſtieſſe: Auttume interficies, aut e Entweder du muſt mich, od will dich treffen.

Man hat wol Exempel, daß Potentaten geringe Leute aus dem be hervorgezogen, und oft unw Perſonen auf den höchſten Staf Ehren erhoben. Dergleichen Lud XI. König in Frankreich gethan, ein in Staatsſachen unerfahrner bierer ſein geheimer Rath, ein Ar Canzler, ein ungeſtudirter Sch ſein Abgeſander, und ein elender ler ſein Spion ſeyn muſte. Alle hat jemalen gehöret, daß einer e che Narrheit begangen, ſein Pfe

en speiste, zuweilen lauter Zungen von
fauen, lauter Nebhünereier, lauter
Strausköpfe, und oft nichts, als das
Gehirn von Kramsvögeln, welcher sei-
en Hunden eitel Gänseleber zu fressen
abe, und welcher sich die Schuhe mit
eschnittenen Edelgesteinen besezen, die
eiche mit wolrichenden Wassern anfül-
n, und denen Pferden an statt des
Strohes ganzen Safran unterstreuen
ese.

Wer sich nur ein wenig auf der Welt
ngesehen hat, der wird oftmals selt-
me Dinge angetroffen haben; aber was
n wohl närrischer seyn, als das Festin
ewesen, welches der Kaiser Domitianus
em Römischen Senat und Adel gegeben,
dem er dieselben in ein finsteres und mit
hwarzen Tuch behängtes Haus, und in
nen Saal führen lassen, in welchen lau-
r Todensärge mit darzu gehörigen Lei-
enfakeln gestanden, auch sogar an den-
lben die Namen derer Gäste angeschrie-
en gewesen. Nach diesen sind viele na-
nde und schwarzgefärbte Kerl in den
Saal getretten, die denen Höllengeistern
icht unähnlich gewesen und einen Toden-
anz gehalten haben. Als dieses gesche-
en, sind solche schwarze Tänzer denen
estürzten Gästen zu denen Füssen gefal-
n, und haben dergleichen lamentable
estus gemacht, als ehemalen bei de-
en Begräbnissen der Toden gebräuchlich
ewesen. Indessen ist der Kaiser Domi-
anus selbsten ganz schwarz gekleidet in
er gröſten Trauer zu ihnen gekommen,
nd hat mit ihnen nichts anders geredet,
ls von Blut und Blutvergiessen. Nach
essen Endigung hat er einem jeden er-
aubt, sich wieder nach Hause zu begeben.
ierüber erfreuete sich der anwesende
Senat und Adel ungemein, und fienge
leichsam an, wieder lebendig zu werden;
llein diese Freude wurde gar bald wieder
n vorige Furcht und Schreken verwan-
elt, als sich ein jeder in einer mit schwar-
en Tuch überzogenen Senfte, oder Trag-
essel von unbekannten Personen, deren
in jeder ein vollkommenes Ebenbild ei-
es *grausamen Henkers vorstellete*, nach
Hause tragen lassen muste: So bald sie
nun daselbst angelanget waren, sind häs-
liche und entsezliche Gesichter erschienen,
welche mit ihnen zu sprechen begehrt ha-
ben. Ob sich nun die bestürzten Gäste
aus allen diesen fürchterlichen Umständen
und Trauerceremonien kein anderes Prog-
nosticon stellen konten, als daß sie ohn-
fehlbar der Grausamkeit des Kaisers zu
einem blutigen Opfer abgeschlachtet wer-
den würden, so lief doch diese so betrübt-
scheinende Sache viel glüklicher ab, als
sie im Anfang vermeint hatten, indem
diese furchtsame und denen Höllengeistern
ganz ähnliche schwarze Kerl einem je-
den von diesen erschrokenen Gästen im
Namen des Kaisers ein kostbares Ge-
schenk überreichten. Könnte wohl etwas
extravaganters und thörichters erdacht
werden, als dieses?

Daß heutiges Tages noch viele eine
grosse Verschwendung spüren lassen, leh-
ret die täglich Erfahrung; allein wo fin-
det man jezo so gar unsinnige Verschwen-
der, wie der grausame Nero ware, wel-
cher seine Maulthiere mit güldenen Huf-
eisen beschlagen, das Meer mit güldenen
Nezen fischen, und kein Kleid zweimal
an seinen Leib kommen liesse.

Die Hohen der Welt bedienen sich je-
ziger Zeit in ihren Rescripten an die Un-
terthanen prächtiger Titul und Formeln;
allein man lieset nirgends, als in des
Kaisers Domitiani Mandaten: Unser
Herr und Kaiser, und unser Gott ha-
ben dieses oder jenes befohlen.

Man findet zwar Personen, welche
aus Tag Nacht, und aus der Nacht Tag
machen; allein wo ist jemalen einer auf
so närrische Gedanken gerathen, daß er
sich des Abends einen guten Morgen,
und des Morgens einen guten Abend
hätte wünschen lassen, wie mehrgedach-
ter Domitianus gethan, welcher durch-
aus die Nacht zum Tag, und den Tag
zur Nacht machen wolte.

Wir wollen unser Seculum nicht be-
schreien, indem es zu keiner Zeit an La-
stern gefehlt hat, und so lange die Welt
stehet, so lange wird man auch noch
boß-

boshaftige und laſterhaftige Perſonen finden. Vitia erunt donec homines. Giebt es zu unſern Zeiten Abgötter, ſo iſt gewis in denen vorigen Zeiten auch niemalen ein Mangel daran geweſen. Findet man dermalen viele Flucher, Schwerer, ja gar vermeſſene Gotteslaſterer, ſo können uns die vorigen Zeiten gleichfals eine unzählige Menge ſolcher unſinnigen Perſonen vorſtellen, welche ſich nicht geſcheuet haben, die göttliche Majeſtät zu laſtern. Der alte Griegiſche Poet Pindarus hat ſich ſchon zu ſeiner Zeit über dergleichen ruchloſe Leute beklagt, und die Gefahr der Gotteslaſterer erkannt, indem er ſaget:

Convitioſi Diis, odioſa ſapientia eſt.

Welches im Deutſchen alſo lautet:

Wer ſich an GOtt vergreift und ſeinem Schöpfer flucht,
Iſt ein verwegner Thor, der ſein Verderben ſucht.

[illegible] Tugend von vielen vor gar keine Höllenbrut, ſondern vielmehr vor etwas gutes u. ruhmwürdiges gehalten werden: und endlich weis ich auch gar wol, daß ſich die meiſten Menſchen alſo zu ſchmüken pflegen, damit ſie wie die mit ſchönen Steinen ſich ſchmükende Schlangen deſto mehr Unheil ſtiften können. Ich weis aber auch gar wol, daß ihnen die Zeit und Wahrheit die Farbe abwiſcht, ihnen die geborgten Kleider raubet, und uns endlich die Laſter in ihrer häslichen Blöſe vorſtellet, da ſie denn wie das von Metal abgeſchabte Gold die wahre Beſchaffenheit ſattſam zu erkennen geben. Ein verborgenes Licht iſt nichts als die Finſternis und die Tugend, welche durch ihr Beiſpiel keinen andern Nuzen ſchaft, kein beſſerer Schaz, und die Entlaſſung der Laſter, aus Mangel der Gelegenheit zu endigen iſt keine Tugend; die aber die rechte Vollkommenheit, wann man mitten unter denen wollüſtigen Ver-

ſer Meinung iſt jener ſinnreicher
iner, Frugoni, auch geweſen, ſa
: in ſeinem unvergleichlichen Buche,
ti crittici genannt, alſo ſchreibet:
ofe ſpielen einige, einige ſcherzen,
e reden von der Liebe, von Eſſen
rinken, aber niſſun di Dio, kein
ſch redet von GOtt. Unter denen
ı iſt die Tugend verhaſt, ſchreibet
lehrte Lipſius, und diejenige, ſo
of lieb und angenehm ſeyn, auch
Hof-Leben geſchikt ſeyn wollen,
n alle Frömmigkeit verſchwören.
in anderer Politicus urtheilet alſo
n: Groſſer Herren Höfe ſind
elende Oerter, indem an ſolchen
ınd gefunden wird, der in Fröm-
it oder Fleis mit dem andern
n wolte, ſondern ein jeder trach-
hre zu erlangen. Keine Fliege
ſo ſehr nach Honig, ſind Worte
nvergleichlichen Lohenſteins in ſei-
Arminio, kein Raubvogel eilt ſo
ach einem Aaſe, kein Igel dürſtet
nach Blute, keine Ameiſe eilet
mit dem gefundenen Waizen-
nach ihrem Lager, als ſich die
ienet nach ihrer erbärmlichen
ſtbarkeit ſehnen, welche doch von
m Glük zu ſagen haben, wenn ſie
r Lebetage mit dem Traume ſüſ-
ſnung, dem Brode der Elenden
ı können. Denn der Hof iſt kein
ıel, an welchem unbewegliche
ıfterne ſtehen, ſondern er iſt ein
ıel, der lauter Irrſterne hat, und
lükshaven, in welchem unter
kaum ein beſchriebener Zettel zu
. An ſolchen Höfen mus man
r vermumte Angeſichter haben,
ıs freudig mit machen, wovor
den gröſten Abſcheu hat. Ich
noch unzählig viele Autores anfüh-
welche das Hofleben auf das äuſſer-
ichten, und ſchelten, wenn es die
d der wenige Raum verſtatten wol-
och kan ich nicht umhin, allhier
it anzuführen, auf was vor eine
ehemalen zu Wien berühmte Pre-
der Herr Pater Abraham von St.
Clara ſeine Gedanken von denen Höfen
durch eine und die andere allegoriſche,
oder ſonſt ſinnreiche Meditation eröfnet
hat: Du wirſt zu Hofe ſehen lauter
Zimmerleute, ſchreibet er P. I. des Er-
ſchelms p. 41. 42. aber nur ſolche, die
über die Schnur hauen: Fiſcher, die
nur mit faulen Fiſchen umgehen:
Mahler, die nur was blaues vor die
Augen mahlen: Fuhrleute, aber die
nur hinter das Licht führen: Du wirſt
ſehen, daß man dort mit denen Bedien-
ten umgehet, wie mit denen Limonien,
wenn kein Saft mehr darinnen iſt,
wirft man ſie hinter die Thür; daß all-
da ſchlechte Suppen-, aber viel Löffe-
lei; daß man die hungrigen ſpeiſe, aber
nur mit Worten ꝛc. ꝛc. Ferner pag. 45.
Die Treue iſt zu Hofe immer neu, weil
man ſie gar ſelten brauchet. Jacobus
Maſſenius hat in ſeinem Spec. Imagien m.
c. 67. 765. überaus viele Emblemata und
Symbola zuſamen getragen, die gute und
böſe Beſchaffenheit derer Höfe lebhaft
vorzuſtellen.

Wie man aber nicht läugnen kan, das
an vielen Höfen der Europäiſchen und
ausländiſchen Welt mehr Laſter, als Tu-
genden im Schwange gegangen, und auch
wol noch gehen, ſo hat doch die göttliche
Allmacht noch immer verhütet, daß wir
dergleichen nicht von allen ſagen dürffen.
So wenig der natürliche Himmel immer
mit Donner und Bliz ſchrekt, ſo wenig zei-
get auch der politiſche lauter Wüteriche
und Atheiſten. Die Geſellſchaft derer
Planeten wird deswegen nicht verwerflich,
weil ein muriſcher Saturnus oder blutdür-
ſtiger Mars ſich mit untergemiſcht hat.
Und wer will die Straſſe der Sonnen, den
weiten Thiercreis, um deswillen verach-
ten, weil ſie nicht allemal liebreiche Zwil-
linge, grosmüthige Löwen, keuſche Jung-
frauen, oder gerechte Wagen unter wegens
antrift.

Von dem Hofe des Königs Saul mach-
ten die göttlichen Geſchichtſchreiber kein
groſſes Wunder; ſein Nachfolger aber,
der König David, konte mit höchſtem
Rechte von ſeinem Hofe und Regimente

im 151. Pſalm ſagen: Ich wandele treulich in meinem Hauſe ꝛc. ꝛc.

Wer will aber in Abrede ſeyn, daß auch unter denen Chriſten vieler vornehmen Herren Höfe mehr gute Zucht und Tugendſchulen, als Behältniſſe und Pflanzgärten der Bosheit geweſen? von Theodoſio Juniore wird gerühmet, er habe die Heil. Schrifft ſo fleiſſig geleſen, daß er ſie faſt auswendig gekount, hat auch mit denen Gelehrten von Glaubensſachē nicht allein aus dem göttlichen Worte ſcharf diſputiret, ſondern auch beſondere Stunden des Tags verordnet, darinnen er mit ſeinen Hofdienern Gottes Wort mit leſen, ſingen, und Geſpräche getrieben, daß alſo ſein Hof einem Cloſter ähnlicher, als einem Pallaſte geweſen. Noch viele höchſtlöbliche Stüke erzehlen C. Dietericus und Ziegler, jener in Comment. in Sapient. dieſer aber in dem Schauplaz der Zeit, aus dem Nicephoro, Egnatio, Paulo Diacono, Mün-

Chi entra in Corte, diventa triſto,
Una ſol volta in Corte di Pilato
Entra ſan Petro e tre v. nega Chriſto.

d. i. Wer nach Hof kommt, der mus betrübt ſeyn, der Apoſtel Petrus kam nur ein einiges mal an den Hof des Pilati, und verläugnete Chriſtum 3. mal.

Allein dieſes iſt nur von gottloſen Höfen zu verſtehen. Die Heil. Schrift ſtellet uns viele Exempel frommer Hofleute vor Augen. Solche waren Joſeph und Moſes an dem Hofe Pharaonis, der Cämmerer an dem Hofe der Königin in Mohrenland, Naeman an dem Hofe des Königs zu Aſſyrien, Daniel, Sadrach, Meſach und Abednego an dem Hofe des Königs Darii, Abdias an dem Hofe Achabs, David an dem Hofe des Königs Saul, Johannes der Täuffer und der Königiſche an dem Hofe des Herodes.

Der Heil. Apoſtel Petrus ſchreibet denen Hofleuten 2. Regeln für 1. Petr. 2.

:auchts, der Hof mus eine Hölle
ſeyn.
:ommer reñt ſelbſt ins Verdamm-
nis ein.
i die Frömmigkeit dein Zwek,
e dich vom Hofe weg.

:adrigal le Contraire.

)mälſt du auf den Hof,
ariſäer du?
eſt ihm ſo ſchlimme Namen zu?
t thut nichts dabei,
i Gemüth gut oder böſe ſey.
dam nicht, der frömſte Menſch
vor allen
:adiſe fallen?
ite wohl in Sodoms Unflat rein,
miel zu Babel heilig ſeyn:
iuſten Engel nicht den Himmel
ſelbſt vergiften.
nde drinnen ſtiften?
)mmigkeit hat eine freie Bahn.
ir auch der Hof gar nichts benimt.
vie ein weiſſer Schwan
)arzen Waſſer ſchwimmt.

verſchiedene Urſachen des Regens.

)ie die Kälte zur Verdikung u. Her-
ung der Dünſte das ihrige thun
) geſchiehet es auch, daß durch
ne viel Regen hervor gebracht
)eides ſolle hier kürzlich erwieſen
Wem die Drebbelianiſche Waſ-
Luftgläſer bekand ſeyn, dem wird
in leicht fallen, zu begreiffen,
älte die Dünſte verdike. Es iſt
einlich, daß die verſperrete Luft
ten Wettergläſern durch die Käl-
rn Raum gebracht oder verdiket;
durch die Wärme ausgedehnet
:s mus alſo die Treibekraft der
r Kälte gehindert werden, ſich
re Cörper ſo viel, als in der
auszudehnen. Nun ſind die
n Dünſte lauter aufgeblaſene
), und was ſie aufbläſet, iſt eine
feine Luft. Treibet ſie alſo nichts, als die darinn verſchloſſene Luft voneinander, ſo müſſen ſie viel kleiner werden, ſo viel mehr die Kälte die innere Luft hindert, ſie auseinander zu dehnen. So viel kleiner ſie aber werden, ſo viel diker und ſchwe-rer werden ſie auch: ſo viel ſchwerer ſie werden, ſo vielmehr ſenken ſie ſich nach der Erden. Und obgleich die Luft ſelbſt auch verdiket und ſchwerer wird, ſie alſo noch halten kan, ſo ſinket ſie doch zugleich mit den Dünſten nach der Erden, wo ſie nichts hindert. So viel näher ſie der Er-den ſind, ſo viel enger iſt der Raum, da-rinn ſie ſich befinden, ſo viel näher ſind ſie folglich aneinander, ſo viel eher ſtoſ-ſen ſie aneinander unter ſich, oder auch mit den hinzukommenden aufſteigenden Dün-ſten von der Erden, und werden alſo zu Tröpfchen. Auf welche Art viele von de-nen Nachttropfen, ſo Thau genennet wer-den, entſtehen mögen. Jedoch weil es hauptſächlich auf das Zuſammenflüſſen der wäſſerigen Dünſte und dergleichen Wärme der Luft ankommt, darinn das Waſſer nicht frieret: ſiehet man von ſelbſt, daß die Kälte allein den Regen nicht aus-mache, ſondern nur Gelegenheit dazu gä-be, und es daher nicht gleich regne, wenn es kalt ſeyn wird. Denn es kan kalt ſeyn, und die Dünſte dörffen doch darum nicht ſinken. Wenn nemlich die Dünſte in der Luft ſchweben, oder nicht mehr höher ſteis-gen, ſind ſie mit der Luft um ſie her von einerlei Schwere. Wenn nun die äuſſer-ſte Luft verdiket, ihre Treibkraft auch da-durch ſtärker wird, als der Widerſtand der Dunſtkügelein, welcher theils aus der Zähigkeit und runden Figur des Waſſer-bläſeleins, theils aus dem Trieb der da-rinn enthaltenen feinen Luft herrühret: ſo mus es ihrem Druk nachgeben, und ſol-cher geſtalt kleiner auch ſchwerer werden. Indem aber die verdikete Luft durch zuge-wehete andere kalte Luft zugleich auch ſo viel ſchwerer geworden, als wie ſie die Dünſte ſchwerer gemacht hat, kan ſie nichts deſtoweniger die Dünſte noch ſo gut tragen wie vorhin. Wird ſie nun nicht

durch

auch in dieſem Fall nicht nur unnatürlich, daß ſie fallen ſolten, ſondern ſie müſten vielmehr ſo viel höher ſteigen, ſo viel ſchwerer die Luft geworden. Hieraus folget nun ferner, daß die Dünſte alsdenn auch niederfallen und zu Regen werden können und müſſen, wenn die Luft, ſo ſie getragen hat, durch irgend eine Urſache ſo viel verdünnet und leichter wird, daß ſie ſolche nicht mehr tragen kan. Dieſes kan augenſcheinlich gemacht werden durch einen Verſuch mit der Luftpumpe. Man bringet unter eine weite und hohe gläſerne Gloke auf dem Teller derſelben ſo viel Dünſte durch angezündeten Weingeiſt, Papier ꝛc. oder auch ausdünſtendes heiſſes Waſſer, daß die Gloke nicht inwendig davon anläuft, und undurchſichtig wird. Wenn derſelben Dünſte nicht zu viel ſind, ſie auch der Gröſſe nach nicht merklich von ihr unterſchieden ſind, ſo ſind ſie unter der Gloke Anfangs unſichtbar, im entgegen geſezten Falle aber können ſie auch wol gleich ſichtbar darinnen ſeyn. Hat man aber auch Anfangs unter der Gloke nichts geſehen, und verdünnet nun die Luft darinn, dur

zugleich leichter werden, ſo wie
gentheil durch das Verdiken
wird. Iſt ſie nun vorhin ver
Schwere im Stande geweſen
gleichſcheinende Dünſte zu trag
wird der verdünneten Luft ihre
nicht ſo viel verſtärket, als ihre
re abgegangen iſt, kan ſie der üb
Schwere der Dünſte nicht mehr
hen, ſondern ſie mus fallen.
in der Natur die freie Luft dur
eine Urſache auch ſo weit verdü
ausgedehnet wird, daß ihre
nicht gröſſer wird, als diejenig
die in den Dünſten verſchloſſene
nach überwundenem Widerſtan
umgebenden Blaſe, gegen d
ſtrebet, ſo müſſen die Dünſte
vorhin in ihr im Gleichgewicht ſc
ſo gros bleiben als ſie vorhin wa
doch niederfallen. Die Luft dru
auſſen nicht mehr, als ſie ihrem
derſtehen, daher iſt kein Grund
den, daß ſie ſolten gröſſer od
werden, es mus alſo ihre Grö
ändert bleiben. Indem weil d

n der Natur einmal, wenn ein Nebel das um fällt, daß die Luft verdünnet wor- en; hernach auch, wenn es aus dieser rsach regnet. Denn es sind in einer Wolken sehr viele Dünste beisammen, die- elben aber sind nicht alle gleich gros, wie an es in einem ganz verdunkelten Zim- er, durch einen hinein gehenden Licht- rahl aufsteigen siehet. Wan man nun all- a gewahr wird, daß einige geschwinder, ndere langsamer in die Höhe steigen, und ie geschwinden die langsamen so auf ih- em Wege sind einholen, an sie stossen, nd durch das Berühren öfters in eins lüssen: so gehet es auch im herunter fal- en, daß da ein jedes Bläschen nach Ver- ältnis seiner Schwere gegen die verdün- ete Luft sinket, und die geschwinder fal- enden auf die langsamer gehenden, oder nen sonst in den Weg kommenden, an- ossen, mit ihnen zusammen flüssen; In- em sie solcher gestalt so viel schwerer wer- en, mit so viel mehrern sie zusammen ossen, wird dadurch wol gar das Blä- elein zerrissen, und so fället denn Regen erunter. Wenn aber die äusserste Luft ergestalt verdünet würde, daß ihre Trieb- raft schwächer wird, als der Trieb der n den Dunst enenthaltenen feinen Luft auf ie würket, so werden die Dünste sich noch azu ausdehnen oder gröſſer werden, und emnoch herunter fallen. Daß sie gröſſer werden, oder sich ausdehnen, folget aus em geschwächten Triebe der äussern und ärkern Triebe der innern Luft; und kan urch eine zugebundene Blase, darinn ein wenig Luft ist, erläutert werden. Denn enn man diese über ein starkes Kohlfeuer ält, wird davon die äussere Luft um die Blase sehr verdünnet und ihr Trieb zu- leich geschwächet. Die innere Luft also ängt an sich und die Blase auszudehnen, icht anders, als wenn man sie sonst tark aufbläset. Daß sie aber herunter allen, ist daraus klar, weil die in dem Dunstkügelgen verschlossene Luft schon eit dünner und kräftiger ist, als die äusse- e, auch überdas noch die zähe Wasserblase hrer Ausdehnung widerstehet. Denn um beider Ursachen willen kan sie so sehr nicht ausgedehnet und leichter werden, als die äusser Luft leichter wird. Daher blei- ben die Dünstkügelein etwas schwerer, als die umher verdünnete Luft, und müssen demnach in ihr sinken. Durch dis sinken aber können sie, wie kurz vorher gewiesen, zu Tröpfchen werden u. also nieder regnen.

Nun wird man auch zu wissen verlangen, ob denn auch bei unserm jetthero gewesten öfters starken Regenwetter eine merkliche Veränderung der Luft vorgegangen? Und diese Frage mus auch mit Ja beantwortet werden. Denn ob gleich, wie schon ge- dacht, zu der Zeit, da es bei uns regnete, die Luft wenig leichter und vielmehr schwe- rer geworden; so war sie doch noch den Tag vorher bis 3. Grad schwerer gewesen, und in 8. Tagen vorher, war sie bis 10. Grad schwerer gewesen. Anfangs waren die Gläser in 3. Tagen sehr merklich herunter gefallen, es folgte auch den 28. April schon darauf ein starker Regen den ganzen Tag über. Hernach blieben sie so erniedriget in gar geringer Abwechselung, da es zwar nicht bei uns, doch aber anderswo umher geregnet hat, bis sie des Tages vor dem Anfange des langen Regens allmälig noch bis 3. Grad sunken. Ist nun das sinken des Quekfilbers eine richtige Anzeige der verrin- gerten Schwere der Luft, wie es ist; so mus die Luft damals dadurch, daß sie so viel leichter geworden, zu dem Fallen der Dünste oder anhaltenden Regen das ihre mit beigetragen haben. Kan man weiter aus der Leichtigkeit der Luft ihre Ausdeh- nung oder Verdünnung mit Grunde schlies- sen, so ist es auch wahrscheinlich, daß die untere Luft bei uns damals um ein grosses verdünnet worden, wozu der warme Süd- wind den 28. gedachten Monats das meiste konnte gethan haben. Endlich pflegt noch eine Ursache des Regens angeführet zu wer- den, welche von der Wärme hergenommen ist. Die Ausdünstungen geschehen durch die Wärme, und die Dünste selber sind wärmer als die Luft, indem sie durch die Wärme aufsteigen, machen auch dieselbe warm. Indem sich aber die Wärme nach

den kalten Oertern beweget, werden ſie in der kalten Luft ihrer Wärme allmälig beraubet, und kommen auch in eine dünnere und leichtere Luft, je höher ſie ſteigen. Deren weitere Zwiſchenräumlein zu füllen, kommen immer mehr zuſammen, und werden einiger ihrer Häutchen durch Aneinanderſtoſſen mit den andern zerriſſen, und machen den andern ihre Bläslein ſo viel diker und ſchwerer. Daher können ſie wegen ihrer vermehrten Schwere und Kälte zulezt nicht mehr ſteigen, ſondern bleiben hangen. Wenn nun die Sonne von oben auf ſie ſcheint, an Oertern, da ſie ſehr häufig ſind, laſſen ſie die Stralen derſelben nicht frei durch, ſondern halten ſie auf, brechen ſie unzehlige mal, vereinigen ſie den Brennpuncten, und machen dadurch die obern Dünſte ſo viel wärmer. Die Luft wird dadurch auch ausgedehnet, und treibt die vielen Dünſte zum Theil aus ihren Zwiſchenräumlein fort. Wann dieſelben nun in der Flucht ſind, ſtoſſen ſie mit zuſammen ſtoſſen. Es ſcheinen auch auf dieſe Art zu fallen, die Nebel und der Morgenthau, ſo weit er dem fallenden Nebel gleich zu achten. Doch wär es auch noch wol auf eine andere Art zu begreiffen, wenn die Wärme gewislich den Regen oder das Fallen des Nebels verurſachen ſolte. Vermöge der Erfahrung, wird die Luft durch die Wärme offenbar verdünnet, aber auch je dichter die Cörper ſind, je wärmer werden ſie, und je länger bleiben ſie warm. Nun ſind die Dünſte ſowol den Sonnenſtrahlen unterworffen, als die Luft, ſie müſſen alſo auch ſowol von ihnen durchdrungen und erwärmet werden, als die Luft. Weil aber die wäſſerichten Bläſelchen bis tauſendmal dichter ſind als die Luft, müſſen dieſe auch ungefehr ſo viel wärmer werden, und ſo viel länger warm bleiben. Dadurch mus alſo auch die in ihnen befindliche Luft ſo viel wärmer werden, ſie ſo vielmehr ausdehnen, und je geringer der Widerſtand der äuſſern Luft wird, je mehr

mit den prächtigſten Triumphen bei Einführung ihrer ſiegreichen Helden, (daß auch Auguſtinus dieſe drei Stüke ſich ſolle gewünſchet haben zu ſehen, nemlich: Chriſtum converſantem, Paulum concionantem, & Romam triumphantem, d. i. Chriſtum umgehend und converſirend mit den Menſchen, Paulum predigend, und Rom triumphirend,) mit den auserleſenſten Spielen und Comödien, wovon uns das Amphiteatrum ein unwiederſprechliches Zeugnis ſeyn kan; ja was nur die Welt von Antiquitäten, rares u. wunderwürdiges hervorgebracht, daß iſt gleichſam als auf einem Hauffen in Rom zu finden; ihr Alterthum aber erſtreket ſich zwar weit, aber nicht am weiteſten aus, indeme ſelbige erſt nach Zerſtörung Trojä von denen 2. Trojaniſchen Flüchtlingen, Romolo und Remo Gebrüder, ſolle aufgebauet worden ſeyn; dahero ſie Trier in Teutſchland nach dem Alterthum weit übertrift, ſintemalen Trier die Stadt 1300. Jahr eher dann Rom geſtanden, weſſwegen ſie auch in des Herrn Doct. Schamboen ſeiner Præfation ad Inſtitutiones Treviris Alma genennet wird. Aber auch Trier, obſchon ſie eine ſehr alte Stadt, dennoch nicht die älteſte iſt. Man möchte meinen, daß Hebron im gelobten Lande, vormals Kiriath Arba, von Arba dem Rieſen, der hie geherrſchet, und auch mit ſeinen Söhnen Achiman, Siſai, Tholmai da begraben liegt, die allererſte Stadt ſeyn ſolte, weil ſie eine Stadt aller Städt war, auch von Adam dem Erzvatter ſolle geſtifftet worden ſeyn, wie Johannes Annius will. Wiewohl Pererius es verwirft. Rabin Salomon bringt ſie auf Cham, Noä Sohn, doch ohne Grund. Joſephus meldet, daß ſie älter als Memphis geweſen, und bis auf ſeine Zeit von ihrer Stifftung 23000. Jahr verlauffen, Gen. 13. Pererius ſchreibt, Hebron ſeye 90. Jahr vor der Sündfluth, und Bonfrerius 170. Jahr geſtifftet worden; lag auf dem Gebürge Juda, 5. Stunden von Jeruſalem nach *Hieronymo, oder 3. deutſche* Meilen, war die Königliche Hauptſtadt. Dieſe ſo edle Stadt hat Cerealis der Römiſche Feldherr in Aſche geleget, und alles in ihr erwürget; heutiges Tages wird dieſe Stadt von denen Arabern genennet Calil. Wahrhaftig Hebron eine ſehr alte Stadt; jedoch aber ſoll die allerälteſte und allererſte Stadt des Erdbodens Joppe oder Jaho im gelobten Lande ſeyn, auch den Namen von Japhet Noä Sohn, der ſie erbauet, bekommen haben. Jepho bedeutet Schönheit, oder Zierrath; liegt am Meer, nicht weit vom Lydda, zwei Meilen von Rama, 4. Stunden von Antipatris, 40000. Schritt von Jeruſalem, und ſoll nach Plinio, Solino und Mela vor der Sündfluth ſeyn geſtifftet worden. Strabo meinet zwar, man könne von dannen Jeruſalem ſehen; aber falſch, dann es liegen viel Berge dazwiſchen. Hie war ein Haven ganz Indiens, und trat Jonas hier zu Schif, als er nach Tarſis flohe. Hier hat Petrus auch die Tabitham auferwekt; item, ſich nach dieſem Wunderwerke viel Tage im Hauſe Simonis des Lederbereiters, deſſen Wohnung, wie Adrichomius ſchreibt, unter einem Felſen neben dem Meer ſtund, aufgehalten haben, woſelbſt man auch nachmalen eine Capelle geſtifftet, davon aber heut zu Tag die Einwohner nichts zeigen können, ſondern nur ſprechen, dieſe Pläze ſteken unter den Verwüſtungen der Häuſer. Joppe iſt oft verwüſtet, als von Juda Maccabäo, welcher ſie faſt ganz eingeäſchert, weil die Einwohner 200. Juden erſauft hatten, wie Joſephus, und 2. Maccab. 12. zeuget. Andertens iſt ſie vom Römiſchen Feldherrn Ceſtio noch ärger zugerichtet worden, als welcher ſie erobert, die Häuſer in die Aſche geleget, und über 8000. Menſchen getödet; doch wurde ſie von etlichen Landläufern wieder erbauet; weil aber dieſe gewohnt waren, die Schiffe auf allen Seiten zu plündern, ſo ſchikte Kaiſer Veſpaſianus eine Parthei Volks dahin, welche die Stadt eroberten, und ſie bis auf den Grund vertilgeten, auch über

über 2000. Menſchen niedermachten. Zu Pompeii Zeiten bekamen die Leute Freiheit ſie wieder zu bauen, da dann ſelbige wiederum etwas aufkam. Etliche ſchreiben, Noa habe die Archam hier erbauet; ſo ſoll auch Andromeda, Cephei und Caſiope Tochter, von den Nimphen auf die Klippen des Havens zu Joppe an einem Stein mit Ketten ſeyn gebunden, und dem Meerwunder Cete oder Wallfiſche vorgeſtellet worden, um daſelbſt zur Strafe ihrer Mutter, die ſich aus Hofart rühmete, in Schönheit die Nereidem zu übertreffen, verſchlungen zu werden. Doch hat ſie Perſeus erlöſet, den Cete getödtet, und ſie geheirathet. Mela berichtet, man habe noch zu ſeiner Zeit die ſchreklichen Gebeine dieſes Ceti geſehen. Joſephus meldet daß zu ſeiner Zeit Kennzeichen der Andromeda geweſen; ſo hälts auch Plinius davor. Andere meinen, daß Andromeda ſey geſtohlen, und mit einem Schiffe, worau ein Cetus gemacht gewe-

gehen will, ſo wird man nicht ſelte
ner thörichten Verſchwendung ve
welche eben ſo ſchädlich iſt, als d
ſelbſten. Die alten Heidniſchen
machen viel Geſchwäzes von ihre
und Charybdi, welche dann und
ein Schif verſchlungen haben;
was ſind beide gegen die Verſchwe
zu achten, wodurch oft ganze Stä
Wälder verſchluket werden; jenes
het durch Verſchwendung des G
dieſes aber durch unnöthige Verbre
des Holzes, über deſſen Mangel d
ge eben ſo gros iſt, als über den
des Geldes. Man ſolte zwar nic
nen, daß es möglich ſeye, daß ſo v
verthan würde, als wächſet; d
aber will es nirgends nicht genu
Ja man will gar aus altvätteriſch
phezeihungen ſagen, es würde n
Zeit in Deutſchland an Holze und
Gelde fehlen; Ob nun zwar, das
ſchon Anno 1622. erfüllet worden

Haus findet, welches nicht etliche und rere Stuben hat; zumalen wo viele ienung oder ein grosses Gewerb ist. nun gleich dessen vieles verbauet, und Winter ohne Unterlas sehr viel und öf- verschwenderisch verbrennt wird, so och das noch keine Vergleichung, was den Feurheerden, bei gewissen Hand- rungen, und bei Bergwerkern, auch rs unnöthiger Weise gebrauchet wird; erer Holz zehrender Ursachen zu ge- eigen. Deutschland ist volkreich, ein jeder Mensch bedarf Holz, so wol Brennen als zur Arbeit; da wird so verbauet, und ist fast kein Handwerk er Welt, das nicht Holz genug be- f. Die Beker, Häfner, Ziegelbren- , Kalkbrenner, Bierbrauer, Brand- nbrenner, Kupffer- und Eisenschmiede, ber und alle dergleichen, verthun sehr Hol, und dieses wird alles verbrand; dere, als Küstler, Drechsler, Wag- , Zimmerleute, und dergleichen, arbeiten es; und wer will alle Profes- es melden, dadurch sehr viel Holz sumirt wird. Wer in dem Erzgebür- ich ein wenig umsiehet, und Achtung t, was die Glashütten, Schmelz- ten, blaue Farbenwerke, Seigerhüt- , und dergleichen, für eine Menge z zum Feuer wegfressen; und was Holz verkohlet wird? der erstaunet darüber, und mus sich bewundern, noch ein Baum im Walde stehen kan. will das übergehen, was vor eine un- abliche Menge Holz zu Beschlagung der llen und Schächte in denen Bergge- den, zu Erhebung der so viel hundert send Millionen Centner Eisenstein, n, Blei, Schwefel, Spisglas, Wis- h, Silber, Cobolt, und andere Erz r, verbraucht wird, so daß sich ver- dige Bergleute auch gar vermessen en, es wäre in der Erde mehr Holz auet, als auf der Erden noch stän- wiewohl ich dieses nicht glaube. Nun nke man, wie lange doch ein recht er Baum zu wachsen habe, ehe er t gros wird? Und wenn er gleich hun- dert Jahr Zeit zum wachsen gehabt, so wird er doch endlich in einer einzigen Stunde abgehauen, und verbrennet, oder verbauet. Ferner ist ja nicht unbekannt, wie manchmal in denen Wäldern Brand entstehet, da grosse Revieren Holz und ganze Wälder im Rauch aufgehen, allwo hernach gar schwerlich ein Baum wieder aufwächset, weil Wurzel und Stämme samt dem Saamen, auf einmal verder- bet wird. Auch geschiehet es öffters, daß viele Wälder von sich selbsten eingehen, da die Bäume von Gipfeln an zu verdorren anfangen, biß die ganze Bäume verdor- ren, und endlich vermodern, wie der- gleichen vor etlich und 40. Jahren in Schwaben sowohl als um Schlakawerd und im Egerischen Walde beim Joachims- thale, vor gänzlicher Absterbung des Sach- senlauenburgischen Stamms Herzog Frie- drichs Julit, mit Verwunderung zu sehen gewesen, allwo anjezo lauter Kohlenber- ge und Pläze an statt voriger schönen Wälder zu erbliken sind. Auch geschie- het es in denen Wäldern, wo vieles Holz gefällt wird, daß kein junges Holz mehr ansliegt, oder aufwächset, weilen die na- he dabei wohnende Leute täglich u. stünd- lich in solchen Wäldern liegen, und das auf dem Boden gewachsene Moos mit eisernen Rechen aufkrazen, und es ihrem Vieh unterstreuen; da wird denn der Grund und Boden von allen Grasse und Moose entblöset, daß der abgefallene Fichten- und Tannzapfensaamen ebenfalls von denen Vögeln, Mäusen und Eich- hörnlein allzuzeitlich gefunden, und hin- weggefressen wird, ehe er wurzeln oder auswachsen kan. Hingegen in weit von Menschen entlegenen Wäldern wird alles gelassen, wie es ist, da fället der Saamen in das Gras und Moos, und kan so leich- te nicht weggefressen werden, sondern mus zum theil auswachsen, und in dem ver- moderten Gras und Moos einwurzeln. Und was wird endlich noch auf eine schändliche Weise vor Holz abgetrieben, und beim Ansliegen negligiret, so daß es, wann man all diese Ursache reiflich er-

wegt, freilich kein Wunder, wenn Mangel an Holze entſtehet, da wir doch in dieſem wenigen Raum bei weitem anjezo noch nicht alles angeführet haben, wodurch das Holz ſo häufig conſumirt wird.

Wie aber dieſem Holzmangel, oder dieſer Holztheuerung abzuhelfen ſeye? hierauf antworte ich, daß deswegen viele Vorſchläge gethan worden, bei den wenigſten aber ein probatum eſt zu finden geweſt iſt; ja, ich weis wohl Leute, die ſagen, Peſt, Krieg und Verheerung der Länder könnte in kurzer Zeit das Holz wohlfeiler machen, und die jezo gebaute Felder wieder in Waldungen und Einöden verkehren, welches aber ein ſchlechter Troſt wäre. Doch ſeynd wohl folgende die Zuverläſlichſte, welche ich in denen Leipziger Sammlungen und in denen bei nächtlicher ſchlafloſigkeit ausgeheckten curioſen Grillen angetroffen; Und ich habe das, was ich von Andern ſchriftlich zu Handen bekommen, wenig

4) Torf- oder Torferde zu gebra
welche durch Nachſinnen und Flei
aller Orten aufgeſucht und gegrabe
den kan.

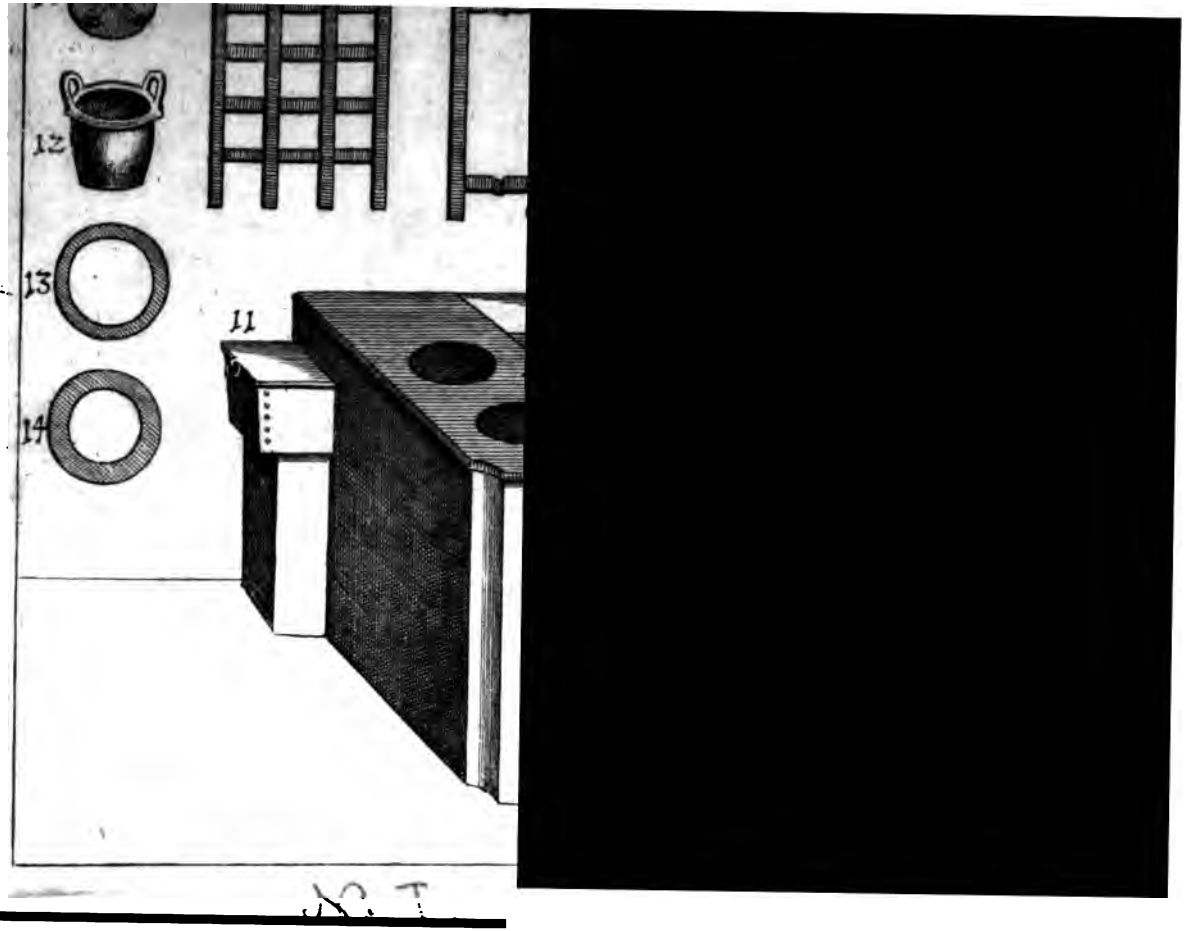
Für dermalen wollen wir nur einig
nige Punten, welche dermalen am be
ſten, practicabelſten und gewis n
ſeynd, mit wenigen berühren; Und
erwarten, ob auch ein Anderer de
meinen Weſen zu lieb, hievon was
ben, und ein- und andere Puncten
mittheilen wird.

Vermuthlich, hat man in Holland,
in denen vereinigten Niederlanden a
ſten angefangen, ſich des Torfs zu
nen, weilen der Holzmangel ſich a
ſten daſelbſt mag geäuſſert, und die
wohner, beſonders Arme, genöt
haben, die Waſen zu brennen; und
vermuthlich die unter den Waſen li
de Turferde, entdeket, und zum bre
tauglich befunden worden, wie ſo
aus Plinio l. c. wahrzunehmen

land gebraucht wird. An andern Orten gleichet er einer zarten, moosichten Substanz, und wird röthlich erfunden: wann er aber troken worden, so ändert er die Farbe, und fällt in das Graue, und dieser ist schwerer als der erstere. Die dritte Art ist roth, gleich als mit Gärberlohe oder Stükgen von Holz durchwachsen; diese bleibt auch bei dem trokenen röthlicht oder braun. Die vierte Gattung ist schwarz, etwas schwerer, als die vorhergehende. Wann er troken mit dem Microscopio betrachtet wird, hat er hin und her schwarze Puncte, als ob Bitumen darinnen wäre; Die Fasen oder Wurzeln seynd zärter als in den übrigen, und die ganze Massa ist überhaupt dichter und fester beisammen, als in andern vorhergehenden Arten, welcher zwar nicht so leicht anbrennet, aber, wenn er einmal erhizet, oder Feuer gefangen hat, solches lange behält, eine gute und lang daurende Kohle gibt, endlich ein wenig Asche, welche weisgrau aussiehet, hinterlässet. Nun sollte man auch sagen, was dann der Torf ursprünglich wäre, darvon aber hat man verschiedene Meinungen, welche wir bereits in dem ersten Band angeführet haben; die wahrscheinlichste unter allen sind folgende: Der Torf ist kein besonders Geschöpfe, sondern es wird derselbe mit der Zeit von verschiedenen Arten der Gewächse oder Vegetabilien, mit Beitritt eines sauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Wesens, in diese Erdart verwandelt ꝛc. Ich hoffe aus dieser vorausgesezten Beschreibung werde dem Publico auch noch ein und anderer Nuzen entstehen; nemlich man wird an vielen Orten Torf finden, woran man gegenwärtig nicht gedacht hat, und der alltäglich zunehmende Holzmangel wird endlich auch die Einwohner derjenigen Provincien, welche noch einen ziemlichen Vorrath an Holz haben, aufmerksam machen, daß sie sparsamer damit umgehen; und bei welchen der Holzmangel schon würklich vor der Thür, die werden sich wohl bequemen müssen, auf andere Mittel *zu denken, und sich deren* zu bedienen. Es ist ein Vorurtheil als ob der Torf Kopfwehe und überhaupt krank mache. Man siehet ja in denenjenigen Ländern, wo man sich des Torfes zu der Feuerung bedienet, genug alte Leute, und habe ich in Holland wenig über Kopfwehe klagen hören; aber die Machinen, als Oefen und Camine müssen darnach eingerichtet seyn, daß sich der Rauch und Geruch davon ausziehe. Noch weniger ist zu beförchten, daß die Luft davon angesteket, und also Krankheiten verursachet würden; ja ich glaube vielmehr, daß dieses eher ein Mittel wäre, die böse Luft zu bessern, wann anderst solches in unsern bergichten Gegenden, da die Luft allezeit gesünder als an andern Orten ist, nöthig wäre. Der Torf ist also nicht allein eine vortrefliche Feuersnuzung und Holzspahrung also rohe gebrannt, sondern man hat auch Mittel gefunden, denselben zu guten festen Kohlen zu brennen, daß man sich deren zum Eisenschmelzen und dergleichen Feuerarbeit bedienen kan; besonders wann diese Torfkohlen mit andern Holzkohlen meliret werden. Becher hat bei der abgelegten Probe im Haag, den Meersand mit Torf geschmelzet, und gezeiget, daß mit selbigem die gröste Hize könne gemacht werden, und glaubt, daß, wo er den Herren Holländern sonst keine Dienste gethan hätte, so wäre diese Erfindung allein eines grossen Recompenses werth. Was dem Geruch beim Brennen des Torfs anbelangt, so ist es nur um eine kurze Zeit zu thun, und wann die Camine und Feuerherde darnach gebauet, die Oefen gut und mit einem Rost, worauf der Torf brennet, versehen seynd, so fället alle diese Ungemächlichkeit vorhin weg. Und seynd wir noch vor vielen Ländern glüklich, wann wir nur allezeit diesen haben, damit wir nicht mit denen Egyptiern und andern gar die Excrementa von Thieren, Pferden und Ochsen nehmen, mit Stroh oder Laub von denen Bäumen zusammen in Kuchen, als Gerberloh tretten, und zur Feuerung anwenden müssen.

Dis wäre nun schon ein guter Fundus, das

das Holz zu erſpahren, welches dann auch in Verbrennung des Holzes ſelbſten, ſowohl in denen anderſt eingerichteten Oefen, als auch auf denen Kunſtheerden, wie in der Beilage zu ſehen, mit groſſem Nuzē geſchehē kan. Hierzu gehören, ich wil eben nicht ſagen, die neuinventirte, ſondern vielmehr ſchon anderswo lange Zeit üblich geweſte ſehr nüzliche Wind-oder diejenige Oefē, ſo ſchmahl und hoch ſeynd, davon auch nächſtens der Abris in Kupfer mit einer Beſchreibung unſern Leſern mitgetheilet werden ſolle. Dann erſtlich, wenn der Ofen ſchmal iſt, ſchlägt die Glut auf beiden Seiten gleich an, und communiciret ſich der Stube ſo fort die Hize, ſo nicht gleich unten durchſchlagen kan, ſteiget auch 2tens, wenn der Ofen fein hoch hinauf, und fällt denn von oben wieder herunter in die Stube; hingegen wenn der Ofen niedrig iſt, ſo fähret ſie zum Ofenloch vergebens hinaus. Die Windöfen ſind zwar ſehr gut, wer mus aber vorhero am Geſimſe des Ofens unten ein Loch gemacht werden, daß die Luft circuliren könne, ſo ſteiget die Hize, wenn die Röhre die Wärme in die Höhe treibet, die Kälte aber ſteigt herunter und ſelbige circuliret ſo lange durch das Loch, bis die Stube ganz warm iſt. Ich halte dieſe Invention auch vor geſund. Denn die ungeſunde Kälte oder feuchte Luft wird alſo in der Röhre durch die Hize purificirt, wovon das Modell in Kupfer das Mehrere zeigt. Es ſind jedoch auch dieſe Art der Heizungsmachine v. Oefen, wie es die hieſige Hafner zu machen pflegē, nicht zu verachtē, indem ſie den obern Theil des Ofens mit Bakenſtein quadriren u. das Rohr eines Ofens, welches wohl bequemlich, aber der Hize zum Heizen mehr hinderlich iſt, herausheben, wodurch die Hize aufgezogen, in den Bakenſtein erhalten, und zugleich verhindert wird, daß ſolche nicht mehr zu dem Ofen unvermerkt heraus ſchlagt, wie es bei den meiſten Oefen in


12
13
14
11

e Franzöſiſche Einrichtung der Heerden

elangt, ſo iſt erweislich, daß rch 2. Drittel Holz erſpahret wer- an; wie ich dann ſelbſten zu Me- ung des Holzes erſt kurzhin ei- ergleichen habe ſezen laſſen, von Schloſſer und Waagenmacher von nit Namen Meiſter Joh. Vitus Buiz, ſt welchen bei 3. ganzen oder 6. halb- gten Scheidlein Holz, und alſo bei Feuer in 2. groſſen Häven zugleich t, und neben gebraten und gebaken n kan. Damit aber allen und je n rechter Begrif hiervon gemacht , ſo habe dem Publico zu lieb das l im Kupffer hier mittheilen wollen; folgende Explication nöthig:

Explication des Kupffers.

1. Die eiſerne Platte, ſo eigent- en Heerd ausmachet, worauf eben Holz mehr gebrennt, ſondern nur die richteten Schüſſeln u. Platten, zu Er- ung der Wärme geſtellt werden darf; r dieſer Heerdplatten aber befindet ein Vacuum, wodurch der Rauch am ten paſſiren, und folglich das Brat- Bachöfelein von oben Nro. 8. heizen ; wiewohlen der Rauch auch unten oben des Schifleins von Nro. 11. rechten Zug kommt, und ſich mit von Nro. 8. zum eiſernen Rauch- und canal Nro. 6. hinaus ziehet, und von lbſt in den rechten Camin fällt, wel- ſo gemeſſen abgehet, daß niemal kein ch geſehen noch verſpüret wird; wel- wol das vornehmſte ſeyn wird, ſo andern bei Verfertigung eines ſolchē ſtheerdes nicht gleich nachgemacht, die Proportion getroffen werdē kan.

2. Iſt der Schierofen, deſſen Oef- ng zwar klein, die Höhe aber doch er 3. Schuh, die Breite 2., und Länge 4. Schuh betragen mag; Es t aber der Feuerheerd, ſo aus einem rnen Roſt beſtehet, und der über lb mit unter das Bratröhrlein oder Chell

Brat- und Bachofen gehet, ſo wie der Strich bei Nro. 4. ausweiſet, eine Breite von mehr als 4. Schuh; jedoch ſo, daß das Holz in Flammen v. Nro. 3. gegen die 2. Locher Nro. 7. aufrecht brennen kan, das Kohlfeuer aber und die Hize ſich zugleich unter das Rohr Nro. 4. erſtreket, und alſo das Bratrohr auf allen Seiten in eine proportionirte Hize ſezet, ſo daß alles was gebaken und gebraten wird, eine gleiche Hize und Würkung zum Bachen und Braten bekommt; Und alſo dieſe Bequemlichkeit mit dabei hat, daß das, was zum Braten an den Spies Nro. 17. angeſtekt werden mag, nicht umgedreht werden darf. Die Machine dabei iſt zu 3. Bratſpieslein gerichtet, damit 2. bis 3. Spies voll darinn gebraten werden können, welche Machine wie eine Schiene gemacht iſt, die bei Nro. 9., wo inwendig 2. Fals ſeynd, eingeſchoben werden kan, damit das zum Braten in freier Hize ſtehet. Unten bei Nro. 10. hat es wieder ſolche Fälſe, darauf der Roſt Nro. 16. eingeſchoben wird, worauf gebakene Sachen, oder auch Karer mit Gebratenes oder Gebacheſnes in einer Zeit von etlichen Stunden fertig werden kan. Die obere Oefnung an dem Rohr Nro. 8. iſt das Dampfloch, wo zugleich abgeſehen werden kan, wenn eine Sache genug gebaken oder gebraten hat.

Nro. 3. Dienet zum Luft- und Rauchfang, damit, wann man oben den Dekel des kleinen Camins Nro. 6. zumacht, die Hize geſperret werden kan, welche ſodann wenigſtens noch 6. Stunden länger dauret, als wann es offen gelaſſen wird, welches geſchiehet, wenn kein Holz mehr zugeſchiert wird; widrigenfals, und wann bei dem erſten Feuer ſolches geſchiehet, der Rauch bei dieſem Luftfang heraus quillt.

Nro. 4. Iſt eine bloſſe ſinnliche Anmerkung, damit gewieſen worden, wie weit der Heerd- und Feuerroſt ſich erſtreket, welcher durchgehends ſo rar gemacht iſt, daß nichts als die bloſſe Aſche,

Aſche, ſo gros als der Roſt iſt, herunter in die 2. Heerd-Canal fället, welche ſignirt ſeynd mit

Nro. 5., woraus eigentlich die Aſche, welche von dem Heerde herunter fällt, genommen wird, und eigentlich darum 2. Oefnungen bekommen hat, damit das brennende Feuer, ſo gleichſam unter der Luft liegt, von dieſer in einer Gleichheit erhalten wird.

Nro. 6. Iſt der Rauchfang oder das Camin von eiſen Blech, deſſen Würkung und Nuzen ſchon oben beſchrieben worden.

Nro. 7. Sind die 2. in einer beſondern eiſernen Platten ausgehauene 2. Löcher, worinn 2. von Erz oder Tiegel gemachte Häven zum Sieden oder Kochen geſtellt werden, die gleichſam auf dem Feuer hangen, in welchem in 2. bis 3. Stunden alle Speiſen fertig werden können. In dieſen Löchern können auch die Pfannen und anders Geſchirr zum damit weilen ſolche mittelſt 3. eiſernen Haken auf die Löcher geſtekt werden, auch mittelmäſige und kleine Häven zum Sieden und Kochen darauf eingehebt werden können. Und

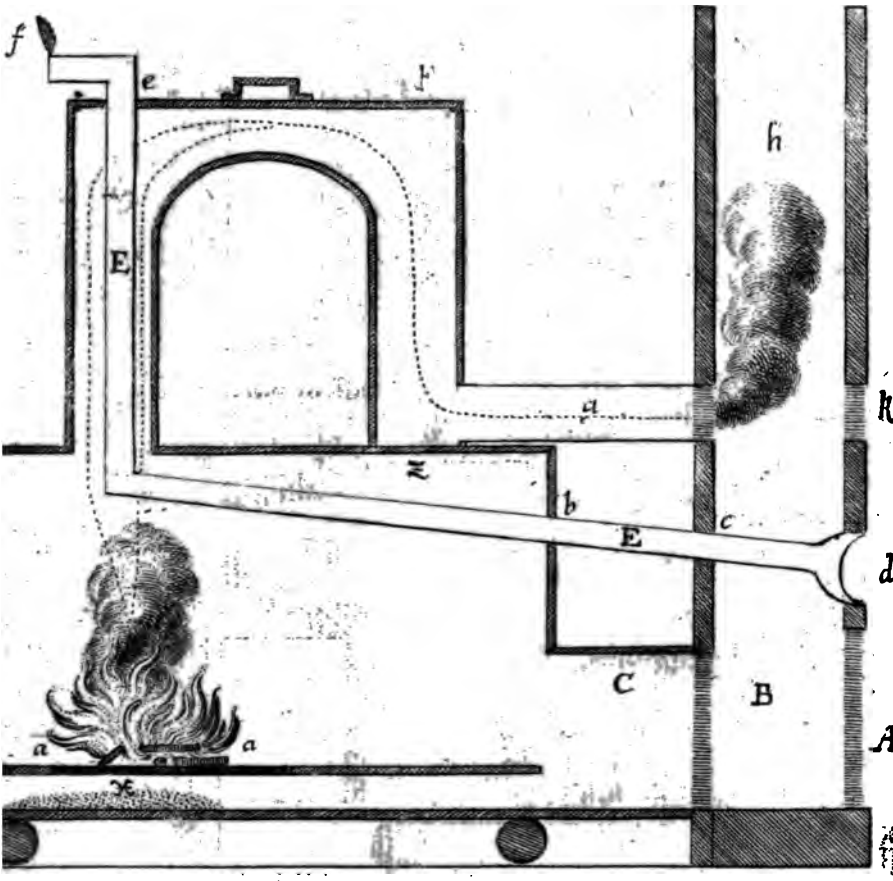
Nro. 15. zeigt den Dekel an, womit die Hize zugeſchloſſen werden kan, wann nur in einem Hafen gekocht und der eine ausgehoben wird.

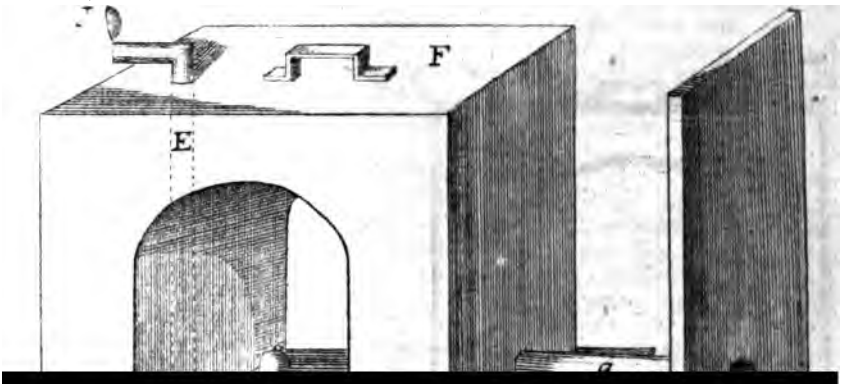
Nro. 16. Der Roſt zum Bachen u. Braten auf Blech und Kar, ſo bei Nro. 10. in das Rohr geſtellt werden mus. Und endlich

Nro. 17. die Schiene zum Braten an den Spieſen ad Nro. 9.

Den Nuzen nun, den man bei einem dergleichen Kunſtheerd haben kan, iſt dieſer, daß man erſtlich 2. Feuerer hiebei erſpart, ſo man nothwendiger Weiſe, wenn zugleich gebraten und gebachen werden ſollte, haben müſte. 2) Wird nicht allein das Holz, ſo man zum Bachen und Braten brauchet, ſondern auch 2. Drittelwe-

zu pag. 139.




F
E

n, ſo will ich durchgehends in einer
tadt nicht mehr als 1000. Familien neh-
n, und ſezen, daß eine jede beim Ko-
en ſtatt 2. Drittel, und bei dem Ein-
izen ſtatt eines Drittels überhaupt 2.
rittel Holz erſparen. Wenn man nun
s, ſo eine Familie in die andere gerech-
t, hiebei erſparet, nur zum wenigſten auf
. fl. ſchäzet, (da doch auf obige Art bei
ancher Haushaltung 2. bis 3. mal mehr
ſparet werden kan) ſo beträgt ſolches in
0. Jahren 15. Toñen Goldes. Nun wird
emand läugnen können, daß in einer
lchen Stadt, wie Augſpurg iſt, weit
ehr Haushaltungen zu finden, und als
auch der von Holz erſparte Gewinn
tit höher ſteigen müſſe, folglich, wenn
an denſelben in allen teutſchen
tädten zuſammen rechnen wollte, alle
ihr ganze Millionen Gulden erſparet
rden könnten; die Marktflecken und
örfer nicht einmal gerechnet. Wollte
an nun die ganze Summen bis auf
00. Jahren hinaus rechnen, würde
an viele 1000. Millionẽ Gulden zuſam̃en
ingen, die auf ſolche Art wären erſparet
rden. Man überläſſet alſo einem je-
n Oeconomo oder Liebhaber der oeco-
miſchen Policei- und Cammeralwiſſen-
ſchaften den Calculum und Überſchlag
is dieſem, was bereits angeführet wor-
n, von ſelbſten zu machen, wie viel
00. Stämme Holz nur allein in unſe-
m Teutſchland, welches ſo volkreich
, erſparet werden könnte, wenn man
ieſem Vorſchlag, die Oefen und Feuer-
eerde zur Holzmenage einzurichten, fol-
en, und nicht ſo gar verſchwenderiſch
it dem Holze umgehen, ſondern ſich
ach der Deke ſtreken wollte, wie ſolches
n denenjenigen Orten geſchiehet, wo
as Holz ſchwer zu haben, und folglich
eſam iſt? Denn es iſt ein Geheimnis
r Göttlichen Vorſehung, daß in einem
nde nicht alles wächſet, damit durch
lchen Mangel die entfernten Völker in
n allgemeines Band und Freundſchaft
ſammen verknüpfet werden, welches
gar unter heidniſchen Völkern heilig
bachtet wird.

Zum Beſchlus dieſes Capitels folget hier von den nüzlichen Oefen über beigedrukten Abris, auch eine

Explication.

A. iſt das Ofenloch, ſo durch die Feuermauer gehet.

B. iſt das Ofenloch durch die Brandmauer.

C. iſt der Ofenhals.

D. iſt die ordinaire Ofenblatte.

Denn mus man noch eine Ofenplatte H. eine Viertel Elle hoch ohngefehr von der unterſten in den Ofen legen, die darf nur bis an den Hals C. gehen, dieſelbe mus einen Roſt aufgenietet haben bei a a, welcher 2. Schuh lang und 1. Schuh breit ſeyn kan. Durch dieſen Roſt fällt die Aſche x auf die unterſte Ofenblatte, und mus aus dem ſpatio zwiſchen den beiden Platten fleiſig ausgezogen werden. Bei z mus alles fleiſig zugemacht werden.

Ferner leget und beveſtiget man in der Mitte des Ofens eine eiſerne Röhre E. die da länglich rund oder oval und breit rund iſt, ſie kan 3. Zoll dike und 6. Zoll breit ſeyn, dieſe Röhre gehet bei b durch die Ofenſeite durch, ferner bei c durch die Brandmauer, und endlich bei d durch die Feuermauer h heraus in die freie Luft. In dem Ofen lenket ſie ſich mit einem Knie in die Höhe, und gehet zwiſchen die beiden Wände des obern Aufſazes des Ofens bei e heraus. Da wird denn wieder ein Knie aufgeſezet, welches den Ausgang der Röre forne bei f heraus leitet. Das äuſerſte der Röhre bei f mus man mit einem Dekel verſchlieſſen können. Bei d aber mus ſie ein weit Mundloch wie ein Trichter haben, welches mit einem eingebogenen und durchlöcherten Boden mit einem Durchſchlag verſehen iſt, dieſes deswegen, damit zwar die Luft durch die Löcher in die Röhre blaſen, aber ſonſt nichts hineinfallen, oder Mäuſe durchkriechen können.

Der Nuzen dieſes Ofens beſtehet darinnen: 1. Brennet das Holz leicht an,

ja wenn nur etwas Kohlen auf dem Roſte, ſo brennet auch das naſſe Hoz, welches man nachleget, die Aſche aber fällt durch den Roſt a und verhindert nicht die Gluth der Kohlen. 2. Die kalte Luft gehet nun ſtets durch das Mundloch C in die Röhre ein, und bei f gehet ſie in die Stube. Weil aber das Feuer ſtets an die Röhre anſchlägt, ſo wird die Luft davon warm, und kommt alſo nicht kalt, ſondern warm in die Stube, dadurch wird die Stube bald mit warmer Luft angefüllet. Weil nun alſo viel Luft durch die Röhre E in die Stube kommt, ſo wird dadurch die äuſſerliche kalte Luft abgehalten, daß ſie nicht durch alle Rizen und Spalten von auſſen in die warme Stube dringen und dieſelbe wiederum kalt machen kan.

Es braucht dieſer Ofen nur ein Drittheil Holz, wenn man in einem ordinairen Ofen 3. Drittheil haben mus, macht geſunde Stuben, wegen der ſteten Circu-

Die oberſte Deke des Bogens F mus in einem Fals liegen, damit man ſie alle Jahre leicht heraushebenkan, den Ofen vom Ruſſe reinigen, und wieder einlegen, hernach mit Leim beſtreichen könne.

Man kan auch in die eine Seite des Ofens bei G eine eiſerne Thüre, die man von oben einſchiebet, zwiſchen zwei Falzen machen. Dieſe Thüre kan man in der Stube öfnen, wenn das Holz zu Kohlen worden, da gehet denn viel Hize von den Kohlen in die Stube, wenn die äuſſerſten Ofenthieren verſchloſſen ſind. Man darf nicht meinen, daß es rauchen werde durch dieſe Ofenthüre, die unter dem Roſt ſtets treibende Luft führet den Rauch ſchon ſo hoch und ſtark, daß er zur Ofenthür nicht in die Stube kommen kan, wie ichs denn allbereits practiciret.

Kurze Unterſuchung der Frage: Ob die Juden nicht zur Handt-

künftiglich erlangen würde, aufhebend und vernichtend.

It. Pol. Ordn. de 2577. Tit. 27. §. 6. ibid: Es ſollen auch diejenigen, welche ſie obberührter maſſen aufnehmen, ſich dermaſſen halten, daß ſie ſich des unziemlichen Wuchers und verbottener Contracte enthalten, aber mit ziemlicher Handthierung, Handel und Arbeit ernähren mögen, auf Maas iede Obrigkeit daſſelbe ꝛc. ut in præced.

Die Reichsgeſeze ſind alſo da; ſie ind klar, und mithin billich zu beob- chten, um ſo viel mehr, als

2.

Solches ohnedem dem allgemei- en göttlichen Geſez und beſonders er heiligen Schrift Alten Teſta- ents durchaus gemäs, und einem den Menſchen, die Juden nicht usgenommen, anbefohlen iſt, ſich it ehrlicher Handthierung und Ar- eit zu ernähren. Der Tempel und önigl. Reſidenz zu Jeruſalem ha- en ehedem zum Zeugnis gedienet, aß dieſes Volk alle andere an künſt- cher Arbeit damals übertroffen abe.

3.

Es iſt nicht weniger denen Regeln ner guten Policei abſolute gemäs, aß eine jede Chriſtliche Obrigkeit iſig darauf Acht habe, wie und omit ſich die Unterthanen und Ein- ſeſſene im Lande ihren Unterhalt werben, ob ſolches modis licitis er illicitis geſchehe? In Anſehung rer Chriſtl. Unterthanen wird ſol- es ſowohl, bei deren Reception, ıd auch ſonſt, mehrentheils in Acht nommen; aber die Juden ſind disfalls bei nahe excipiret, da man doch weis, daß ſelbige meiſtens ſich von Lug und Trug, von Wucher und Diebſtahl erhalten, ja daß es nicht anders ſeyn könne, weil ſie nichts ordentliches arbeiten, und doch eſſen wollen.

4.

Gleichwohl iſt es bei allen recht- ſchaffenen Gottesgelehrten und JCtis eine ausgemachte Sache, daß die aus dem Heidenthum geſammlete Chriſtliche Kirche und deren Glieder, nach der Lehre, Vorbilde und Exem- pel des Heilandes JEſu Chriſti und ſeiner Apoſtel, dieſes jezo, aus göttlichem gerechten Gerichte, unter dem Zorn und Moſaiſcher Deke dahin gehende Volk des Eigenthums, als den rechten eigentlichen Stamm, worein jene gleichſam eingepropfet iſt, bis zu deſſen Wiederaufrichtung, zum Eingang der Fülle der Heiden, und zum Implement ſo vieler klarer Verheiſſungē, Alten u. Neuen Teſta- ments, mit unherzlicher Erbarmung und Mitleiden anſehe, und zu deſ- ſen Herwiederbringung, (wie denn an vielen Orten, inſonderheit zu unſern Zeiten, disfalls ſehr löbliche Sorge angewendet wird), und Be- kehrung zu unſerm hochgelobten Er- löſer, allen möglichſten Fleis und Bemühung anwenden, einfolglich daſſelbige bei ſich dulten und tollerī- ren keineswegs aber verfolgen, drü- ken oder beſchimpfen, nur aber in einer ſolchen Ordnung halten ſollen, wodurch deſſen Zurechtbringung, (welches billich der Hauptzwek aller

und jeder Chriſtl. Obrigkeiten iſt,) befördert und errichtet werden möge.

vid. inſtar omnium B. Semper. in ſeinen Theol. Bedenken P. IV. p. 87. ſeq. auch ſonſten hin und wieder, beſonders aber in ſeinem leztern Bedenken P. I. pag. 286. ſeq. addatur.

Nerreter im Juden- und Heidentempel quæſt. 40. ſeqq.

5.

Nichts iſt in dieſem höchſtlöbl. Zwek gemäſſer, als die oberwehnten heilſamen Reichsconſtitutiones, nach welchen das arme, obgleich mehrentheils böſe Judenvolk v. ungezimender ſündlicher und verbottener Nahrung abgezogen, und hingen zu nüzlicher Arbeit, in Gottgefälliger Ordnung, angehalten werden ſolle.

6.

Galvör in Gloria Chriſti i
p. m. 741. ibid.

Fünftens dienet zu ihre
tung, daß man denenſelb
het, durch ungebührliche
die Chriſten auszuſaugen
ſie denn ohne Mühe und
armen Chriſten Schweis
an ſich bringen, und da
lich leben können, welche
ſo auch nicht wehe ankо
man ſie doch, nach des ſe
theri Rath, hübſch zur A
zu ehrlichen Handthierung
ben ſolte; ꝛc.

Inſonderheit iſt hievon zu leſen
fromme Spenner davon
4ten Theil ſeiner Theolog
denken p. 89. 90. 97. wie
nen lezten Bedenken P. I.
Ingleichen der gelehrte
ſeinen Jüdiſchen Merkwi
beſonders Lib. VI. Cap.
ſelbſt allegirte Theologi-

Limborech. de veritat. relig. iſt. p. m. 103.

o gehet obgedachter Teolo- athen dahin, daß man dieſes ur vornemlich zu allerlei nüz- it und Handwerkern anhalten rn es würde auch beſonders B. Sperneri gut ſeyn: Wenn ch hin und wieder annoch oder wenig bewohnte Oer- auf dem Harz, item Thü- lde und ſonſten eingetheil u der Lebensart ihrer Vor- Akerbau und Viehzucht an- ürde; alſo könnte die Poli- luzen von ihnen haben, und in ſolchem Stande, wo der Arbeit, das Gemüth aber orgen hätte, zur wahren viel bequemer werden ꝛc. hätte GOtt der HErr die es wegs um deswillen uns riſtlichen Obrigkeiten zer- dieſe Gewinnſt und Reich- ihnen, ſondern vielmehr, ihre Bekehrung und See- ſen ſolten. Da hingegen der

hard. in Loc. Theol. de Ma- at. Polit. n. 223. ſowol als andere Gottesgelehrte ſehr n:

ratus Chriſtiani Judæos ſpon- abeant, quibus ſubeitorum pa- aneorum ſuccum & ſanguinem ſc. adeoque ipſi licet mediate illos cenſus & fœnora exigant.

ieſem Verſtand mag es wahr der ehrliche

ius mit unterrichteten Stu- en Part. II. ſeiner Schriften . 396.

nd per calculum demonſtri- mlich die Juden dem Römi- e weit mehr ſchadeten, als eben darum, weil ſie keine erlernten, und alſo ſich grö- cht ehrlich nähren könten.

8.

Die vortrefflichſten Politici und Rechtsgelehrten unſerer Zeit ſind gleicher Meinung, und will ich unter vielen nur einige derer Vornehmſten hier anführen, und zwar vor allen Dingen

Bœhmerum in magnifico opere. Jus eccleſ. Tit. de Judæis §. 28. ibid: *Mens hujus receſſus*, (nemlich der gleich Anfangs oben n. 1. allegirten Policeiordnung de an. 1530) *huc redit, Judæis teſtatem eſſe faciendam, ut ad opificia admitti poſſint. Urgent hoc ipſum ſaniores & in primis hoc ſedulo paſſim urſit.*

B. Stryck in not. MSCtis ad Myler. ab Ehrenbach. de Princip. & Stat. Imper. Cap. 6. §. 7. notanter ait: *&c. ut Judæorum liberi ad certum opificium addiſcendum adigerentur, ſic enim ad nos converſi haberent, unde vivèrent.*

Caſp. Ziegler in Tract. de Jur. Maieſt. Cap. 41. §. 34. ibid: *potiusque eis iniungendum, ut opificiis & manuariis operis victum ſibi & amictum quærant; diſcerte hoc &c.*

Ludewig von den gelehrten Anzeigen an. 1732. §. 14.

Bek von Recht der Juden Cap. 2. §. 5. pag. 25, 26.

Welchen ich auch noch ein Paar neue Anonymos beifügen muß, nemlich in denen

Leipziger Samlungen von wirthſchaftlichen Sachen im 4ten Bande p. 923. §. 13.

allwo der Verfaſſer kurz und ſehr vernünfftig davon urtheilet,

Item die freyen Gedanken zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchaft, in der erſten Samlung pag. 12.

9.

Alles kommt am Ende darauf an, daß eine Chriſtl. Obrigkeit das Jüdiſche Volk

a) aus

a) unter ſich zu dulten, und nicht aus ein oder andern kleinen Urſachen ſo fort zu verſtoſſen.

b) Aller gewaltſamen Mittel der Bekehrung, als welche ohnedem denen Grundſäzen und Verfaſſungen unſerer Evangeliſchen Kirche ſchlechterdings zuwider, ſich zu enthalten, hingegen

c) durch die Geiſtlichkeit diejenigen Methoden und Wege, die von obbelobten und andern Chriſtlichen Theologis diſfalls an die Hand gegeben werden, fleiſig beobachten zu laſſen, immittelſt

b) denen Juden ihren Gottesdienſt, jedoch daß man auf ihre Gebeter Acht habe, und ihnen weder durch das Alenu, noch ſonſt eine Gotteslaſterung nachlaſſe, ungeſtört zu gönnen, und zu verſtatten, auch

e) ihnen keine Kränkung oder Schmach zuzufügen, noch etwas, daß dem Jüdiſchen Geſeze in der That zuwider, und

ſchon vor vielen Jahren rühmlich
hen, bei ihnen abgeſchaffet, un

i) die bereits Erwachſene und
denperſonen immittelſt, nebſt eine
ten Handlung und Gewerbe,
proportionirten Handarbeit, g
bührlichen Lohn, auch Frohndie
dergleichen angewieſen, nicht n

k) denen Juden ſelbſt die G
keit und Billigkeit alles deſſen bei
gebracht und begreifflich gemach
aber auch

l) über dieſe und dergleiche
ten ernſtlich gehalten werde.

10.

Was könnte wohl einer
Obrigkeit rühmlicher, was
dem gemeinen Weſen vortr
was dem Jüdenvolk ſelbſt n
ſeyn, als die würkliche B

ſolche Art an dem Wucher
en und an unſerm Schaden,
davon empfinden, ſelbſt in-
Schuld ſind, und ſelbige
durch gleichſam zwingen, ſich
acherei, Wuchern, Müſ-
, ja Raub und Diebſtahl
. O! wenn man doch die-
en und ohne dis unglüklichen
nur noch dieſe Barmherzig-
gen wollte, ſie mit Güte und
ja allenfalls mit Ruten und
en, zu ihrem zeitlichen Wohl-
als unvernünftige und bos-
Sünder, zu nöthigen, Zu-
a

II.

plication zur Arbeit überall,
ſonderheit zu Künſten und
erkern dem Jüdiſchen Volke
ſen politiſchen Verfaſſungen
, oberwehnter maſſen vor
dern Völkern, ſo zu ſagen,
weſen, wovon in denen alle-
udewigiſchen Anzeigen ver-
nüzliche Umſtände ange-
ind. Es wird auch wol
zweifeln, daß der gerechte
Ausſpruch Gen. 3. 19. ganz
l, und die Juden davon
sgenommen ſind, als welche
ſelbſt billich bekennen, wie
bbi Mayer, und Rabbi Si-
Ben Elieſer in der Gemara
him ſagen:
r Menſch ſoll beſtändig ſeinem
Sohn ein reines Handwerk leh-
en ꝛc.
dahero unſere Arbeit den
Schweis des Angeſichtes aus-
reiben müſſe ꝛc.
n Rabbi Jehuda: Ein jeder, der
einen Sohn kein Handwerk
eil

lehret, iſt gleich, als wenn er
ihn die Rauberei lehret ꝛc.

Der gelehrte Grotius hat ad Evangel. Matthæi Cap. 13. 15. wie auch ad Acta Apoſtol. Cap. 18. 3. dieſe vortreffliche Anmerkung:

Mos erat ſane laudabilis inter Hebræos, ut & doctiſſimi etiam illi, quibus res lautior eſſet, adverſus omnes fortunæ caſus, opificium aliquod addiſcerent, unde, ubi res ferret, ſe ſuſtentarent &c.

Die Söhne der Könige Fürſten und Hohenprieſter waren davon nicht eximiret; und daher lieſet man in der Gemara immer die Beiwörter: Rabbi Schuſter, Rabbi Kirſchner, Rabbi Schneider ꝛc. denn von ihren Handwerkern muſten ſie ſich ernähren. Die Studia trugen nichts ein. Der ſehr gelehrte Apoſtel Paulus, welcher nicht nur in ſeinen väterlichen Geſez, ſondern auch in der heidniſchen oder griechiſchen Weltweisheit vortrefflich wohl unterrichtet war, und ſogar in den griechiſchen Poeten fleiſig ſtudiret hatte, war zugleich ein Teppichmacher, und davon ernährete er ſich ꝛc. Joſeph, der Vatter unſers Heilandes JEſu Chriſti, aus Königl. Stamm, war ein Zimmermann; Und die heilige Maria unterhielte ſich von Nähen, oder dergleichen Handarbeit wie Tertullianus es ausdrüket; folglich erhellet aus dieſen alle

12.

Hoffentlich klar genug, daß ganz ohne Grund von einigen vorgewendet werde, als ob die Juden ſelbſt um deswillen ſich auf keine Handwerker, oder andere ſchweistreibende Arbeit, applicíren wollten, weilen der Feldbau und Handwerke im Talmud nicht nur ſehr verachtet, ſondern gar verbotten wären.

Vid. Gerſonſ. Innhalt des Talmuds Cap. 23. p. m. 207. ſeq.
Eiſenmengers Judenthum P. II. p. m. 993.

Denn zu geſchweigen, daß eben daſelbſt auch

auch die Medici und Chirurgi, welche doch bei denen Juden in guten Ehren ſind, verächtlich angezogen werden: So iſt auch der Talmud, und ſonderlich die Gemara, keineswegs vor ein Geſez derer Juden zu achten; wird auch von denen meiſten und vernünftigſten unter ihnen nicht davor erkannt, und möchte wohl keine Thorheit in der Welt zu erſinnen ſeyn, die nicht aus dieſer abgeſchmakten Sammlung von Rabbiniſchen Abſurditäten zu unterbauen wäre. Ubrigens aber iſt aus

Schudts Jüdiſchen Merkwürdigkeiten Lib. VI. Cap. 12. p. m. 169. 172. &c.

und denen daſelbſt allegirten, auch andern Büchern bekannt, daß die Karäer und andere Juden in Holland, Moſcau, Perſien, Abyſinien, Marocco ꝛc. allerdings Handwerker treiben, und ſie können ebenfalls, der Gemara ohngeachtet, darzu wohl angehalten werden.

auch allerdings wohl gefallen laſ
Obrigkeitlichen Befehl Handwerk
andere Handarbeit zu lernen und
ben. So iſt auch die Cretenſiſche
heit, Tit. I. 12. nemlich Bosh
Faulheit keineswegs, wie der
ein Morbus particularis Judæoru
dern ein Morbus univerſalis gen
mani, adeoque proh dolor! eria
ſtianorum. Die Chriſtenkinder ſi
ſo von Natur geartet. Da nun
den vollends im Müſiggang von
an gelaſſen, und nicht von zart
an zur Arbeit gewöhnet werden
ſich über dieſe Unart bei ihnen u
weniger zu verwundern: und
würden ſie ſich wohl accomodire
der Zeit in einer ordentlichen Le
ſelbſt mehr Vergnügen finden.

Vid. Holbergs Jüdiſche G
Cap. ult. p. m. 716. ibid:
man die Juden mit den
Unterthanen gleich hielt

Gundling ad A. B. Cap. IX. p. 641. alii.

14.

Darinnen iſt faſt unanimis conſenſus vorhanden, daß das Impedimentum principale, warum die Juden von denen Handwerkern zurük gehalten werden, bei denen Zünften und Collegiis opificum ſelbſt zu ſuchen ſeyn. Denn ohnerachtet dieſes Volk niemals vor unehrlich geachtet oder erkläret worden;

Vid. Bœhmerus l. c. §. 27.

So ſcheinet es doch als ob die Chriſtl. Zünfte ihrer Ehre nachtheilig zu ſeyn glauben wollen, daß ſie Juden unter ſich dulten ſolten. Wie ſeltſam und unvernünftig aber dieſer Wahn ſey, wird ein jeder leichtlich einſehen, wenn er nur die wahre Bewandnis, ohne vorgefaßte Meinung, erweget. Es iſt kein Künſtler, noch Handwersmann, der nicht willig und gern vor die Juden alle Arbeit verrichtet, wenn es nur bezahlet wird; Und alſo ſind ſie alle miteinander denen Juden vors Geld bedient.

Vid. Ludewig de opifice Exule in pagis Differ. I. c. 3. §. 1. ibid: In vulgi certe ſermonem ivit: qui alteri operas locat, ille eſt Servus alterius.

über daß dieſe vor ſich ſelbſt, oder vor die Chriſten, vor Bezahlung arbeiten ſolten, das wäre der Chriſten ihrer Ehre nachtheilig. Alles Geld, was unſere Künſtler und Handwersleute von den Juden löſen, das haben ſie uns durch Wucher und Betrug; (weil wir ihnen ja einen andern Erwerb verſtatten), vorhero entzogen, und abgeſchrepffet; bekropffen uns alſo, wie man im Sprichwort ſaget, mit unſerm eignen Fette. Aber dieſes achten wir uns für keine Schande. Und wenn es wahr iſt, was man zu ſagen pfleget, daß nemlich der Schuldner des Gläubigers Knecht ſey; O! was vor eine Menge groſſer und kleiner ſchuldiger Diener haben die Juden nicht unter den Chriſten? Aber das iſt unſerer Reputation nicht zuwider. Die Juden werden Doctores Medicinæ. Groſſe Herren und Potentaten nachen ſie zu ihren Agenten, und conferiren ihnen anſehnliche Ehrenſtellen, diſtinguiren ſie auch ſonſten nach Gelegenheit gar ſehr. Sie führen zum Theil einen ſolchen Saat und eine Tafel, daß es wenige nachthun können; Aber Schuſter und Schneider zu werden, dazu ſind ſie zu ſchlecht und zu unwürdig. Man ſagt ſonſt im Scherz: Es könnten zwei Medici einander ohne Lachen nicht anſehen; und es iſt leicht zu ermeſſen, auch oben §. 7. lit. c.) bereits angezeiget, daß ſich die Juden über unſern point d' honneur was rechtes zu gute thun. Gleichwie man aber aus der Erfahrung weis, daß es bei den Handwerkern mehr, als ſonſten in der Welt, eintrifft: Sat pro ratione voluntas, ſo hat mehrbelobter groſſer Mann

Bœhmerus d. l. §. 30.

die Glorie der Zünffte durch einen guten Vorſchlag bereits völlig ſalviret, nemlich man ſolle die Heberäer, wie auch an vielen Orten bereits geſchiehet, in einer Vorſtadt, oder ſonſt an einen gewiſſen Ort zuſammen ſteken, als welches auch ſonſten, wegen anderer Urſachen, ganz verträglich ſeyn würde.

16.

Ich kan nicht umhin, hierbei zu erinnern, daß die Juden ehedem, und auch noch lange nach ihrer Zerſtreuung brave Soldaten abgegeben, und unter vielen heidniſchen Völkern davor gedienet haben. Die Römer hatten ganze Kriegsheere von Hebräiſchen Officiers und Gemeinen. Jezuweilen wurden ſie durch beſondere Privilegia und Begnadigungen von der obligation ad cingulum militare

litare exmiret. Unter denen erſten Chriſtlichen Kaiſern haben ſie ebenfalls nicht nur anſehnliche Ehrenſtellen bekleidet, ſondern auch Kriegsdienſte geleiſtet. Warum aber? auch wie? und wenn ſich dieſe Umſtände geändert haben? iſt aus dem vorhergehenden gar bald zu finden. Heut zu Tage haben ſie keine Entſchuldigung oder Privilegium wider die Werbung; Aber man ſiehet doch bei einer Armee keinen Juden, als etwa bei Lieferung von Pferden, Proviant ꝛc. wovon ſie ihren groſſen Profit und Gewinn haben; Wenns aber zum Treffen kommt, ſo iſt kein Jude mehr da. Es werden disfalls und warum ſelbige ſich nicht unter die Soldaten ſchiken, verſchiedene Urſachen angeführet, z. E. Sie hät-

ran es ihnen in vorigen Zeite
gefehlet hat. Man ſiehet ab
daß es noch bis izo ihnen nich
lich daran ermangele, da ſa
gefährliche und verwegene E
ſe von Raub, Mord und Di
zu vernehmen iſt, dabei nicht
mehr Juden ihre bravour beze
ben, um ihren Unterhalt, u
etwas übriges dadurch zu er
Immittelſt paſiren ſie nicht u
vor Mazetten, und laſſen
der Meinung, daß ſie zu fur
wären, damit ſie ihr Gew
Friede und Ruhe treiben
Denn ſie wiſſen, daß ſie do
glüklicher ſeyn würden, w
gleich Löwen zerreiſſen, und P
ſchlagen könnten, wie Simſon
mitelſt iſt es gleichwohl gan

mentum legale, warum die Juden zu keinen opificiis und Handarbeit zu laſſen, kürzlich beleuchten. Denn es fehlet leider! nicht an Männern, die im Ernſt davor halten, daß ſolches denen Reichsgeſezē ſelbſt entgegē ſey. Sie beruffen ſich zu dem Ende bekannter maſſen auf das vom Kaiſer Carolo V. denen Juden inſonderheit im April 1544. ertheilte, und von einigen Kaiſern nachhero confirmirte Privilegium, welches

Wagenſeil in Telis igneis Satanæ pag. m. 36.

bei einem Fürthiſchen Juden in authentico geſehen zu haben, beſchreibet, und von Heringio und andern, unter einem unrichtigen dato, Extracts-Weiſe allegirt; Im Moſeriſchen Deutſchen Staatsrechte aber loco cit. aus

Lünigs Reichsarchiv. P. gener. P. Ip. 574. & ſeq.

allwo alles in ſeinem Zuſammenhang zu befinden, gleichfalls extrahiret iſt, und will ich den paſſum concernentem aus dem Lünig pag. 579. hieher ſezen:

„Und nachdem auch die Juden und „Judinen, des mehrentheils in allen „den Reichsanlagen und Hülffen, „mit Leib, Haab und Gut, um ein „viel höheres, den die Chriſten, be„leget und angeſchlagen werden; und „aber darneben weder liegende Gü„ter, noch andere Handthierung, „Aemter und Handwerke bei denen „Chriſten haben und treiben, da„von ſie ſolche Anlage erſtatten, und „ihre Nahrung bekommen, auſſer„halb das, ſo ſie von ihren Baar„ſchaften zu wege bringen, ſo laſſen „wir zu, und gönnen denſelben Ju„den und Jüdinnen, daß ſie hinwie„derum in Gleichnis und nach Maas „und Geſtalt ihrer Verlagen, damit „ſie alſo, wie oben ſtehet, angehal„ten und beleget werden, ihre Baar„ſchaft und Zins und ſonſt zu ihren „Nuzen und Nothurft, um ſo viel „höher, und etwas weiters und „mehrers, denn den Chriſten zuge„laſſen iſt, anlegen und wenden, „und ihnen ſolches gedultet werden „möge ꝛc.

Aus dieſen will nun inferiret werden, daß

1) denen Juden die Handwerks- und derleichen Nahrung völlig verſagt, an deſſen ſtatt aber
2) ihnen ein übermäſſiger Wucher verſtattet, und hierdurch
3) die gleich anfangs n. 1. allegirte Reichs-Inſtitution de a. 1530. wiederum abgeſchaft und aufgehoben worden ſey. Gleichwie aber

ad 1) dieſes Aſſertum gänzlich falſch iſt, und nur in facto ſupponiret, und vor bekannt gleichſam angenommen wird, daß die Juden keine Handthierung und Handwerker treiben, (welches aber freilich auch nicht hätte geſchehen, ſondern vielmehr ſelbige darzu in Conformität des Reichsſchluſſes de an. 1530. angehalten werden ſollen), und ihnen alſo pro ratione ſtatus corrupti etwas nachgelaſſen werden müſſen, und mithin

ad 2) dieſes ein ſehr unbindiger und gefährlicher Schlus iſt:

Weil die Juden keine Handwerker noch Handthierung, wozu ſie gleichwol, nach der Policeiordnung de an. 1530. anzuhalten wären, wirklich treiben oder treiben wollen; ſo ſollen ſie an jeder ſtat uſurariam pravitatem exerciren ꝛc.

Alſo ſtehet hingegen

ad 3) Dieſem Kaiſerl. Privilegio oder Privilegiis die ausdrükliche clauſula caſſatoria mehrerwehnter Policeiordnung de an. 1530. in verbis:

Alle Freiheiten ꝛc. künftiglich erlangen würden ꝛc.

ſchlechterdings entgegen, als wodurch ſich die Status Imperii und ihre Unterthanen gar weislich proſpiciret haben. Im übrigen iſt freilich dieſer und andere paſſus privilegii dem Jüdiſchen Genie ſo gemäs, als ob es ein Rabbi ſelbſt auf

geſezt hätte. Dahero auch in dem vortrefflichen

Moſeriſchen Staatsrecht l. c. §. 54. überaus wohl angemerket wird:

„Es enthielten dieſe Privilegia zuweilen Sachen, welche ſich ſchwerlich mit denen Reichsgeſezen und „Reichsherkommen conciliren laſſen ꝛc. Und wie es in der Judenſchaft Freiheiten heiſſet, es ſolle „kein Privilegium dagegen gelten, „ſo heiſſet es gerade umgekehrt öfters auch in denen Privilegien der „Stände, daß keine Jüdiſche Freiheiten dagegen gültig ſeyn ſollten.

Und es iſt auch endlich wohl eine ausgemachte Sache, daß die Kaiſerlichen Privilegia denen Reichsgeſezen keinen Abbruch thun mögen. Ein guter Deutſcher, der in der Chriſtlichen Liebe, auch ſelbſt die Juden in rechter Art liebet, kan unmöglich ohne Gemüthsbewegung und Aergernis leſen, was einige von den ältern Juriſten in dieſem Stük raiſonniret

„5) uſuræ non ſint exceſſivæ „ſæ & immoderatæ;

„6) Mundum non regi hodie „uſuris, cum

„7) Charitas refriguerit, & „mortua ſit;

„8 Eraſmum in Adagiis Chil. „9. adag. 12. ſcribere, quod „fendi poſſit, &

„9) multo minus hoc exulce „& egentiſſimo ſeculo poſſ „cunctas actiones humanas „ſim Decalogi & mandat „conformare;

„10) mores hodiernos non „melius mutari, quia, cum „ſunt, peccat, qui recte fa

Wenn es etwa ſchwer fallen ſ glauben, daß ein gelehrter und ter JCtis alſo philoſophiren kön kan alles dieſes faſt verbotenus beim

Heringio de Fideiuſſor. Cap 33. ſeqq.

ichtigen Dingen mehr, ſeine Zuflucht dieſer Zeitverkürzung nehmen ſolte. Inderheit haben die Feſttage das Unglük, ß man ſich an denſelben am meiſten beſchtiget zu ſeyn glaubet, die Nachttagsſtunden mit allerhand Gattungen von Kartenſpielen hinzubringen. ein Geſchlechte, kein Alter, kein tand, und keine Lebensart der Menen iſt hievon ausgenommen. Mann d Weib, Reich und Arm, Alt u. Jung, ch und Niedrig liebet dieſen Zeitverib: und es ſcheint alſo, daß ich mich zu viel wage, indem ich mich unterbe etwas wider dieſe ſo ſehr einiſſene und faſt allgemeine Gewohnt zu ſchreiben. Was das Karſpiel überhaupt anbelanget, ſo dünmich immer, daß nichts läppiſcher kindiſcher ſey als dieſes Päkgen von pierblättern. Es iſt ein Ueberbleibſel denen ungereimten Einfällen der alten then, Zelten und Longobarden, deſſen uns heute zu Tage billich ſchämen ſol.

Was ſind es nicht vor abgeſchmakte uren, damit man ſeine Einbildungsft beſchäftigen mus, wenn man ſpie? Und könnten wol phantaſtiſchere Bilerdacht werden, als diejenige, ſo wir den Karten wahrnehmen? Wir rühs uns, wie in allen freien Künſten, als auch in der Malerei eines guten Gemakes, und können doch ſolche ungete Misgeburten eines halb unſinnis Künſtlers vor unſern Augen ſehen, ohin Misfallen darüber zu bezeigen. Was das Kartenſpiel bei uns unbekand gen, und man hätte es irgendwo in neuen Welt, oder bei andern barbaris Nationen zuerſt gefunden: wie ſehr den wir nicht über dieſe albere Völker mphiret haben? Wie lächerlich würuns die ſeltſamen Geſtalten, und wunich untereinander gemiſchten Farben gekommen ſeyn? Und was hätte uns richter geſchienen, als die unordentlis Ordnung, ſo unter dieſen Hirngeſtern angetroffen wird? Ja man ſtelch vor, daß etwa ein Chineſer zu uns käme, dem man von der Klugheit der europäiſchen Nationen ſehr viel erzählet hätte, und man führte ihn etwa am Sonntage durch manche Häuſer, wo er allezeit eine Spielgeſellſchaft nach der andern anträfe, die mit aller möglichen Aufmerkſamkeit, Fürſichtigkeit und Nachſinnen etliche ſteiffe Papiere in Händen hielten, dieſelben bald vertheilten, bald untereinander würfen dabei bald lacheten, bald zankten, bald vergnügt, bald zornig auseinander giengen; was meinet man, was ein ſolcher Chineſer vor ein Urtheil von denen klugen Europärern fällen würde?

Was ich jezo von allen Karten insgemein geſagt habe, das gilt ſo wol von denen Franzöſiſchen als Deutſchen. Keine hat vor der andern einen Vorzug; beide haben was unvernünftiges in ſich. Daher dörfen unſere Nachbarn, die ſich ſonſt in allen Stüken einen Sprung voraus zu haben rühmen, gar nicht denken, daß ſie in dieſem Stüke geſcheiter wären als wir. Ihre Piken ſind nicht um ein Haar vernünftiger als unſere Lauben und ſo weiter. Iſt ja einiger Unterſcheid wahrzunehmen: ſo mus es dieſer ſeyn, daß die Ordnung ihrer ſogenanten Matadore und aller Karten überhaupt, um ein gutes Theil verwirrter iſt, als bei uns Deutſchen; woraus man abnehmen kan, daß ihre Karten einen gröſſen Phantaſten zum Urheber gehabt. Geſezt, daß es keine Schande für ein Volk wäre, das bisweilen ein abentheuerliches Gehirn darunter gefunden würde: ſo wäre doch dieſes einer Nation keine Ehre, daß ſie dergleichen Thorheiten eines allgemeinen Beifalles gewürdiget, und die läppiſche Erfindung eines Aberwizigen ſich zu einer Richtſchnur hätte dienen laſſen.

Siehet man die ſpielenden Perſonen: ſo finden ſich eine ſolche Menge von Betrachtungen, daß man etliche Bogen damit anfüllen könnte. Wenn irgend lauter Kinder, die noch nicht recht zu Verſtande gekommen wären, mit einander ſpielen möchten: ſo könnte man es ihnen eben ſo wenig verdenken, als daß ſie aufbunten

Steken

theils ſerieuſe Bedienungen verwalteten, und vor die vernünftigſten des Ortes gehalten wurden. Ich freuete mich dieſe 3. Stüzen des gemeinen Weſens, ſo ich Neſtor, Ulyſſes und Likurgus neñen will, auf einmal bei einander zu ſehen: denn ich vermuthete, daß ſie die allerwichtigſten Unterredungen zu ihrem Zeitvertreibe machen würden. Allein ich ward ſehr betrogen. Man brachte einen Lombertiſch, gab Karten dazu, und nöthigte ſie, Plaz zu nehmen. So ſehr ich mich über iher Bereitwilligkeit dieſem Anerbieten zu folgen verwunderte, ſo begierig ward ich mich an ihnen zu rächen. Ich zog meine Schreibtafel hervor, trat ans Fenſter, und ſchrieb jedes Wort auf, welches in währender Zeit des Spiels von ihnen geredet ward. Anfänglich merkte man meine Beſchäftigung nicht, und ich hatte das Vergnügen etliche Seiten anzufüllen, ehe mich Neſtor in dieſer Arbeit ſtörete, indem er die Frage an mich that: was ich denn ſo tiefſinnig da ſtünde, und was ich mir ſo ſorgfältig aufzeichnete? Ich ſahe mich genöthiget zu antworten, und ſagte daher mit einer beſcheidenen Mine! Ich habe mir eine geraume Zeit her gewünſchet, in

dors. Cinq pretner
Karte war nicht gut gemi
beſſer gehen. Spielen S
Iſt es erlaubt? Parlez
nicht. Ich ſpiele en carre
ſe ſechſe. Und ich die übr
len aus. Das war vor
Pike. Ich mus mich revs
Das ſind zwei Stiche. Tr
Trumpf. Votre Servite
dere. Sie hatten ein ſt
La. Allons. Sie geben

Was dieſe meine verw
mung in dem Gemüthe di
te vor eine Würkung geha
ne Leſer leicht ſchlieſſen k
ich ihnen ſagen werde, da
einander angeſehen, die
worffen und aufgeſtanden
nachmals die Ehre genoſſ
Stunden mit ihnen zu un
ben dieſe wakere Männer
Vorzug gehabt, daß ſie eb
dere unverſtändige auf
verfallen: ſo haben ſie
nen, daß ſie ſich durch
Verweis von einem ſchwa
zur Erkänntnis bringen

: zu verlieren unterwirft;
:s ihm gleich abgewinnet:
ezeiget hat, daß erſtlich faſt
ſolcher Spieler zu finden
Geld in der Abſicht daſſelbe
ahin ſezet, und alſo den er-
ıden mit völliger Gelaſſen-
kan; ob ſich gleich viele ſo
ſen. Im Falle es aber der-
e geben ſolte: ſo wäre es
er Seite die alleroffenbarſte
ng, welche ſich der andere
ünde zu Nuze machen kan.
daß jemand mir das Meſ-
ıd gebe, und ſeinen Hals
mit dem Begehren, ihm
) die Gurgel zu ſtoſſen: wür-
gen von dem Morde losge-
den, wenn ich ſeinem Ver-
enügen gethan hätte? Ich
hinzuſezen, daß dieſe Ge-
n allerthörichſten in denen
wo nichts auf die Kunſt der
ern auf den blinden Zufall,
Glük ankommt. Dergleı-
unſinnige Baſſetſpiel, in
Fünkgen Verſtand wahrzu-
weswegen es auch von der
gkeit in vielen Ländern ſcharf
orden.
:t von Spielern mus ich noch
, nemlich: wenn Perſonen
Geſchlecht mit einander ſpie-
:nds eine Menge von Eitel-
ınehmen; ſo iſt es hierinnen.
Amyntas ſpielet mit ſeiner
Er wirft die beſten Trümpfe
ı Händen hat, er handelt
geln des Spieles, damit nur
rin das Vergnügen haben
Geld zu gewinnen. Seine
ffenbar: ihre hingegen kan
tdeket werden. Amaryllis
ältig ſeyn, wenn ſie ſich in
ergözen kan, da ihr Gegen-
lig blind iſt. Was vor Eh-
ıldat, der einen Feind erle-
ihm ohne Gegenwehr in die
ıffen kommt. Und was bil-

det ſie ſich mit dem Gewinnſte ein, den ihr Amyntas freiwillig überlaſſen hat. Sie würde ſich ohne Zweifel geſchämt haben, ihren Anbäter um ein Geſchenke anzuſprechen: weil dieſes einer Bettelei gar zu ähnlich geweſen ſeyn würde. Und hie ſchämet ſie ſich nicht einige Groſchen zu nehmen, zu welchen ſie nicht das geringſte Recht hat. Hernach bedenket ſie nicht, daß ſie mehr verlieret als gewinnet. Amyntas wird doch vor ſein Geld was ſuchen. Ja freilich! höre ich ſie antworten: er ſuchet meine Gewogenheit. Und wenn er dieſe gleich erhält, ſo erſtrekt ſie ſich nur auf ein freundliches Geſichte; auf das Vergnügen etliche Viertelſtunden mit mir zu ſchwazen; und wenn es hoch kommt, auf die Erlaubnis meinen Handſchuh zu küſſen. Wie ich ſehe, ſo iſt Amaryllis ſehr artig gegen ihre Liebhaber, und doch zugleich ſehr behutſam. Ein ſo unſchuldiger Umgang mit Mannsperſonen iſt nicht zu tadeln. Doch eins fällt mir ein: Sie verkauffet doch zum wenigſten ſolchergeſtalt ihre Gewogenheit. Biethet aber ihre Gunſt um etliche Groſchen feil? Sie wird es ungern geſtehen, indeſſen iſt es doch wahr. Wie nun alle Dinge ein Verhältnis unter einander haben: ſo wird auch ihre Zueignung ſich vergröſſern oder verringern, nachdem ſie viel oder wenig gewinnen wird. Bezeiget ſie ſich vor einen Thaler, den er ſich abgewinnen läſſet, nur einiger maſſen gefällig: ſo wird ein Ducaten ſchon doppelt ſo viel zu würken vermögend ſeyn. Und wer weis, ob dieſes nicht ſo hoch ſteigen könnte, daß ſie endlich mehr dabei verlöhre, als mit allem Gelde zu bezahlen iſt. Zum wenigſten wird ihre ganze Tugend ſich nach dem Beutel ihres Verehrers richten: wie ſich denn dergleichen Leute dieſes zu einer Regel gemacht, daß von einem Frauenzimmer alles zu hoffen ſey, die ſich durch Geſchenke, oder kleine Spielgewinnſte auch nur zu der allergeringſten Gewogenheit bewegen läſt. Ich ſchweige jezo von derjenigen Thorheit, wenn Kapacia ſelbſt falſch ſpielet, allerlei Griffe

und Pratiken machet, und dabei verlanget, daß ihre Spieler entweder blind oder tumm ſeyn ſollen. Dann ein jeder begreiffet, daß nichts in der Welt ſo niederträchtig ſey, als eine gewaltſame Gewinnſucht. Dörfte doch Rapacia ihrem Buhler das Geld nur aus den Händen reiſſen, ſo bald er es aus der Taſche ziehet: dörfte ſie doch nur ſagen, wie viel ſie von ihm fordert, und ihn bei aller ihrer Ungunſt bedrohen, daſſelbe herzugeben. Das würde in der That eben ſo viel ſeyn, als wenn ſie wider alle Regeln des Spieles handelt, und dadurch ihre unvernünftigen Begierden ſonnenklar an den Tag leget.

Zum Beſchlus ſeze ich noch das Schreiben eines gewiſſen Frauenzimmers her, welches ſie kurz nach ihrer Hochzeit an ihre Mutter ergehen laſſen.

Allerliebſte Mama!

WEnn ich nichts wüſte, daß mein Vater auf meine neuliche Vermittelung meinen Mann (ich ſchäme mich faſt, daß ich ihn ſo nennen mus) dahin zu vermögen, daß er mir zum wenigſten 6. Thaler monatlich zulege. Sie kan ihm dabei zu verſtehen geben, daß er ſehr unvernünftig handeln werde, wenn er mirs abſchlägt. Denn wahrhaftig, ich will ihm das Leben ſo ſauer machen, daß er mit ſeinem Schaden erfahren wird, was vor ein rechtſchaffenes Weib ihm meine wertheſte Mama erzogen habe, an

Ihrer
gehorſamſten Diſipatrice.

Gedanken von der Erzeigung der Steine in dem menſchlichen Cörper.

Es gehen in dem menſchlichen Cörper, ſo lange als er lebet, beſtändig Verwanderungen vor, und dieſe ſind entweder

)elche eine flüſige Materie die Oberhand bekäme: ſo ihre natürliche Miſchung, uch ihre natürliche Beſchaf- es iſt klar, daß, nachdem e Theile die Oberhand be- natürliche Beſchaffenheit Materie auf dieſe oder jene t werde. Geſezt ferner, daß)der tartariſchen Theile ei- Materie, welche einen Stein eſchikt ſind, ſich von dem jen Theile, mit dem ſie ver- abſonderten, wohin ſezten,)der zuſammen hiengen, ſo Ort, wo dieſes geſchichet, zeuget, welcher deſto gröſſer)rere Theile ſich anhängen. jenigen Orten alſo, wo der- ge Materien ſich aufhalten acht werden, können Stei-)erden, und eben daher daß faſt kein Theil des Cörpers iſt, in dem nicht n gefunden worden. Man glauben, daß dergleichen fe- dem menſchlichen Cörper men, wenn nicht die Erfah- beſtättigte. Das Alter ver- die Pulsadern in Knochen, en der Adern entſtehen nicht chſe, und bisweilen werden e Thiere, Würmer in dem Cörper erzeuget. Iſt es r, daß auch Steine in dem Cörper wachſen? Die Stei-)r viele ſchlimme und ſchmerz- e bei ſich, und man hat das ittel geſonnen, ihrer Erzeu- beugen, oder dieſelben, wenn rhanden ſind, wegzuſchaffen. iſt weit ſchwerer als das er- lten, und erfordert entweder giſche Operation, oder den)lcher innerlichen Mittel, wel- ft beſizen, die Steine aufzu- zu zermalmen. Das allerbeſte aß man lieber der Erzeigung vorzubeugen ſuchet. Es hat dahero der berühmte Doctor der Arzeneiwiſſenſchaft und Königl. Preuſiſcher Hofrath, Herr Ernſt Ant. Nicolai, in einer zu Halle abgelegten Abhandlung, welche in der gelehrten Regenſpurger Zeitung recenſiret worden, dargethan, daß die Vollblütigkeit zur Erzeugung des Grieſes oder Sandes in den Nieren Gelegenheit gebe, und dieſer den Grund entweder zu einem Nieren- oder Blaſenſtein lege. Man findet auch dieſes würklich in der Erfahrung gegründet, indem ſie lehret, daß diejenige Perſonen, welche vollblütig ſind, zumal wenn die Bewegung des Blutes eine ſolche Richtung bekommt, daß es ſtärker nach den Nieren hingehet. Wird nun der Vollblütigkeit bei Zeiten vorgebeuget: ſo entſtehen auch alle die Folgen nicht, welche von ihr herrühren. Die Art und Weiſe, wie dergleichen Steincuren durch innerliche Arzeneien gehoben werden können, iſt ſehr gründlich von dem gedachten Hn. Hofrath, in ſeiner Abhandlung beſchrieben worden, welche Carl Hermann Hemmerde zu Halle 1749. verlegt hat.

Sendſchreiben von einem Mittel wider den tollen Hundsbis an Menſchen.

Hoch Edel-Geborner ꝛc.

EW. ꝛc. haben die denenſelben zugeſchikte Nachricht von der Cur des tollen Hundsbiſſes an Hunden deroſelben beliebten und nüzlichen Sammlungen einzuverleiben beliebet. Da nun bekannt, wie viel Unheil oft ein wütender Hund unter Menſchen anrichtet, und was vor gefährliche Folgen bei denen von einem ſolchen raſenden Thiere angefallenen und gebiſſenen Menſchen entſtehen, und aber ſonderlich auf dem Lande nicht ſo bald, als nöthig, die Hülfe eines Arztes zu erlangen ſtehet: So glaube den Leſer, beſonders dem Landmanne, eine nicht ge-

ringe Gefälligkeit zu erweisen, wenn demselben aus des an besagtem Orte angeführten D. Robert James Abhandlung, von der neuen Art die Hydrophobie zu heilen, dasjenige hier kürzlich mittheile, was er nicht nur selber, sondern auch andere Englische Aerzte an Personen, so mit dergleichen Uebel behaftet, bewährt befunden haben. Nach einigen Versuchen, die besagter Doctor an den Hunden gemacht, ward dieses Mittel von einem Apotheker, der von Doctor James davon benachrichtiget worden war, zuerst bei den Menschen gebraucht. Folgender Zufall gab hierzu Gelegenheit: Ein achzehenjähriger Jünglig ward von einem tollen Hunde gebissen; die Wunde überzog sich mit einem braunen Grinde; der Kranke ward nach einigen Tagen tiefsinnig, verlohr den Schlaf, hatte fürchterliche convulsiones, und fiel in völlige Raserei. Der Apotheker gab ihm Anfangs 4 Loth Brechwein (vini benedicti) und

. schike, will ich gewisse Aerzte beurtheilen lassen. Doctor James zeiget durch angeführte Zufälle, daß man das Turphet minerale als ein Erhaltungsmittel gegen diese erschreckliche Krankheit gebrauchen könne. Ein Mädigen von vierzehen Jahren wurde am diken Beine gebissen, so, daß der Wundarzt genug zu thun hatte, den kalten Brand zu verhindern. Es ward ihr ein Brechmittel von Turpetho minerali gegeben, welches man in sechs Tagen zweimal wiederholete, darauf die Kranke bei guter Gesundheit geblieben. Nach verschiedenen andern beigebrachten Versuchen, die Doctor James selbst allemal mit erwünschtem Erfolge angestellet, giebt er von einigen an ihn abgelassenen Schreiben Abschrift. Es würde zu weitläufftig fallen, von allen diesen Sendschreiben einen Auszug mitzutheilen, und ich will nur einige der vornehmsten anführen. Thomas Toundrow berichtet folgendes: Einem zehenjährigen Kna-

erſelben lief ein reifer Eiter. Geſal-
und harter Speiſen muſte ſich der-
e einen ganzen Monat über enthal-
und man verfuhr übrigens bei deſ-
r in allen Stüken auf eben die Art,
n bei dem obigen Jüngling gebrau-
und es zeigten ſich gleiche Wür-
r. Ein adeliches Fräulein von
ren ward von einem greſſen Hun-
eine ganz auſſerordentliche Weiſe
llen. Doctor James verordnete
illen, ſo von meccurio crudo ge-
, und mit Terpentin und Pillulis
ertheilet, weil das mit Campher
e Turpeth minerale, ungeachtet
r eine ganze geringe Quantität ge-
worden, ſie zu ſtark angegriffen.
em ſie hierauf das kalte Bad eine
ig gebrauchet, blieb ſie friſch und
. Ich übergehe vor dieſesmal
rige, und verbleibe mit aller Hoch-
g

Ew. ꝛc. ꝛc.

en 7. Oct.
1747. N. N.

ſchreibung von den Römi-ſchen Jubeljahren.

em anjezo zu Rom zu dem bevor-
en Jubiläo groſſe Präparatorien
t werden, ſo wird es der Mühe
und einem curieuſen Leſer nicht
nehm ſeyn, wenn wir demſelben v.
Römiſchen Jubeljahren folgenden
rlichen Bericht mittheilen, uns
i denen gewöhnlichen Ceremonien
kennitäten, welche dabei vorge-
nd denen meiſten ſchon bekannt
m geringſten nicht aufhalten:

: Urheber und Stiffter der-
ware der Papſt Bonifacius
welcher ſolche zur Imitation
norum ſecularium der alten
durch eine Bulle, die in Ex-
nt. de poen. & remiſſ. c. an-
tiquorum zu finden, eingeſezt, und
An. 1300. zu erſt gehalten, und de-
nen, ſo denſelben andächtig beiwoh-
nen würden, einen vollkomenẽ Ablas
bewilliget hat. Wie dann auch von
dieſer Einſezung eine alte zerſtimpel-
te Schrift auf einem Stein auf dem
St. Peters Kirchhofe in Rom zeigt,
wovon noch folgendes zu leſen:

Bonifacius ad certitudinem præſen-
tium - - - ut b - - - P. P. Apoſtoli nos
de omnip. Dei miſericordia & - - - con-
fiſi - - - omnibus - - - in præſenti anno
milleſimo trecenteſimo ſequituro ad Ba-
ſilicos ipſos accedentibus R. V. pœnitet
confeſſus 30. diebus forenſibus 15. nulli
Romæ P. N. ann. VI.

Man hat auch eine Medaille, auf de-
ren einer Seiten des Papſts Bonifacii
Bildnis, auf dem Revers aber eine Thür,
auf welcher Chriſti Bildnis und bei bei-
den Pfoſten 2. Leichter mit brennenden
Lichtern ſtehen, nebſt der Umſchrifft: Ju-
ſti intrabunt per eam. Die Gerechten
werden durch ſie eingehen. Allein die-
ſe Münze hat nach Bonifacii Zeiten je-
mand anders prägen laſſen. Dieſes Ju-
biläum hat Jacobus Cardinalis S. Grego-
rii ad vellum aureum in einem Carmine
und deſſen Hiſtorie in proſa beſchrie-
ben, deren Autographa zu Rom in der
Bibliothec aufgehoben wird. Es iſt aber
dieſer Jacobus des Papſts Bonifacii ver-
trauteſter Rath geweſen, u. hat alles, was
er geſchrieben, mit ſeinen eigenen Augen
angeſehen.

Zu denen Zeiten dieſes erſten Päpſtli-
chen Jubeljahrs kam eine ſolche Menge
Menſchen aus allen Orten der Welt nach
Rom, daß ihnen die Gaſſen zu enge wur-
den, wie gros und weit auch dieſe Stadt
iſt, wie ſolches Platina in vita Bonifacii
VIII. bezeuget, und Philippus Brietius
meldet in ſeinen Annalibus Mundi, es
wären damalen über 200000. Menſchen
nach Rom gekommen, die doch alles in
einem billichen Preis hätten erhalten,

daß alſo die Vorſorge GOttes offenbar zu ſpüren geweſen ſey, welcher, indem dieſe Menſchen für das Heil ihrer Seelen geſorget, vor ihrem Leib Sorge getragen habe.

Der Papſt Clemens VI., welcher in der Franzöſiſchen Grafſchaft Avignon reſidirte, wollte das Jubeljahr nicht wieder auf 100. Jahr ankommen laſſen, ſondern befahl ſolches alle 50. Jahr zu feiern, welches An. 1350. zum erſtenmal geſchahe, da dann eine ſo groſſe Menge Volks zuſammen kame, daß daher eine Peſt entſtunde, welche Italien ſo erſchöpfte, daß von 100. Menſchen kaum 10. bei Leben bliehen. Albericus de Roſate berichtet, der Papſt ſeye durch ein Geſicht hierzu bewegt worden; andere aber ſagen, es hätten die

die Bulle des Papſts Bonifacii
und verkürzte die Zeit des Jubila
50. Jahr, damit diejenigen,
würden, dieſer Gnad zweimal
haftig werden könnten. Er b
auch in einer Bulle neben St.
und St. Pauli Kirchen die zu St.
hann in Lateran zu beſuchen.

Man ſoll damalen von
nachten bis Oſtern 1200000.
de Leute in Rom, um Himmel
und Pfingſten 300000. und her
200000. gezehlet haben, von de
wie Brietius berichtet, wegen der
ſen Hize, und daher entſtand
Peſt kaum der 10te Theil ihr
terland wieder geſehen, welches
Petrarcha bezeuget.

Es ware alſo keine ſo gute An
als zu denen Zeiten Bonifacii VIII.

das 33te Jahr, weil Chriſtus auch 33. Jahr auf Erden gelebet habe; er ſtarb aber, ehe er es ins Werk richtete An. 1389, und muſte es ſeinem Nachfolger überlaſſen.

Bonifacius IX. begienge nicht allein das von Urbano VI. 1390. ausgeſchriebene Jubeljahr, ſondern ſtellte auch An. 1400. noch ein anders an, auf welchem ſich eine ungeheuere Menge Franzoſen einfanden, ob ſchon ihr König ſcharf hatte verbiethen laſſen, nach Rom zu reiſen. Es celebrirte alſo dieſer Papſt in 10. Jahren 2. Jubeljahre, und man beſuchte auch damalen nebſt denen 3. andern Kirchen St. Maria Magiore, wie der Papſt Gregorius IX. verordnet hatte, welches zwar andere Urbano VI. oder Paulo II. zuſchreiben. Er gab auch denen Anſuchungen Richardi, Königs in Engelland und Johannis in Portugall ſtatt, dieſes Jubeljahr in ihren Ländern zu halten. Vergönnete ingleichen An. 1391. denen Longobarden es in Mayland, und denen Meiſſnern An. 1393. von Oſtern bis auf St. Andreæ zu feiern.

Nicolaus VI. folgte Clementi VI. in Celebrierung des 50. jährigen Jubilæi nach, und feierte es A. 1450. mit groſſer Pracht.

A. C. 1500. celebrirte der Papſt Alexander VI. das groſſe Jubilæum ſeculare An. 1524. gab Clemens VII. eine Bulle, darinnen das folgende Jubeljahr angekündiget war, welche Lutherus widerlegte. Es wurde auch auf dieſes Jubeljahr eine Münze gepreget, welche den Papſt mit einem Hamer vorſtellet, wie er die Pforte eröffnet, mit dieſer Umſchrift: Sunt & portæ cœli apertæ: i. e. Die Pforten des Himmels ſind gleichfalls eröffnet.

An. 1590. wollte der Papſt Paulus III. das neunte Jubeljahr halten, und lieſſe bereits deswegen eine Bulle ergehen, und eine Münze ſchlagen, welche die St. Peters Kirche zu Rom vorſtellete, nebſt der Umſchrifft oben her: AN. JOBILÆO MDI. unten aber: PETRO APOSTOLO PRINC. c. auf dem Revers ſahe man eine zugemaurte Pforte, und dieſe Beiworte: Hæc porta Domini: i. e. Dis iſt die Pforte des HErrn, und unten Roma c. oben aber: Justi intrabunt per eam: i. e. Die Gerechten werden durch ſie eingehen. Allein der Tod eröffnet ihm den 10ten November die Pforte des Grabes. Es eröffnete alſo ſein Nachfolger Julius III. nachdem er vorher die von Paulo III. ergangene Bulle bekräftiget hatte, die Pforte an der Kirchen des Heil. Petri zu Rom an dem Feſt St. Matthiæ.

Das 10te Jubeljahr celebrirte der Papſt Gregorius XII. An. 1595. mit einer ungemeinen Zubereitung, und lieſe ſolches durch eine eigene Bulle an dem Feſte der Himmelfarth Chriſti, und an einem Sonntage des Advents kund machen, welche Camillus Borgheſius abgeleſen, und Martinus Azpilcueta mit Anmerkungen herausgegeben hat.

An. 1600. celebrirte der Papſt Clemens VIII. das groſſe Jubilæum ſeculare, und lieſſe bei dieſen groſſen Solennitäten eine ungemeine Demuth ſpühren, verrichtete allerhand rühmliche Werke der Barmherzigkeit, hörte in der heiligen Woche ſelbſt Beicht, und theilte das Heil. Sacrament ſelbſten aus, welche Ehre auch Calvino, nachdem er, wie einige davor halten, wieder zu der Römiſch-Catholiſchen Kirche getretten, wiederfahren ſeyn ſoll.

Allein es ſcheinet, als wenn hier der Theologus Calvinus mit dem Juriſten gleiches Namens confundiret werde. Denn dieſer, welcher ſonſt auch Kahle genennet wird, und Profeſſor zu Heidelberg geweſen, iſt niemalen von der Römiſchen Kirchen getreten, wohl aber von der proteſtirenden, da er ſich denn den Zunahmen Baronium beigeleget hat. Sonſten hat er ſich mit dem in Folio herausgegebenen Lexico Juridico: der Themide Hebræo-Romano und andern gelehrten Schriften bekant gemacht. Hæc obiter.

Dieſem Jubilão haben unterſchiedene hohe Perſonen ſelbſten mit beigewohnet, und man hat damalen über 200000.

Krem-

Fremde in Rom gezehlet; und es ſind auch einige Türken, als ſie die groſſe Demuth dieſes Papſts geſehen, bewogen worden, ſich tauffen zu laſſen.

Das zwölfte Jubeljahr celebrirte der Papſt Urbanus VIII. 1625. und als er die Pforte wieder zumauerte, dieſe Worte in Stein hauen lieſſe: Urbanus VIII. Pontifex maximus portam ſanctam reſeravit & clauſit anno Jubilæi 1625. i. e. der Papſt Urbanus VIII. hat die Heil. Pforte in dem Jubeljahr 1625. auf- und wieder zugeſchloſſen.

Das 13te Jubeljahr wurde 1650. von dem Papſt Innocentio X. gehalten.

Das 14te von dem Papſt Clemente X. An. 1675. dem unterſchiedene teutſche Fürſten, und viele andere hohe Perſonen beigewohnet haben.

Das 15te Jubiläum intimirte der Papſt Innocentius XII. An. 1699. den 18. Mai durch eine beſondere Bulle, und fieng es den 24ten Decembar an. Sunte aber we-

zuſchreiben pflegen, welches auch zum öfftern bei andern auſſerordentlichen Fällen geſchiehet. Alſo ſchrieb Paulus III. 1542. dergleichen aus, um einen glüklichen Ausgang des Concilii zu Trient zu erbitten, Paulus IV. An. 1545. um Engelland wieder in den Schos der Römiſchen Kirchen zu bringen, und Paulus VI. An. 1617. um GOtt zu erbitten, daß er die Catholiſche Waffen zu Ausrottung derer Proteſtanten ſeegnen wolle. An. 1628. wurde wegen eben dieſer Urſache ein Jubeljahr promulgiret. Doch ſind ſolche von denen ordinairen Römiſchen Jubeljahren in vielen unterſchieden.

Daß man ſchon vor Alters von denen Jubilæis Nachricht gehabt habe, und daß auch denen Juden von GOtt befohlen worden, ein Jubiläum zu feiern, ſehen wir Exod. XXIII. v. 11. und Lev. XXV. 2. ſſ. Denn GOtt hatte denen Juden vorgeſchrieben, das Land, ſo er ihnen ge-

Bei dem Claviſo befinden ſich in ſei-
er Rechnung die ungezweifelten Sab-
athjahre, welche, allhier anzuführen,
ns wenig nüzen würden, weswegen
h ſie mit Stillſchweigen übergehe, und
ur ſo viel melde, daß An. 1602. nach
er jüdiſchen Zeitrechnung ohnſtreitig
n Jubeljahr geweſen, dergleichen An.
700. ware.

Der Name Jubel kommet von Jobel,
nd bedeutet eine Trompete, oder, wie
ndere wollen, von Jobal, welches Ver-
ebung heiſet. Cajetanus deriviret es
on Jubal, welches eine Frucht be-
eutet, und Maſſius von Jubal, dem er-
en Erfinder der Künſte. Am beſten wird
obel oder Jubel, welches einen Wieder
edeutet, deriviret, weil dieſes Jahres
eierliches Gepränge mit einem Horn von
inem Wieder ausgeblaſen, und verkün-
iget wurde.

Die Heiden hatten auch ihre Jubiläa
der ludos ſeculares, welche ſie dem Ap-
ollini und der Dianæ, oder dem Diti,
. i. Plutoni und der Proſerpinæ zu Ehr-
en alle 100. Jahr hielten, die von einem
erold alſo ausgeruffen wurden: Veni-
e ad ludos, quos nemo mortalium vidit,
eque viſurus eſt: d. i. Kommet zu dem
Spiel, die kein ſterblicher geſehen,
och ſehen wird. Der Kaiſer Philippus
at ſolches auf das prächtigſte begangen,
ls er das 1000ſte Geburtsjahr der Stadt
om feiern lieſe. Denn man ſahe da-
ials ein unbeſchreibliches Hezen und
Morden unter denen Thieren, indem vie-
e Elephanten, Elendthiere, Löwen,
eoparden, Panther, Tieger, wilde Pfer-
e und dergleichen in ein weites Feld
usgelaſſen wurden, um daſelbſt mit-
inander zu kämpfen, welches auch 1000.
aar Klopffechter auf Leib und Leben ver-
ichten muſten. Des Ringelrennens und
er Commödianten wurde man faſt gar
icht müde, wie dann das Volk 3. Ta-
e und 3. Nächte nicht ſchlieffe, ſon-
ern dem unmäſigen Hochmuth und Ver-
chwendung begierig zuſahe. Daher an
llen Orten der Stadt die Nacht durch
Windlichter und Fakeln erleuchtet wurde.

Die Feuersbrunſt aber, ſo dabei entſtunde,
und den Pompejaniſchen Schauplaze, da
rinnen 50000. Menſchen ganz bequemlich
zuſchauen kunten, ſamt denen weit herum
gelegenen Gebäuden einäſcherte, verur-
ſachte, daß man keine Fakeln vonnöthen
hatte, indem die dunkeln Schatten der
Nacht in dem hellen Glanze dieſer wüten-
den und tobenden Flammen vergraben
wurden.

Anſonſten begehet man gleich-
falls ein Jubelfeſt nach zurük gelegten
100. Jahren wegen Fundirung derer
Städte, Academien, Gymnaſiorum,
Kirchen, der erfundenen Kunſt der Buch-
drukerei, und ſ. w. So iſt auch das Ju-
biläum denen Evangeliſch-Lutheriſchen
bekannt wegen der Reformation der Aug-
ſpurgiſchen Confeſſion und des Concor-
dienbuches, welches Jubiläum aber von
den Römiſch-Catholiſchen ganz unter-
ſchieden iſt. Vid. Mülleri Diſputatio de
Jubilæo Lutherano. Die Reformirten
haben auch ihr Jubiläum wegen ihrer
eingeführten Religion. Vid. citat. Mülle-
ri Diſputat. de Seculo §. 25. Jedoch von
allen dieſen Jubilæis wird hier nicht ge-
handelt, ſondern allein von dem, wel-
ches die Römiſch-Catholiſche Kirche alle
25. Jahr zu halten pfleget, und welches
mit dem Ausgang dieſes Jahrs ſeinen
Anfang nehmen wird. Der Herr von
Moreri meldet, daß ſolches von dem ehe-
maligen Jubeljahre derer Juden, deſ-
ſen Levit. XXV. gedacht wird, ſeinen Ur-
ſprung habe, wiewohl der Herr von Me-
zeray in ſeiner abregé Chron. de Hiſtoire
de France durchaus behaupten will, daß
die Inſtitution des Römiſchen Jubilæi
von denen ludis ſecularibus derer alten
Römer herrühre. Denn ob ſchon das
Heidenthum zu Rom ausgerottet worden,
ſo wären doch noch allemal in dem er-
ſten Jahr eines Seculi die Leute von vie-
len Orten her dahin gekommen, und hät-
ten bei ſolcher Gelegenheit ihre Andacht
bei denen Gräbern derer Heil. Apoſtel
Petri und Pauli nebſt andern verrichtet.
Die prächtigen Ceremonien, ſo dabei vor-
gehen, ſind mehrentheils bekannt, und

allezeit einerlei, weswegen wir uns auch nicht dabei aufhalten, ſondern nur noch dieſes zum Beſchlus melden wollen: daß An. 1600. über 300000. Fremde in Rom, und darunter über 24000. nur allein von der Franzöſiſchen Nation geweſen.

Von dem Alter und Gebrauche der Wörter Durchlauchtigſter und Durchlauchtigkeit.

Das Alter und den Urſprung gewiſſer Wörter aufzuſuchen und zu entdeken, iſt eine Bemühung, die oft einen geringern Nuzen hat, als man ſich einbildet, die aber, das ungeachtet, in gewiſſer Abſicht und nach Beſchaffenheit der Umſtände nicht ganz verwerflich; ja zuweilen unentbehrlich iſt. Was inſonderheit der Urſprung des Alters und Gebrauchs obbemeldeter Wörter für ein Werth beizulegen ſey, mus ich dem billichen Urtheile meiner Leſer und desjenigen Herrn, der

lauchtiger oder Durchleuchtiger, wie es nach einiger Mundart ausgeſprochen wird, älter ſey, als das 17. Jahrhundert. Wenn wir Johann Leznern in ſeiner Hiſtoria Caroli Magni, die zu Hildesheim 1602. in deutſcher Sprache herausgekommen iſt, glauben könnten, ſo wäre der Kaiſer, Carl der Groſſe, ſchon Durchleuchtigſter genannt worden. Denn das Schreiben deſſelben an ſeinen Sohn Pipinus, welches Lezner in dem bemeldeten Buche anführet, fängt mit dieſen Worten an: Carolus der Durchleuchtigſt Auguſtus von GOtt gekrönet, der groſſe und friedfertige Kaiſer ꝛc. Allein Lezners Worte ſind aus dem Lateiniſchen überſezet. Die wahre Lateiniſche Urſchrift findet man in Conrings Buche *de origine Iuris germanici* cap. 12. edit. ſec. pag. 33. Daher will ich aus ſichern Gründen das Alter dieſer Wörter zu zeigen mich bemühen, und für jezt in das 16. Jahrhundert zurüke gehen. In dem

Catthen Elebogen, Ziegenheim, Diez vnd Nida, mynem gnedigen Heren, Gnade vnd Frede van Godt, dorch unſen Heren Jheſum Chriſtum: Und folgenden Worten ſich endet: Jck hebbe dem hilligen Euangelio tho eeren ſolcke Arbeit J. F. G. thogeſcreuen, vnde bidde yn Vnderdänicheit, J. G. F. willen myn gnedige Here ſyn. Godt beware vnde leide J. F. G. alletidt ſelichlick, tho Loff vnd Priſe vnſes Heilandes Chriſti, tho Heil der ganzen Chriſtenheit, vnd tho J. F. G. Selicheit, amen. Dathum tho Wizenhuſen, Anno 1535.

J. F. G.

Vnderdeniger

Antonius Coruinus.

Es iſt alſo unſtreitig, daß dieſes Wort nicht erſt im 17ten Jahrhunderte ſeinen Urſprung genommen habe. Eben ſo gewis ſcheinet es faſt zu ſeyn, daß dieſer Titel noch lange vor dem 16. Jahrhunderte gebräuchlich geweſen ſey, welches Jemand, der ältere Bücher und Schriften hat, als ich, mit Exempeln gar leicht beweiſen könnte. Jch habe inzwiſchen der bemeldeten Aufgabe ein Genüge gethan. Ob aber Sereniſſimus, oder Illuſtriſſimus zu dem deutſchē Worte, Durchleuchtigſter, Gelegenheit gegeben habe, das kan man wohl mit keiner völligen Gewisheit entſcheiden. Der ſo gelehrte, als berühmte Hr. Doct. Heumann ſcheinet in ſeinen progr. de titulo Sereniſſimi pag. 10. der erſten Meinung nach günſtig zu ſeyn.

Das hiervon abſtammende Wort Durchlauchtigkeit iſt ſonder Zweifel gleiches alters. Wenigſtens iſt es älter als das 17. Jahrhundert. Jch beweiſe dieſes aus der deutſchen, im Jahr 1597. herausgekommenen, Ueberſezung des Buchs, das Philipp Morneus von der Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben hat, wo die Zueignungsſchrift an den Fürſten zu Anhalt und Askanien, Chriſtian, von dem Ueberſezer mit dieſen Worten beſchloſſen worden:

F. F. Durchleuchtigkeit.

undertheniger, gehorſamer Diener

Ioh. Franc. Caſtillioneus.

Die lateiniſchen Wörter *Sereniſſimus* und *Serenitas* ſind zuerſt im 4ten Jahrhundert von dem Kaiſer Theodoſius gebraucht worden. (*Cujacius* in Obſerv. lib. 16. c. 23.) Seine Söhne, Honorius und Arkadius, haben ſich eben ſo genennet. (*Heumann* progr. de tit. Serm. p. 10. 11.) im 5ten Jahrhundert haben die Kaiſer, Zeno und Anaſtaſius, ein jeder ſeine Gemahlin Sereniſſimam genant. Ihre Worte hat *Becmann Notit. dignitatum illuſtrium* diſſ. I. c. 4. §. 6. angeführt. Der ordentliche Titel der Kaiſer war Clementiſſimus und Clementia. Weil aber die Könige und andere groſſe Herren, ſich dieſes Titels auch zu bedienen anfiengen: So nahmen die Kaiſer zu ihren Unterſcheidungstitel Sereniſſimus und Serenitas an. (*Heumann* l. c. p. 6.) Im 6ten Jahrhundert lies ſich Juſtinianus gemeiniglich Serenitas veſtra nennen. (*Caſſiodorus* lib. 10. ep. 24.) Daß Carl der Groſſe, im 8ten und 9ten Jahrhundert ſich Sereniſſimus genannt habe und von andern genannt ſey, iſt auſſer Streit. Denn alle, von Conring geſammlete Briefe, die der Papſt Leo III. an denſelben geſchrieben hat, fangen mit dieſen Worten an: Domino Piiſſimo & *Sereniſſimo*, Victori ac Triumphatori, Filio &c. Daß im 10ten Jahrhundert Heinrich der Vogler ſo genannt ſey, zeiget, Kettner *Hiſt. Eccleſ. Quedlib. pag. 4. ſeqq.* Alſo war Sereniſſimus anfangs ein vorzüglicher Titel der Kaiſer und nachher der Könige. Leonhard Aretin nennet den König Alphonſus in ſeinen Briefen Sereniſſimum. (Lib. 7. ep. 2. 6. *Heumann* l. c. pag. 8.) mit was für Rechte nun dieſer Titel den Churfürſten und deutſchen Herzogen beigeleget werde, hat Cäſarinus Fürſtenerius, (d. i. Leibniz) *de iure ſuprematus principum*

Germaniae c. 24. 44. 45. gewieſen. Nachher iſt dieſer Titel bei den groſſen Herren bis auf unſere Zeiten gemein geworden.

In einem kleinen Beitrag habe noch folgendes gefunden, welcher dieſe Aufſchrift hat: „ Rethorica vnd Formulare, „Teutſch, derleichen nie geſehen iſt, bey„nach all Schreiberei betreffendt, von vie„lerlei Epiſteln, Vnnder-vnd Ueberſchriff„ten, allen Geiſtlichen vnd Weltlichen, „vnd vilerley Supplicationes ꝛc. Getrukt „zu Tübingen, Vlrich Morhart ꝛc. „Die Zeit des Druks iſt nirgend angezeigt, das davor ſtehende Privilegium Carls des V. aber iſt 1528. den 24. Jun. datirt, und die im Werke ſelbſt vorkommende Namen vieler Fürſten, welche um gedachte Zeit zugleich gelebt, beſtättigen es, daß ſolches in dem erſten Viertheil des ſechzehenten Jahrhunderts geſchrieben und gedrukt worden. Der Verfaſſer nennet ſich erſt auf den zweiten Blatte. Er heiſſet mit ſeinem völligen Titel: „Alexander „Hugen, vilieriger Statſchreiber zu

man, nach Hugens Fürſchrift, an Erzherzoge, Churfürſten und Herzoge, auch wol an Patriarchen: Ewer Durchleuchtigkeit; aber an einen Fürſten, der nur ein Herzog iſt: Ewer Gnaden; an einen Kardinal, päpſtlichen Legaten, Erzbiſchof oder gefürſteten Biſchof: Ewer Hochwürdigkeit; an eines Röm. Kaiſers oder Königs hochgeachten Canzler, oder einer gröſſern Stadt ihre Oberkeiten und Rete oder andere fürnemſte Perſonen, die nit Edel ſeynd: Ewer erleuchten Verrümptheit, hochgeachten Fürnemkeit; Ewer fürnemen löblichen fürpreuslichen Weisheit; oder Ewer erſamen verrümpten, wolgelümpten Weisheit; an geiſtliche Leute, die nit achtbarlich gewirdigt ſeind: Ewer berümpt Geiſtlichkeit, Andechtigkeit, Ehrſamkeit, Tugendt, Günſtlichheit; Deiner Theurheit, Gutheit, Berümptheit, Mannheit, Dapferkeit, Frömmbkeit, Zucht, Tugendt, Werdheit, Lobſamkeit ꝛc.

M. M.

ig weniger ohne ihr gänzliches
rderbē, als alle Arten der Wirth-
ıſt vertragen, weil dieſer ihre
ıtur in Geſchäften der Kräfte des
es und der Seelen beſtehet, da-
GOtt die nothdürftige und be-
me Erhaltung des leiblichen Le-
s, hiernächſt aber auch die Er-
gung eines Vorraths in zeitli-
n Vermögen zur Ausübung der
e, ich meine die Erlangung des
ichthums, gebunden. So ge-
aber auch dieſes iſt, ſo ſehr ſind
h auch einige Menſchen zu einer
hſt ſchädlichen Ausſchweiffung
der Leibes- und Seelenarbeit ge-
zt, gleichwie hingegen andere
er dem Vorwand der Ruhe auf
n ſchnöden Müſiggang verfallen.
ide ſchaden nicht allein der Wirth-
ıſt unmittelbar, ſondern auch
nemlich dadurch, weil ſowohl
Müſiggang als eine unmäſige
eit die Kräfte des Leibs und des
müths zu Geſchäften, und alſo
h zu wirthſchaftlichen, untüch-
machen, beide in groſſe Krank-
ſtürzen, und endlich das Leben
kürzen. Allein ſowohl das eine
das andere erkennen viele Men-
n nicht, oder, wenn ſie es ja über-
pt erkennen, ſo ſehen ſie es nicht
rzeugend ein, und wiſſen weder
dem einen noch in dem andern
ıſſe zu halten. Was aber da-
s vor ein groſſer Schade end-
in dem Ganzen eines gemeinen
eſens und in einzeln Wirthſchaf-
von allen Arten, ſowohl auf
ı Lande als in denen Städten
entſtehe, das iſt nicht zu beſchreiben, ob es gleich unter die unerkannten Fehler entweder allzuſtrenger, harter und Gewinnſüchtiger, oder liederlicher und leichtſinniger und allzu commoder Hausväter, Hausmütter, Wirthe, Gelehrter und Ungelehrter, Landleute, Künſtler, Handwerker, Manufacturieurs und Kaufleute gehöret. Ja es iſt noch etwas, ſo dieſen Fehler ſehr beſchwerlich machet, nemlich daß die Policei demſelben nicht füglich recht in der Nähe und unmittelbar beikommen kan. Einige Arbeits und Geſindegeſeze, einige Eintheilung der Zeiten, einige Zuchtanſtalten und Strafen wider den Müſiggang, oder wider die Grauſamkeit, womit andere die ſtrenge Arbeit von denen Dienenden fordern, oder ſich ſelbſt töden, ſind zwar etwas. Allein ſie reichen nicht zu, und haben wiederum auf der andern Seite viel üble Würkungen. Wenn aber die Leute auch in dieſem Punct recht erzogen, oder alle von der Schädlichkeit ſowohl des Müſſiggangs als der unmäſigen Arbeit ſattſam überzeuget und unterrichtet werden könten und würden, ſo möchte ſolches noch etwas helfen. Wenn man es aber endlich auch wegen des Müſiggangs glaubet, ſo will doch das andere, nemlich unmäſige Arbeit zu fliehen, vielen nicht ein. Arbeitſame Liebhaber, des fleiſes ſonderlich, beten öfters ohne Verſtand und Grund das Sprüchlein vor: Niemand ſtirbt von der Arbeit; welches doch kein allgemeiner Saz iſt. Die-

ſe Sammlungen werden von vielen geleſen, vielleicht kan man dadurch auch etwas beitragen, die Menſchen zu unterrichten und zu überzeugen, daß ſowohl Müſiggang als unmäſige Arbeit ihnen ſelbſt am nächſten, hiernächſt aber dadurch dem gemeinen Weſen höchſt ſchädlich ſey.

Eine gelehrte Abhandlung, welche auf der hohen Schule zu Leipzig unter dem Vorſiz des berühmten Lehrers in der Arzeneiwiſſenſchaft, Hrn. D. Plattners daſelbſt, ohnlängſt in dieſem Jahre von dem damahligen Herrn Doctorando Haaken, de negotioſa Actione propter valetudinem circumcidenda gehalten, ſoll mir jezt die Gelegenheit und die Materie zu dieſem Zwek geben, indem ich nur Auszugsweiſe aus diſer gelehrten Diſſertation denen zu gefallen anführe, wie ſchädlich der Müſiggang, ſonderlich aber un-

führe ich billich die Erklärung, was Arbeit ſey, an. Er nennet ſie mit dem Celſo ein mühſames oder beſchäftigendes Thun, welches andere durch Handlung, Beſchäfftigung oder Arbeit geben, und beſchreibet ſie mit denen Worten des Ciceronis, daß es eine Beſchäftigung entweder des Gemüths oder aber des Leibes mit einer ernſthaften Verrichtung oder in einem Amte ſey. Und hieraus leitet er den Unterſchied zwiſchen der Arbeit des Gemüths und derjenigen her, ſo nur vermöge des Leibes geſchiehet, wobei er im Vorbeigehen den gemeinen Irrthum derer Unverſtändigen oder vielmehr Unwiſſenden berühret, die dafür halten, als feyerten diejenigen von aller Arbeit, die eben nichts mit ihren Händen verrichten, worunter denn ſonderlich diejenigen leiden müſſen, welche ſich auf die Studia legen, welche doch mit dem Scipione Africano zu reden, alsdann am wenigſten müſig ſeyn, wenn ſie am mü-

nerket er von der Gemüths-
daß dieſelbe zur Geſundheit
nd ſeiner Kräfte allerdings
. Er unterſcheidet aber das
r Seelen. Denn da in dies
Stüken alles beſtehet, wo-
Gemüth nur afficiret werden
daraus die Affecten beſtehen,
auch alle Gedanken, welche
nt des Willens unterwor-
ich deſſen Befehl herfürge-
rhalten und wiederum abge-
den, ſo wird von beiden ge-
dadurch dem Leibe genuzet
et werde, ſonderlich aber,
müthsbewegungen dazu bei-
s dem Schaden der heftigen
egungen erweiſet er aber
nur ein gemäſigtes Thun
der Seele dem Leibe allein
ey, insbeſondere aber eine
friedenheit und mäſige Freu-
müths groſſen Nuzen habe.
r Müſiggang vor Schaden
läſſet er den weiſen Heiden
, welcher ſpricht: Der Müſ-
die Einſamkeit bringen eine
nd Schwächlichkeit zuwege.
Exempel, daß diejenigen,
h ohne Bewegung geweſen,
eſtalt furchtſam und nieder-
orden, daß ſie gleichſam al-
rlohren, und ſich ſowohl
über die gegenwärtigen, als
für die zukünftige Zeiten gar
ufrieden ſtellen wollen und
daran ſey nichts anders
dachte ihre völlige Entſchla-
beit. Denn indem ſie nichts
n hätten, ſo pflegten ſie auf
ihnen am nächſten iſt, und
angehet, zu fallen, darauf
id ſich darüber zu bekün-
, daß ſie ſich aus der gering-
eit unüberwindliche Be-
chten, und öfters die leid-
erzen oder kleinſten Anfälle
chkeit, womit ſie etwan be-
, für unträglich, und un-
trügliche Anzeigen ihres Endes achteten und ausgäben, wodurch ſie gleichwohl nichts ausrichteten, ſondern öfters ihr Ubel nur vergröſerten und der Herſtellung ihres Wohlbefindens immer neue Hinderniſſe in Weg legeten: Dahingegen aber würden diejenigen, ſo ſich zur Arbeit gewöhnet, und darinne mäſig fortführen, oftmals die ſchwerſten Krankheiten vermittelſt ihrer guten Natur gröſtentheils überſtehen. Indeſſen ſo gehet doch bei allen dieſen der Schlus des Hrn. Verfaſſers §. 8. dahin, daß weder die Arbeit des Leibes, noch auch die, ſo die Seele verrichtet, der Geſundheit könne zuträglich ſeyn, woferne nicht beiden gewiſſe Gränzen geſezet würden. Anfänglich zeiget er dannenhero ſolches von der Arbeit des Leibes, hernach aber der Seele. Was die Leibesarbeit anbelanget, ſo erweiſet er, daß, wofern dieſelbe allzuſtark und unmäſig getrieben würde, ſolches den Tod verurſachen könnte, als wovon man traurige Beiſpiele zur Genüge aufgezeignet fände. Die Art und Weiſe, wie ſolches geſchehe, erkläret derſelbe nachmals ſehr gründlich, und wenn es ja ſich zutrüge, daß es ſcheine, als ob andere Nebenurſachē mit daran ſchuld geweſen wären, als eine ſchwache Conſtitution des Leibes, zärtliche Erziehung, ein innerlich verborgener Schaden, allzugroſſe Hize oder Kälte und dergleichen, welches auch gar wohl ſeyn könnte, ſo bliebe doch gewis, daß die allzuheftige Bewegung des Leibes das Ihrige dazu fürnemlich beitragen, und dieſe traurige Würkung nach ſich gezogen hätte. Dieſes zeiget er nicht allein überhaupt, ſondern auch §. 9. in Anſehung vieler Krankheiten inſonderheit, die daher zu entſtehen pflegen. Denn der Cörper wird durch eine allzuunmäſige Bemühung zu ſehr erhizet, dadurch aber das Geblüte ausgetroknet, und folglich untüchtig gemachet, ſeine ihm geſezte ſo ſubtiele Wege, als die faſt unſichtbaren unzehligen Aederlein des Leibes ſind, gehörig zu durchlaufen, welche, wenn ſie, wie daraus

erfolgen muß, endlich verſtopfet werden, eine Entzündung verurſachen und groſſes Ubel anrichten. Dieſes nun zu verhüten, ſoll man ſich ſonderlich in acht nehmen, daß man weder nach etwas heftiger Bewegung ſogleich gänzlich davon und zwar auf einmal nachlaſſe, noch bei dergleichen ſtarken Erhizung weder durch die freie Luft oder kaltes Getränke ſich abzukühlen ſuche. Und ſolte auch gleich keine ſo gefährliche Entzündung ſo bald in gedachten Umſtänden und aus gemeldeten Urſachen entſtehen, ſo lehret uns doch der Herr Verfaſſer §. 10. daß noch mancherlei anderer Schaden daraus gar leicht erfolgen könne. Der Schweis, als eine unzertrennliche Würkung einer jeden ſtarken Bewegung, ſo heilſam er auch denen ſeyn mag, welche durch dieſes Mittel ſich derer unnützen und verderbten Säfte zu entledigen ſuchen, ſo ſchädlich iſt er doch einem Cörper, dem nichts fehlet und über dieſes nicht zu klagen hat. Und ſtürzungen erregen oder noch viel dere Unheil anrichten. Dahing hören auch die Schmerzen, we mattete von groſſer Arbeit zu em pflegen. Denn eben dieſe entſte dem ſtehenbleibenden Geblüte in nen Geäder des Leibes, von anzumerken, daß ſie noch heftig den, wenn man gleich nach gro mattung ſich zur Ruhe begiebt, h nachgeben, ſo man nach und n der Arbeit abläſſet. An Exempel es auch ſowohl zu unſern als gen Zeiten nicht. Im 12. §. wie lich Silenus angeführet, deſſen Hippocrates gedenket und von ih get, daß er von allzuvieler und Arbeit geſtorben ſey. Sonderl gehet dieſe Warnung auch dem chen Geſchlecht an, ſich einer un Arbeit und ſtark angreiffender gung des Leibes zu enthalten, inde daraus mancherlei ſehr gefährli

ebrauchet und angewendet werden kan, amit man theils das Zutheils das Abehmen des Leibes, als welches beides achUnterſcheid der menſchlichenGeſundheit zuträglich iſt, befördere, ſo kan man olgende Regeln merken:

1) Wer abnehmen will, bewege ſich geſchwinder,
2) Arbeite nüchtern und
3) Eſſe gleich, wenn er von der Arbeit gleichſam keuchend kommt.
4) Wer aber zunehmen will, mus ſich langſam bewegen,
5) Nicht nüchtern arbeiten,
6) Nicht gleich nach der Arbeit eſſen.

Sonſt aber iſt die ſchwere Leibesarbeit onderlich denen, die mit dem Kopfe arbeiten, höchſt ſchädlich, ſo ſehr auch ſonſt ine gemäſigte Bewegung und Bemühung die ſchwächlichen Cörper derer Gelehrten erquiken und ſtärken kan. Und überhaupt ſchadet unmäſige Leibesarbeit denen Gemüthskräften, und machet ſie zu olchen Verrichtungen, welche vermittelſt der Seelen allein geſchehen, untüchtig. Wer übrigens nach dem 14. §. mit dem Stein behaftet, einen ſtarken Durchfall hat, dem der Maſt davon ausgetretten, welche mit der Ruhr behaftet, oder Mänzel an der Lunge, als Geſchwüre und dergleichen haben, denen iſt nichts ſchädlicher als ſtarke Arbeit und unmäſige Anſtrengung derer Kräfte des Leibes; Ja wer äuſſerlichen Schaden an Füſſen, oder wenn das Frauenzimmer dergleichen üble Umſtände an Brüſten, abſonderlich den Krebs haben, als welcher durch viele manchen Weibern unumgängliche Bewegung derer Arme nur ſchlimmer wird, daher ſie auch für andern zu beklagen ſind, wenn ſie bei dergleichen Zufällen nichts deſto weniger gezwungen ſind, ihnen ſelbſt und denen Ihrigen Nahrung und Kleider durch ihre eigene Hände zu verſchaffen. Dann dadurch kan leichtlich geſchehen, daß ſie ſich die ganze Zeit ihres Lebens mit dergleichen Krankheiten ſchleppen müſſen, indem die Cur wegen der beſtändigen Arbeit faſt unmöglich iſt. Daß aber die Ruhe denen nöthig ſey, welche ſich etwan Arme oder Füſſe zerbrochen, oder auch nur ausgefallen haben, wenn ſie wieder curiret werden ſollen, iſt einem jeden bekannt. Der 17. §. handelt von einigen beſondern Leibesübungen oder ſogenannten Exercitiis, und zeiget, wenn dieſelbe dieſen oder jenen Menſchen in gewiſſen Umſtänden ſchädlich ſind; Dahin gehöret 1) das Wiegen der Kinder, wenn ſie ihre Zähne bekommen wollen und daran krank ſind. Es iſt aber auch von andern ſchon angemerket worden, daß das Wiegen mehr zur Gemächlichkeit derer Wärterinnen als zum Vortheil derer Kinder gereiche, ſonderlich wenn es nicht auf eine ſehr ſanfte Weiſe, ſondern mit Gewalt, Rumpeln und Stauchen der gemeinen Wiegen geſchicht. Denn das Gehirn und die zarten Nerven der Kinder werden dadurch erſchüttert, Schwindel und Tumheit verurſachet, daher man auch von einem Menſchen ſagt: Er ſey tumm geboyet. Zum 2) ſchadet das laute Leſen oder Sprechen derer, ſo ſich vor dem Schlagflus zu fürchten haben. 3) Das Reiten, Fechten, Ball ſchlagen und dergleichen hefftige Ubungen, ſo den Leib angreiffen, denen ſo eine ſchwache Bruſt haben; das Reiten inſonderheit, wie es auf Reitſchulen im Creis herum getrieben wird, iſt denen ſo zum Schwindel geneigt, höchſt ſchädlich; ja alles Reiten ſchadet überhaupt denen Podagricis, und denen, ſo aus verſchiedenen Urſachen die Füſſe geſchwollen ſind. Gleichwie nun bis hieher nur die Rede geweſen von der Arbeit des Leibes allein, und wie alles Ubermas in ſelbiger der Geſundheit ſchädlich ſey: alſo betrachtet der Herr Verfaſſer auch vom 18. §. an das andere Stük, welches die Arbeit der Seelen betrift, und ſuchet von ſelbiger ebenfalls darzuthun, daß, woferne ihr keine gewiſſe Gränzen geſezet werden, ſie ſowohl als die des Cörpers, in Anſehung der Geſundheit, gefährliche Folgen habe. Das Leben einiger Gelehrten, welche ohne Unterlas unter ihren

Büchern, ſo zu reden, begraben geweſen, hat im Ausgang bewieſen, was ihnen ſolches für Schaden, in Betrachtung ihres Gemüths ſelbſten gethan, da ſie eigenſinnig, hart, aufgeblaſen, ja faſt Leutſcheu worden, ſo, daß ſie mit niemand und auch keiner mit ihnen mehr umgehen wollen. Unter diejenigen, welche dieſer Gefahr am meiſten unterworfen ſeyn, durch allzuviele Arbeit des Gemüths ſich zu ſchaden, müſſen auch diejenigen ſonderlich gezehlet werden, welche vor andern viele Geſchäfte abzuwarten haben, die ſolcher Beſchaffenheit ſind, daß ſie die Kräfte der Seelen ſehr angreiffen und mitnehmen, worunter hauptſächlich die mathematiſchen Ausübungen u. die darunter begriffenen ſehr beſchwerlichen und tiefſinnigen Ausrechnungen gehören. Der Herr Verfaſſer zeiget auch im 19. §. die Art und Weiſe, wie ſolches zugehe. Denn durch die Anſtrengung der Kräfte der Seelen die unmäſige Gemüthsarbeit ruiniret nicht nur den Leib, ſondern auch die Kräfte der Seelen. Es iſt in dieſer nüzlichen Abhandlung alles mit vielen würklichen Fällen und Begebenheiten, und alſo durch derer Herren Aerzte Hauptgrund, die Erfahrung, als auch durch den gezeigten Zuſammenhang derer Urſachen und Wirkungen, mithin durch die Vernunft beſtättiget. Es erlaubet aber die Kürze nicht, ſolches allhier anzuführen: Vornemlich aber bleibet er doch im folgenden 22. §. bei denen übeln Zufällen einiger Theile des Leibs, ſo durch die Arbeit des Gemüths verurſachet werden. Denn da ſie alle, insbeſondere aber der Magen, mit dem Haupte in genauer Verbindung ſtehen, ſo kan es auch nicht anderſt kommen, als daß wenn jenes leidet, auch dieſe Theile dadurch gefährlich afficiret werden. Ja es iſt nach des Herrn Verfaſſers Meinung faſt kein widriger Zufall, der den Magen wiederfähret, welcher

gänzlichen Müſiggang meiden, aber
h beſtändige und allzuheftige Arbeit,
ohl eine beſtändige ruhige und müſige
ensart, als eine beſtändig fortdauren-
und ununterbrochene Beſchäfftigung
Leibes und der Seelen fliehen müſſen.
lobet daher derſelbe diejenigen, ſo
Mittelſtraſſe gehen, denn dieſe iſt hie-
n die beſte. Sonderlich rühmet er nicht
e Urſache den groſſen Nuzen, welchen
klüglich eingetheilte Abwechslung
Arbeit und der Ruhe, ingleichen ei-
mäſigen und erlaubten Vergnügens,
Verwechslung ſchwerer Studiorum
leichtern, vieler wichtiger öffentlicher
Privatgeſchäfte mit einer dem gött-
en Geſez gemäſſen Ruhe, Erluſtigung
Vergnügung unſerm Cörper zuwe-
bringen, die Beiſpiele älterer Zeiten
Socratis, des Ageſilai, des Scævo-
und einiger anderer, ſo man in die-
§ angeführet und erkläret findet,
ıct durch ihre Erfahrung zur Bekräf-
ung dieſes Sazes. Dieſe Männer
imeten ſich nicht, ſich unterweilen
h faſt kindiſcher Ergözlichkeiten zu Ver-
erung zu bedienen. Wann aber die
näſige Seelenarbeit allemal ſchäd-
iſt, ſo kan ſie noch vielweniger in ge-
ſen Zeiten und Umſtänden dienlich ſeyn,
dern mus durch den Beitritt derſel-
noch ſchädlicher werden, z. E. Wenn
n gleich nach der Mahlzeit, es ſey
ı ſolches des Mittags oder auch des
ends, mit derſelben arbeitet, ſtudiret
ſofort. Der Herr Verfaſſer erinnert
ſes im 25. §. ſehr wohl, und zeiget
rnächſt, wie ſchädlich es ſey, wenn
n über groſſer oder langer Arbeit gar
Schlafes vergiſſet, und von der dem
ɛper ſo nöthigen Ruhe etwas abbricht.
iſt auch eine nöthige und gegründete
gul der Studirende und Kopfarbeiter,
nicht ſogleich zu einer ernſthafften Sa-
zu ſchreiten, wenn man vorher eine
tige Bewegung des Leibes gehabt, in-
n es ſelten alsdann gut von ſtatten
et. Dieſes erläutert der 26. §. mit
jrern, und bemerket ſonderlich, wie
ſchädlich es ſey, wenn man von ſcharfer Gemüths- oder Kopfarbeit zur Vermiſchung mit dem andern Geſchlechte, oder von dieſer Beſchäftigung zu jener ſchreite, ingleichem wie ſehr unmäſige Kopf- und Gemüthsarbeit die Triebe dazu dämpfe, hiernächſt aber wenn ſie kurz vor her gehe, in der ehlichen Vermiſchung die Erzeigung elender und ſchwächlicher Kinder verurſache. Daher käme es auch, daß die gelehrteſten und doch ſehr beſchäftigten Leute nicht ſelten tumme und ſtupide Kinder nach ſich lieſſen. Der Herr Verfaſſer erkläret und beweiſet ſolches allhier aus der Natur des Geſchäfts der Kinder-erzeigung zwar kurz, aber gründlich. Im 27. §. bemerket der Herr Autor einige Krankheiten, bei welchen, wenn ihnen ſoll abgeholffen werden, alle Arbeit ſowohl des Leibes als der Seelen mus vermiethen werden; dahin dann gehören 1) alle diejenige Krankheiteiten, ſo aus dieſer Urſach erſt entſtanden. 2) Diejenigen, welche das Haupt, das Gehirn und die Nerven angreiffen, ſie mögen auch von der gar zu vielen Arbeit oder aus andern Gründen ſeyn erreget worden. Es mus auch keine allzulang anhaltende Arbeit 3) bei Kopfſchmerzen oder 4) hefftigen Schnupffen vorgenommen werden, indem beides dadurch noch ärger wird; Vom Schwindel und einigen Magenzufällen nichts zu gedenken. Einige Krankheiten können zwar nach dem 8. §. eine gemäſigte Arbeit des Leibes und deſſen Bewegung vertragen, allein es mus bei ihnen alle Arbeit des Gemüths unterlaſſen werden. Darunter gehören 1) einige Bruſtkrankheiten, z. E. die Catarrhe, Blutſturz, Schwindſucht, 2) einige Magenkrankheiten, und 3) nach dem 29. §. die Fieber, 4) der Stein, 5) viele arten von Gliederſchmerzen, ja bei und gleich nach dem Gebrauch gewiſſer Arzeneimittel iſt auch nach dem 30. §. viele Arbeit ſehr ſchädlich, weil die Kräfte, ſo durch die Würkung derer Mittel ſchon mitgenommen worden, noch mehr erſchöpffet werden, da denn der Mangel

als der andere, daher oftmals einer nach ſeiner zur ſtarken Arbeit des Leibes oder auch des Gemüths gewöhnten Natur, mehr ohnbeſchadet darinn thun kan, als derjenige, ſo zärtlich und der Arbeit ungewohnet iſt. Es nuzet daher ungemein viel, wenn man nach denen vernünftigen Regeln etwas gewohnt zu werden, d. i. mit Beobachtung der verſchiedenen Kräfte, natürlicher mehrerer oder wenigern Fähigkeiten, eines gewiſſen Maaſes und allmähligen Anſtrengens die Kinder fein von Jugend auf zu ſolcher Arbeit gewöhnet, wozu ſie ſich ſchiken. O wie heilſam würde ſolches nicht nachhero kraft dieſer Anmerkung der Aerzte in einem Staate ſeyn, um allerhand Art von lauter Leuten zu bekommen, davon jeder in ſeiner Art der Arbeit gewohnt iſt, und dahero weder leicht Müſiggang treiben, noch auch von ſtarker Arbeit dieſer und jener Art ſo leicht Schaden haben würde. Auf dieſen Punct der Kinderzucht, und daß die Policei dazu antreibe und Anſtalten mache, kommt eigentlich die rechte Cur dererjenigen Ubel an, die von Müſiggang oder unmäſiger Arbeit derer Leute im gemeinen Leben entſtehen. Ohne dieſes Mit-

Von der Nothweni
Gebetsformu

Die Unterredung mit
Freunde verfiel neulich auf
Damals erlaubte die Kürze
demſelben meine Gedanke
läuftiger mitzutheilen. Ich
ſen Blättern gegenwärtige
ſuch davon einverleiben wo

Es iſt ſchon längſt über d
ter den Chriſten, niemals
ſerer Heftigkeit, als nach
tion, geſtritten worden.
hat die presbiterianiſche Ki
land, welche mit der biſch
immerwährenden Streit u
Gebetformuln ſchlechter D
ſen. Und ſo machen es viel
bekannte Gottfried Arno
dieſem Stuke gar zu weit,
berredet, die Gebetsform
ſicherſten Beweis von den
Chriſtenthums ab. Es iſt w
vierten Jahrhundert hat
nicht gehabt; die Merkm
Urſprunge finden ſich erſt n
Conſtantin des Groſſen.

ein solches Merkmal heissen, so müssen tausend und noch tausend Menschen, deren Umstände dasselbe erfodern, bei ihrer Gottseligkeit irre werden, ob sie sonst schon die rechte Bahn betreten.

Allein die Bestreiter der Gebetsformuln sind nicht alle einerlei Art. Es sind auch solche Männer, die den Ruhm der Gehorsamkeit, Aufrichtigkeit und einer wahren Gottesfurcht schon längst behauptet haben. Männer, die es mit dem Reiche des Erlösers, dem sie dienen, redlich meinen, und folglich dasjenige, was demselben zum Nachtheil gereichet, auf alle Weise abzuwenden suchen. Und selbst ihr Wunsch von der Verbannung des Gebets nach gewissen Vorschrifften, ist von dieser Art. Sie erkennen den Schaden, der hieraus entspringet. Sie finden Ursache, sich zu beklagen, daß bei vielen eine Laulichkeit in dem Christenthum, aus diesem Grunde entstünde, da sie ohne Aufmerksamkeit, ohne Andacht und Inbrunst, sich blos nach dem Buchstaben, der ihnen vorgedrukt wäre, zu bäten sich angewehnten. Ist dieses, und welches nicht überhaupt darf geleugnet werden, wahr und richtig: So haben diese Männer gros Recht, uns zu rathen, die Gebetbücher bei Seite zu legen, hingegen uns zu bemühen, mit Seufzern, die unser eigen Herz gezeuget hat, vor jenen Thron, wo Gebet und Flehen erhöret wird, zu tretten. Es lässet sich auch hören, was man ferner wider die Gebetsformeln einzuwenden pfleget, daß nämlich die verschiedenen Umstände, welche die Sterblichen nach dem Winke der alles regierenden Fürsicht treffen, oft selbst hierwider streiten. Wie, heist es, können unzehlige Menschen, die ihrem Stande nach so weit von einander unterschieden leben, sich nach einerlei Art zu beten richten: Da sie öfters das, was ihnen nicht noth ist, in ihrem Gebetbuche weitläuftig vorfinden, und hingegen dasjenige darinnen umsonst suchen, warum sie eigentlich GOtt anruffen müssen? Wird es also nicht vielmals geschehen, daß sie ihrem Zustande ganz und gar zuwider beten? Wiederum ein Einwurf, der nicht gering ist!

Diese beide Umstände, welche ich mit Willen nicht zu kurz anführen wollen, überzeugen uns hinlänglich, daß es allerdings besser sey, aus eigenem Herzen und mit eigenen Gedanken zu GOtt zu rufen; und daß folglich die Lehrer unserer Kirchen Fug und Recht behalten, ihre Zuhörer zu erinnern, sich durch eine würdige Bereitung auf ein eigenes Gebet geschikt zu machen. Allein, man findet auch bei der Parthei, welche für die Beibehaltung der Gebetbücher streitet, die wichtigsten Gründe. Eine grosse, ja die gröste Anzahl der Menschen ist viel zu träge und schläfrig, als daß sie sich an ein Gebet ohne Formel gewehnen sollten. Man kan im Gegentheil sicher annehmen, daß noch viele durch ein, von andern schon aufgesezetes Gebet zu dieser nothwendigen Pflicht ermuntert und angetrieben werden. Derjenige, welcher vor GOtt tretten will, mus doch einige gesunde Begriffe von demselben, von sich und seiner Noth haben. Wie gros ist nicht die Unwissenheit und Einfalt auch öfters unter denen, welchen das seelige Licht der Wahrheit ganz helle scheinet? Die wenigsten unter den Christen, ich versündige mich nicht durch diese Meinung, besizen das nöthigste Erkentnis von GOtt, von ihrem Elende und dem entgegen gesezten Heile, und wissen folglich nicht, was und wie sie beten sollen. Und da sie aus ihrem eigenen Herzen hierzu keinen Stof nehmen können, aus einem Gebetbuche aber nicht entlehnen sollen: So ermüden sie und unterlassen das Gebet selbst desto leichter. Solcher Art Leute müssen zugleich für die Worte, worinnen sie ihre Wünsche GOtt entdeken wollen, mit Sorge tragen. Ich bescheide mich gar wohl, daß hier keine Beredsamkeit, noch weniger eine Vielheit der Worte erfordert werde; ich mag aber so einfältig und so kurz beten, als ich will, so mus ich dennoch entweder gewisse Worte dem

bedacht ſey, wie ſie vor dem andern ſi-
cher bleiben? Wenn wir die Gebet- und
Geſangbücher, denn dieſe ſind für einer-
lei zu rechnen, ohne Ausnahme verwer-
fen wollen; ſo entreiſſen wir zugleich der
Einfalt die beſten Stüzen, worauf ſich ih-
re Andacht gründen mus. Noch mehr:
Dergleichen Art Bücher geben unwiſſen-
den Leuten oft den beſten Unterricht in ih-
rem Chriſtenthum. Eine Predigt ver-
ſchaft ihrem Verſtande denjenigen Nuzen
nicht, den ſie aus einem vorgeſchriebe-
nen Gebete ſchöpfen können. Man mer-
ket nicht ſelten bei ihnen, daß ſie ſich auf
ein ſolch erbauliches Gebet, oder auf ei-
nen Vers eines wohlgeſezten Geſanges,
gleichſam als auf den Grund ihres Wiſ-
ſens beruffen, wenn ſie etwas in ihrem
Glauben erweiſen ſollen. Will man hier-
von gewiſſer überzeuget ſeyn: So trette
man vor die Bette der Kranken und Ster-
benden: Wie kräfftig wiſſen ſich dieſe der-
jenigen Sprüche und Gebeter zu erinnern,
die ſie ehemals gefaſſet haben? Es iſt
überdem ein Geiſt, der die Andacht bei de-
nen, die ſolche Bücher u. Formeln ſchrift-

ger Tod ꝛc. Wer darf
meinen Stüken ſagen,
entbehren könne? Von de
ſtänden aber, welche ſi
chen Leben zu äuſſern p
mehreſten auch in den Ge
che nicht gar zu klein ger
lich genau angemerket wo
auſſerordentlichen Zufäl
freilich nicht zu behaup
hiebei nicht einmal ſo vi
daß er diejenigen unter d
Gebeter erwählet, welch
ſeinen Zuſtand ſchiken, d
mögen, aus eignem Her
zu beten, gewis noch w
zen.

Unſer ſeligſter Erlöſer
kommenſte Lehrer, gib
Vater Unſer Matth. 6. ſel
formel an die Hand. S
ſich dahier ſchlieſſen läſſe
ne eine ſolche Vorſchri
nicht beten dürfe: Eben
es ſich auf der andern S
daß das Vater Unſer

s den Bitten und dem Schluſſe des
Unſers erhellet offenbar, daß daſs
ls eine Gebetsformul anzunehmen
Wenn Chriſtus die Materie zu ei
ebete, oder dasjenige, warum
ten dürfen, hierdurch nur allein
anzeigen wollen, warum hätte er
in Perſon angeſprochen, und wa
ätte er ſtets optativè oder wunſch
ittweiſe fortgeredet? Man überle
ſes nur ohne Vorurtheil, und gehe
lche Weiſe alle Bitten in der Reihe

dem Schluſſe dieſer Vorſtellung
ch alſo 1) noch einmal an, daß es
ey, mit eignen Gedanken vor GOtt
ten, weil wir demſelben unſer An
ſowohl eigentlicher, als auch viel
ufmerkſamer und andächtiger vor
daß es aber 2) wegen der Schwach
r mehreſten Menſchen, die da be
len, in unſern Zeiten unmöglich
lle Gebetsformuln abzuſchaffen,
das Chriſtenthum ſelbſt nicht auf
Weiſe hierdurch Noth leiden ſoll.
ſt vielmehr denjenigen Männern,
y dem Maſſe ihrer Gaben, durch
auliches und vernünftig geordne
betbuch das Ihrige zu dem Bau
ichs Chriſti beitragen, für ſolch
es Bemühen Dank ſchuldig. Bei
fentlichen Gottesdienſt kan vor
ſolcher vorgeſchriebenen Gebeter,
erordnung ad jura Principium cir
bei uns gehöret, nicht entbeh
den. Denn ob ſchon der Prediger
nis hätte, öffentlich aus freiem
u beten, ſo würde doch eben die
en des Predigers in Betrachtung
meine, die ihm nachſprechen mus,
wirklichen Formel werden. Ich
hierbei, 3) daß es eben ſo leicht
ſey, im Unglauben aus bloſſer
nheit zu beten, ob man ſchon kein
ieſerwegen in die Hand nimt, als
öglich iſt, wenn man ſich nach
riebenen Gebetern richten will.

R. H. S. Rüdemann.

Neue Entdekung von der Ebbe und Flut.

Zu Berlin iſt ein in Franzöſiſcher Sprache ſehr wohl geſchriebenes Buch in 8vo. 1. Alphabet ſtark abgedrukt worden, darin man die wahre Urſache der Ebbe und Flut zu erklären bemühet iſt. Der Titel iſt: La veritable cauſe du Flux & Reflux de la Mer decouverte par *Caſpar Binninger.* 1749. Der Herr Verfaſſer eröffnet darinn verſchiedenes. Er zeiget zuerſt den bewundernswürdigen innern Bau der Erde und das wunderbare, welches ſich in ihr alle Augenblik erzeuget. Zum zweiten findet man darinn ſehr anmerkungswürdige Beweiſe, welche entdeken, daß das Meerwaſſer ſich unter der Erden durcharbeite; durch das unterirdiſche Feuer gereiniget werde, und auf die Art hernach die Quellen zubereite. Zum dritten prüfet der Herr Binninger das unterirdiſche Feuer beſonders. Er redet davon, als von dem Grunde der Bewegung, dadurch die bewunderswürdige Wirkung derſelben geſchehen, welche zugleich erkläret werden. Er handelt viertens von den unterirdiſchen Wäſſern und Winden, als nöthigen Stüken, daraus die Zuſammenſezung des Ganzen entſtehet. Zum fünften wird bewieſen, daß das Waſſer der Quellen gar nicht von der Ausdünſtung komme, ſondern von dem Meer unter der Erde. Darauf wird zum ſechſten der wahre Urſprung der Quellen, und die Weiſe wie das unterirdiſche Gewäſſer welches von dem Meer kommt, bis auf die Berge erhoben wird, um daſelbſt die Quellen und Flüſſe zu machen, gezeiget. Und endlich wird zum ſiebenden die Urſache von der groſſen Erſcheinung in der Natur, der Ebbe und Fluth erkläret.

Es werden ſonſt überhaupt in dieſer Schrift viele anmerkungswürdige Dinge erörtert; als die Erzeugung der bewundernswürdigſten Stüke in dem Unterirdiſchen; der wunderbare Weg eines guten Theils des Occeans, von einem Pool zum andern unter der Erde; die Verbin-

dung

dung und erſtaunliche Zuſammenſtoſſung der Meere durch groſſe unterirdiſche Canäle, welche die Schwürigkeit völlig aufhebet, die den Philoſophen ſehr viel zu ſchaffen gemacht hat, in Betrachtung des Caſpiſchen und Todten Meers, welche beſtändig eine unbeſchreibliche Menge Waſſers von den groſſen Flüſſen empfangen, ohne daß ſie dadurch aufſchwellen ſollten; ohnerachtet man uns nicht von auſſen einen Weg gezeiget, wodurch es wiederum abgeführet wird.

Man entdeket auch in dieſem Tractat, was aus den entſezlichen Klumpen Salz wird, welche mit dem Seewaſſer unter der Erde fortgehen, und dadurch die Quellen entſtehen, auch warum das Meer von ſeinem Salze nichts verlieret, ohnerachtet daſſelbe unter der Erde eine ſo groſſe Menge Salz läſt, und die Flüſſe demſelben nichts als ſüſſes Waſſer mittheilen.

Der Herr Binninger entdekt auch die

Beweis, daß die Aerzte Freimaurer ſeyn.

Zu Ingolſtadt ertheilte im Monat Junii dieſes jezt laufenden Jahrs die alldaſige berühmte Univerſität 5. Licentiatis Medicinæ, die alle geborne Landeskinder ſind, die Doctorwürde. Die v. dem Hrn. Rath D. u. Prof. Joh. Jacob Treiling, bei dieſem feierlichen Actu gehaltene und bei dem Univerſitäts Buchdruker, Joh. Paul Schleig, auf 2. Bogen in 4to. abgedrukte Inaugurations-Rede interpretirt und behauptet den Saz: Optimus Medicus ſanioris Libero-Murariæ Societatis ſocius eſſe poteſt & debet. Vor 6. Jahren kam ohne Benennung der Zeit und des Orts

heidiger derſelben losbricht. n man dem gemeinen Ruf und Teufel ſelber, wenn er aus de Beſeſſenen redet, glauben darf, d die Freimäurer fæx hominum ɔocietatem aut potius hæreſin pro ur, qua peſtilentiorem magis- bominandam nec orcus unquam gitavit. Kurz, es ſind Leute, wel- ı benemoratis urbibus & ortho- ɜ provinciis vi & jure non tan- prohibentur, ne conventicula, ſicut noctuæ in tenebris ſine ar- ; extraneis celebrant, ullo in lo- ɔnſtituant, ſed ne quidem, ſi ifeſti & convicti ſint, utpote ſa- Jovis Romani fulmine percluſi antur. Gleichwohl können und n die 5. neue Herren Doctores mäurer werden, aber NB. in ɔri ſenſu. Sie ſollen das Ge- des menſchlichen Leibes, welcher Haus der unſterblichen Seele iſt, ichten, und die Geſundheit ent- er erhalten, oder wenn ſie zer- ret, wieder herſtellen. Sie ha- das Glük, daß ſie würklich Frei ſicher ſind, und dörften ihre Re- , welche ihnen rühmlich ſind, niemand verhelen. Sie können auch das Wappen der F. M. ch zueignen. Die 2. Säulen Ja- , directio, ſc. omnium regula- & actionum ad finem ſuum, ho- is nempe ſanitatem, und Boos, itudo ſchiken ſich vor ſie, und iſt leztere einem Medico nöthig ad cultates in praxi ſuperandas, tum eventus ſiniſtros, tum ad Colle- ım & æmulorum maledicentias, rias & odia ſuperanda. Mit chen 2. Säulen auch gartwohl die

2. fulcra medicinæ dogmaticæ, Ratio und Experientia mögen verglichen werden. Der zwiſchen den 2. Säulen ſtehende Triangel mit der Ueberſchrifft: Omnia æquat, erinnert den Medicum ſowohl armen als reichen Patienten mit gleicher Liebe und Fleis beizuſpringen; der Zirkel, daß er zu Haus im Studiren und drauſſen in der Praxi beſtändig ſeyn müſſe. Das rechtſeitige Winkelmaas deutet auf die regelmäßge Art ſeiner Curen. Die Herren Medici können ihren Eid, nachdeme man ihnen die Puncte, darüber ſie ſchwören ſollen, darunter auch der: celanda non revelabo mit gehöret, deutlich vorgeleſen, mit guten Gewiſſen abſchwören. Wider den Eingrif, welcher den Medicis von Weibsperſonen geſchicht, die doch von der Freimäuresgeſellſchafft allerdings ausgeſchloſſen ſind, wird die Freimäureriſche Regel: Fer mala, aus obgedachtem Tractätlein beſtens recommendiret.

Satire wider die falſche Ehrſucht.

Mein Sohn, biſt du wie ich, ſo geh den Weg der Ehren,
Und las dir nichts den Muth zum Kriegesthrone ſtören:
Sprach ein bejahrter Greis, der an dem Tagus ſas,
Und voller Majeſtät von Bettelbroken aß
Sein Wahn klang hoch genug; doch waren ſeine Grillen
Bei ſteter Hungersnoth mit Brode noch zu ſtillen:
Wer aber tilgt in uns das Fieber der Vernunft?
Ein jeder Tag vermehrt die kluge Narrenzunft.

Je mehr wir der Natur zum Untergange blaſen,
Je mehr ſieht man die Welt vor Ehrbegierde raſen.
Die dennoch, wenn ſie ſich in ihren Werken weiſt,
Von rechter Ehre kaum ein halber Schatten heiſt.

Ich unterſuche nicht die Thaten wilder Fürſten
Die ſchon nach Menſchenblut im Mutterleibe dürſten,
Die eher in den Krieg als in die Schule gehn.
Und auf in jedes Wort zum Schlagen fertig ſtehn.
Das Blutvergieſſen iſt doch nun zur Tugend worden,
Der iſt ein ſchlechter Held der nicht auch kan ermorden,
Es wird den Kindern ſchon von Eltern eingeprägt;

Sonſt wenn der Heiland auch von Himmel ſelber käme,
Wenn er die ganze Zahl der Patriarchen nähme,
Und mit der Jüngerſchaar, mit halb geſenktem Knie,
Die Lieb iſt das Geſez! aus vollem Munde ſchrie:
So würde man ihn wohl mit einer Loſung ehren,
Doch nun und nimmermehr auf ſeinen Willen hören.

Drum las ich, was ſich ſchon zur Sünde frei gemacht:
Wer hat den Saz der Schwärmer doch erdacht,
Die ſich aus Eigenſinn noch über Fürſten heben,
Durch ihr Rebellenherz den Rechten widerſtreben,
Und um ein einzig Wort, daß auf zwo Silben kriecht,

leichwohl seine Kraft nicht in der Mutter stirbet,
sie sich heimlich gleich um Bürgertrost bewirbet?

her kommt der Betrug, wenn man der Jugend Zeit
theuren Müssiggang in Karten hingestreut,
man für seinen Ruhm durch leere Titel sorget,
vie der Mond sein Licht von fremden Lichte borget:
doch von jedermann sich hochgepriesen hält,
man den Adel nur im Gelde vorgestellt;
jederbüschen trägt, und von geschmierten Zungen
h freien Tafeltrunk ein falsches Lob erzwungen.
ommt es, daß ein Mann, den sonst der Kram ernährt,
dem der Pfefferstaub noch aus der Nassen fährt,
h einen Adelsbrief, den sein Betrug erhandelt,
augenblicklich so, wie Protheus dort verwandelt,
ein nunmehr durch Geld Hochwohlgebohrner Sohn,
Bürgern voller Schmach, von Rittern voller Hohn,
n wie ein Ritter spricht, den Jason aufgeschrieben.
hn das güldne Vlies nach Colchos hingetrieben?

urch was vor Zauberei mag es doch wohl geschehen,
, wenn ein Bücherfuchs den Titel nur gesehn,
sein erhizter Geist den Kragen so beweget,
er ein ganzes Buch mit Donner niederschläget?
ein gelehrter Narr, der voller Mängel stekt,
h fremde Mängel stets durch seinen Wurm entdekt?

Und alles was er schreibt, so lachend kommt gesprungen,
Ob hätte sein Verstand den Phöbus gar verschlungen?
Was treibt denn Wucher Balg wenn er den Geiz gestillt,
Und durch so langen Raub die Kästen angefüllt,
Daß er nach Hofe lauft und sich mit Sorgen plaget,
Das kaum erpreste Gut auf leeren Wechsel waget,
In fremde Schulden sinkt, durch Bankerott verdirbt,
Und als ein Märtirer von Complimenten stirbt?
Und was sucht eine Frau, die wenn sie pralen wollte.
Der Ehre gröstен Theil vom Manne borgen sollte,
Daß sie nach neuer Art der Alten Pflicht vergist,
Und ihren ganzen Ruhm nach fremden Lippen mist?
Daß sie das Richteramt dem Spiegel anvertrauet,
Aus der geschminkten Haut ihr einen Tempel bauet,
Und dann erst ruhig schläft, wenn ihr das halbe Land
Der Herzen erste Kraft zum Opfer zugewand?

Die Ehre treibet sie; die Ehre! wirst du sprechen:
Daß man der Ehre doch die Knochen müste brechen,
Eh sie zu Stande kommt! wenn sie sich so verliert,
Daß sie aus Menschentalk nur Affenzeug gebiehrt,
Wie glüklich bist du doch, o David, nicht gewesen,
Daß GOtt zu solcher Zeit zum Fürsten dich erlesen,
Da Wahn und Thorheit noch den Zepter nicht erlangt,
Und man den wahren Ruhm der Tugend nur gedankt.

Wie niedrig würden doch jezt deine Tathen klingen;
Man wird ein ein Spötterlied auf allen Gaſſen ſingen.
Iſt dieſer, ſpräche man nun Fürſten zugezählt,
Der lieber ſchnelle Peſt als Schwerd und Krieg erwählt?
Soll der ein Muſterbild der gröſten Helden heiſſen,
Der ſich mit Steinen läſt von Akerknechten ſchmeiſſen?
Man ſieht wohl, daß der Thron die Trägheit nur verdekt,
Daß ihm das Hirtenblut noch in den Adern ſtekt;
Daß er den Goliath durch Schäferliſt erkniket,
Und Joab ihm mit Recht die Thränen vorgerükket.
Was wäre Salomo bei dieſer wilden Zeit?
Ein Schulgelehrter Mann, der Grillen

Da ſich ein Krämer nicht mit neuen Namen kleidet,
Die Kriegeskunſt den Held und Bürger unterſcheidet;
Und alles was der Fleis zu hohen Stuffen treibt,
Auch ſein Verdienſt ſogleich ins Buch der Ehren ſchreibt.
Wo bliebe Sokrates, der bei ſo vielen Wiſſen,
Wie unſre Weiſen doch kein Marterbuch erkriſſen?
Der jeden Punct der Zeit nicht ohne Müh erſpart,
Und ein lebendig Buch durch ſein Exempel ward?
Und wo nun jene Frau, die als der König fragte:
Wer an der Tafel doch am meiſten ihr behagte?
Zur klugen Antwort nur acht Worte lies ergehn:
Sie hätte weiter nichts als ihren Mann

O rasender Poet! hör ich noch weiter rufen,
Bau dir ein Narrenhaus auf deine Tugendstufen;
So lange sich der Kreis der Erden nicht verkehrt,
So bleibt der Degen wohl der Ehre Richterschwert.
Viel besser als ein Mann der Höllen zugestorben,
Als mit der feigen Schaar das Himmelreich erworben.

O bettlender Poet! läst sich ein Jude hören,
Den kluge Dieberei doch endlich noch zu Ehren,
Und an den Hof gebracht: Was gehn dich Wechsler an,
Durch die ein König erst als König leben kan?
Willst du des Glükes Fall am Nächsten nicht erdulden?
So geh und sammle Geld und zahle deine Schulden!
So lern das Einmal Eins, und tilge nach und nach,
Durch wuchrende Vernunft dein langes Ungemach.

Die Freigebigkeit.

Liberalitate liberalitas perit.
S. Hieron.

Es ist schwer die Gränzen zu bemmen, wo sich Freigebigkeit und Verschwendung scheiden. Die Freybigkeit ist eine Tugend, und die Verschwendung ein Laster. Die ne rühret von dem Trieb einer edn Seele her, die andre aber verzet durch ihre Unordnung die heigsten Gesetze der menschlichen Gelschaft. Die Freigebigkeit wird, bald sie das vorgesteckte Ziel überitet, zur Verschwendung; und e Verschwendung kan niemals ausgeübet werden, ohne sich selbst, oder andern zu schaden.

Es ist eine thörigte Empfindlichkeit, wenn man nicht leiden kan, daß man uns geizig schilt; die Leute, die von uns haben wollen, oder welche sehen, daß man diejenigen Misbräuche nicht mit macht, die ihnen vortheilhaft sind, werden uns immer des Geizes beschuldigen. Wo würden uns die Urtheile dieser Leute hinbringen, wann wir nach ihrer Sittenlehre unsre Haushaltungen und Ausgaben einrichten wolten? Wir würden nicht ehender ihren Beifall gewinnen, als bis sie uns eben so niederträchtig und so bedürftig sehen solten, wie sie sind. So lang wird die Freigebigkeit heraus gefordert, bis man nichts mehr hat, freigebig zu seyn.

Laset uns, weil so viel in der Welt darauf ankommt, die Eigenschaft dieser Tugend etwas genauer untersuchen. Unter dem Wort Freigebigkeit verstehen wir eine solche Handlung, da wir durch freiwillige Gaben und Gutthätigkeiten, andre zu erfreuen suchen. Sie entstehet aus Liebe, aus Grosmuth, aus Mitleiden: sie hat allezeit einerlei Endzweck dem Nächsten Gutes zu thun. Die Liebe richtet ihre Triebe auf das Vergnügen andrer Menschen. Die Grosmuth sezt ihren eignen Nuzen hintan und das Mitleiden beweget uns, den Armen und Nothdürftigen beizustehen. Sie ist also eine Tugend. Ist

ausüben will, der muß seinen Stand
und seinen Beruf prüfen: er mus
seine Pflichten kennen: er mus wis-
sen, in welcher Verbindung er mit
andern Menschen stehet, und wie
weit ihm alle diese Umstände erlau-
ben, freigebig zu seyn. Man ist
nach dem Trieb der vernünfftigen
Natur, welchen die Religion billi-
get, verbunden, alle Gesezmäsige
Mittel zu gebrauchen, um seinen
Zustand so viel zu verbessern, als
es möglich ist. Aus diesem Bestre-
ben flieset die Fähigkeit ein rechtschaf-
fener Vater, ein getreuer Ehegat-
te, ein nüzlicher Freund, ein Wohl-
thäter der Armen und überhaupt
ein guter Bürger zu seyn. Ein Ver-
schwender kan keine wahre Freige-
bigkeit ausüben; dann indem er das-
jenige, was er hat, liederlich und
ohne Vernunft hingiebt, so sezt er
sich in Gefahr, selbst

stande, wo solche auch v
Menschen ausüben kön
armer Bauer ist freigeb
er einem Umsonst eine
richtet, oder einen Gang
sein Leib und seine Gesu
seine Güter; wenn er d
andern ohne Entgeld di
er freigebig, wann er ein
rengedichte umsonst verfe
ein Soldat ist freygebig
sein Leben für das Vat
get, oder freiwillig für sei
oder für seinen Fürsten d
führet.

Die wahre Freigebig
ten eine Tugend der Für
sie mus von uns selbst u
eignen Gut herkommen
uns etwas kosten, sie m
be, aus Grosmuth, ode
leiden herrühren. Die m

)t wiederfahren laſſen, und
)üzen, an ſtatt ſolches zu
. Folgendes Exempel wird
)er Freigebigkeit eine nä-
ıterung geben.
onime und Bellander wa-
Brüder, von gleicher Fä-
ıber von ungleicher Ge-
Sie hatten reiche El-
wurden von ihnen unter
ſicht eines Hofmeiſters
iverſitäten geſchikt;
var, nach Art dieſer
er von den falſchen Gros-
, deſſen Verdienſte darin-
ıden, daß er ſeine beide
ne von dem ſchädlichen
Geizes zu bewahren, und
r ſolche Geſellſchaften von
ıten zu bringen ſuchte, wo
nigen Eltern ſpottete, die
Sparſamkeit nicht wiſſen,
it ihrem Gelde machen ſol-
ine Untergebene befliſſen
ner weit erhabnern Sit-
ſie ſuchten bey Spiel und
Verachtung der Reich-
ühzeitig zu lernen. Die
:er, welche die Welt nicht
ınſche ſich heimlich Glük,
Söhne ſo einen rühmlichen
ıatten, und ſich vor an-
) ihre lebhafte Aufführung
thun wuſten. Sie hielt
für glüklich angewandt,
: ihnen mit ſtarken Wech-
ıachen lies. Die jungen
engen darauf auf Reiſen:
n ihrem vornehmen Hau-
ılben Ehre. Londen und
Paris waren Zeugen von ihrer glänzenden Aufführung und von ihren Freigebigkeiten. Jederman bewunderte bei ihrer Zurükkunft ihren Pracht, ihre Artigkeit und ihre franzöſiſchen Manieren.

So glüklich hatte der Herr Hofmeiſter ihnen den Punct der Ehre beigebracht. Dieſer aber kam ſo oft und viel, daß ſich die Einkünfte daran ſtieſen.

Es ereignete ſich bald ein Geldmangel, der den Sophronime aufmerkſam machte. Er ſah, daß wo er noch ein paar Jahre ſeine Ausgaben und Freigebigkeiten auf gleiche Art fortſezen würde, ſie von ſich ſelbſt ein Ende nehmen dürften. Dieſe Vorſtellung rührte ihn. Er rettete was er konte, und kaufte ſich ein Gut.

Sophronime hatte etwas ſehr geſelliges und angenehmes: der benachbarte Adel, den der Müſiggang und die Faulheit drukte, ſuchte ihn in ſeine Bekantſchaften mit einzuflechten: Immer Zuſpruch, immer Gäſte; alles kehrte bei ihm ein, alles ſah hier hungerich, roſtig und hochadelich aus; alle Arme, alle Bettelleute, alle Landſtreicher meldeten ſich bei dem gnädigen Herrn. Er wolte die Einſamkeit erwehlen, und Wirtſchaften lernen. Er hatte es übel getroffen. In der Stadt machte ihm ſeine Freigebigkeit Ehre, hier auf dem Lande war ſie eine Schuldigkeit.

Er

ihr nachzuahmen. Sie hatten Kinder, die ihre Sorgfalt und Liebe auffordeten; ſie ſparten als Eltern und beobachteten dabei einen wahren Wohlſtand, als ehrliche Leute. Sie machten keine Schulden, zahlten alles baar, hielten ihr Geſinde wohl, thaten den Armen Guts, und erwieſen ihren Freunden ſo viel Höflichkeit, als es ihre Umſtände litten: ſie waren es aber nur bis auf einen gewiſſen Grad, wo dieſe Tugend keinen groſſen Schein hatte, weil dabei nichts ausſchweiffendes war. Vernünftige Leute muſterten ihre Haushaltung nach der ihrigen. Prahler und Windmacher aber, die nicht leiden können, daß andre Leute weniger bedürftig ſind als ſie, wezten an ihnen ihre ſtacheligten Zungen: ſie konten ſolches leiden, dann es iſt ein ſüſſer Vortheil Leuten zu miſfallen, de-

Grafen machen, und ſic
tel eines Generals geben
keine Leute beſſer, als di
borgen: dieſes ſind die r
gen, welche die ganze W
Ein paar ſo hogebornes
ein gleiches Schikſaal u
gung vereiniget, haben
Verſtand die Leute zu hir
der Praſſer verdirbt, mue
ſchaffen.

Bellander irrete mit ſei
Weibe allenthalben hern
ben hies es, daß der Gr
richtungen hätte: Allent
auf Unkoſten ſeiner Glau
man ihn zur Zahlung anh
te er ſeinen Caracter vor
ihn mit Höflichkeit, ſo ſc
tig, daß er nicht bei Ge
doch unterdeſſen Stand
müſte. Drohete ein Gl
verklagen, und nahm ſic
nig Freiheit im Reden,
ohne Complimenten die
ter. Wie es aber keine W
eine ſolche Lebensart in

nicht, daß Bellander so unverschämt
ürde, ihm wieder vor die Augen
men, da er ihm selbst noch eine
hafte Summa schuldig war.

s hatte Sophronime hier zu thun?
t er sich eines nichtswürdigen Brus
alben eine unglükliche Ehe mit seis
rauen machen, welche sich allem
nd, die er ihm leisten möchte, vers
g widersezte? Sollte er den Nuzen
eigenen Kinder, der Betrachtung
liederlichen Menschen aufopfern?
: er seinetwegen seine Ruhe, seine
ung, seinen guten Nahmen, seine
de, seine Gemächlichkeit, und sein
m erworbenes Gut Preis geben?
wäre wider alle Gerechtigkeit. Die
würden herrschen und die Tugend
ottlosen Sclave seyn. Sophronime
te demnach, daß das Band, wos
: seiner Frauen, seinen Kindern und
Freunden verbunden wäre, weit
er sey, als dasjenige des Geblüts,
es weder seine Neigungen gewehlet,
die Tugend geknüpfet. Er glaubte,
r bei sogestalten Umständen seinem
er nicht mehr, als die allgemeine
iche Liebe schuldig sey. Er schenkte
o viel, daß er an einem andern Ort
ien konnte, und überlies ihn dem
fal, welches er sich aus Muthwils
d Gottlosigkeit selber über den Hals
en hatte.

nerkung vom Windma-
hen und der Aufschneiderei.

e Tugend ist eine Schwester der
rheit; denn als sich der Verstand
er Freiheit vermählete, haben sie
beiden wunderschönen Töchter ge
t. Die Wahrheit ist die älteste,
liehet mehr ihrem Vater, als ihrer
ter; ähnlich; die Tugend ist jünger,
hat sich nicht nur der Anführung
Eltern, sondern auch der Gesell
ft ihrer Schwester von Jugend auf
nen können. Ja man kan sagen,
sie ohne dieselbe nicht denjenigen
ien verdienen würde, den man ihr
beigeleget; oder daß die Tugend ohne
Wahrheit keine Tugend mehr seyn wür
de. Diese beide Schwestern sind unzertrens
liche Gespielinnen: kein Zufall kan ihre
genaue Freundschafft unterbrechen, viels
weniger gar aufheben. Beide lieben
keine Pracht oder einen weitgesuchten
Putz; Sie sind mit ihrer natürlichen
Annehmlichkeit zufrieden. Sie wollen
zwar beide geliebet seyn; aber von kei
nen andern, als die mit ihrem Vatter
Freundschaft gemachet, und sich in seine
Weise schiken gelernet. Zu allem Glüke
sieht auch sonst kein Buhler nach ihnen;
weil ihre Schönheit durch keinen äusser
lichen Glanz in die Augen fällt. Nur
diejenigen, die mit ihren Eltern eine Zeits
lang vertraut umgegangen, lernen ihr
lebenswürdiges Wesen nach und nach
kennen. Das sonderlichste ist, daß keine
Eifersucht bei ihnen herrschet; vielmehr
will die eine nicht ohne die andre geliebt
seyn. Hat jemand die Wahrheit lieb
gewonnen, so wird sie ihm selbst die
Schönheiten ihrer Schwester der Tu
gend so lange anpreisen, biß er sie gleich
falls zu ehren und zu lieben anfängt.
Die Tugend hergegen will von niemand
den verehret seyn, als der vorhin ihre
ältere Schwester geliebet.

Ich kenne noch eine andere Familie,
worinnen sich der Herr von Argliſthau
sen mit einem Fräulein von Begierdens
dorf verheirathet hat. Keines ist dem
andern recht getreu; sondern wie er sei
nen verschmizten Kopf nicht besser zu
brauchen weis, als wenn er seine Ehe
gattin betrüget; so unersättlich ist sie
in ihrer Leidenschaft. Sie trägt kein
Bedenken einem jeden, und wenn es
auch ihres Mannes geschworner Feind,
der Herr von Dummburg, seyn solte,
ihre Vertraulichkeit anzubieten. Doch
hat ihr Ehestand ein paar würdige Pro
ben ihrer Liebe aufzuweisen. Das Fräu
lein von Lügenheim ist ihr ältestes Kind,
welchem sie diesen Namen von einem
besondern Landgute gegeben, allwo sel
biges das Tageslicht zuerst erblikket,

Am wahrſcheinlichſten iſt es wohl, daß die Auferziehung der Eltern das meiſte zu der Unart dieſes Geſchwiſters beigetragen habe. Die Tochter hatte bereits die Eigenſchafften ihres Vaters und ihrer Mutter in ſich vereiniget, als der kleine Sohn ſeiner Sinne und ſeiner Einbildungskraft ein wenig mächtig wurde. Seine gute Geſtalt und ſeine fertige Zunge ſpornten den Fleis ihrer Eltern noch mehr an, alle Mühe anzuwenden, um einen rechten Weltmann aus ihm zu machen. Von der Mutter lernte er, allen ſeinen Lüſten den Zügel ſchieſſen zu laſſen: von ſeinem Vater faſſete er die Kunſt durch allerhand liſtige Streiche zu ſeinen Abſichten zu gelangen; und von ſeiner Schweſter ward er im Stellen und Verſtellen, im Prahlen und Leugnen unterrichtet. In kurzer Zeit ward der Knabe ein Jüngling, und befand ſich im Stande auf Academien zu ziehen.

In dem nechſten Dorfe von ſeiner Vaterſtadt war er ſchon kein Edelmann mehr; ſondern ein Baro

Zutritt verſchaffen würde. Reden ergözte er ſich bis derjenigen Stadt, wo di ſtimmte Hohe Schule war tet er kaum Lateiniſch leſen te ers doch keinem Menſch zo allererſt auf die Univerſ hieſe, er käme nur die Aca chen, nachdem er ſchon au noch auf einer andern 2. bracht, und das Seinige ken gethan hätte. Der war ihm noch viel zu klein wohl ſich ſonſt Grafen und innen mit Vergnügen auf ten. Alle Bedienten im H etwas beſtelleten, oder ſo waren, bekamen einen, Gulden zum Trinkgelde. welcher ihn zuerſt bedienet nen Ducaten auf den Tiſ rete ſeine Lebensart etliche als jederman ſich einbilde Geldes kein Ende werden Herr von Windau an zu

n Trinken, dergleichen ihm bei den vor-
men Hofbedienten wiederfahren wä-
wo er zu Mittage zu Gaſte geweſen.
r Ungariſche Wein wäre ſo überflüſ-
hineingegoſſen worden, daß ſein
pf, der ſonſt den Trunk noch ziemlich
tragen könte, ganz wüſte davon ge-
rden.

Kommt er in Geſellſchafften von den
beſübungen zu reden, ſo ſind alle
nz-Fecht- und Stall-Meiſter des daſi-
n Ortes nur Kinder in ſeinen Augen.
erzehlet, wie er auf ſeinen Reiſen
n vier mit Ober- und Untergewehr ver-
enen Banditen überfallen worden wä-
. Alſofort hätte er durch eine gewiſſe
unſt ihre Flinten beſprochen, ſo daß
ine einzige losgegangen. Und als die
äuber darüber ganz raſend geworden,
id mit der gröſſeſten Gewalt auf ihn
geſtürmet, habe er ſeinem Kerle nur
fohlen, hinter ſeinen Rüken zu treten,
id ſich ſelbſt zu vertheidigen, aber durch-
is den Feinden keinen Schaden zuzu-
igen. Hierauf habe er alſobald vom
der gezogen, zwei von ſeinen Räubern
e Klingen vor der Fauſt weggehauen,
em dritten die rechte und linke Hand
rlezet, daß er den Degen nicht halten
nnen, und den vierten im Augenblike
twaffnet, ſo daß er ihn, auf den
nien liegend, um ſein Leben bitten
üſſen. Wer ſich nur ein wenig zweif-
lhaft bei dieſen Erzehlungen anſtellet,
er beweget ihn gleich, tauſend Eyde
nd Flüche zur Bekräfftigung hinzuzuſe-
n.

Im Schieſſen rühmt er ſich einer be-
ondern Fertigkeit. Er erzehlt, wie
ielmal er ein halb Stok Karpfen nach-
inander im Waſſer erſchoſſen habe, ohn
e einen einzigen Schus vergebens zu
hun: Ja er ſchlägt eine Wette an,
ünfzehn Tauben-Eyer, die man rings
m ihn in einem Zimmer auf die Erden
egen ſoll, mit ſo viel Piſtolen-Schüſſen
u treffen, und kein einziges zu verfeh-
len. Im Fechten hat er ſchon unzehli-
che Proben vor ſich, wie er ſelbſt ſagt,
und wenn man ihn auf eine Duelle kom-
men läſet, ſo weis er kein Ende in ſeinen
Erzehlungen zu finden. Neulich war er
in einer Geſellſchaft von Frauenzimmer,
und als es die Gelegenheit gab, von der
Voltigier-Kunſt zu ſprechen, ſo hebt
Herr von Windau an: Parbleu! mes
Dames dieſe Kunſt hat mir und einem
charmanten Kinde einmal das Leben ge-
rettet. Ich war in einem Hauſe, wo
par hazard eine Feuersbrunſt entſtand.
Die beiden untern Etagen waren ſchon
ganz mit Rauch und Flammen rempli-
ret, und ich lief ganz deſperat aus ei-
nem Appartement in das andere, aber
envain. Endlich weil alle Treppen brann-
ten, ſo lief ich in ein Zimmer, deſſen
Fenſter nach der Straſſe giengen. Par
bonheur traff ich eine Demoiſelle aus
unſerm Hauſe darinnen an, die ſich
auch weder zu rathen noch zu helffen wu-
ſte. Morbleu! ich hatte commiſeration
mit dem pauvren Kinde, und reſolvirte
mich kurz, machte das Fenſter auf, em-
braſſirte ſie, und was meinen ſie, was
ich gethan habe? Sie werden ſichs nicht
leicht einbilden. Enfin, ich machte eine
Volte zwei Stokwerk tief herunter auf
die Straſſe, und zwar ſo glüklich, daß
ich mit dem Frauenzimmer für mes deux
pieds zu ſtehen kam. Hätte ich da nicht
voltigiren können: Diable m'emporte!
ich hätte miſerablement crepiren müſſen.

Da ich an das Frauenzimmer gedacht
habe, kan ich nicht vergeſſen, was er
von ſeinen Liebesbegebenheiten vor Din-
ge erzehlet. Er ſcheuet ſich nicht, ein
langes Regiſter von Frauen und Jung-
fern zu machen, die ihm ihre Gewogen-
heit antragen laſſen, ja er erzehlet weit-
läufftige Hiſtorien von ſich, die ſchon
in etlichen alten Romanen ſtehen. Trifft
es ſich, daß jemand ſelbige geleſen, ſo
wird er nicht einmal roth darüber, und
ſchwöret dazu, daß er eben derjenige
Ritter ſeyn müſſe; der Verfaſſer des

Romans (der doch länger tod iſt, als Herr von Windau gelebet hat) müſſe von ihm gehöret haben. Er lernet Verſe auswendig, und giebt ſie hernach vor die ſeinige aus. Z. E. Er geht mit jemanden über die Straſſe, und als er ein Frauenzimmer im Fenſter gewahr wird, fragt er ſeinen Gefährten, wie ihm dieſer Vers gefalle:

Das groſſe Brennglas ſchmelzt Metall zu Staub und Erden,
Allein ich weis ein Glas, das beſſre Proben hält;
Denn wenn die Sylvia ſich hinters Fenſter ſtellt,
Mus jede Scheibe gleich ein zündend Brennglas werden.

Der gute Menſch bewundert den ſchönen Einfall, und den reinen Vers, und fragt, ob Herr von Windau ihn vielleicht ſelbſt gemacht habe? Ja, verſetzet dieſer, es iſt ja nur eine Bagatelle, auf allen Wein- und Cavee-Häuſern ausgebreitet, als Herr von Windau unſichtbar wird. Man hört nach einem halben Jahre nichts weiter von ihm, als daß er ein vollkommener Windmacher geweſen.

Es iſt eine wunderliche Sache, daß junge Leute ſich einbilden, durch dergleichen Künſte ihr Glük zu machen. Es iſt wahr, daß ſehr wenige ſo gar unverſchämt ſeyn, als der Herr von Windau. Seine Aufſchneidereien waren unerträglich, ja er redete faſt kein wahrſcheinlich Wort. Allein ich halte davor, daß auch der allergröſte Grad der Windmacherei nicht mit der wahren Tugend beſtehen könne. Windmachen heiſet nichts anders, als ſich vor vollkommener ausgeben wollen, als man in der That iſt. Dieſe Vollkommenheit mag er nun entweder im Verſtande, oder im Leibe, in der Ehre oder in Gütern an ſich zu ſagen ſuchen, ſo wird er nichts als Scham

Orten hervorscheinenden Holzmangel ist auf keine Art und Weise genugsam zu begegnen.

Dann ob schon hin und wieder Vorschläge und Verordnungen deswegen geschehen, so seynd solche dannoch an denen wenigsten Orten zur Ausführung gebracht worden. Se. Majestät der hochseelige König von Preussen, Friederich Wilhelm, haben unterm 21. Jun. 1719. besondere Briefe mit angehängter Instruction zu Holzplantagen ergehen lassen; Und daß denenselben in denen Königl. Preußischen Provinzien nachgelebet worden, zeuget der Augenschein: Dann man findet schöne Tannen- und Fichtenwälder, so von Saamen gepflanzet worden. Die junge von Eicheln erzogene Bäume seynd theils Orten zu solcher grösse gediehen, daß man sie mit Vergnügen ansiehet, zumalen eine besondere Ordnung in deren Verpflanzung in Obacht genommen worden.

In Holland siehet man die schönsten Plantagien von wilden-besonders Eichbäumen. Engelland hat gleichfalls die Tannen- und Fichtenbäume mit gutem Succes zu pflanzen angefangen, und Würtemberg kan sich rühmen, daß von dem dortigen übersanden Saamen ein schöner junger Wald angewachsen.

Diese Holz- und Waldpflanzung ist auch in Frankreich in Vorschlag und theils Orten würklich zum Effect gekommen, und in denen Memoires der Königl. Französischen Academie, des Jahrs 1742. pag. 314. Holländ. Edition, findet man die Experimenta, welche Mr. Buffon über diese nützliche Sache gegeben.

Man hat zwar wilde Bäume auch in andern Ländern angefangen zu pflanzen; weilen aber die rechte Methode dabei nicht beobachtet worden, indeme man die junge Bäume an denen Orten der Wälder, wo man geglaubet, daß selbige zu dichte aneinander stünden, ausgegraben und an andere versezet, wodurch einige an denen Wurzeln zu viel verlezet, andere aber, welche aus schattichten Orten in die freie Luft und Sonne gekommen, mithin zu Grund gegangen; als hat man davon mehr Schaden als Nuzen gehabt.

Vor das beste aber ist erfunden worden die Bäume von ihrem Saamen oder Kernen zu ziehen, und dieses, ob es schon lang- und mühsam zu seyn scheinen, so ist es doch nur von Anfang, und würde der Nuzen in 50. ja in weniger Jahren klar an dem Tage liegen, gleichwie solcher auch in obgemeldeten Ländern augenscheinlich zu sehen.

Eine Eiche, wann sie in dem Wald entweder von den Wurzeln ausschlägt, oder von der abgefallenen Eichel aufwächset, hat eine sehr lange Zeit, und nach Beschaffenheit des Erdreichs, und der Situation bis 100. Jahre zu ihrem vollkommenen Wachsthum nöthig; wann sie aber gepflanzet wird, so kan sie in 50. Jahren zu einer schönen Grösse gelangen.

Wann nun bekannt, daß unter denen wilden Bäumen die Eiche in diejenige Classe gehöret, welche zum menschlichen Leben und Bequemlichkeit vieles beitragen; Als ist wohl auch nöthig, daß man auf deren Pflanzung vorzüglich bedacht seye.

Ich wollte fast behaupten, daß unter den wilden Bäumen keine nöthiger und nüzlicher seyen, als eben die Eichen: Woher wollten wir ein bequemeres Holz zu unsern Wein-Bier- und andern Fässern bekommen? Wenigstens ist mir keines bekannt, woraus man Gefässe von solcher Grösse und Dauer, welche zugleich Wasser halten, machen könnte, als das Eichen Holz, welches wegen seiner besonderen Beschaffenheit und Tüchtigkeit, uns den nemlichen Nuzen prästiren könnte. Die Grösse, Dike und Länge dieser Bäume machen, daß sie zu den meisten Stüken, wo man Holz braucht, können angewendet werden. Dann ob wir schon, wo es gerade und lange Tannen- und Fichtenbäume gibt, die Eichen nicht zu Sparren und Balken gebrauchen, noch die Schiffbauleute selbi-

ge zu Maſtbäumen anwenden können, ſo thun ſie uns doch in andern Stüken ungemein groſſe Dienſte: ſowohl zur Schönheit in dem Bauen, als auch zur Dauer und Veſtigkeit. Beſonders ſchiket ſich das Eichenholz zu Gebäuden im Waſſer, als zu Mühlwerken, Brüken, Dämmen ꝛc. ja die auf dem Meer und groſſen Strömen ſchwimmende hölzerne Veſtungen und Schlöſſer, die Kriegs- und Kaufmannsſchiffe meyne ich, könten ohne Eichenholz nicht beſtehen, und gar nicht erbauet werden, weilen kein Holz, wie oben gedacht, in der Welt gefunden wird, welches ſich in allen ſo gut dazu ſchiket, dauerhafter iſt, auch der Fäulung und eindringenden Näſſe zu widerſtehen vermag, als das Eichenholz.

Die ſtarke Hize, welche es bei dem Brennen von ſich giebt, macht ſolches zu der Feuerung recommendable, obſchon, weil es einen ſcharfen, beiſſenden Rauch von ſich läſſet, und nicht ſo helle brennet, ſondern auch das Fleiſch und Spek von der Eichelmaſtung viel beſſer wird, als von irgend einer andern Frucht und Getreid.

Ich will nicht gedenken, was dem Wild vor groſſer Nuzen durch der Eichen Frucht, die Eicheln, zufliesse, ſo, daß wo keine Eichwaldungen vorhanden, auch keine gute Jagen gefunden werden.

Die Rinde des Baums dienet denn Rothgerbern zu Bereitung des Leders. Die von dem Stich einer beſondren Gattung Schlupfweſpen entſtandene und aus denen Eichen hervorwallende Galläpfel, dienen nebſt dem Holz, der an feuchten Orten wachſenden, ſogenannten Farbeichen auch zur Färberei.

Das Laub oder Blätter, ja ſo gar das Moos können uns ſo wohl grün oder friſch, als auch troken oder dürr, nicht allein in der Arzneikunſt, ſondern auch in der Haushaltung gute Dienſte thun. Ja mancher armer Mann würde auf den

durch vorstehendes nur den Nuzen, welchen entweder eigene Wälder haben, oder welchen von grossen Herrn die Aufsicht über die Waldungen anbefohlen ist, und Cameralisten mit Recht heissen wollen, aufmuntern, auf die Pflanzung dieser so nuzlichen Bäume bedacht zu seyn.

Herr von Carlowiz, Königl. Pohlnischer Cammerrath und Oberbergshauptmann zu Freiberg, hat zwar allbereit in seinem schönen und nuzlichen Buch, Sylvicultura Oeconomica, oder Anweisung zur wildenbaum Zucht, welche erst A. 1732. wieder neu aufgelegt, und von Herrn Julio Bernhard von Rohr, Domherrn der Stifftskirche zu Merseburg, mit einem Anhang oder Historia naturali arborum & fruticum sylvestrium Germaniæ vermehret worden, hierzu gute Anleitung gegeben; Weilen aber dieses Buch nicht in jedermanns Händen, auch diesem noch ein und anderer dienlicher Vortheil beizusezen seyn möchte, so habe sowohl aus diesem, als auch aus denen Königl. Preusischen, in deren Breslauischen Natur- und Medicin-Geschichten befindlichen Verordnungen, und aus Relationen wakerer Leute, welche die Sache würklich practicirt, ein und anders beifügen wollen.

Wenn man Gewächse fortpflanzen will, so bemühet man sich vorderist um guten Saamen. Will man Eichbäume erziehen, so mus man gute, gesunde und frische Eicheln haben. Die Eicheln werden erst spat im Herbst vollkommen reif, und trift also dieselbe vielmalen der Frost, wodurch ihre wachsende Kraft, wo nicht gänzlich verderbt, dennoch sehr geschwächt wird.

Dahero ist nöthig, daß man vollkommnen zeitige oder reiffe Eicheln, welche freiwillig von den Bäumen fallen, saamle, dieselbe auf eine Bühne, oder andern trokenen Ort, wo ihnen der Frost nichts thut, ausbreite, damit die überflüssige Feuchte austrokene: alsdann kan man selbige auf einen Hauffen zusammen schlagen, und bei entstehendem harten Frost mit Stroh oder Betten wohl bedeken, bei nachlassender Kälte etliche malen umschlagen oder lüften, bis der Frühling, und mit demselben die Zeit der Pflanzung herankommen; da man solche in ein grosses Gefäs mit Wasser schüttet, die obenschwimmende als untauglich wegnimmt, die andern aber in das hierzu bereitete Land verpflanzet.

Oder man sammlet die Eicheln, wie vor gedacht, thut selbige in einen leinenen Sak, und versenkt sie entweder in einen Bronnen oder Teich, wo es nicht bis auf den Boden frieret, lässet selbige bis zur Pflanzungszeit darinn liegen, und verfähret übrigens damit wie oben gemeldet worden.

Man könnte zwar diese Eicheln gleich im Herbst, oder von dem Winter in das darzu bereitete Land bringen; weil sie aber dardurch allerhand Zufällen, als dem Ausgraben der wilden Schweine und der Krähen, oder auch dem Frost selbsten ausgesezet seyn, öffters zeitlich auskäumen, und im Frühjahr erst verfrieren; Als thut man besser, daß man deren Verpflanzung bis in das Frühjahr verspahre, da dann folgender Gestalt damit verfahren wird:

Man lässet ein Stük Landes umakern, oder, welches noch besser ist, umgraben, und wohl düngen; alsdann ziehet man entweder kleine Furchen, oder schlägt eine Schnur an, und macht nach derselben mit einem Pflanzholz 2. bis 3. Zoll tiefe Löcher, übers Creuz, daß allezeit jeder Eichelpflanzen 12. biß 16. Zoll in das Gevierte Plaz bleibet.

In diese Löcher leget man die aufbehaltene frische Eicheln nur über die Quer, damit wann dieselben bei dem untern spizigen Theil austreiben, sie sowohl die Wurzel absenken, als auch dem Keimen über sich schiken können. Bedekt sie wieder mit lokerer Erde, und erwartet derselben Hervorkommen, welches nach Beschaffenheit der Witterung und des gu-

ten

re, doch ohne Verletzung der Wurzeln und zarten Stämme, auflokern.

Auf solche Art lässet man sie 4. bis 5. Jahre stehen, alsdann kan man ein ander Feld wohl gebessert, zurichten, die stärkste Bäumlein ausheben, und weil sie, wie alle Kernbäume, meistentheils nur eine einige so genannte Stechwurzel haben, schneidet man dieselbige bis auf 5. bis 6. oder 8. Zoll schrege, wie einen Rehfus, mit einem scharffen Messer ab, und verpflanzet sie wiederum in das zubereitete Land. Aber nunmehro müssen sie wenigstens 2. Fus weit von einander bleiben, damit sie einander die Nahrung nicht rauben, und wohl fortwachsen können.

Man hält darvor, man solle diese junge Bäumlein nicht beschneiden, sondern also, wie sie aus der ersten Baumschule kommen, wieder einsezen. Es ist wahr, die rauhe Winde oder Sonnen-Hize thun diesen gleichsam verwundeten Baumpflanzen weh; Aber wann sie nicht beschnitten werden, so wächset das Bäumlein nur zu einem Busch, und

Nach dieser zweiten Ver
set man sie noch 3. bis 4.
welcher Zeit, wann die N
und die Erde oder Land fi
selbe bis in die Höhe von
aufschiessen, und zu weit
zung dienlich seyn: Man
ser, daß man diese junge
nugsam erstarken lässet, u
erst zum zweiten mal ver
man dieselbe zu bald verp

Damit es aber denenselb
ungewohnt thue, wann
guten Erde in geringere v
als ist nöthig, daß man
vorkomme; Deswegen
dem Ort, wo selbige sollen
den, 2, oder 3. Jahr vor
in der behörigen Weite g
de heraus werffen, und
bei denen Löchern liegen,
die Löcher bis zur Zeit,
Bäume sollen darein gese
Laub oder Gras, und die
ne Erde wird ebenfalls du
und Regen gebessert, d
bald erwächset, und fre

Läſſet man den Pflug über das gantze
and gehen, wo die Baum-Schule ſoll
ngelegt werden, und es iſt Waidung
n der Nähe, ſo wird der Wind von den
Birken und Aſpen Saamen genug brin-
en, daß bald von ſelbſt ein Buſch er-
wächſt; doch mus man allzunahe an
enen verpflanzten Bäumlein nichts auf-
ommen laſſen, damit denenſelben die
Nahrung nicht benommen werde.

Will man von Zeit zu Zeit, damit
as Gras nicht überhand nehme, und
ie junge Bäume dardurch in ihrem
Wachsthum verhindert werden, weg-
äumen, und die Waaſen verkehrt bei
enen verſezten Bäumlein legen, ſo wird
an in etlich Jahren einen ſchönen jun-
en Wald haben.

Da aber das Wild dieſen jungen und
arten Baumpflanzen ſehr nachgehet,
o wäre es gut, daß ein Graben darum
eführt, oder daſſelbe durch andere Mit-
el, als Federſpiel und öfters Schieſen,
avon abgehalten würde.

Noch eine Ungelegenheit iſt, daß die
Bäumlein, wann ſie ſtark wachſen, nur
n die Höhe aufſchieſſen, folglich ſich
icht ſelbſten gerad halten können; da-
ero, wo es ſeyn kan, und Pfäle ohne
llzugroſſen Nachtheil der Waldungen
u haben, thut man wohl, wann man
ie anbindet, und alſo aufrecht erhält,
is ſie erſtarket ſich ſelbſten halten, und
em Wind widerſtehen können.

Die Eichbäume kommen in ſandigtem
Boden nicht gut fort, daher mus man
uch einen ihnen anſtändigen Grund er-
wählen, welcher ſandſchüſſig-ſchwar-
en oder auch rothen Letten hat, doch iſt
er erſtere allezeit beſſer; und je beſſer der
Grund, je beſſer ſchlagen die Bäume
ort.

Wann man, wie oben gedacht, den
Pflug über das Feld gehen läſet, oder
lles, gleich denen Weingärten, umha-
et, ſo könnte man zwiſchen den jungen
Eichbäumen, auch Kirſchen- und wohl
eiſſe Aepfel- und Birn-Kerne einſtreuen;
Doch iſt beſſer, wann man denen Ei-
chen auch freie Luft und Plaz läſſet, und
dergleichen klein Holz beſonders ziehet.

Mit dem Buchenholz oder Erzie-
hung der Buchenbäumlein wird es eben
alſo, wie mit den Eichen gehalten; die-
ſe aber dörffen enger geſezt werden, ja,
wo der Grund gut iſt, macht man nur
ein Jahr zuvor Löcher in der Weite von
16. biß 20. Schuhen, nachdem das Erd-
reich beſchaffen; Dann je beſſer der Bo-
den, je weiter ſollen die Bäume voneins
ander ſtehen, damit ſie zur tüchtigen
Gröſſe gedeihen: Will man aber Stan-
genholz haben, ſo kan es bei 12. oder
wohl 8. Schuh bleiben.

Wann nun die Erde ſich in dieſen Lö-
chern durch eingefallenes Laub oder Waa-
ſen gebeſſert, ſo ſteket oder leget man in
ein jedes Loch 2. 3. bis 4. wohlzeitige
Buchekern, da man, wann zu förch-
ten, daß ſie zu dik kommen, allezeit ein
oder zwei von den jungen Bäumlein
ausziehen und anderswohin verſezen kan;
oder man kan es damit auch halten, wie
bei denen Eichbäumen in vorhergehen-
dem gemeldet worden.

Mit dem Nadelholz hingegen, d. i.
mit denen Tannen-Fichten- und Forch-
Bäumen, hat es eine ganz andere Be-
wandnus, dann dieſes läſet ſich nicht
gern verſezen, oder wird doch ſehr in
dem Wachsthum aufgehalten, dahero
mus man ſolches gleich dahin ſäen, wo
es bleiben ſolle.

Der gröſte Schade iſt es denen Na-
del-Holz-Waldungen, daß man die Stö-
ke von dem abgehauenen Holz nicht zu-
gleich mit ausreutet; dann ſo lange die
alte Stöke ſtehen, ſo lange wird daſelbſt
kein ander Holz aufwachſen, und in et-
lich Jahren nichts als Farnkraut, Brom-
beer und ander wildes Geſträuch aus-
ſchlagen, welche ſodann gar verhindern,
daß der Baumſaamen nicht mehr in
die Erde kommen, und folglich der Wald
wohl gar abgetrieben wird.

Dahero, wo die Herrſchaften Bau-

Holz abgeben, ſoll es allezeit mit dem Beding geſchehen, daß derjenige, ſo ſolches erhält, auch die Stöke aus dem Boden räumen ſolle. Dardurch erhält man zwei Vortheile: der Plaz wird leer, daß wieder andere Bäume daſelbſt wachſen können, und der Boden wird da zu gleich durch das Ausgraben der Stöke geſchikt gemacht, daß er wieder andern Baumſaamen annehmen, und alſobald wieder einen Wald anfliegen kan.

Man ſiehet in dem Schwarzwald groſſe Pläze von vielen Morchen, wo ſchon vor 6. 8. und mehr Jahren das Holz gehauen worden, und doch wegen der alten Stöke kein junger Baum daſelbſt aufkommen können, ſondern an deren Stelle ſich nichts als Farnkraut findet. Dafür wäre dieſes das beſte Mittel, daß man um dergleichen Plaz einen 6. Fuß breiten Graben aufwürfe, welches in dem Sand gar leichtlich mit wenigen Koſten geſchehen kan, ſodann in dieſe Pläze hin und wieder nach dem Wind

Man kan ſich leichtlich ſelbſten vorſtellen, daß man einen ſolchen groſſen mit alten Stöken gleichſam beſäeten Plaz nicht auf einmal und an allen Orten anſteken darf, ob es ſchon in ſolchen Orten, wo keine Waldung in der Nähe iſt, und alſo kein Schade geſchehen kan, das beſte wäre: dann je ſtärker das Feuer auf einmal, je tiefer werden die alten Wurzeln ausgebrannt, und der Boden zum neuen Anwachs der jungen Bäume präparirt. Der Graben, den man um den Plaz herum ausſchlägt, dienet auch nachgehends für einen Zaun, den jungen Wald zu beſchirmen.

Es werden auf dieſe Art in Amerika die gröſte Pläze gereiniget, und Holz und Stöke auf dem Ort, wo ſie geſtanden, nachdem ſie etliche Tage zuvor von der Sonnenhize getroknet, verbrannt, wodurch der Boden nicht allein gereiniget, ſondern auch fruchtbar, und zu Erbauung ihres Brods, der Wurzel Mandioca,

brennen. So hätte man auch wegen des Feuers, welches mit denen Wurzeln unter der Erde fortlauffet, nichts zu beförchten, der Plaz würde zugleich umgegraben, gereiniget, zum neuen Holzanwachs geschikt gemacht, und die ausgegrabene Stöke bezahlen die Unkosten.

Hat man also den Plaz von den alten Stöken gereiniget, so kan man selbigen umgraben, und den Saamen sodann einstreuen, mit einem Rechen einhaken, oder mit einem Ast von einem Baum einegen; doch daß selbiger nicht hoch mit Erde bedekt, und dadurch an seinem Aufgehen verhindert werde.

Der Saame mus gesammlet werden, daß man von alten gesunden Bäumen die Conos oder Zapffen, wann sie recht reif seynd, schneiden lässet, dann wann sie selbsten abfallen, so ist auch der Saame, wenigstens der beste, allbereit fort. Die bequemste Zeit Zapfen zu sammlen ist im Martio. Zum Abschneiden hat man eine lange Baumscheere; oder wann man ohnehin dergleichen Bäume fällen mus, so thut man es zu solcher Zeit, da der Saame von denen Zapfen noch nicht ausgefallen, und bekommt also deren mit geringer Mühe genug.

Diese Zapfen werden auf ein Tuch in die Sonne gelegt, oder auch, wo man derselben viel hat, auf einen grossen gesäuberten Plaz, so thun sich die Schuppen von selbsten auf, und lassen den Saamen fallen, welchen man dann sammlet, und bis zur Säe-Zeit an einem trokenen aber nicht warmen Ort aufbehält.

Die beste Säezeit hierzu ist spät im Herbst, da hingegen die Buchen und Eicheln besser im Frühjahr gelegt werden; dann diese werden den Winter durch von den Krähen und Wild ausgegraben, bei dem Tannensaamen aber hat man dergleichen nicht zu beförchten, und keimet er sodann gleich im Frühjahr hervor, und die Winterfeuchte contribuiret zu seinem baldigen Wachsthum. Das Nadelholz kommt in sandigtem Grund lieber fort als im starken, dahero auch dergleichen Erdreich hierzu soll erwählet werden.

Man thut wohl, daß man Tannen, Fichten und Foren (Forchen) untereinander säet, ob es schon scheinet, als ob diese leztere lieber allein wachsen, wovon die Probe zu machen. Weil aber die Forchbäume nicht so tief wurzeln, als die Tannen und Fichten, einfolglich von denen Sturmwinden ganze Wälder niedergelegt, oder die hohe Bäume abgebrochen werden, als wäre es meines Erachtens besser, daß man diese drei Arten Bäume untereinander säet, so hielte und beschüzte einer den andern; obschon nicht unbekannt, daß die Forchen sandigten Boden lieben, und die Fichten stärkern oder mit Letten vermischten haben wollen.

Diese Bäume haben nicht nöthig, daß man ihnen durch Schneiden in die Höhe hilft, dann sie puzen sich selbsten, können es auch nicht wohl vertragen, daß man an denselben viel schneide, weilen durch die Wunde der harzigte Saft, worinnen des Baums Leben und Wachsthum bestehet, heraus lauft, welches verursachet, daß der Baum abstehet, oder doch wenigstens an den geraden Fortwachsen verhindert wird.

Unter den Tannen oder Fichtensaamen mus man keine andere Art von Holz sezen oder säen, dann dadurch werden diese abgetrieben.

Die Birke gibt ein sehr gutes Brennholz, ist denen Wagnern dienlich, und denen Kiefern wegen der starken langen Reiffe, welche man daraus machen kan, fast unentbehrlich; des guten Dienstes, welchen sie zu Reinigung derer Zimmer, und zu Besserung böser Kinder leisten, nicht zu gedenken, dahero ebenfalls vor deren Fortpflanzung zu sorgen, um so mehr, als dieser Baum an allen Orten, ja wo auch sonsten kein anderer fortkommen kan, aufwächset, und wegen der Bitterkeit seiner Zweige und Laubes vor dem Gewild sicher ist. Sie tragen besondere Knöpflein, worinnen der Saa-

men enthalten, welcher zu Ende Augusti ist oder im September reif wird.

Man schneidet zu selbiger Zeit diese Knöpflein zusammt denen Reisern, woran sie hängen, ab, bringet sie an ein trokenes Ort, damit sie nach und nach dürre werden, da man sie alsdann ausdreschen, und den Saamen in das zubereitete Land aussäen kan.

Man mus sich in Obacht nehmen, daß der Saame, weil er klein, nicht zu tief unter die Erde komme, dahero gehet es nicht an, daß man mit der Ege darüber fahre, ein hölzerner Rechen mit etwas kurzen Zähnen kan das beste thun.

(Hievon was Mehrers in dem 3ten Band.)

Von der Sommerdiät, oder wie man sich bei der Hize verhalten, und deren Schaden an der Gesundheit verhüten solle?

Da ich jezo das zur Gesundheit nöthige bringen, und diesen jeztgedachten Nuzen zu gebähren. Weil sich aber dem ohnerachtet in der kalten Luft, wenn sie uns äusserlich umgiebt, die Wärme leicht verlieren, und sonderlich denenjenigen Theilen bald entgehen würde, die davon am meisten betroffen sind, so ist allerdings nöthig, daß uns auch von aussen eine gemäsigte warme Luft umgiebt, und also verhindert, daß die in uns durch den Umlauf des Bluts erzeigte Wärme nicht so bald in der kalten Luft zerstreuet werde.

Da aber auch nächst diesen der vornehmste Grund unseres Lebens und der Gesundheit darauf beruhet, daß die festen Theile des Cörpers weder zu sehr gespannet, noch die Schweislöcher, durch welche die im Cörper gesammleten Unreinigkeiten gröstentheils wegdünsten sollen, zu sehr zusammen gezogen oder gar geschlossen sind: so ist leicht zu erachten, wie nöthig uns auch zu diesem Endzwek die Wärme seyn müsse, welche uns in sol-

ter andern eines besondern Vortheils gewahr, den sie bei der Zeugung der Menschen erweiset. Denn sollen wir gezeuget, in Mutterleibe gebildet und ernähret werden: so mus das Geblüt der Mutter einen solchen Umlauf haben, der eine zur Empfängnis und Nahrung des Kindes erforderliche Wärme zuwege bringen kan; da man hingegen die zum Kinderzeugen ungeschikte Weiber nicht uneben im gemeinen Sprüchworte einer kalten Natur zu beschuldigen pflegt.

Ueberhaupt aber ist hier wohl zu merken, daß ich hier von einer dem Cörper natürlichen Wärme rede, und sie der Hize entgegen seze; ingleichen, daß nicht bei allen und jeden Personen einerlei Grad der Wärme erfordert werde; ohnerachtet es richtig und ausgemacht ist, daß ein jeder nach seinem Temperament, und nach der Beschaffenheit des Ortes, den er bewohnet, eine sowohl innerliche als äuserliche gemäsigte Wärme zur Gesundheit nöthig habe, sie mag nun entweder in Ansehung unserer stärker oder geringer seyn. Denn widrigenfalls würde man schlimm bestehen, wenn man den in Nordischen Ländern dienlichen Grad der Wärme nach dem unsrigen abmässen; oder auch vor alle Menschen ohne Unterscheid einerlei Grad derselben zuträglich halten wollte.

Doch, so heilsam eine mäsige Wärme zu Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ist, so schädlich ist hingegen die äussere Hize, welche nur dem Grade nach von jener unterschieden ist. Denn es wird dadurch, weil der Druk der äussern Luft vermindert wird, die Luft im Blute, und also das Blut selbst in unsern Adern allzustark ausgedehnet, daß sich diese hernach allzusehr erweitern, und ihre zusammenziehende Kraft verlieren. Nicht minder aber werden auch dadurch die Schweislöcher zu sehr eröffnet, und mehr Feuchtigkeiten zu denselben herausgetrieben, als die Luft in Dünste verwandeln kan, die sich denn hernach in Tropffen sammlen, und den Schweis ausmachen. Da nun aber solchergestalt nicht nur blos diejenigen unnüzen Feuchtigkeiten, die mittelst der unsichtbaren Ausdünstung wegrauchen sollten, durchgehen, sondern auch zugleich mit dem starken Schweise viele nüzliche Säfte mit ausgetrieben werden: so ist es daher kein Wunder, wenn dem Cörper viele nöthige Säfte entgehen, und ihn eine ungemeine Mattigkeit befällt, die sich, wie die Erfahrung lehret, wohl gar in eine würkliche Ohnmacht verwandeln kan, wenn durch das allzusehr ausgedehnte Blut das Herz und die Pulsadern ausser Stand gesezet werden, das Blut nach dem Kopfe hinlänglich genug hinzutreiben: wie denn von eben dieser übermäsigen Ausdehnung, und der dadurch verhinderten freien Circulation dessen durch die Lunge, die grosse Beängstigung um die Brust, und das schwere Athemholen hergeleitet werden müssen. Ja da auch endlich von dem in schnellern Lauf gebrachten Blute viele schweflichte Theile und scharfe Salze erzeuget werden: so darf man sich ebenfalls nicht wundern lassen, warum bei allzugrosser Hize es sehr öfters geschieht, daß hizige Fiber, Gallenfieber, Bauchflüsse und dergleichen mehr zum Vorschein kommen.

Da nun an dem Nuzen der Wärme und Schaden der Hize im geringsten nicht zu zweifeln ist: so fragt sichs nur, wie man doch wohl in heissen Sommertagen oder in sehr hizigen Ländern diesen Schaden bestmöglichst abwenden, oder verbessern wolle? Ich antworte: man mus

1) zuförderst die allzugrosse Hize, so wie sie bei hohen Mittage, oder zu derjenigen Zeit ist, die dem Mittage am nächsten kommt, bestmöglichst meiden; Worinne uns die Innwohner der mittäglichen Länder mit einem guten Exempel vorgehen, die sich die Stunden über, da es sehr heis ist, gemeiniglich inne halten, und keine mühsame Geschäfte vornehmen, sondern wohl gar diese Zeit dem Schlafe wiedmen. Nächst dem mus man

2) weil die Hize an sich schon schwächet,

dehnen, und in ſchnelle Bewegung bringen: dagegen aber mus man kühlende Getränke, unter welchen ein reines gutes Waſſer das Vornehmſte iſt, zu ſich nehmen, und ſolches zuweilen, wie bei der bekannten Limonade, mit Citron- oder Pomeranzenfafft, ingleichen mit einen wohlbereiteten Kirſch- und Himbeerſaft ꝛc. vermiſchet, oder es auch mit abgeſcheelten Mandeln zu einer Mandelmilch machen, und ſich nur überhaupt dabei vorſehen, daß man dergleichen Kühlungstrank nicht etwa in groſſer Menge, und ſogleich nach ſtarker Bewegung in den erhizten Magen einſchüttet: wie man denn auch dieſerwegen mit dem Gebrauch des Eiſes ſehr behutſam verfahren mus, womit man ſonſt die Speiſen ſo wohl, als die Getränke im Sommer kälter zu machen pflegt. Sollte aber ja etwa von dem unzeitigen Genus dieſer Dinge, oder von äuſſerlicher Erkältung auf die Hize, ein Schade an der Geſundheit, nemlich eine Verdikung und gefährliche Stokung des Bluts in den kleinſten Gefäsgen der innern Theile zu beſorgen ſeyn, ſo mus man das Geblüte wiede

zu nennen pflegt. En
bei vollblütigen Perſ
Hize angeſtellte Aderl
ſchaffen, weil dadurch
flüſigen Bluts weggen
ſich hernach das übrig
freier ausdehnen und
Wenn wir endlich
Art wiſſen wollen, der
kungen der Sommerh
müſſen wir ſolche von
die in heiſſen Ländern
Italiänern, deren ihr
heit das Lob haben, d
der Diät einrichten.
in dieſer Abſicht folge
heit zu haben: daß ſi
ſter von Pappier und
von Stroh und Holz
weil das Glas zu ſehr
den Fusboden fleiſig
gen, oder mit friſche
men beſtreuen, 3) im
untern Zimmern als
nen, auch mehr ſolch
wenn es ihre Umſtänd

ılze zu haben, die oben an der
macht ſind, durch deren Hin-
erbewegen ſie kühle Luft ma-
es die Wirthe geſchwind thun,
nen Gaſt bekommen, und nicht
n wollen, daß er vor Hize wie-
ien ſoll.

wären nun die vornehmſten
ln, deren man ſich zu Mäſigung
erhize zu bedienen hätte: und
ſie ſich nicht vor alle Leute
d von ihnen können ins Werk
erden: ſo kan man ſie doch bei
ren anbringen, denen es an
und Gelegenheit dazu nicht
aher auch bereits viele unter
Anrathen ihrer Leibärzte, die
orſorge vor ihre Geſundheit
ß ſie z. E. gewiſſe Sommer-
palläſte, oder doch vielmals
r andere Zimmer, als im Win-
, die nemlich ſo gelegen ſind,
zu Abwendung des von der
zu befürchtenden Nachtheils
undheit wohl ſchiken.

* * *
* * *

zen des Publici und Verhü-
wanigen Betrugs liefern wir
aus denen Braunſchweiger-
:

res Beiſpiel von Ver-
des Zinnes nebſt einem
je, wie ſolches zu erfor-
ıd derſelben vorzubeu-
gen.

ichenen Hornung erhielte ich
ichreiben:

gdelgeb. habe ich die Ehre,
melden, wie mir von einem
ehnlichen Magiſtrate aufge-
en, einen vermuthlichen Be-
Zinngieſſers zu unterſuchen,
dacht auf ſich hat, daß er
e Zinn mit ſehr vielem Blei
ınd damit es die Härtigkeit
und den Klang wieder bekomme, mit dem Regulo Antimonii verſeze, und demnach eine geraume Zeit und verſchiedene Jahre hindurch die davon verarbeitete Schüſſeln, Teller und ſonſtige Haus-Küchen- und Tiſchgeräthſchaften, für veritables engliſches Zinn, verkauft und ſich bezahlet haben laſſen ſolle. Denn es iſt daſſelbige nicht allein ſehr ſchwer, in Entgegenhaltung des ächten engliſchen Zinnes, ſondern auch gar nicht ſo lange zum Gebrauche dauerhaft, indem es gar bald blind oder unglänzend wird, und vom Scheuren oder Reinigen ſehr leicht zerbricht. Bei welchen Umſtänden ſich alſo doppelter Betrug befinden würde, indem ſich fürs erſte der Zinngieſer das Blei für wirkliches engliſches Zinn bezahlen läſſet, und ihm folglich fürs andere, weil es nicht lange brauchbar iſt, deſto eher und öfter, aufs neue viel Macherlohn wieder bezahlet werden mus. Ob nun dieſelbe auch noch, auſſer dem Blei und Regulo Antimonii, oder mit beiden zugleich, die Marcoſitam oder das Biſmutum mit dazu thue, mus man dahin geſtellt ſeyn laſſen, bis ſich Gelegenheit findet, dieſen Betrug und die Verfälſchung aufs genaueſte in qualitate & quantitate ausfündig machen zu können.

Aldrovandus in Muſeo metallico und andere berühmte Auctores Metallurgiæ, die ich habe, führen zwar an, daß mit obgemeldeten Dingen, die Verfälſchung des engliſchen Zinnes geſchehen könne und zu geſchehen pflege; Sie geben aber dabei keine Anweiſung, wie man dieſe oberwehnten betrüglichen Zuſäze durch die Kunſt wieder auseinander ſezen, und von dem Zinn, und zwar ein jedes beſonders, ſepariren ſolle, um alſo das Gewicht von der Verfälſchungszuſäzen offenbaren zu können. Zwar hat ein ungenannter in einem Werkchen: Der wohlerfarne Scheidkünſtler, welches zu Nürnberg 1708. in 8vo herausgekommen iſt, auf der 249. Seite, eine Methode angegeben, wie das Zinn zu probiren, ob Zuſaz dabei, und wie viel deſſelben

ſelbigen ſey. Man ſoll nemlich zwo Kugeln von gleicher Gröſſe gieſſen, eine von veritablem engliſchen, und die andere von dem vermuthlich verfälſchten Zinne; da denn die Kugel von der verfälſchten Sorte ſchwerer ſeyn würde, als jene, welches nachgewogen, und alſo, nach Proportion, der verfälſchte Zuſaz ausgerechnet werden könnte. Ich halte aber dafür, daß dieſe Probe gar zu allgemein, und zur ſpecialen Ausforſchung und Überzeugung nicht zureichend ſey, und dagegen eingeworfen werden möchte, daß das Zinn aus den unterſchiedlichen Bergwerken einen Unterſchied an der Schwere habe; wiewohl dieſe Einwendung auch nicht Beſtand haben würde, indem das veritable engliſche Zinn durchgehends an der Schwere keinen Unterſchied hat, ſondern nur dasjenige Zinn, was hin und wieder aus den Bergwerken in Teutſchland, Frankreich ꝛc. erhalten worden, in Anſehung der Schwere unterſchieden,

Auch wollen Ew. Hochedel
eine zuverläſige Nachricht
wie, womit und welchergeſt
giſträte und Aelteſten der Zin
Verfälſchung des Zinns bei d
ſern unterſuchen laſſen, uni
zugleich zu communiciren. Jc

M. d. 13. Jun.
1749.

Kurze Unterſuchung,
Temperament das beſte,
langen Leben am geſ
ſten ſey?

Weil die vornehmſten
der Menſchen gemeiniglich
zielen, daß ſie gerne lang
ben bleiben, und ein recht
ter erreichen wollen, und

man zuſehen müſſen, bei wel- Perſonen ſich ein ſolches Ver- is der feſten und flüſigen Thei- zen einander befindet, daß da- in langes Leben zu erwarten . Damit aber dieſer Saz der darunter geſuchte Endzwek deutlicher erhelle: ſo finde ich g, deſſelben Inhalt noch et- genauer zu beſtimmen. Unſer , Geſundheit, und alles da- m Cörper verknüpfte Güte, et urſprünglich von einem ge- zen und freien Umlaufe des Ge- , und der übrigen Säfte durch ganzen Leib, und deſſen ſämt- Theile her. Da aber dieſer und alleine von dem gebüh- n Verhältnis der feſten Theile Cörpers gegen die flüſigen, und hinwiederum gegen die feſten halten wird, dieſes Verhält- ber in verſchiedenen Cörpern ſchieden iſt: ſo folgt daher, auch der Umlauf des Geblüts, das Temperament bei verſchie- Perſonen unterſchieden ſeyn, dieſerhalb nothwendig eins dem rn in gewiſſen Stüken vorge- werden müſſe, weil ſie doch öglich alle in gleichem Grade ommen ſeyn können.

Wir wollen dieſes nach der be- ten Eintheilung der Tempera- e ſelbſt betrachten, da ſichs am deutlichſten zeigen wird. enigen, ſo ein melancholiſch perament beſizen, haben in gleichung gegen andere, zim- lich dichte und harte Fleiſchzaſern, und ein dikes Blut, woraus ein langſamer Umlauf deſſelben entſte- het. Weil nun bei zunehmenden Jahren, wie die Erfahrung bei Menſchen und Thieren ausweiſet, die feſten Theile nicht nur an ſich dichter werden, ſondern auch das Blut ſelbſt verdiket, und zum freien Fortgange durch die kleinſten Röhr- gen unbequemer gemacht wird: ſo folget, daß die Melancholici, gegen andere Perſonen betrachtet, in ih- rem Cörper und deſſen natürlichen Verfaſſung keinen ſo groſſen Grund zu einem langen Leben haben, als diejenigen, bei denen ſich das Ge- gentheil befindet. Die Choleriſchen Leute haben zarte, doch ſehr aufge- ſpannte Fleiſchzaſern, die von ei- ner groſſen zuſammenziehenden und nachlaſſenden Kraft (vis elaſtica) vor andern belebet werden: daher die Geblütsbewegung bei ihnen munter, hurtig und geſchwinde geſchiehet, und alle Handlungen etwas ſchneller zu ſeyn pflegen. Da ſie aber gleichwohl ungemein empfindlich ſind, und durch den geſchwinden Lauf des Geblüts viele Feuchtigkeiten verlieren; ſo iſt leicht zu ſchlüſſen, daß ihr Geblüte leich- te dike, und ſeiner gehörigen Feuch- tigkeit beraubet werden könne: daher denn vielerlei Unheil entſte- het, welches die Hofnung zu einem betagten Alter öfters ſehr zweifel- haft macht. Die phlegmatiſchen Perſonen haben ein ſehr ſchwam- migtes und ſchlappes Fleiſch, klei-

ne Adern / ſchwache Nerven und ein mit vieler wäſſerigen Feuchtigkeit angefülltes Blut. Wannenhero die feſten Theile keine hinreichende Kraft haben, die flüſſigen ohne Widerſtand fortzutreiben, und die überflüſige Feuchtigkeit gebührend abzuſondern, ſondern gar leichte der Geſundheit nachtheilige Beſchwerungen daraus erwachſen: wie denn überhaupt alle phlegmatiſche Leute träge, las und ſchwächlich zu ſeyn pflegen.

Nun ſind noch die Sanguinei übrig, deren ihre feſte Theile weder zu ſehr geſpannet, noch zu ſehr ſchlapp ſondern überaus gemäſiget ſind. Ihr Geblüte hingegen hat ſeine gehörige

unterhalten wird, deſto länger beſtehen, und folglich auch das Leben deſto länger gefriſtet werden können.

Alleine, hier könnte man mich eines Verſehens beſchuldigen und ſagen, daß man doch gleichwohl kein Temperament alleine betrachten könne; weil kein einiges vor ſich beſtünde: ſondern vielmehr jedesmal eine Vermiſchung derſelben angetroffen würde. Nun gebe ich dieſes zwar gerne zu; melde aber zugleich zur Nachricht, daß, indem von einem Temperamente alleine geredet wird, ich keineswegs deſſen Vermiſchung mit andern läugne: ſondern es vielmehr als einzeln be-

oder cholerico-ſanguineum nennet. Denn die damit verſehen ſind, haben ziemlich weite Gefäſſe, darinne die Säfte frei circuliren können, etwas dichte, und vermöge ihrer Elaſticität zur Forttreibung eines flüſigen Bluts ſehr geſchikte feſte Theile, und mithin alſo einen muntern Umlauf des Geblüts, und vermöge deſſelben ausnehmend gute Gemüths- und Leibes-Kräfte. Gleichwie aber dieſes alles zu einem geſunden und langen Leben allerdings beiträgt: ſo wird man daher auch kein Bedenken tragen dürfen, zu behaupten: daß dieſes jezt beſchriebene Temperament zum langen Leben beſonders aufgelegt ſey.

Hier mögte aber wiederum nicht unbillig die überzeugende Erfahrung entgegen geſezet werden: indem nemlich die allerwenigſten Sanguinei und Sanguineo-cholerici ein hohes Alter erreichen. Alleine, daß dieſes gemeiniglich geſchieht, rührt nicht ſo wohl von ihrer natürlichen Leibesbeſchaffenheit, ſondern vielmehr von andern Urſachen her. Denn weil dergleichen Perſonen meiſtentheils zu ſchädlichen Ausſchweiffungen geneigt ſind, und die heilſamen Lebensregeln nicht eben ſo beobachten, wie ſie wohl ſollten: ſo iſt nicht zu verwundern, daß andere Perſonen, die eben kein ſo glükliches Temperament von der günſtigen Natur erhalten haben, öfters mehrere Jahre erreichen, wenn ſie ſich der Mäſigkeit befleiſigen, als diejenigen, die bei ihren ſonſt herrlichen Temperamente ihren Kräften allzuviel zutrauen, und in Tag hinein leben. Wenn aber im Gegentheil die Sanguinei, und Sanguineo-cholerici ſo leben, wie ſie leben ſollen; ſo iſt es im geringſten kein Zweifel, daß ſie allerdings älter werden können, als die, ſo ein ander Temperament beſizen, wenn ſie ſchon ihre Lebensart auch ſo einrichten, wie es die Geſeze der Diät erfordern. Und überdem habe ich in dieſer Ausführung nur eigentlich darauf mein Abſehen gerichtet, in ſo ferne nemlich ein Temperament an ſich betrachtet zu einem langen Leben geſchikt ſey; keinesweges aber, was es damit vor eine Bewandnis habe, wenn es in tauſend möglichen Fällen verändert, und durch vielerlei Urſachen geſchwächet wird. Denn wenn z. E. ein ſanguiniſcher Menſch durch allzunahrhafte Speiſen und übrige Gemächlichkeit überflüſiges Blut, wozu er ohnedem ſehr geneigt iſt, erzeuget, oder ſich an hizigem Getränke zu tode ſäuft, oder auch mit einem tödlichen Gewehr beſchädiget wird: ſo dürfte ihm ſein Temperament, und wenn es noch ſo herrlich wäre, gar wenig helfen; ohnerachtet er ein weit ausgeſtektes Lebensziel würde haben erlangen können, wenn dieſe ſchlimme und zufällige Urſachen nicht dazwiſchen gekommen wären, und ihm vor der Zeit den Lebensfaden abgeſchnitten hätten.

Es entſpringt jedoch zugleich hier-

aus vor diejenigen, die eben kein solch Temperament besizen, als wir zum langen Leben erfordert haben, ein besonderer Trost, daß sie nemlich fast eher, als andere, dereinst ehrwürdige Greissen werden können, wenn sie sich einer gemäsigten Diät und ordentlichen Lebensart befleissigen.

Anmerkungen von der Erfindung der Uhren.

Die allererſten Uhren, da ſie nichts als Sonnenweiſer geweſen, verſtehe ich eigentlich nicht allhier, denn dieſe verdienen bei nahe nicht einmal eine Machine genennet zu werden. Man ſucht aber ſonſt insgemein ihren Urſprung in Egypten, und wie Varro berichtet, ſo ſoll die erſte Sonnenuhr im erſten Punſchen

von wem aber endlich die aus zähnigten Rädern und Gewichten zuſammen geſezten Uhrwerke erfunden worden, davon hat man keine Nachricht. So viel iſt gewis, daß man noch ſpäter darauf als auf die Waſſeruhren ſowol als auf die Sanduhren, welche man am erſten von dem ſchönſten und kläreſten Egiptiſchen Sande machete, gefallen ſeye, vermuthlich aber die Italiäner die Erfinder, und die Erfindung ſelbſt anfänglich ſehr einfältig geweſen, bis daß man nach und nach immer mehr hinzu gethan, und ſonderlich 1) die groſſen Uhren durch 2. Stüke verbeſſert, hernach aber 2) auf die kleinen viel künſtlichern Taſchenuhren gekommen ſeye. Jezt

inen Papſt und Fürſten der Röm. Lathol. Kirche in dem Verzeichnis hrer berühmten Meiſter zu haben. Dieſes iſt es, was ich mir allhier eiiger maſſen zu erläutern, und vieeicht beiläufig einige hiſtoriſche Irrhümer zugleich anzumerken vorgeommen habe. Es hies derſelbe ber Gerbert, und war in Frankeich aus der Grafſchaft Auvergne, inem Theil der Provinz Lion, gebürtig. Sehr arme und geringe Eltern gaben ihm faſt am Ende des o. Jahrhundert das Leben. GOtt atte ihn aber mit ganz beſondern atürlichen Gaben eines zum Stuiren aufgelegten Kopfes verſehen. Und eben dieſes waren die Urſachen, arum ſich dieſes armen Kinds der Abbt Gerhard zu Orillac in Auergne an und ſelbiges noch ganz ung in ſein Cloſter aufnahm, woelbſt er endlich ein Benedictinernönch wurde. Daſelbſt legte er ich nun mit ſolchem Fortgang auf ie Wiſſenſchaften, daß er, wie du Cheſne in dem Leben der Päpſte beichtet, nicht nur bald ſeines gleihen, ſondern auch ſeine Lehrer überraf. Als ihn dannenhero im Cloter niemand nichts mehr lernen, nd ſeine Begierde ſättigen konnte, o bekam er von ſeinen Vorgeſezten ie Erlaubnis zu reiſen. Denn zu elbiger Zeit waren recht gelehrte Leute rar, und nicht ſo leicht zuſammen in einem Lande anzutreffen. Die meiſten ſogenannten Gelehrten agen in einer finſtern Barbarei. Eige ſcholaſtiſche Grillen waren es, worinnen ihre meiſte Kunſt beſtand. Die Mathematique und Naturkunde lagen, ſo zu reden, unter der Bank, oder wurden als die gröſten Geheimniſſe nur bei einigen gefunden, von wenigen nur ihrem Werthe nach geſchäzet, von denen meiſten Ignoranten aber ſo gar dasjenige, was man mit Hülffe derer ſelben zuwege brachte, vor Zauberei und ſolche Würkungen angeſehen und ausgeſchrien, die nicht ohne teufliſche Magie bewerkſtelliget werden könnten, ſonderlich wenn dergleichen Leute ſich zugleich auf die Aſtrologie geleget hatten, worunter dazumal auch die Weiſagende hoch geachtet wurden. Ditmar in ſeinem Zeitbuche und das Chronic. Belg. ex Guidone, aus dieſen aber der gelehrte Jeſuit P. Maimbourg in Hiſtoire de la Decadence de l'empire, P. I. berichten dannenhero, daß ſich der junge Gerbert, ohne ſich durch dieſe Würkungen der Unwiſſenheit abſchreken zu laſſen, und, um alle Wiſſenſchaften zu lernen, nach Spanien gewendet, den Unterricht der Arabiſchen Gelehrten genoſſen, ſich daſelbſt ſonderlich auf die Aſtrologie und Phyſique geleget, aus Spanien nach Italien gereiſet, die Matheſin daſelbſt ſtudiret, wie auch ſonſt andere Gelegenheit aufgeſuchet habe, wo er etwas lernen können Endlich aber kam er nach Teutſchland, woſelbſt es vor andern Ländern dazumal noch ſowohl in Sitten als Wiſſenſchaften und Künſten ſehr wüſte ausſahe, und

beſonders gelehrte Leute ſehr rar waren. Er wurde alſo daſelbſt durch ſeine groſſe Gelehrſamkeit als ein gelehrter Benedictinermönch gar bald vor andern bekannt und berühmt, daß ihm der andere unter den Sächſiſchen teutſchen Königen und Kayſern Otto II. die Erziehung und den Unterricht ſeines Erbprinzens, des nachmaligen Kayſers Ottonis III. anvertrauete, mit dem er ſich alſo eine zimliche Zeit zu Magdeburg aufhielte. Und hier war es, wo dieſer Gerbert am erſten diejenigen groſſen Uhrwerke erfunden, welche durch elaſtiſche Federn in Bewegung geſezet werden, und die Bewegung des Himmels und derer himmliſchen Cörper nebſt denen Tag-

ſolchergeſtalt ſind die beiden gröſte Prinzen der Chriſtenheit, die a Ende des X. und im Anfang des X Seculi, das Römiſche Teutſc Reich und Frankreich beherrſche und ſich durch viele vortrefliche E genſchaften berühmt gemacht habe in denen Händen und der Schu dieſes gelehrten Mannes erzoge worden. Man hat noch Brief von ihm, die er ſonderlich mit dem Kaiſer Ottone III. und andern ge wechſelt, woraus man ſeinen Geiſt ſowol, als auch verſchiedene Um ſtände von dieſen allen, gleichwo aus dem Chronico Ditmars, eben daſſelbe erkennen kan. Die Grä fin Adelheid, als die Mutter des erſt gemeldeten Prinzen Roberts,

dieſe Perſon, nachdem ſie unter einem andern Namen, und einem Stande, der bei ihrem geringen Herkomen den Neid erweken konnte, in der Welt bekant wurde, ungemein blamiret habe. Ob nun gleich damals dieſe Abſicht, ihn zum Nachfolger in dem Erzbisthum zu Reims zu machen, nicht erreichet wurde, ſondern Arnolphus dazu gelangete, ſo wurde doch nahhero, dieſer wegen einer an dem König Hugo begangenen Verrätherei in einer zu dem Ende, wiewohl ohne des Papſt Joh. XV. Wiſſen und Willen, beruffenen Verſammlung der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit, abgeſezet, und der gelehrte Abt Gerbert auf den Erzbiſchöfflichen Stuhl erhoben. Der Papſt verwarf zwar dieſe Wahl, und ruhete nicht eher, als bis er wieder herunter war, der ohne ſeinen Willen abgeſezte Arnolphus aber wenigſtens nach dem Ausſpruch der Geiſtlichkeit wieder eingeſezet wurde. Denn es gelangete dennoch dieſer Abgeſezte nicht eher wieder zu ſeiner Freiheit und zu dem Erzbiſchöflichen Siz, als bis ihm eben dieſer Gerbert, als Papſt, mit der größten Generoſität dazu wiederum verhalf. Indeſſen muſte doch der Abbt Gerbert weichen. Er wendete ſich dannenhero aus ſeinem Vatterlande weg, und zu dem Kaiſer Otto III. als ſeinen erſten durchlauchtigſten Diſcipul, wurde aber hernach deſto beſſer verſorgt. Zu Mainz empfieng ihn der Kaiſer mit Freuden, als er eben im Begrif war, dem Papſt Joh. XV. zu Hülffe und zur Aufrechthaltung ſeiner Kaiſerl. Rechte, wegen derer Unruhen, die der Rebell Creſcentis zu Rom anfachete, mit einer zahlreichen Armee zu ſtehen, und ſich daſelbſt crönen zu laſſen. Papſt Johan. XV. ſtarb zwar ſowol als ſein Nachfolger Joh. XVI. gar bald, und der Kaiſer wurde erſt von ſeinem Vetter Herzog Brunone, welcher unter dem Namen Gregorius V. Papſt wurde, gecrönet, von welchem Papſte man insgemein die Fabel bei den Scribenten und dem Cardinal Baronio in Annal. ſelbſt findet, daß er die 7. Churfürſten eingeſezet habe, die der P. Maimbourg. c. l. p. 105.–120. ſehr wohl widerleget. Allein dieſes iſt gegründet, daß Gerbert von dieſem Kaiſer und Papſt zum Erzbiſchofthum zu Ravenna erhoben, nach dem Tode Gregorii V. aber endlich durch Vermittelung dieſes Kaiſers zum Papſt erwählet, und Silveſter der andere genennet wurde.

Von dem Schaden der in neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart in Eſſen und Trinken.

Wenn wir den Zuſtand der heutigen Welt etwas genau betrachten: ſo befinden wir, daß leider! ſo viele Menſchen in ſo groſſe Verſuchungen ihrer lüſternen Kehle fallen, daß ſie oft ſelbſt nicht wiſſen, womit ſie ihren Geſchmak küzeln ſollen. Man thue nur ſeiner Selbſtliebe ein wenig Gewalt, und ſtelle eine kleine Probe an, ſo wird man balde finden, wohin uns unſere Begierden treiben, und wie dieſe bei den meiſten nicht ſowohl ab- als zunehmen. Denn wie ſehr in den neuern Zeiten der unzeitige Appetit der Menſchen geſtiegen ſey, läſt ſich daraus zur Gnüge abnehmen; weil nicht nur täglich mehr und mehr von allen Enden der Welt unzählich viele, und unſern Vorfahren ganz unbekande Speiſen zugeführet werden; ſondern auch ſolche Leute in Menge vorhanden ſind, die ſich blos darauf legen, wie ſie den Läkermäulern ein Gnüge thun mögen. Und eben dieſes iſt auch bei dem Getränke zu merken. Denn hat nicht die verderbte Unart der Menſchen in kurzer Zeit eine ſo groſſe Menge fremder Weine bei uns eingeführet, daß wir dieſelben faſt ſelbſt nicht alle zu unterſcheiden wiſſen? Und wer weis endlich nicht, daß erſt ſeit einem Jahrhundert der Thee und Caffee Mode worden, und nunmehro ſo gemein iſt, daß man ſich deren nicht mehr als einer Arznei, ſondern gleichſam ſtatt des ordentlichen Getränkes bedienet.

Doch will ich hier keinen Sittenlehrer abgeben;

abgeben; ſondern nur mit wenigen darthun, daß die anjezo, ſonderlich bei vornehmen und bemittelten übliche Lebensart in Eſſen und Trinken ſchade, und zu vielen, auch zum Theil ganz neuen Krankheiten, Anlas gebe. Sieht man nun die jezige Zubereitung der meiſten Speiſen an: ſo bemerket man, daß dieſe hauptſächlich da hinaus geht, wie man einen ſäuerlichen, etwas ſcharfen und gelinde anziehenden Geſchmak, oder, mit den Franzoſen zu reden, einen haut gout zuwege bringen wolle. Man pflegt daher nicht nur mehr Wein, Eſſig und andere ſaure Säfte, ſondern auch allerhand Zwiebelgewächſe, ziemlich viel Salz, verſchiedene Sorten von Erdſchwämmen, und was das meiſte iſt, auch viele Gewürze an die Speiſen zu thun. Es ſind daher erſt in Frankreich, und nachgehends auch in Teutſchland ſo viele Arten der Zurichtungen von kräftigen Suppen, fricaſſées, ragoûts, Paſteten und dergleiter, einfältiger und ungekenſtelter die Koſt iſt, deſto beſſer ſie dem Cörper bekomme. Wir ſehen dieſes nicht nur an den gemeinen Leuten, und an denjenigen Völkern, die ſich noch wie die Schweizer, einer alten ſchlecht und rechten Lebensart bedienen, und insgemein von geſunder und ſtarker Natur zu ſeyn pflegen; ſondern es iſt auch allerdings wahrſcheinlich, daß die Väter alten Teſtaments, auſſer den vor der Sündfluth genoſſenen reinern Elementen ihr langes Leben einer einfältigen ſchlechten Lebensart zu danken gehabt haben.

Was hiernechſt die Art zu ſchaden anlangt: ſo bemerken wir, daß dergleichen Speiſen, weil ſie die Kehle ſchmeichels, gemeiniglich in gröſſerm Ueberfluß, als andere, genoſſen werden; daher denn entweder der Magen geſchwächet; oder doch viel Blut erzeuget wird, daraus hernach alle die Krankheiten und ſo

weil es nur etwa seit einem Jahrhunderten aufgekommen ist, und daß auch die in neuern Zeiten eingerissene veränderte Lebensart dazu beigetragen habe, läßt sich nicht nur aus der vorhergehenden IX. Abhandl. füglich schlieſſen; sondern ich werde auch in folgenden noch etwas davon mit beibringen. Was aber den güldnen Aderflus betrift: so wird man ebenfalls nicht in Abrede seyn können, daß er in den gegenwärtigen Zeiten viel gemeiner sey, als vor diesen; indem es noch viele betagte Leute giebt, die gewis versichern, daß sie in ihrer Jugend wenig, oder fast gar nicht darüber hätten klagen hören, und fast sich ehedem jederman geschämet hätte, auch nur davon zu sagen.

Und hieraus ist zugleich begreiflich, daß man jezo, allerdings mehr, als sonst Ursache habe, durch gehöriges Aderlassen dem aufwallenden Geblüte Luft zu machen, wenn man sich nicht durch deren Unterlassung allerhand schwere Krankheiten, wie hizige Fieber, Blutstürzungen, Schlag- und Stikflüsse u. s. w. zuziehen will. Ja es läst sich auch zum Theil füglich daraus der Schlus machen, daß diese neue Lebensart, weil sie das Blut sehr anhäuft und erhizet, allerdings auch die Wollüste vermehre, und also gewisser massen mit Ursache sey, daß die venerischen Krankheiten gegenwärtig so sehr in Schwang gehen.

Nun läugne ich zwar keinesweges, daß die Gewürze, und selbst das gemeine Küchensalz, in der Diät ihren groſſen Nuzen haben; indem sie allerdings zur Verdauung der Speisen, zu Wegnehmung des etwa davon zurük gebliebenen zähen Schleims, und zur Leibesöfnung, sehr vieles beitragen: sondern ich behaupte nur, daß sie nicht eigentlich zu unsrer Leibesmischung und Nahrung gehören; sondern vielmehr als solche Mittel anzusehen sind, welche die Speisen verbessern, und einen guten Speisesaft mit bereiten helfen. Wannenhero sie nothwendig mäsig, und zur Nothdurft gebrauchet werden müssen; widrigenfalls allerding statt des verhoften Nuzens Schade angerichtet, und das Geblüte, wie gedacht, theils in Wallung gesezet, theils aber mit vieler Schärfe angefüllet wird.

Zu mehrerer Bekräftigung dessen will ich nur ein einig Exempel anführen, daß uns davon überzeugen kan. Pfeffer und Ingber sind zur Verdauung die besten Gewürze; weil sie nicht so, wie die andern, ein sehr hiziges Oel bei sich führen, und damit das Blut in Bewegung bringen; sondern nur vornemlich ein scharfes fixes Salz besizen, welches den Magen gelinde angreift und erwärmet, den darinne vorhandenen Schleim losweichet, und die Ausziehung eines guten Speisesafts befördern hilft. Dem ohnerachtet ist gewis, daß auch diese sonst heilsame Gewürze, wenn sie häufig gebrauchet, und mit ins Geblüte getrieben werden, dasselbe allerdings scharf machen können. Denn ich weis nicht nur aus glaubwürdiger Erfahrung, daß diejenigen, die sich stark daran gewöhnet, vielfältig davon ein Juken in der Haut, oder einen frieselhaften Ausschlag bekommen haben; sondern man kan es auch unter andern an denen abnehmen, die Fontanelle an sich tragen; indem diese gemeiniglich ein Brennen und Beiſsen an demjenigen Orte, wo das Fontanell liegt, empfinden, wenn sie ofte oder viel Ingwer und Pfeffer gegessen haben. Da nun diese beiden Gewürze, die doch nicht so leichte ins Geblüte geben, dergleichen Würkung zuwege bringen: so mus man noch vielmehr von den übrigen, als Zimmet, Nelken, Cardamomen, Muscatennus und Blumen ꝛc. zugestehen, daß sie das Geblüte erhizen können; weil sie nemlich, wie man aus der Destillation erweisen kan, viel hizig es Oel bei sich haben, das nothwendig Hize im Blute verursachen mus.

indem nemlich der Milchsaft leichte gerinnet, das Geblüte verdiket, und zur freien Circulation durch die kleinsten Gefäsgen ungeschikt gemacht, mithin also nothwendig zu allen davon herrührenden Beschwerungen der Grund geleget wird. Noch vielmehr aber kan dieses geschehen, wenn nach der unter den Vornehmen heute zu Tage üblichen Mode vielerlei Speisen, die öfters, wie z. E. Milch und Säure, einander ganz zuwider sind, über einer Mahlzeit ohne Unterschied genossen werden.

Nicht minder ist auch nicht ohne Ursache zu muthmassen, daß die verschiedenen Arten der Erdschwämme, deren man sich jezo ungleich stärker, als ehedem an dem Essen bedienet, der Gesundheit nachtheilig sey. Denn wir haben bekandter massen unzählich viele giftige Schwämme, und die Arzneigelehrten haben vorlängst erwiesen, daß alle Arten derselben, und also auch diejenigen, die wir vor unschädlich halten, wenn sie schon nicht würklich giftig sind, dennoch etwas scharfes bei sich haben.

haben. Alleine, wenn
brauchet: so ist es doch
wann geschehen; und
ein ganzes Gerichte ge
sie wohl schwerlich alle
getragen haben; keines
te erwiesen werden könn
wie wir gemacht, und
zu sagen, an alle Speise
des Geschmaks, die Zw
than haben.

Auſſer dem allen aber
zu bemerken, daß auch
Essen, wozu man heut
nur durch die Zubereitu
durch die Verschieden
sen gereizet wird, ofte
keit, zuwege bringe, u
aus entspringenden K
Weg bahne. Denn ma
hundert oder wenigere
hen, so wird man inn
auch unter den Vorneh
weiten nicht so viele ver
te sind aufgesezet worde

ziger Küchenzeddel in sich fasset. Wer aber hiervon nähern Unterricht haben will, darf nur unter andern Wekens Beschreibung der Stadt Dresden aufschlagen, allwo hin und wieder die Speisen benahmet sind, womit man in ältern Zeiten bei hohen Beilagern und andern Solennitäten die Churfürstliche Tafel bedienet hat; da er denn die damals übliche Lebensart, und den Unterschied derselben gegen die jezige, zur Gnüge erkennen wird. Wie es aber in diesen Stüken immer nach und nach unter grossen Herren gestiegen ist: so hat es auch unvermerkt unter andern bemittelten und vornehmen Leuten zugenommen, und man wird, wie gesagt, auch bei diesen eine Menge verschiedener Speisen, und folglich auch meistentheils einen mehrern, und der Gesundheit schädlichen Genus derselben antreffen. Denn daß ich hier nicht von unsern Bauren und andern gemeinen Leuten rede, wird jederman leicht begreifen; weil ich sonst etwas behaupten würde, das ganz ungegründet wäre, und bei ihnen gar nicht eintrift.

Nun ist noch die Betrachtung der Getränke übrig, in soferne solche entweder an sich, oder in Ansehung ihres veränderten Gebrauchs von der Diät der Alten abgehen. Daher ich auch von Bier und Brantewein, weil diese vor diesen eben so, wie jezo Mode gewesen sind, nichts gedenke: ich müste denn dieses erwehnen, daß man aus dem Brantewein jezo mehr wohl-schmekende Aquavite bereitet, und dadurch vielleicht viele zu mehrern Brantweintrinken verführet. Vielmehr wende ich mich zu andern Getränken, und zwar zuerst zum Weine. Dieser ist zwar schon seit den Zeiten des Loths gemisbrauchet worden, und es ist gewis, daß es auch nach ihm bis auf unsere Zeiten manche Helden im Saufen mag gegeben haben. Dem ohnerachtet aber, sieht man doch aus allen Umständen, daß der Misbrauch desselben vor diesen bei weiten nicht so gemein gewesen als jezo. Denn unsere Vorfahren, wenn wir einige wenige ausnehmen, bedienten sich dessen nur zur Gesundheit, oder wenn sie alt waren, zur Stärkung, oder an hohen Festtagen, und bei ansehnlichen Gastmahlen. Jezo aber lernt man gleich von Jugend auf Wein trinken, man genieset ihn alltäglich, und so zu sagen zum ordentlichen Getränke; ja man trinket auch so vielerlei Sorten, die vor dem ganz verborgen gewesen. Mus man denn also nicht eingestehen, daß das Geblüte nicht nur mehr erhizet; sondern auch von dem stärkern und geschwindern Umlaufe schärfer gemacht, und also allerhand Unheil, insonderheit aber das Friesel und die güldne Ader, erreget werden könne?

Sieht man hiernächst die warmen Getränke, wie Thee und Caffee an: so sind dieselben zwar in vielen Stüken der Gesundheit sehr zuträglich, wenn sie recht gebrauchet werden, weil sie das Geblüte verdünnen und flüsig erhalten, die höchstnöthige Ausdünstung der Haut befördern, und folglich viele Krankheiten von uns abwenden. Da sie aber bei so einer Diät genossen werden, die ohnes dem schon das Blut flüchtig macht, und man sich noch dazu, nach der heutigen sehr schlimmen Mode, ohne Unterscheid allzuhäufig geniesset: so pflegen sie bei denen, die zum Aergernis geneigt, und verstopften Leibes sind, oder die sonst viele Galle und Schärfe bei sich haben, dieselbe aus dem Unterleibe ins Geblüte und in die Glieder zu treiben; daher denn bei solchen Personen Gichtschmerzen, Schwäche der Nerven, und Unreinigkeit des Bluts entstehet, die hernach, wenn sie in die Haut stärker hineingetrieben wird, und die Schweislöcher nicht genugsam eröfnet sind, um ihr einen Durchgang zu verstatten, allda sizen bleibt, und endlich das Friesel zuwege bringet.

Besonders aber ist der Caffee geschikt,

dergleichen Schaden zu verurſachen. Denn er hat ein ſchweres Oel, mithin viele ſchwefelichte Theile bei ſich. Wenn er nun bei Verſtopfung des Leibes ſtärker ins Geblüte gehet, oder von choleriſchen Leuten häufig getrunken wird, die ohnedem ſchon mit vielen ſchwefelichten Partikeln verſehen ſind: ſo wird nothwendig ihr Blut noch mehr damit angefüllt, und wenn ſolche in denen von äuſſerlicher Erkältung zuſammen gezogenen Schweislöchern der Haut ſteken bleiben, um ſo mehr dadurch das Frieſel erreget. Wie denn der ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann in einer beſondern Diſſertation mit vielen Gründen zu zeigen geſuchet hat, daß dem häufigen Gebrauche des Caffees, wenn er zumal zu ſehr gebrennet, oder zu ſtark gemacht würde, inſonderheit die Schuld mit beizumeſſen ſey, daß die Frieſelkrankheiten heute zu Tage zu ſehr um ſich griffen, davon man vor ohngefehr 80. und mehr Jahren noch nichts gewuſt hätte. Weil hen, wenn man ſie mit Milch bereitet, oder kein Waſſer nachtrinket. Da ſie nun auch überdem öfters mit vielen Gewürzen gemacht wird; ſo verurſacht ſie noch dazu Hize, und hilft ſolche Krankheit mit erzeugen, die davon herkömet.

Aus dieſen allen wird man nun hoffentlich zur Gnüge einſehen können, daß die in neuern Zeiten eingeriſſene Lebensart in Eſſen und Trinken nicht nur der Geſundheit allerdings ſchade; ſondern auch ſolche Krankheiten zum Theil hervor bringe, die vor dieſen, da man eine andere Diät gehalten, nicht bekandt geweſen, aber doch nicht vielfältig vorgekommen ſind. Doch iſt wohl zu merken, daß ich andere Urſachen nicht gänzlich ausſchlieſſe, wenn ich die jezige Diät beſchuldige, daß ſie allerhand Krankheiten verurſache.

Die ſcheinheilige Frau.

Welt beſizet, doch einen ehrlichen
n keinen Tag in Ruhe läſſet, ſon
ihn bald über dieſes, bald über je
Sandkörnichen zur Rede ſezet, und
eſchuldiget, daß er ihr ſolches in
geleget hätte. Der Mann iſt dabei
Herr in ſeinem Haus, und mus
nmer ängſtigen, wenn ohngefehr
aar gute Freunde bei ihm zuſpre
oder wann er ſich ſonſt eine Verän
g machen will. Hat er einmal ei
uten Dienſtboten, ſo jagte ſie ihn
rem ſteten Keiffen und Schelten
r zum Haus hinaus. Bei Tiſche
ihm das zankſüchtige Weib keinen
ruhig hinunter ſchluken. Ihr
hörliches Hadern macht ihm auch
ſten Wein zu Eſſig und Galle. Mit
Wort, beſchlos Eraſt, ein zänki
Weib iſt das gröſte Uebel, ſo ei
Mann in der Welt zuſtoſſen kan.

bin zwar ihrer Meinung, erklär
darauf Organt; allein ich halte
as Ubel noch gröſſer, wann auch
heinheiligkeit ſich zu der Zankſucht
t. Ich habe davon ein Exempel
, welches ich erzehlen will:

ton, ein Edelmann, der viel Mit
as, und von einem ſtillen und ein
nen Weſen war, konnte ſich lange
ntſchlieſſen, zu heirathen. Die
en ſchienen ihm allzueitel und aus
ffend zu ſeyn. Er liebte die Ord
und die Ruhe. Er fürchtete ſich
chts mehr, als vor ſolchen Weit
keiten, davon ihm ſchier alle
altungen der Verehligten traurige
le zeigten. Sein Beichtvatter,
dächtiger Mann, wann je einer
ſprach ihm unterdeſſen öfters von
egen und der Glükſeeligkeit des
ndes. Melton hielt ihm die Erfah
tgegen; er ſagte, daß man allzu
glükſelige Ehen entdekte; daß ein
r Mann allzuviel wagte, wenn
entſchlöſſe, eine Frau zu nehmen,
dlich, daß er mit ſeinem Zuſtand
zufrieden lebte. Ja, erinnerte der from
me Mann, ein ſolches Leben aber him
melt nicht. So mus man ſich alſo ent
ſchlieſſen, erwiederte Oront, eine Frau
zu nehmen, um durch Creuz und Leiden
in den Himmel zu kommen? Ich ſage
dieſes nicht, erklärte ſich der Geiſtliche,
man mus ſich im Heirathen vorſehen:
GOtt hat ihnen ein ſchönes Vermögen
gegeben, ſie können damit ein frommes
Kind glüklich machen, und zugleich mit
ihr ein GOtt wohlgefälliges und ver
gnügtes Leben führen. Wie ein from
mes Kind? unterbrach Oront. Wiſſen
ſie ein ſolches? Der Geiſtliche nannte
hierauf die junge Gellia. Sie war ein
Exempel der Eingezogenheit und der
Frömmigkeit, ſie verſäumte keine Kirche,
ſie richtete die Augen darinnen nur nach
der Canzel und nach dem Altar, ſonſten
ſchlug ſie ſolche immer aus Blödigkeit
nieder, und ſahe keinen Mannsmenſchen
nicht an. Sie hatte ſich dem Cloſter ge
widmet, und wenn man ihr vom Hei
rathen ſprach, ſo jagte die Schamhaf
tigkeit ihr alles Blut ins Angeſicht. Ihr
Zuſtand hatte ihr die Beſcheidenheit, und
ihre Verſtellung den Schein der Tugend
beigelegt. Sie hatte keine Mittel, und
lebte nur von der Gnade eines ihrer na
hen Anverwanden. Gewiſſe Leute, die
eine beſondere Freude haben, Heirathen
zu machen, brachten mit Hülffe des Beicht
vaters den Oront und die Gellia zuſam
men. Sie wurden ein Paar. Gellia
war gleich im erſten Jahr mit allerhand
Fantaſien herum getrieben. Bald
war ihr die Muſic zuwider, welche ihr
Mann liebte. Bald erklärte ſie nach ih
rer Weisheit alle Leute, die eine Karte in
die Hände faſſeten, für unwiedergeborne.
Im übrigen aber erklärte ſie alle Luſt für
ſündlich und böſe. Ihr Mann war bei
ihr nur ein natürlicher Menſch, der von
der Wiedergeburt noch nichts wuſte. Wie
er ſich auch aus Gefälligkeit für ſie er
klärte, ſo traf er es übel. Sie liebte alle
Menſchen, nur ihren Mann nicht. Er
konte es ihr in nichts recht machen. Sie ng

er aus, ſo war er zu weltförmig: blieb er zu Haus, ſo ſtörte er ſie in ihrer Andacht. Bat er gute Freunde zu ſich, ſo waren es Weltkinder, die nur ſündliche Geſpräche führten. Sie wollte nur mit geiſtlichen und frommen Seelen umgehen, und durch ſie ihren Mann catechiſiren laſſen. Eine ſolche gezwungene Frömmigkeit vertrieb endlich alle Ruhe, alle Freude, alle Ordnung aus dem Haus. Gellia bekümmerte ſich um nichts: ſie nahm lauter andächtige Schweſtern und Brüder zu ihrem Geſinde: Dieſe hatten wieder andere Schweſtern und Brüder, denen ſie Gutes thaten. Niemand ſorgte, wo das Geld herkam. Melton liebte den Frieden, und lies ſeine Frau machen, was ſie wollte. Er wurde ein Spiel ihrer Fantaſien, und ein Märtirer einer falſchen Andacht. Sein groſſes Vermögen verſchwand, ohne daß er wuſte, wie es zugieng. Er wollte deswegen ſeiner Frauen einreden, ſich der Haushaltung beſſer anzunehmen; allein, ſie war bey nicht, wie man die Ausgaben mit den Einnahmen vernünftig überſchlagen, die eine gegen der andern abmeſſen, und den Wohlſtand eines Hauſes beſorgen mus; ſie iſt dabei nicht hergekommen. Ihre Eltern lebten von Hand zum Mund: hatten ſie viel, ſo verthaten ſie viel; hatten ſie nichts, ſo behalfen ſie ſich, wie ſie konten. Dieſes gibt ſchlechte Haushälterinnen. 2) Die zweite Anmerkung iſt dieſe: Eine falſche Andacht, welche die Einbildung mehr mit einem geiſtlichen Hochmuth, als das Herz mit Einfalt und Demuth erfüllet, macht nichts als Unruhe, Verwirrung und Zwietracht in der menſchlichen Geſellſchaft.

GOtt iſt ein GOtt der Ordnung, und wie er alles durch Mittel regiret, ſo will er auch, daß der Menſch in allem ſeinem Betragen ſich darnach richten ſoll. Er verlangt von uns keine andere Andacht, und Frömmigkeit, als die mit dieſer Ordnung übereinſtimmet. Wer ſich einbildet, GOtt werde in Betrachtung der

erklichen Veränderun- Krankheiten und ſo ge- nten critiſchen Tagen.

der Menſch in natürlichem Zu- Cörpers vielen merkwürdigen ungen zu gewiſſen Zeiten unter- , alſo beſonders in wiederna- von deren genauen Beobach- Wohlfahrt des Kranken, und il des Arztes von erwünſchten ichen und tödlichem Ausgang heit mit abhanget.

l die Aelteſten als Neuere nen- ine ſchnelle Entſcheidung, und ordentlichen Zufällen zu gewiſ- etweder zum Leben oder Tode nten ſich äuſſerende Verände- Krankheit. Denn obgleich nicht ringen, ſondern öffters auch rlichen Zufällen durch bloſe und Kräfften der Natur, in einem der Krankheit gemäſſen Zeit- er möglicher Widerſtand und heilſame Würkung geſchiehet: noch nach verſchiedenen Umſtän- Bewegung in denen feſten Thei- allezeit fähig, denen Urſachen kheiten zu widerſtehen, ja ſelbſt ohnerachtet aller angewanden d Sorgfalt öfters auſſer Stand dieſelben zu heben; daß dahero lder, wann mit zunehmendem lichen Triebe unvollkommene bald darauf gefährliche und Zufälle erfolgen.

ichen notable Veränderungen h nun hauptſächlich in hizigen ten nach vorhergegangenen ltigen Verwirrungen an gewiſ- mten Tagen ordentlich ein, ver- h aber in langwürigen, als wel- ſie nach und nach, doch aber dere Art abnehmen, pflegen *hyſes* und oberwehnter *criſi* gemeinig- gen geſezet zu werden, ohnerach- e nach des Baglii und Syden- ham Meinung in beiderlei Arten wider- natürlicher Zufälle ebenfalls criſes zu laſſen, und in Erwegung derer langwü- rigen zwar eine länger daurende Aende- rung, hingegen in Anſehung deren öftern Anfälle eine regulaire criſin, wahrgenom- men haben.

Soll nun dadurch eine Krankheit ge- hoben werden, ſo erfordert ſolches eine gänzliche alteration und Wegſchaffung der nächſten Urſache, wovon dieſelbe ei- gentlich entſtanden. Hierzu concurriret nun die Vermehrung des Triebwerks in den feſten Theilen, oder die Kräfte der Natur, das iſt das Vermögen derer Thei- le des menſchlichen Cörpers zu Verrich- tung aller der Structuren deſſelben con- formen möglichen Bewegungen. Wie aber natürlicher Weiſe bei einer mäſigen Be- wegung derſelben ein ordentlicher Um- lauf des Blutes erhalten, und vermit- telſt dieſes in langwüriger Krankheit mehr, als wie mit der Menge der Ar- zeneimittel ausgerichtet wird: ſo kan zu- gleich bei Verſtärkung des Drukwerkes und daher vermehrten Gegendruk des Blutes und geſchwindern Zuflus nach dem Herzen zufälliger Weiſe zum Heil des Kranken Nuzen geſchaffet werden, als dadurch die flüſigen Theile unter ſich verändert, verdünnet, unreines abgeſon- dert und zum Durchbruch tüchtig ge- macht, mithin verſtopfte Röhren wiede- rum eröfnet werden. Es iſt demach der zureichende Grund einer ſolchen nothwen- digen und merklichen Veränderung in Krankheiten nicht weiter als nur blos in denen natürlichen Kräften des menſchli- chen Cörpers, alſo weder in der Dire- ction eines mit unſern Leibe vereinigten unſterblichen Weſens, noch viel weniger auſſer uns, in dem Lauf des Monden und Geſtirns, zu ſuchen.

Die vielfältige doch aber ordentliche Abwechſelungen, ſo in Krankheiten vor- gehen, und wovon wir täglich überzeu- get werden, daß durch ſelbige ohne die

allerge-

ten Säfte durch alle nöthige Ausgänge abzielen, oder wenigſtens derſelben zu Hülfe kommt, ſondern vielmehr durch ganz contraire Mittel die nothwendige Bewegungen und die davon herrührende Veränderungen deren flüſigen Theile ſtöret, mithin den Zuſtand des Kranken entweder verwirrter, oder durch Verlängerung und Verſchlimmerung zu Zeiten gefährlicher macht.

Doch zielet dieſer Saz nicht auf denjenigen allzuheftigen Trieb, welcher eine gänzliche deſtruction unſer Machine zum Grunde hat. Denn wie überhaupt ein vernünftiger Arzt bei der Cur auf alle Bewegung, ſowohl in feſten als flüſigen Theilen eines jeglichen Cörpers, ſein Augenmerk richten mus: ſo lernet derſelbe nach vorhergelegter gründlichen theorie durch tägliche Erfahrung den Schaden und Nuzen derſelben einſehen, und beſonders aus denen Kennzeichen derer Bewegungen des natürlichen Lebens erkennen, in wie fern gewiſſe merkliche Veränderungen zu Tilgung einiger Krankheiten

von guten Säften abge
Durchbruch durch die
tüchtig gemachet word
ſtallt kommt hiermit der
tes, als einer gehörige
wie bei dem Durchſtie
pfleget, völlig überein.

Hierbei iſt noch übe
nern, daß wenn alle Z
Grade verbleiben, ode
derſelben ſich verſchlim
chen derer Krankheiten
nommen, oder wenig
alſo zur Trennung unt
nicht reif gemachet wor
auch zu ſolcher Zeit kein
kan, vielmehr hat man
merung der Krankheiten
rer Säfte, zunehmende
Cörpers, und Erſchöpfun
te, einen gefährlichen tö
wenigſtens recidive, u
ſich ziehende beſchwerlich
ſorgen. So ferne abe
Kraft der Krankheit mi

ad hochrother Urin sich anfängt zu ver-
ndern, trübe zu werden und ein starkes
diment zu sezen; überdem sich man-
igfaltige excretiones, als Schweisse,
urchfälle, Erbrechen, fliessender Schnup-
n, Auswürfe, und andere blutige Rei-
igung, ausserordentlich ohne gegebene
rsache, von sich selbst einfinden: so er-
ellet, daß mit Zunahme derer Bewe-
ungen die völlige crisis auf dem Wege,
a bereits durch gehörige evacuation
leichsam gekochter und abgesonderter
Materie würklich geschehen sey, die als-
ann bei einer darauf folgenden Erleich-
rung, Abnahme des Fiebers, Zunah-
e natürlichen Schlafs, Appetits und
er Kräfte, von angefangener Besserung
nd erwünschten Ausgang der Krankheit
men völlig vergewissert.

Selbst der Entscheidungstage sind
ach verschiedenem Grade hiziger Krank-
eiten unterschiedlich. SYDENHAM rech-
et zur Reinigung des Bluts dreihundert
nd sechs und dreisig Stunden, wenn an-
rs dergleichen Krankheiten ungestört
m Lauf der Natur überlassen würden.
a aber bei dem Anfall, und einige Ta-
darauf, entweder plözlich, oder et-
as später mit getheilten Kräften, die
ewegungen zu gewissen Zeiten sich zu
rmehren pflegen, als ein bekanntes
ittel die schädlichen Ursachen und Wür-
ngen derer Krankheiten zu tilgen: so
amen bereits HIPPOCRATIS und GA-
NI Anmerkungen mit der Erfahrung
ein, daß unter die drei Hauptent-
eidungs termine der siebende, vier-
ende und ein und zwanzigste Tag
ählen. Indessen haben schon in älte-
n Zeiten nicht nur verschiedene Aerzte
ches bereits angefochten, sondern un-
. den neuern finden sich auch einige
iderspräche. So bezeiget CAELIVS
ERLIANVS, daß ASCLEPIADES der
ere gewesen, welcher zur Entschei-
ng derer Krankheiten gar keine criti-
e Tage zulassen wollen; dem auch
LSVS, HELMONTIVS, LANGIVS,
d andere beigetretten, WALDSCHMID
verwirft in hiesigen Ländern vollkom-
mene *crises*, und behauptet mit, BAG-
LIV. daß, obwohl in Griechenland we-
gen elastischer warmer und verdünneter
Luft, dergleichen in hizigen Krankheiten
(die ohnedem in heissen Ländern gewöhn-
licher) ordentlich sich zuzutragen pfleg-
ten, sie doch in Mitternächtigen kalten
Ländern nicht erfolgten, weil in selbigen
die Luft mit vielen feuchten unreinen und
groben Theilchen angefüllet, die Säfte
im Cörper mehr verdike, verunreinige
und gleichsam zum Abschäumen, wie in
der crisi geschicht, und Durchbruch stark
verschlossener Gefässe untüchtig mache.
Merken wir aber überhaupt auf die vier
Zeiten, nemlich den Anfall, Zunahme,
Stillestand und Abnahme derer Krank-
heiten, und die in selbigen vorfallende
bemerkungswürdige Begebenheiten, stel-
len uns darbei zugleich mit vor, wie zu
Hervorbringung gewisser Würkungen so-
wohl in der grossen als kleinern Welt ein
determinirter Grad, Ordnung und Rei-
he aufeinander folgender Bewegungen
erfordert werde, und sind hauptsächlich
von der Gewisheit und Würklichkeit
merklicher Veränderungen zu gewissen
Zeiten in Krankheiten nach Einsicht des
HIPPOCRATIS täglich überzeuget wor-
den: so fället aller Zweifel von sich selbst
weg, zumalen wir nach denen verschie-
denen Graden der Krankheiten auch ver-
schiedene Terminen observiren können, in
welchen die Entscheidung derselben ge-
schiehet, als da sind hestig anfallende
hizige Fieber, so in vier und zwanzig
Stunden, oder drei bis vier Tagen sich
schnelle ändern, andere so bis den sieben-
ten, neunten und vierzehnten Tag dau-
ren; hartnäkichtere aber, die sich zum
ein und zwanzigsten, hingegen sehr sel-
ten bis zu dem sieben und zwanzigsten
und ein und dreisigsten Tag verzögern.
Die ungeleiche Tage also in hizigen
Krankheiten, so besonders müssen beo-
bachtet werden, sind gemeiniglich der er-
ste, dritte, siebente, neunte, eilfte, sieb-
zehnte und ein und zwanzigste Tag.

[illegible] critiſchen Tagen weitläuftiger geſchrieben, völlig übereinkommt: Selbiger hat davon folgendes lib *de dieb. judicat.* ***Judicatur febres*** *quarta die, ſeptima, undecima, decima quarta, decima ſeptima & vigeſima prima, quædam etiam trigeſima & quadrageſima.* Desgleichen Sect. II. *aphor. 23. 24. Acuti morbi in quatuordecim diebus judicantur, ſeptima quarta index eſt. Alterius hebdomadis octava principium eſt. Conſideranda vero eſt undecima; hac enim quarta eſt ſecundæ hebdomadis. Deinde rurſus conſideranda decima ſeptima; ipſa enim eſt quarta quidem à decima quarta, ſeptima vero ab undecima.*

Nächſt dem ſind nach Erinnerung des HIPPOCRATIS diejenigen Tage für höchſtgefährlich allezeit anzuſehen, ſo unmittelbar vor denen critiſchen hergehen, und alſo nach denen drei Hauptzeiten, der ſechſte, dreizehnte und zwanzigſte hierunter begriffen. Ueberhaupt erkläret ſich ſelbiger Sect. II. aph. 13. folgendermaſſen: *Quibus* [illegible]

[illegible] heimlich ſchleichender ſu
von neuen gichteriſch
mit Stokungen des Bl
werden: ſo ſind zwar b
henden Durchbruch, die
rannen anzuſehen, weil
bei ein ordentlicher Kar
mit der Krankheit vorge
ben die gröſten Beſchwe
ſind, mithin an ſelbigen
öfters in äuſſerſter Sch
Hofnung darnieder lieg
aber die darauf folgenden
Tage deſto heilſamer, da
then eine Erleichterung n
licher Beſſerung des Kra

Hieraus erhellet demna
cher Zeit ein Arzt weder
zu furchtſam ſeyn müſſe
ganze Abſicht auf Beförd
ſchen Materie und dienl
gung allzuſehr ausſchwei
richten, dabei denen Un
mögliche Fälle vorſtellig

eit bereits gethan, der aufferor-
e aber iſt desfalls glüklicher, daß
i die Entſcheidung oder während
ſeine Cur angetretten, ſo wird in
ſelung nöthiger Einſicht nach dem
:n Begrif, dem erſten unverſchul-
Schuld, hingegen leztern unver-
Weiſe das gröſte Lob beigeleget.

, dieſes hat auch ſeine gehörige
me, indem ſich es vielfältig zuträ-
ß durch übele Diät und Anord-
ndienlicher hiziger und heroiſchen
der Arzt ſelber ſchuld ſeyn kan,
ſchlimmerung, Verwirrung und
erung der Krankheit. Ob nun
war noch zu rechter Zeit eingeſe-
d: ſo fällt es dennoch ſchwer, ja
t unmöglich, dasjenige wieder zu
ern, was bereits verdorben wor-
Dahero diejenigen weit glüklicher
ızen, welche bei ſogeſtalten Sa-
ar nichts gebrauchen, ſondern
uter Diät den Lauf der Krankheit
:r Natur überlaſſen, als ſolche, de-
n Nachtheil die einmal beſtimmte
ng und Lauf der Krankheit durch
liche und überhäufte Mittel geſtö-
rden.

Philipp Adolph Böhmer.

ıerkungen über die Spin-nen.

auſſerordentliche Farbe und Ge-
:iner gewiſſen Art von Spinnen,
: ich einmal in dem Garten zu Tou-
unter den Blumen der Tuberoſen,
: daſelbſt in groſſer Menge waren,
f, machte mich neugierig, dieſer
ıe, und hernach auch aller Arten
ben, welche ich habe antreffen kön-
äuſſerliche Geſtalt ſorgfältig zu un-
hen. Ich habe mich eines Vergröſ-
ısglaſes bedienet, gewiſſe Theile
tdeken, welche man mit bloſſen Au-
icht ſehen kan; und ich habe ſie gröſ-
ichnen laſſen, als ſie in der Natur
damit ich ſie ſo vorſtellen könnte,
wie ich ſie durch das Vergröſſerungs-
glas geſehen habe.

Ich werde hier nur ſechs Hauptarten dieſer Inſecten, welche ich geſehen habe, und zu welchen alle die übrigen, welche mir bekannt ſind, gerechnet werden kön-nen, beſchreiben.

Die ſechs verſchiedenen Arten ſind 1) Hausſpinne, das iſt, diejenige Spinne, welche ihr Gewebe an den Mauern und in den Winkeln der Gemächer macht; 2.) die Gartenſpinne, das iſt diejenige Spin-ne, welche ein rundliches, nicht gar en-ges Gewebe in der freien Luft macht, und den Tag über in dem Mittelpuncte dies-es Gewebes ſizet; 3) die ſchwarze Spin-ne in den Kellern, oder welche ſich in den Löchern alter Mauren aufhält; 4) die herumſchweifende Spinne, oder dies-jenige, welche ſich nicht ruhig in einem Neſte aufhält, wie die andern; 5) die Feldſpinne, welche ſehr lange Füſſe hat, und welche man gemeiniglich den Schnit-ter nennet, und 6) die raſende Spinne, oder die berüchtigte Tarantul.

Ich habe geglaubt, daß es dienlich ſey, anfangs eine Beſchreibung zu ge-ben, welche überhaupt allen Arten von Spinnen zukommt, und hernach die be-ſondern Kennzeichen einer jeden Art der-ſelben, welche ich genennet habe, zu be-ſtimmen. Ich verſpreche hier nicht eine genaue Beſchreibung des Baues aller äuſſerlichen Theile dieſes Inſects zu ge-ben; ich werde nur von dem Nachricht geben, was man an ihr durch das bloſ-ſe Anſehen, und ohne Hülfe des Ver-gröſſerungsglaſes nicht entdeken kan.

Der ganze Cörper der Spinne kan in dem Vordertheil, in dem Hintertheil und in die Füſſe eingetheilet werden. Der Vordertheil beſtehet aus der Bruſt und dem Kopfe, und der Hindertheil iſt der Bauch. Dieſe beiden Theile hängen durch einen ſehr kleinen Ring zuſam-men.

men. Bei den meiſten Spinnen iſt das Vordertheil oder der Kopf und die Bruſt mit einer harten oder ſchuppigten Rinde bedekt, und der Bauch, oder das Hintertheil, iſt ſtets mit einer biegſamen Haut überzogen. Die Füſſe hängen an der Bruſt, an, und ſind hart, wie der ganze Vordertheil. Dieſe Structur iſt von der Structur der meiſten andern kriechenden und fliegenden Inſecten unterſchieden. Zum Exempel, bei den Jungfern, und vielen andern, ſind der Bauch und die Bruſt blos durch eine Zuſammenfügung, ohne Canal, vereiniget, ohngeachtet die Bruſt mit einer harten Rinde, und der Bauch mit einer biegſamen Haut, bedekt iſt; aber ihr Kopf hängt mit der Bruſt durch einen ſehr engen Canal zuſammen. Bei den Ameiſen, Weſpen und den meiſten Fliegen hängt die Bruſt an dem Bauche durch einen Canal, und der Kopf hängt an der Bruſt durch einen andern Canal.

dienet, dieſe Zangen auf und zuzumachen, ſenkrecht an dem untern Theile der Stirne befeſtiget. Dieſe beiden Theile haben an den zweien Rauden, wo ſie gegen einander ſtehen, ſehr harte Spizen. Sie dienen, den Raub anzupaken, und ihn an das Maul zu halten, welches hinter der Zange iſt, um dasjenige davon zu nehmen, was der Spinne zur Nahrung dienet.

An jedem unterſten Ende der Theile der Zangen iſt eine hakigte Klaue, welche einigermaſſen den Klauen der Katzen ähnlich iſt. Dieſe Klauen ſind groß, ſehr hart und in Gliedern eingetheilet, ſo daß ſie die Spinne von oben nach unten, und von unten nach oben bewegen kan, ohne daß ſie nöthig hat, die Theile der Zangen ſelbſt zu bewegen. Es ſcheint, als ob dieſe Klauen dienten, die Zangen unten feſt anzuſezen und den Raub zu umfaſſen, damit er ihr nicht entkomme. Denn vermittelſt dieſer Klauen macht die

zu pag. 220.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 1. Stellt die Augen und die Frosfzange der Hausfpinne vor.
Fig. 2. Die Gartenfpinne, welche fich in der Mitte ihres Gewebes in der Luft aufhält.
Fig. 3. Die fchwarze Spinne, welche in den Loechern der alten Mauern wohnet.
Fig. 4. Die herum fchweifende Spinne, welche fich in keinem gewiffen Neste, wie die andern Spinnen aufhält und nach Fliegen und andern Insecten auf die Jagt geht.
Fig. 5. Der Kopf und die Augen der Feldfpinne, insgemein der Schnitter genannt.
Fig. 6. Die Tarantul, oder die rasende Spinne.
Fig. 7. Eine umgekehrte Spinne, welche die Warze an ihrem Hintern zeiget, deren sie sich zum fpinnen bedienet.

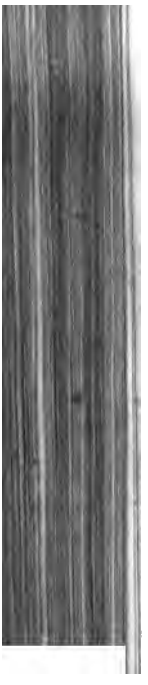
: da aus dieſen Schwämmen ein et-
3 klebichter Saft geht, ſo ſind ſie ge-
't genug, ſie daran anzukleben. Dies
klebigter Saft vertroknet ſowohl
den Spinnen als bei den Fliegen,
n ſie alt werden, ſo, daß ſie als-
ı nicht lange am Spiegelglaſe hin-
gehen können; und ſogar, wenn ei-
lte Spinne oder eine alte Fliege ohn-
hr in einen etwas tiefen porcellane-
Napf gefallen iſt, ſo kan ſie nicht
)er heraus, und mus vor Hunger
nne ſterben.

aſt eben dieſes begegnet den Spin-
mit der Materie, woraus ihre Ge-
e wird. Eine alte Spinne hat keine
e Materie mehr in ihrem Leibe, und
n ihr Gewebe zerriſſen oder wegge-
men worden, ſo kan ſie es nicht wie-
herſtellen; ſie mus eine ſchwächere
nne von ihrer Art verjagen, wenn
in Neſt wieder finden will, wo ſie
nen kan, welches ich öfters wahr-
)mmen habe. Vielleicht iſt der Saft
)en äuſſerſten Faden der Füſſe mit
, woraus ſie das Gewebe machen,
ɛlei, oder vielleicht iſt er ihm ähn-
, weil jede dieſer beiden Arten des
'ts bei nahe auf einerlei Art mit dem
r vertroknet. Wir wollen an ſeinem
e weitläuftiger hiervon reden.

ie Spinnen haben auſſer den acht
ẽn, von welchen wir 1zo geredet ha-
, und mit welchen ſie gehen, noch
andere Füſſe näher bei dem Kopfe,
welchen ſie nicht gehen, deren ſie
aber an ſtatt der Armen und der
de bedienen, ihren Raub, welchen
iit ihren Freszangen halten, gehö-
u ſtellen und herum zu drehen, da-
ie ihn auf alle Arten und nach ver-
denen Seiten zum Munde b:ingen
.en, welcher unmittelbar hinter ih-
Freszange iſt. Dieſes fünfte Paar
ɛ, oder dieſe Armen ſind nicht an
Arten von Spinnen von einerlei
Art. Bei einigen ſind ſie den andern Füſſen vollkommen ähnlich, und bei andern ſind ſie gänzlich von ihnen unterſchieden. Wir wollen ihren Unterſchied bemerken, wenn wir die beſondern Kennzeichen einer jeden Art von Spinnen beſchreiben werden.

Es ſind um den Hintern einer jeden Spinne vier kleine muſculöſe, gegen ihre Grundfläche breite, und gegen ihre äuſſerſten Enden zugeſpizte Warzen. (Siehe die 7te Figur.) Die Warzen haben eine freie Bewegung nach allen Seiten. Mitten zwiſchen dieſen Warzen geht der klebigte Saft, woraus der Faden wird, und womit ſie ihre Gewebe und Neſter machen, gleichſam als durch ein Zieheiſen, heraus. Dieſes Loch, woraus der Saft geht, hat einen Sphineter, wodurch es geöfnet und geſchloſſen wird, damit ſie gröbere oder dünnere Faden ſpinnen können; und wann die Spinne in der Luft an dieſem Faden hängt, ſo bleibt ſie hängen, wenn ſie das Loch ſchlieſt, und fällt, durch eigene Schwere, weiter hinunter, wenn ſie das Loch öfnet.

Auf folgende Art machen die Spinnen ohngefehr ihre Gewebe. Wenn eine Spinne dieſes Werk in einem Winkel eines Zimmers macht, und ſie mit leichter Mühe an alle Oerter kommen kan, wo ſie ihre Faden anmachen will, ſo thut ſie ihre vier Warzen, von welchen wir geredet haben, voneinander, und zu eben der Zeit erſcheinet an der Oeffnung des Fadenlochs ein ſehr kleiner Tropfen von dem klebigten Safte, welcher die Materie der Fäden iſt. Sie drükt dieſen kleinen Tropfen ſtark an die Wand, welcher, wegen ſeines ihm natürlichen klebichten Weſens, daran feſt hängt. Hierauf geht die Spinne von dieſem Orte weg, und läſt den erſten Faden des Gewebes, welches ſie machen will, durch das Fadenloch gehen.



ſo befeſtiget ſie den zweiten an der Wand, welches ſie, auf dieſe Art, ſo lange fortſezet, bis das Gewebe ſeine ganze Breite hat, welche ſie ihm geben will. Man könnte alle dieſe parallelen Fäden die Kette dieſes Gewebs nennen. Hierauf geht ſie Creuzweiſe über dieſe neben einander geordneten parallelen Fäden, und befeſtiget auf gleiche Weiſe das eine von den beiden Faden an der Mauer, und das andere Ende perpendicular auf den erſten Faden, welchen ſie gezogen hatte, und läst alſo die eine Seite ihres Gewebes ganz offen, daß die Fliegen daſelbſt frei hinein kommen können, damit ſie ſie fangen kan. Man könnte dieſe Faden, welche Kreuzweiſe über die erſten parallelen Fäden, die wir die Kette genennet haben, weggehen, den Einſchlag des Gewebes nennen. Da dieſe Faden, wenn ſie nur geſponnen ſind, an allem ankleben, was ſie berühren: ſo kleben ſie Creuzweiſe übereinander an, wodurch dieſes Gewebe ſeine Feſtigkeit erhält; anſtatt daß die Feſtigkeit derer Gewebe, welche wir zu unſerm Gebrauche machen, in der Ein-

n, zu erfahren, ob das En-
3 in der Luft schwänket, sich
gen hat, welches sie, indem
Faden zieht, an dem Wider-
ben merket. Hernach span-
n wenig, und befestiget ihn
rzen ihres Hintern, an dem
ie ist. Dieser Faden dienet
Brüke oder Leiter, auf wel-
em Orte geht, wo sich der
ohngefehr angehangen hat.
t macht sie diesen ersten Fa-
, oder dreifach, oder vier-
ieses nach ihrem natürlichen
: vielmehr nach der Länge
, nach deren Beschaffenheit
: oder schwächer macht. Hier-
ich bei nahe auf die Mitte
s, und zieht mit ihren bei-
n Füssen aus ihrem Hintern
Faden, welchen sie, wie
n der Luft herum schwänken
venn sie merkt, daß dieser
kende Faden an einem Orte
hat, so spannet sie ihn ein
befestiget mit ihren Warzen
welches sie hält, so perpen-
sie kan, an die Mitte des
s, und macht ihn fest, in-
oppelt, oder dreifach macht,
den ersten Faden gemacht
s thut sie so oft, bis die
sten Fadens ein Mittelpunct
welchem viele Radii bis zu
n Ende der andern Radio-
m. Hernach macht sie ei-
aden in dem Mittelpuncte
sie die Länge an einem von
inziehet, und in der Mitte
dens mit ihren Warzen be-
: diese Art macht sie so viel
sie für gut befindet. Wenn
macht sind, begiebt sie sich
punct. Daselbst macht sie
faden, welchen sie in einer
uf den Radiis, von dem
an bis so weit, als sich
erstreken soll, auflegt und
befestiget. Wenn dieses geschehen ist, so sezt sie sich in den Mittelpunct ihres Gewebes, und hat stets den Kopf unter sich gekehrt; vielleicht, sich vor der grossen Helle des Himmels zu verbergen, weil sie keine Augenlieder hat, selbige zu mäßigen; oder vielmehr, damit sie sich stüzen und mit ihrem grossen Leibe auf der breiten Grundfläche ihrer Brust ruhen könne, an welcher die Füsse befestiget sind, die das ganze Thier tragen; da sonst, wenn sie den Kopf über sich hielte, der Leib, welcher sehr gros ist, nur an einem kleinen Faden hängen würde, mit welchem er an die Brust angehänget ist, welches ihr beschwerlich seyn könnte.

Die Spinne ist nur bei Tage in dem Mittelpunct ihres Gewebes. In der Nacht, oder wenn es regnet, oder bei grossem Winde verstekt sie sich in ein kleines Behältnis, welches sie sich aussen an ihrem Gewebe, unter dem Blatte eines Baumes, oder einer Pflanze, oder an einem andern Orte, welcher mit etwas dichterem bedekt ist, als ihr Gewebe ist, und in welchem sie vor dem Regen sicher seyn kan, gemacht hat. Sie erwählet hierzu ordentlich einen Ort gegen das erhabene Theil ihres Gewebes; ohne Zweifel deswegen, damit sie im Falle der Noth geschwind hinein entfliehen könne; denn die meisten Spinnen können sehr leicht, und viel geschwinder aufwärts laufen, als niederwärts.

Die Spinnen erwarten Fliegen oder einige andre Insecten, welche sich in dieses Gewebe verwikeln, und welche ihnen zur Nahrung dienen. Wenn die Fliege klein ist, so fasset sie die Spinne mit ihrer Freszange, und trägt sie in ihr Nest, sich davon zu nähren. Aber wenn die Fliege in Ansehung der Spinne ein wenig gros ist, und selbige sie mit ihren Flügeln und Füssen hindern kan, so umwindet und umhüllet die Spinne dieselbe mit sehr vielen Fäden, welche sie aus

ihrem

Dieſer Unterſchied iſt ſo gros, daß i
fünf bis ſechs Männchen von den Gc
tenſpinnen gegen ein Weibchen von eb
dieſer Art habe legen müſſen, ehe bei
gleich viel gewogen haben. Dieſes
bei den meiſten Inſecten was ſehr g
meines und ganz etwas anders, als b
den vierfüſigen Thieren, bei welchen d
Männchen gröſſer und ſtärker ſind, a
die Weibchen.

Die Spinnen von allen Arten leg
Eier, mit dieſem Unterſchiede, daß ei
ge eine groſſe Menge Eier legen, als d
Gartenſpinnen, und diejenigen, welc
man insgemein Schnitter nennt, and
re aber ihrer wenig legen, als die Hau
ſpinnen, u. a. m. Sie legen ihre Ei
auf einen Theil ihres Gewebes, welch
ſie in einen Ball zuſammen wikeln u
in ihren Neſtern bebrüten. Wen man ſie, i
dem ſie brüten aus ihren Neſtern jagt,
faſſen ſie dieſen Eierball mit ihren Fre
zangen, welche wir oben beſchrieben h
ben, und tragen ihn mit ſich fort. So ba
als die Jungen ausgebrochen ſind, fang
ſie an zu ſpinnen, und ſie werden gleichſc
zuſehends gros, ohne, daß ich habe e

)ie zweite Art ist die Gartenspinne, che ein grosses rundes Gewebe in der :n Luft macht, in dessen Mitten sie ordentlich stellet. Sie hat vier gros= ugen, welche in Form eines Quad= mitten auf der Stirne stehen, und kleinere an jeder Seite des Kopfs. Weibchen von dieser Art haben die ten Bäuche, welche ich an den Spin= gesehen habe. Die Männchen sind kleiner. Sie haben verschiedene Far= . Gemeiniglich sind sie von toder blatt= ner Farbe, und weis und grau ge= ngt. Bisweilen sind sie ganz weis, diejenigen, welche ich zu Toulon auf Blumen der Tuberosen gefunden ha= Ich habe ihrer auch von verschiede= grüner Farbe gefunden. Sie sind t von einer Grösse. Die grünen sind kleinsten, die weissen sind gröser, und grauen sind die grösten unter allen. habe Brandwein über diese Art Spin= gegossen: ich habe aber nicht gemerkt, er sie beunruhiget hat, desgleichen) das Scheidewasser und das Vitriol= aber von dem Terpentinöel sind sie Augenblik gestorben: Dieses habe offt vorgenommen, die Nester der jun= Spinnen von dieser Art zu zerstören, welchen ihrer zuweilen hundert auf nal sind, und welche in wenig Tagen ganzen Garten einnehmen und viele anzen zu Schanden machen.

)ie dritte Art ist die Kellerspinne, und Art derjenigen, welche ihre Nester)en alten Mauren machen. Ich habe)t mehr, als 6. Augen an ihnen gese= , da alle die übrige Arten acht Au= haben. Zwei von diesen Augen ste= mitten auf der Stirne, und an jeder ite des Kopfs sind ihrer noch zwei,) alle sechse sind beinahe von einer öse. Alle Spinnen von dieser Art sind varz und sehr haaricht. Sie haben ge Beine, und sind stärker und böser,) leben länger, als die meisten andern innen. Wenn man eine anfasset, so)ret sie sich, und beiset in das, wo= mit man sie hält; und wenn man sie durch den Bauch gestochen hat, so lebt sie zu weilen noch länger, als zweimal vier und zwanzig Stunden; da alle andere Spinnen gleich sterben, wenn man ihnen den Bauch durchstochen hat, und nie= mals sich wehren und beissen, wenn man sie angefasset hat. Anstatt des Ge= webs, womit die Spinnen sonst Fliegen fangen, ziehen diese blos 7. bis 8. Zoll lange Fäden, welches aus ihren Nesten wie Fäden heraus gehen, und welche um die Mauer, an das Loch herum, in wel= chem sie wohnen, bevestiget sind. Wenn ein Insect an dieser Mauer geht, und an einen von diesen Fäden antritt, so erschüttert es ihm ein wenig, welches die Spinne im Loche merket, da sie denn den Augenblik mit der grösten Geschwin= digkeit heraus gelaufen kommt, und das Insect mit fort trägt. Ich habe von ei= ner Spinne dieser Art, eine sehr munte= re Wespe wegtragen gesehen, welche die andere Spinnen nicht anrühren, sowohl wegen ihrer Stacheln, als wegen der harten Schuppen, mit welchen der gan= ze Leib der Wespen bedekt ist. Aber da der Fördertheil und die Füsse der Spin= ne mit einer überaus harten Rinde be= dekt sind, und der Hindertheil oder der Bauch mit einem diken und sehr dichten Leder versehen ist, so scheinet es, daß sie sich vor dem Stachel der Wespen nicht fürchten, und da die Freszange dieser Spinne sehr stark und sehr hart ist, so können sie damit die Schuppen der Wes= pe zerbrechen.

Die vierte Art der Spinnen sind die= jenigen, welche wir die herumschweif= fende genennet haben, weil sie nicht in ihren Nestern sizen bleiben, wie alle übri= ge Spinnen, welche ruhig warten, bis ihr Raub kommt, und sie findet, an statt daß diese ihren Raub suchen gehen und ihn mit vieler List und Verschlagen= heit jagen. Sie haben zwei grosse Au= gen mitten auf der Stirne, zwei kleinere an den äussersten Enden der Stirne zwei

eben ſo groſſe an dem Hindertheil des Kopfs, und zwei ſehr kleine zwiſchen der Stirne und dem Hintertheile des Kopfs. Die Spinnen von dieſer Art ſind von verſchiedener Gröſſe und Farbe. Ich habe weiſe, ſchwarze, rothe, graue und geſprengte geſehen. An einem Theile ihres Cörpers ſind ſie von allen andern Arten unterſchieden. Dieſes iſt das äuſſerſte Ende des fünften Paares der Füſſe, welche wir ihre Arme genennet haben, welches ein Federbüſchel iſt; an ſtatt daß ſich dieſelbe bei allen andern Spinnen mit zwo Klauen endigen, wie die andern Füſſe. Dieſes Federbüſchel hat ordentlich mit dem Leibe der Spinne einerlei Farbe, und iſt zuweilen ſo gros, als der ganze Kopf. Dieſe Spinne bedienet ſich derſelben, ſie auf die Flügel der Fliege zu werfen, welche ſie angetroffen hat, damit ſie die Bewegung derſelben hindere, welche ihr ſehr beſchwerlich ſeyn würde, weil ſie nicht die Mittel der übrigen

ſind gröſſer, als die mittelſten beiden. Sie haben eine ſehr erhabene, weiſſe und durchſichtige Hornhaut, ob ſchon der Grund derſelben ſchwarz iſt, anſtatt daß die beiden Augen in der Mitten ganz und gar ſchwarz ſind. Es gehet aus einem jeden dieſer Beulen ſowohl, als aus den beiden Augen in der Mitten, ein ſehr merklicher Canal. Dieſe drei Canäle gehen in den ſchwarzen Flek, welchen ich für das Gehirn halte. Nach dem Maaſe, als ſich dieſe Canäle von den Augen entfernen, nähern ſie ſich einander, ſo daß ſie faſt an einem Orte in das Gehirn hinein gehen. Dieſe Canäle faſſen wahrſcheinlicher Weiſe die Schnerven in ſich, und ſind ihre Scheiden. Die Füſſe dieſer Spinnen ſind ſehr dünne und nach Proportion viel länger, als die Füſſe anderer Spinnen: aber ihre Arme ſind überaus kurz und ſehr fleiſchicht, und ſind den Füſſen im geringſten nicht ähnlich, wie bei den meiſten andern

che nach dem Tode welk und ſchlapp
d. Die Farbe deſſelben iſt etwas
dgelb, weis, glänzend und funkelnd,
die Augen der Hunde und der Kazen,
n man ſie im Finſtern ſieht. Viere
dieſen Augen ſtehen in Form eines
adrats mitten auf der Stirne, und
e in einer horizontalen Linie. Dieſe
ern machen den untern Rand der Stir
unter den vier erſtern, und ſtehen un
telbar über der Wurzel ihrer Fres
ge. Sie ſind an Gröſſe unterſchieden.
vier erſtern ſind faſt gleich gros,
en ungefehr eine Linie im Durchmeſ
, und ſind ohne Vergröſſerungsglas
hl zu ſehen: aber der leztern ihr Durch
ſſer iſt nur halb ſo gros, als der er
ihrer. Die Tarantuln ſind ſehr böſe
beiſen von freien Stüken, wenn ſie
Zorne ſind. Ich habe ihrer zu Rom
ehen; aber man fürchtet ſich daſelbſt
ſt vor ihnen, weil man kein Exempel
, daß ſie daſelbſt jemand Ungelegen
t gemacht hätten. Aber in dem Kö
reich Neapolis richten ſie viel Böſes
, vielleicht weil es daſelbſt wärmer iſt,
in Rom. Die Zufälle, welche die
igen bekommen, welche von ihnen ver
ndet worden ſind, ſowohl als die
ilung, ſind wunderſelſam. Sie ſind
in vielen Italiäniſchen und Franzöſi
en Schriftſtellern beſchrieben worden;
obſchon die Geſchichte derſelben et
s fabelhaftes bei ſich zu haben ſcheis
, ſo iſt ſie indeſſen doch wahr und
s ſehr ſonderbares. Herr Geoffroy
uns eine Beſchreibung davon gege
, davon in die Geſchichte der Aca
zie von dem Jahre 1702. ein Auszug
gerüket worden, welchen wir im 3ten
eil dieſer Sammluugen mittheilen
llen.

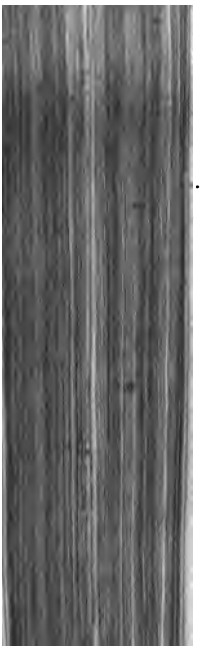
nige nüzliche Anmerkungen, von der Schwindſucht.

§. 1.

Weil ich hier keinesweges die
chwindſucht ordentlich abhandeln;
ſondern nur einige nüzliche Anmer
kungen darüber machen will: ſo wird
hoffentlich niemand von mir verlan
gen, daß ich hier alle deren Urſa
chen, und die dagegen üblichen Hülfs
mittel weitläuftig anführen ſoll; ſon
dern es wird genug ſeyn, wenn ich
nur von ihrer wahren Beſchaffen
heit einen deutlichen Begrif gebe,
und einige heilſame Regeln beibrin
ge, worauf es bei der Cur haupt
ſächlich ankommt.

§. 2.

Ehe ich aber dazu ſchreite: ſo
kan ich nicht unerinnert laſſen, daß
der Begrif von der Schwindſucht
und Hectik gemeiniglich mit einan
der verwechſelt wird, vermuthlich
deswegen: weil man in beiden Fäl
len eine Auszehrung des Cörpers
wahrnimmt; Alleine, ob es ſchon
an dem iſt, daß die Schwindſüch
tigen an der Hectik ſterben: ſo darf
man doch im Gegentheil dieſen Saz
nicht umkehren, und ſagen, daß wer
die Hectik hat, auch an der Schwind
ſucht krank ſey, oder ſeinen Geiſt
daran aufgebe. Denn wenn man
recht eigentlich reden, und nicht et
wa eine jede Abzehrung des Leibes
überhaupt die Schwindſucht nen
nen will: ſo iſt allerdings ein Un
terſchied unter dieſer und der Hectik
zu machen. Die wahre Schwind
ſucht ſezet nemlich im mediciniſchen
Verſtande allezeit voraus, daß ſich
ein würklicher Fehler an der Lunge
befinde, und daß dieſelbe entweder
zu ſchwach und ſchlap, oder durch
verhärtete Knoten (ſcirrhoſa tuber-



dieſe jezt beſchriebene Weiſe ver
werden können: ſo mus ſich
nothwendig dasjenige auszehr
Fieber, welches wir die Hectik
nen, mit weit mehreren Kranl
ten vereinigen können, und
nicht nur blos mit der Schw
ſucht, oder mit einer verderbten
ge, verknüpft ſeyn.

§. 3.

Wir ſehen auch dieſes durch
Erfahrung ſattſam beſtätiget.
die z. E. an der Verſtopfung de
ber und des Gekröſes, und der
aus entſtandenen unheilbaren V
ſerſucht, an Nierenblaſen- und M
tergeſchwüren, an Krebs, Fi
und andern ſchlimmen Schäde
Grabe gehen, die ſterben alle
an der Hectik; indem nem
wenn in den übel beſchaffenen
gewiden die zur Nahrung und

ſollte meinen, das Wort Lungenſucht würde ſich dazu am beſten ſchiken.

§. 4.

Nächſtdem wird mir zu deſto beſſerer Erkänntnis der Schwindſucht erlaubt ſeyn, annoch eine kleine Anmerkung von ihrer weſentlichen Beſchaffenheit beizubringen; weil ich wahrnehme, daß man ſie ſo wenig einſiehet. Die meiſten Medici ſtehen nemlich in den Gedanken, als wenn die Schwindſucht nur blos in einen Lungengeſchwüre beſtünde, wodurch die Lunge zerfreſſen und nach und nach, unter beſtändiger Abnahme des Cörpers, verzehret würde. Alleine, ob ich, ſchon nicht in Abrede bin, daß dieſes die gemeinſte und vornehmſte Urſache der Schwindſucht ſey: ſo iſt es doch nicht die einige; ſondern es giebt noch mehrere, wie ich bereits §. 2. kürzlich angezeiget habe; jezo aber noch deutlicher erklären will. Man findet nemlich, daß bisweilen eine bloſſe Schwachheit der Lunge an der Schwindſucht, und an allen damit verknüpften üblen Zufällen Schuld iſt, und dieſe ereignet ſich ſonderlich nach vorhergegangenen langwierigen Huſten, es mag nun derſelbe erreget worden ſeyn, wovon er will, und betrift hauptſächlich diejenigen Perſonen, die wegen ihres phlegmatiſchen Temperaments mit vielen Flüſſen und Schnupfen geplaget ſind, und dieſen etwa nicht abgewartet, oder unzeitig vertrieben haben. Daher man auch bereits in den Schriften der alten Aerzte verſchiedentliche angemerket findet, daß ſie die Schwindſucht von einem lange daurenden Huſten und Catarrh, oder von Flüſſen und ſchlimmen Feuchtigkeiten, die vom Kopfe auf die Bruſt gefallen wären, hergeleitet haben.

§. 5.

Und in der That läst ſichs auch leicht begreifen, daß ſich auf dieſe Art die wahre Schwindſucht entſpinnen könne. Denn wenn durch allzu vielen Huſten, oder durch überflüſige Feuchtigkeiten die natürliche Kraft der Lunge zu ſehr geſchwächet wird: ſo wird der freie Umlauf des Geblüts durch dieſelbe verhindert, es ſondert ſich immer mehrere Feuchtigkeit davon ab, und flieſſet auch immer mehrere, nebſt andern guten Säften beſtändig zu, die denn theils mit dem Huſten ſehr häufig ausgeworffen wird, theils aber der Lunge zur Laſt fällt, und daher zu ſchweren Odem hohlen und Engbrüſtigkeit Anlas gibt. Weil nun ſolchergeſtalt den übrigen Theilen des Leibes viele gute Nahrungsſäfte entzogen werden: ſo mus der Cörper nothwendig an Fleiſch und Kräften abnehmen, und zwar um ſo mehr; weil bei ſolchem Zuſtande die Verdauungskraft des Magens zugleich abnimmt, und daher weder ein guter Speiſeſaft erzeuget, noch auch derſelbe in der einmal geſchwächten Lunge, wie es doch billig geſchehen ſollte, in gutes nahrhaftes Blut verwandelt wird, bis endlich aus

denen §. 3. angegebenen Urſachen eine ſchleichende, oder hectiſche Fieberhize dazu, kommt, den wenigen Nahrungsſaft vollends verzehret, und endlich das Garaus machet.

§. 6.

Eben ſo pflegen auch öfters verhärtete Knoten der wahre Grund der Schwindſucht zu ſeyn. Nun nehmen zwar dieſe auch diejenigen an, die nur die Lungengeſchwüre zur Urſache angehen; indem ſie meinen, daß ſolche mit der Zeit in eitrigte Materie verwandelt, und alsdenn erſt dadurch die Schwindſucht zuwege gebracht würde. Alleine unerachtet ich gar gerne zugebe, daß dergleichen Knötgen öfters zu Geſchwüren (vomica) werden: ſelbſt ſchwach wird, die Feuchtigkeiten häufiger abgeſondert werden und zufflieſſen, und zulezt auch wohl ein ſchleimiger Auswurf erfolget. Da es nun bei ſo bewanden Umſtänden ebenfalls an guten Blut und Nahrungsſäften fehlen mus, und nicht minder auch ein hectiſch Fieber dazu ſchlägt: ſo iſt klar, daß man auf dieſe Art eben ſowohl die Schwindſucht haben, und daran zu Grabe gehen könne. Und was inſonderheit die Hectik betrift: ſo ſehe ich gar im geringſten nicht ab, warum ſich dieſelbe nicht ſowohl bei einer verſtopften Lunge, als bei einem Geſchwüre derſelben ſollte äuſſern können. Denn wenn ſie ſich, wie niemand läugnen wird, bei Verſtopfungen der Leber, des Ge-

nnten: ſo würde ſich dergleichen
cht zugetragen haben.

§. 8.

Alleine, ich kan mir leicht einbil-
n, warum man auf ein Geſchwür
hauptſächlich gefallen iſt. Denn
nes theils iſt nicht zu läugnen, daß
eſes am allermeiſten den Grund
giebt; andern theils aber wird
ich in derjenigen Art Schwind-
cht, die von einer allzu ſchwachen,
er mit Knoten beſezten Lunge her-
mmt, vielfältig ein ſolcher Schleim
sgeworfen, der wie Materie aus-
ht; in der That aber keine iſt. Und
ſo iſt man vornemlich durch den
chein betrogen worden, da man
ch dazu gemeiniglich eine falſche
ter Probe, nemlich mit dem Ein-
rfen deſſelben in Waſſer ange-
llet hat, da man doch am beſten
e würkliche eiterigte Materie aus
m üblen und ſtinkenden Geruch er-
nnen kan, wenn man ſie auf bren-
nde Kohlen wirft. Daß aber der
chleim öfters die Farbe und Art
s Eiters bekömmt, rühret davon
r, wenn derſelbe in der Lunge, wo
einmal abgeſondert iſt, etwas
nger ſtehen bleibt, und nicht ſo-
eich ausgeworffen wird, da er
nn von der dazu kommenden Luft
d Wärme dergleichen Geſtalt an-
mmt, wie wir z. E. an dem
chleim aus der Naſe wahrneh-
en, der ebenfalls aus dieſer Urſa-
e öfters bei den geſündeſten eine
m Eiter ähnliche Farbe hat, des-
alb aber doch von niemanden da-
r gehalten wird.

§. 9.

Sonſt läst ſich aus dem, was bereits geſaget worden, zugleich füglich einſehen, warum man in den Schulen der Aerzte faſt durchgehends zu lehren pflegt, daß ſich die Schwindſucht vielmals eher curiren, als erkennen laſſe. Denn wenn man einmal die Meinung von einem Geſchwür, und von einem würklich eiterigen Auswurf, feſte in Sinn gefaſſet hat: ſo kan man freilich hernach nicht einſehen, daß die Schwindſucht auf dem Wege, oder ſchon zugegen ſey, wenn ſie von einer geſchwächten, oder mit Knoten verſehenen Lunge herrühret, und keine Anzeigen eines vorhandenen Geſchwürs zum Vorſchein kommen. Da ſich aber doch dergleichen, nach §. 5. 6. 7. öfters ereignet: ſo kan ſie folglich, wenn man die Lunge in Zeiten ſtärkt, und ihre Verſtopfungen wieder eröfnet, allerdings eher curiret, als erkannt werden.

§. 10.

Doch ich ſchreite nunmehro zur Cur, und mache dabei ebenfalls einige nüzliche Anmerkungen. Die Aerzte theilen die Schwindſucht gar recht ein, in die angehende, und überhand genommene, von welcher ich hier vornemlich handeln, und einige Erinnerungen beibringen will. Jener ſteht noch zu helffen, weil man darinne füglich noch dienliche Mittel zu Wegnehmung derjenigen Urſachen anbringen kan, die daran Schuld ſeyn. Denn wenn z. E. die

täglich zunehmende Entkräftung und Abnahme des Cörpers durch gute Nahrungsmittel beſtmöglichſt zu erſezen; oder kurz zu ſagen, man mus ſehen, daß man die Patienten nur noch einige Zeit am Leben erhält, und ihnen ihren ſiechen Zuſtand einiger maſſen erträglich macht. Alleine ſo wahr dieſes iſt, ſo wenig wird es gemeiniglich in acht genommen. Denn wie gemein iſt es nicht, daß man auch in derjenigē Schwindſucht, die bereits zu einem zimlichen Grad gediehen, und ſchon mit einem ſchleichenden, oder gar hectiſchen Fieber verſehen iſt, annoch ſolche Hülfsmittel in Gebrauch zieht, die man nur im Anfange gebrauchen ſollte, wenn es noch möglich iſt, die verſtopften Gefäſſe zu eröfnen, und das ſtokende oder geronnene Geblüte zu zer

deſto eher zum Tode
und auf den Kirchho
iſt auch nicht zu läugn
in allen Krankheiten
jeder Zeit recht ang
daß viele Menſchen
ten werden, die ſonſt
ber einbüſſen. So
fahrne Medici meh
daß ſolches nicht all
und daß es beſſer ſey
nen gedultigen Zuſch
und mehr auf die
Krankheit zu denken
durch angreifende un
entgegen geſezte Mitt
mern.

§. 11.

Ferner kan man
ſonſt gelinden und de
unſchädlichen Mitteln

würde gewis dieſe Erinnerung nicht beibringen, wenn ich nicht aus vielen Exempeln überzeugt wäre, daß man dergleichen ſchlechtes Verfahren öfters vernehme. Es ſchadet aber der Ueberflus von dieſen Arzneien vornemlich deswegen, weil ſie den Magen und deſſen Verdauungskraft, die ohnedem ſchon bei Schwindſüchtigen geſchwächt iſt, noch mehr entkräften, und wenn es alſo an dem Zuflus eines guten Nahrungsſaftes fehlet, dem Cörper endlich dasjenige Mittel benommen wird, wodurch er erhalten, und die Krankheit überwunden werden ſollte. Ja es geſchieht dieſes um ſomehr, weil ſich dergleichen viele Pulver nach und nach in den Gedärmen anlegen, und die kleinſten poros, wodurch der Speiſeſaft ins Geblüt geführet werden ſollte, verſtopfen: daher man auch nach dem Tode bei Oefnung der verblichnen Cörper öfters wahrgenommen hat, daß die Gedärme mit einer aus Schleim und Pulvern zuſammen gebakenen Rinde gleichſam überzogen geweſen ſind. Und eben ſo hat man ſich auch vor dem übrigen Gebrauch der kühlenden Mandelmilchen billig zu hüten, weil dieſe ebenfalls den Magen ſchwächen, den Durchlauf erregen oder vermehren, und üble Folgen zuwege bringen.

§. 12.

Ich verachte alſo zwar dieſe jezt gedachten Mittel nicht etwa ganz und gar, wenn ſie nemlich zu rechter Zeit und in gehöriger Maſſe gebrauchet werden: ſondern ich misbillige nur deren Misbrauch, der gewislich ſehr gemein iſt, und halte überhaupt davor, daß man gar wenige und gelinde, ſtark angreifende Dinge aber, wie §. 10. erwehnet worden, gar nicht verordnen müſſe, wenn das Uebel erſt überhand genommen hat. Wenn aber ja auſſer dem einige Medecin ſtatt findet: ſo dienen heilende Tränke aus guten Wundkräutern; inſonderheit aber iſt in allen Arten der Schwindſucht 1) auf den Magen zu ſehen, und derſelbe durch gelinde balſamiſche Sachen zu ſtärken, da denn unter andern folgendes temperirtes Magen- und Bruſt-elixir anzurathen iſt: Rec. extracti card. bened. ſcordii, myrrhæ electæ, ſalis tartari ana drachmas duas, croci drachmam ſemis, aquæ fœniculi vncias viij. M. digere & coque leni calore, filtra, davon 70-80. Tropfen eine halbe Stunde vor, oder nach dem Eſſen einzunehmen. 2) So iſt, wenn die Krankheit von Verſtopfungen in der Lunge herrühret, vor allen Geſundbrunnen das Selzerwaſſer mit Milch dienlich, und wenn eine allzugroſſe Schwachheit, noch vielmehr aber ein Geſchwür der Lunge vorhanden iſt: ſo pflegt der ſogenannte Mirrhenzuker, weil er reiniget, ſtärket und heilet, ſehr heilſam zu ſeyn, der aus 1. Quintl. guter pulveriſirter Mirrhe 3-4 Loth

geſtoſſenen Zukercand beſtehet, oder alſo bereitet wird: nimm 2. Loth auserleſene Mirrhe, ſalis tartari 2. Quintl. koche beides in 1. Nöſſel flieſſendem Waſſer, da ſich denn das Gummi darinne auflöſet, das Harz aber auf dem Boden zurüke bleibet, wovon man, wenn jenes abgegoſſen worden, 1. Quintl. mit 3-4. Loth geſtosnen Zukercand zu Pulver macht, und nach Befinden täglich etliche mal, ſonderlich wenn etwas warmes getrunken wird, ein paar gute Meſſerſpizen nimmt. Es kan auch nach Beſchaffenheit der Umſtände mit etwas Schwefelblumen und Safran vermiſcht werden, und es iſt faſt das einige Mittel, womit ſich mein ehemaliger Lehrmei-

kannter maſen gute Brühen mit dienlichen Kräutern und Wurzeln abgekocht, oder die gewöhnlichen Kraftbrühen, die Suppen aus dem ſo genannten Chineſiſchen Manna, die Milch, ſüſſe Molken, Hirſchhorngallerte, allerhand leichte mehligte und ſchleimige Speiſen, wie Graupenſchleim, Habergrüze u. ſ. w. zu rechnen ſind. Inſonderheit aber pflegt der Reis wegen ſeiner nährenden Kraft gut zu thun, wenn er theils in Milch und Brühe genoſſen, theils auch ein Getränke daraus alſo bereitet wird, indem man nemlich eine Portion deſſelben mit Waſſer abkochet, hernach durch ein Tuch preſſet, und das ausgepreste Waſſer mit etwas Zukercand nach eignen Belieben vermiſchet. Denn dieſes Reiswaſſer nähret, mildert die Schärfe der Säfte, und lindert alſo zugleich den Huſten: welches ebenfalls auch eine gute und mit Waſſer gemachte Choccolade thut, wenn von derſelben bisweilen zur Abwechſlung ein paar Schälchen getrunken wer-

ıder gemenget; die Mandeln aber wer-
n in einem Mörſel klein gerieben und
ſtoſſen, und von dem Mehle werden
ımer nach und nach ein paar Löffel voll
ırunter gethan, daß ſie nicht im Mör-
anhängen, bis denn alles zuſammen
miſcht iſt, und zum Gebrauch verwah-
t werden kan. Von dieſem Pulver nun
mmt man ein Loth, oder auch mehr,
rmiſcht es mit einer Eidotter, thut es
ſammen in ein Nöſſel kochend Waſſer,
er Milch, und querlt es über dem
ıuer wohl ab. Doch können die Man-
ln auch füglich wegbleiben, und von
mmet, damit er keine Hize macht, mag
an gar wohl weniger nehmen.

§. 14.

Nächſt dem iſt bekannt, daß man über-
ıupt in der Schwindſucht die Eſels-
ilch, auch unter den nährenden Mit-
ln, vor allen andern zu rathen pflegt.
leine, ob ich ſie ſchon gewiſſer maſſen
ır ungemein dienlich erachte: ſo finde
) doch nöthig zu erinnern, daß man ſie
it mehrerer Behutſamkeit, als gemei-
glich zu geſchehen pflegt, gebrauchen
üſſe. Denn da ſie vor andrer Milch
ſonders wäſſrig iſt: ſo ſchikt ſie ſich
)ar im Anfange, die Verſtopfungen
der Lunge zu heben, die zähen Feuch-
gkeiten zu erweichen und zu verdünnen,
ıd den Leib zu öfnen; wenn es aber
cht mehr ſowohl hierauf ankommt, als
ıß hauptſächlich der Cörper genähret,
ıd die viele Schärfe der Säfte gemil-
rt werde: ſo kan ſie meines Erachtens,
enn ich ihr gleich die nährende Kraft
cht abſpreche, alsdenn füglicher weg-
eiben. Ja, wenn bereits ein hectiſch
eber zugegen iſt: ſo weis ich aus vielen
rempeln, daß ſie in der That mehr ge-
)adet, und die Zufälle vermehret, ſon-
rlich aber mehrere Durchfälle, Blat-
n auf der Zunge, und ſchleunigere
ıtkräftung, zuwege gebracht hat. Es
denket auch daher der ſeel. Hofmann,
r ſonſt ein groſſer Patron von der Eſels-
milch war, in ſeiner davon gehaltenen diſputation §. 18. non tamen omnis omnino phthiſis lacte aſinino perſanari poteſt, ſed principiis maxime obſtandum, & tum hoc auxilium in vſum eſt trahendum, quando vlcera non adeo colloſa, ſi cavitas & eroſio non profundior & amplior, neque febris continua, ſine vlla intermiſſione, vel remiſſione vrget. Das iſt: alle und jede Schwindſucht kan man mit Eſelsmilch nicht curiren; ſondern man mus ſie in Zeiten gebrauchen, ehe noch die Verſtopfungen zu ſehr verhärtet, und die Geſchwüre zu gros und tief ſeyn, oder ehe noch ein beſtändig auszehrendes Fieber vorhanden iſt.

§. 15.

Nicht minder iſt auch unter den Brühen, die man von Hünern bereitet, billig nach Beſchaffenheit der Umſtände einiger Unterſchied zu machen; indem es zur Nahrung gar nicht einerlei iſt, ob ſie von alten, oder jungen Hünern gekocht ſeyn. Gemeiniglich pflegt man eine alte fette Henne dazu zu nehmen, und ſich in dem Stüke nach dem Exempel der Alten zu richten. Alleine, obgleich die älteſten und beſten Aerzte, als Meſues cap. 23. de ſimpl. purgant. Dioſcorides lib. 2. cap. 43. und viele andere mehr, die aus alten Hünern bereiteten Brühen den Kranken ſehr angeprieſen haben: ſo iſt es doch keinesweges in bloſſer Anſehung ihrer nährenden Kraft, ſondern wegen dieſer heilſamen Würkung geſchehen, daß ſie den Leib öfnen, und die zähen Feuchtigkeiten im Cörper vollends losweichen und abſpülen ſollten. Wenn man alſo im Anfange der Schwindſucht dieſe gute Abſicht erreichen will; ſo kan man dergleichen Brühen zwar füglich genieſſen laſſen. Wenn man aber vielmehr der Auszehrung dadurch zu ſteuren, und die ſcharfen Säfte zu dämpffen ſucht: ſo ſchiken ſich die Brühen von jungen Hünern, die aber doch ihr gehöriges Wachsthum

Ausleerungen verlohren worden.

Wann das Gewicht des Leibes ungewöhnlich zunimmt, unerachtet der Mensch nicht mehr wie sonst isset und trinket, die merkliche Ausleerungen auch nicht verstopffet sind, ist es ein Zeichen der verhinderten Ausdünstung.

Wann man durchs Wägen befindet, daß die Ausdünstung gehemmet worden, so finden sich in den folgenden Tagen entweder eine stärkere Ausdünstung, oder eine ungewöhnlich starke sichtbare Ausleerung auch wohl die Merkmahle der Cachexie, oder ein Fieber, ein. Das lezztere wird durch die Erfahrung bekräftiget; Dann wir sehen gemeiniglich, daß Leute, die sehr plözlich an Schwere des Leibes zunehmen, unerachtet die sichtbare Ausleerungen bei ihnen nicht aufhören, entweder wassersüchtig werden, oder wenigstens eine sehr böse Beschaffenheit des Leibes erlangen, aus welcher diese Krankheit gar leicht entspringen kan.

er wird. Der Verluſt ſo dem
h die Gemüthsbewegungen
t wird, beſtehet in den beſten
us welchem das Abnehmen
e nothwendig entſpringen
s aber im Schlaffe unſicht-
iſe durch die Ausdünſtung
ehet, machet den Leib zwar
enimmt ihm aber nichts an
ſten, weil die guten Säf-
urük bleiben, und die ſchäd-
heraus getrieben werden.

r Leib ſowohl an Kräften als
nimmt, und ſich alsdann ei-
eit ſpüren läst, ſolches pflegt
efährlich zu ſeyn: Dann das
eine Gattung der Stärke. Die
t eine Gattung der Stärke,
eiget, daß das Blut in gus-
de: Hingegen wann der
cht geworden, gibt es zu
daß das Blut nicht allein,
ch die übrigen Säfte ihre ges
ſigkeit nicht haben, und als
ib nicht gnugſam ernähren
elches die Mattigkeit her-

Natur in der Durchdünſtung
ird, beginnet ſie alſobald in
en abzunehmen; Weil die
ng zur Erhaltung des Le-
er Geſundheit ein groſſes

nuptwehe pflegt der Leib ſo
er auszudünſten, und ſchwe-
n. Die Hauptſchmerzen
durch ihre unangenehme
g eine groſſe Unordnung
des Bluts, wie auch in
rung und Abfertigung der
er, und anderer Theile,
nn auch die Ausdünſtung
wird.

am Fieber darniederliegen-
alsdann ſo wohl ärger, wann

ihre Ausdünſtung von einem unerfahrnen Medico durch zur Unzeit gebrauchte Hülfsmittel gehemmet wird, als durch die Fehler der Kranken ſelbſt. Aus dieſem Articul ſehen wir nicht undeutlich, was für grobe Irrthümer diejenige *Medici* begehen, die ihren *Patienten* faſt nichts als Purgiermittel und kühlende *Medicamenten* verſchreiben, wodurch ſie die ſo nothwendige Ausdünſtung verhindern, und ihre Kranken in Lebensgefahr ſtürzen, da ſie doch ſchon längſt eines beſſern überzeuget ſeyn müſten; Aber, was thun die vorgefaſſete falſche Meinungen und der Eigenſinn nicht, wodurch mancher auch die offenbareſte und nothwendigſte Wahrheiten zu verwerffen, angetrieben wird?

Ein jeder Leibſchmerze, oder eine jede Arbeit verhindert, daß die ausdünſtende gekochte Materie nicht hindurch kommen kan; Weil die Gefäſſe durch die Pein zuſammen gezogen werden, welches die Ausdünſtung verhindert.

Jede Verkältung (wann ſie gleich noch ſo geringe) die uns des Nachts im Schlafe überfällt, iſt an der Ausdünſtung hinderlich. Im Schlaffe iſt die Ausdünſtung am ſtärkſten; Wann man ſich aber im Bette hin und her wirfft, kömt die äuſſere Luft, und ziehet vermittelſt ihrer Kälte die Gefäſſe zuſammen, wodurch die Ausdünſtung zurük gehalten wird.

Das öftere herumwerffen des Leibes im Bette, iſt eine der gemeineſten Urſachen, wodurch die Ausdünſtung im Sommer verhindert wird.

Gar zu ſchwere Kleidung iſt an der Ausdünſtung hinderlich, weil ſie die Kräffte ſchwächet; Weil die zur Ausdünſtung gewidmete Röhren dadurch zuſammen gepreſſet werden.

Unſer Leib dünſtet nicht alle Stunden auf einerlei Weiſe aus; Indem er nach

dem

dem Eſſen innerhalb fünf Stunden ungefehr ein Pfund von der ausdünſtenden Materie los wird; Zwiſchen der fünfften und zwölfften Stunde aber, bei die drei Pfund; Und zwiſchen der zwölfften und ſechszehenden Stunde (in welcher Zeit man Gelegenheit hat, den Leib zu nähren, oder Medicamenten zu gebrauchen) kaum ein halb Pfund.

Die meiſten Leute pflegen in einem Tage ſo viel unempfindlicher Weiſe auszudünſten, als in fünffzehn Tagen nicht durch den Stuhlgang fortgehet. Die Ausdünſtung kommt durch alle, (wenigſtens weiche und flüſſige) Theile des Leibes, darum gehet ſie in ſolcher Menge ab; Da hingegen der Abgang der Gedärme nur ein Uberbleibſel weniger Pfunden, der in den Magen gebrachten feſten Speiſe iſt.

Wer des Nachts mehr als gewöhnlich ohne Schwitzen und Beſchwerlichkeit ausrechnen kan; Zumahlen da ſolche Leute alsdann krank werden, wann ſolche Reinigungen aufhören oder unterdrüket werden.

Aeuſſerliche Urſachen, ſo die Ausdünſtung hemmen, ſind kalte, dike und feuchte Lufft: dike und zähe Speiſen, Unterlaſſung der Leibes- und Gemüthsübungen, und bei ſtarken Leuten eine gar zu ſtarke Enthaltung vom Beiſchlaffe; Weil die Schweislöcher durch die Kälte verſtopffet, und alſo der Ausflus der dünſtenden Materie gehemmet wird: Wobei noch dis kommt, daß die Würkung des Bluts alsdann vermindert, und gedachte Materie nicht in genugſame *Quantitat* bereitet wird.

Aeuſſerliche Erkältung verhindert die Ausdünſtung in ſchwachen Leibern, weil bei ſolchen die Wärme dadurch zerſtreut wird: In ſtarken Cörpern aber wird ſie vermehret. Dann die Wärme ziehet ſich

Der ſchwere Theil flieſſet dermaſſen zuſammen, daß einige Thiere, als Wandläuſe, Läuſe und mehr dergleichen Ungezieffer daraus gezeuget werden. Daß die gröbere Ausdünſtung zur Ausbrütung des Ungezieffers Anlas geben könne, iſt wohl gewis; Auf was Art es aber geſchehe, iſt noch nicht ausgemachet, und ſchwer zu ergründen, weil es unſtreitig, daß lebendige Thiere aus neiem Saamen kommen müſſen.

Von dem ſchweren Theil der Ausdünſtung entſtehet es, daß die, ſo bei einander in einem Bette Schlaffen, ſich anſteken; Dann der leichte Theil verflieget, das ſchwereſte aber ſezet ſich feſt, und verurſachet die Anſtekung.

Bei denen die ausdünſtende Materie ihren Weg in der gröſten Sommerhize nicht ungehindert nehmen kan, ſelbigen fällt die Wärme beſchwerlich: Die aber ganz ungehindert ausdünſten können, verſpüren keine Beſchwerde davon. Dis mus allerdings folgen, weil alsdann die innere Bewegung des Bluts nnd der übrigen Säfte ſtärker als gewöhnlich iſt.

Wann die Alten viel ausſpeien, erhalten ſie dadurch ihr Leben; Dann weil dasjenige, ſo auf gedachte Art ausgeworffen werden mus, weder verdäuet noch aufgelöſet werden kan, darum folget die Erſtikung und der Tod darauf.

Das Alter iſt würklich eine Krankheit, wird aber lange Zeit hingehalten, wann der Leib ausdünſten kan.

Die Alten befördern ihren Tod durch den Beiſchlaff, Erkältung des Leibes, übermäſſiges Trinken, ſtarke Mahlzeiten, hefftigen Zorn, und gar zu ſtarke Leibesübungen. Weil weder das Blut noch die übrigen Säfte in ihnen kräftig gnug ſind, ſondern immer ſchwächer werden: Wobei noch dis kommt, daß ihre feſten Theile nicht biegſam, ſondern ſteif ſind.

Wann die unempfindliche Ausdünſtung gänzlich unterbrochen iſt, es möge nun an dem edelſten Theil des Leibes oder an einem der geringſten vorfallen, bringt es den Tod zuwege; Was die edlen Theile anbetrifft, ſo erweket es im Gehirn den Schlag, im Herzen das Herzklopffen, in der Leber eine übermäſſige Blutmachung, und in der Bährmutter die Erſtikung; Aber in den geringen Theilen erwekt es eine anfangende Erſterbung.

Die Feuchtigkeiten derer, ſo am Podagra laboriren, ſind ſehr dike, und werden nur durch die Verwandlung in einem Dunſt aufgelöſet.

Wann die Knie warm gehalten werden, ſo erkälten die Füſſe nicht; Man ſchläfft des Nachts wohl, hat eine ſtärkere Ausdünſtung, und läſſt weniger Urin. Weil die Gefäſſe durch die Knie ſo wohl nach oben als zu die Füſſe lauffen, wird durch die Entblöſſung der Knie der ganze Leib, fürnemlich aber die Füſſe, weil ſie am weiteſten vom Herzen entlegen ſind, dadurch erkältet.

Der Durchlauf wird durch ſolche Mittel gehoben, ſo die Ausdünſtung vermehren, dergleichen das Bad iſt. Fürnemlich wañ der Durchlauf von Erkältung entſtanden; Daher ſehen wir auch, daß die Erwärmung des Unterleibes durch reiben mit geräucherten Tüchern, und andern, die verſtopfften Gädge eröfnenden Mitteln das meiſte zur Geneſung dieſes Zufalls beitragen.

In der Waſſerſucht des Unterleibes wird das Waſſer deſſelben nicht aufgelöſet, weil ſeine Trukne und Hälte die Durchdünſtung verhindern. Das auſſer ſeinen Gefäſſen befindliche Waſſer der Waſſerſüchtigen

tigen iſt alsdann kalt und zähe, ſo daß es zum Ausdünſten unbequem: Die Gefäſſe hingegen, weil ſie leer, ſind ſo zuſammen gezogen, daß ſie das Waſſer nicht annehmen können.

Wann den hizigen Feuchtigkeiten, ſo in einen Theil zuſammen gefloſſen, mit hizigen zertheilenden Mitteln begegnet wird, werden ſie eben wie durch die unempfindliche Durchdünſtung aufgelöſet. Kühlende Mittel verſtopffen die Schweislöcher, verdiken die Säfte, und hemmen alſo die Ausdünſtung, ſo daß diejenige Krankheiten, ſo von hizigen Feuchtigkeiten entſtanden, dadurch nur ſchlechter werden.

Bei Geſchwulſten iſt die Durchdünſtung dienlich, wann ſie entweder von ſelbſt, oder durch dienliche Mittel zuwege gebracht wird: Sonſt verhärten ſie, indem ſich das dünne zertheilet, das dike aber ſizen bleibet. Wann in Geſchwulſ-

kommen, und ſie ſich einer feuchten Lebensart bedienen, werden ſie geſund.

Cörper, ſo unempfindlicher Weiſe viel ausdünſten, werden weder purgieret noch zur Ader gelaſſen. Purgieren und Aderlaſſen ſind bei ſolchen *ſubjectis* unnöthig, weil die Ausdünſtung weit mehr wegnimmt als jene beide.

Woher kommen die Fleken in den Fleckfiebern? Weil die Durchdünſtung des bösartigen Eiters verhindert wird. Die rothe Fleken entſtehen von rohen zum ausdünſten unbequemen Theilen, die ſich ihrer Grobheit halber in den Schweislöchern der Haut feſt ſezen, und gedachte *Couleur* herfürbringen.

Durch die Blähung wird ſowohl die nüzliche als unnüze Materie aus dem Leibe gebracht: Wann ſich aber die Kräfte nach dem Schlaf wiederum ſammlen, kömmt allein das Unnüze heraus. Dar-

schädlicher, als dasjenige, wodurch die Ausdünstung verhindert wird, als Schmeer, Oel, Wax, ꝛc.

Wann die Ausdünstung im Naken gehemmet ist, alsdann wird die Empfindung des Hirnschaalhäutleins betäubet: Wie aus dem Sphacelo (kalten Brande) desjenigen, so im Wind und Regen gegangen hatte, zu ersehen ist. (Ist ein Articul von grosser Wichtigkeit, und verdienet wohl von denjenigen aufgemerket zu werden, die sich gar zu viel auf ihre gesunde Leibes-Constitution verlassen, und deswegen die Entblössung des Nakens für nichts Schädliches halten, welches sie aber bisweilen, wiewohl zu spate, bereuen müssen.)

Nichts ist besser wieder die Fäulung als eine starke Bewegung der im Leibe befindlichen Theile, so nicht allein durchs Einathemē, sondern auch vermittelst der unsichtbaren Gänge geschehen mus.

Erkältungen zeigen in hizigen Krankheiten den Tod an: (wie am Hermocratē) Dann sie räumen die Ausdünstung aus dem Wege.) Darum sind verkühlende Mittel sehr schädlich, wann sie nicht mit solchen Theilen, so die Schweislöcher eröffnen, versezet sind.

Aber diejenige Lebensart, die von uns nicht täglich erwogen wird, bringt uns bis auf das Alter des Philippi; Weil eine gar so sorgfältige Lebensart, weil sie mit vielen Gemüthsbewegungen verknüpfft ist, oft mehr Schaden als Vortheil an der Gesundheit verursachet.

Die mit der Pest beschmizte Sachen steken so lange an, als die nächste und entfernte Ursachen dauren; Wann aber nur eine unter diesen Ursachen ihre Kraft verlieret, so höret das Gifft auf, wie die Bewegung einer Uhr, welche, wann nur ein Zahn an den Rädern verlezet ist, aufhöret. Er will hiemit sagen: Daß die Ansteckung der Pest alsdann aufhöret, wann die Ausdünstung, wodurch sie geschehen mus, gebrochen oder verändert ist.

Von der Pest werden wir nicht durchs berühren, sondern durch das Einathemen der mit der Pest beschwängerten Lufft, oder aus dem Hausgeräth komenden Dampf angesteket; Welches auf folgende Weise geschiehet: Der Lebensgeist wird von der Lufft angesteket; Vom angesteketen Lebensgeist gerinnet das Blut, welches, wann es nach aussen gepresset wird, Pestkohlen, schwarze Blattern und Beulen verursachet: Bleibt es inwendig, so bringt es den Tod zuwege: Kommt es aber ganz heraus, alsdann genesen wir davon. So lange die innere sowohl feste als flüssige Theile des mit der Pest beschmizten, nicht vermögend sind, die beschädigende oder pestilentialische Theile nach aussen zu treiben, ist noch Hoffnung der Genesung vorhanden: Bleiben sie aber im Blute, so ist es mit dem Patienten geschehen, weil die Kräffte durch dis im höchsten Grad bösartige Fieber so dann in gar kurzer Zeit übern Hauffen geworffen werden.

Die Manier, wie die Pest zu bezwingen sey, ist zweierlei; Daß nemlich die Gesunde von den Kranken abgesondert, und die angesteckte an andere Oerter gebracht, und vertheilet werden: Bei diesen leztern ist wiederum zweierlei anzumerken: 1. Daß man sie an keine ihnen verdriesliche Oerter bringe. 2. Ihr Hausgeräth nicht verbrenne.

Die, so ein ander Hülfsmittel gegen die Pest vorschlagen, als die Flucht, sind entweder unwissende oder Geldbegierige Leute.

Darum sehen wir auch, daß fast kein

ner unter den Edelleuten durch Medicamenten; Hingegen viele geringe Leute ohne denſelben geneſen werden. Weil reiche Leute in Peſtzeiten ſehr um ihr Leben bekümmert ſind, indem ſie ihre Güter ungern verlieren: Darum werden ihre Lebensgeiſter durch die Furcht gar leicht übern hauffen geworffen, ſo daß ſie bei Ankunfft der Peſt, ihr zu widerſtehen, untüchtig ſind; Dahingegen geringe Leute, die nicht viel dabei zu verlieren haben, gutes Muths ſind, und den angeſtekten Ort leicht verlaſſen können, weil ſie mit dem *Bias* alles ihrige bei ſich führen: Wozu bei Reichen oder Edelleuten noch dis kommt, daß ſie durch ſtarken Gebrauch der ſo genannten *præſervir*enden oder Peſtmittel ihr Geblüt ſo in Regung ſezen, daß es bei Ankunfft der Peſt dem Gift nicht widerſtehen kan, und die Kräfte in kurzem verlohren gehen.

betaſtet wird, die ſodann von den Geſunden wiedrum berühret werden, und dieſen das Gift alſo mittheilen.

Schwer Waſſer, wie auch trübe und ſchwere Lufft, verwandeln die unſichtbare Ausdünſtung in eine ſcharffe wäſſerige Feuchtigkeit, welche, wann ſie behalten und nicht aufgelöſet wird, groſſen theils zu einem verdorbenen Zuſtand der Säffte Anlas gibt.

In geſunder kalter Lufft wird die Ausdünſtung ebenmäſſig gehemmet, und die Röhren des Leibes gedrüket; Es werden aber die Fiebern dadurch geſtärket, und das Gewicht des Ausdünſtenden verurſachet keine Verlezung, wird auch nicht empfunden.

In diker Luft wird die Ausdünſtung gehemmet, die Gänge werden zwar angefüllet, aber nicht dicht, die Zäſerlein verſchlappen, und werden nicht geſtärket.

zwar, aber stärket auch zugleich: Und daher werden die Cörper leichter.

Schwache Leiber verwandeln die verhaltene ausdünstende Materie am besten im Winter, starke hingegen im Sommer in Urin.

Eine Eventaile verhindert die Ausdünstung, und machet das Haupt schwerer und hiziger.

Gemässigte Cörper sind im Sommer ungefehr drei Pfund leichter als im Winter.

Im Sommer spüret man Mattigkeit des Leibes; Nicht deswegen, weil der Leib alsdann schwerer ist, sondern weil er weniger Kräfte hat.

Wir werden im Sommer von der Hize geplaget, nicht hauptsächlich wegen der Lufthize; Dann ein jeder Theil des Leibes ist wärmer als die Sommerluft, sondern weil es in der Sommerluft so kalt nicht ist, daß die natürliche Wärme gnugsam zusammen gehalten werden kan, welches sodann verursachet, daß die also zerstreuete Luft, die von der Natur warme ausdünstende Materie unempfindlicher Weise heraus zu treiben, unvermögend sey; Wodurch das Verhaltene scharff wird, und verursachet, daß uns die Hize sehr plaget.

Indem die Leiber in der Sommerhize wegen dem Nacht- oder Tagesschlaf überflüssig ausdünsten oder schwizen, werden sie dadurch leichter und von keiner Hize geplaget.

Der Herbst ist nicht gesund, theils weil die Ausdünstung von der ankommenden Kälte verhindert zu werden pflegt, theils auch weil dasjenige, welches alsdann nicht hindurch kommen kan, scharff und beissend wird.

Die ungewöhnliche Schwere des Leibes mus nicht im Frühling, sondern im Herbst hinweggeschaffet werden, dann ist die darauf folgende Kälte schädlicher als die schwere.

Wer sich im Herbst mit warmen Kleidern rechtschaffen gegen die Kälte wafnet, und alsdann Harn treibende Mittel gebrauchet, wird alsdann von keiner Krankheit geplaget werden, und bei vorigem Gewichte bleiben. Das erste ist eine nüzliche Lebensregul; Daß auch die Harn treibende Mittel dienlich zu gebrauchen sind, hat seinen zureichenden Grund, weil sie selbst auf die subtileste Gefässe würken, und das überflüssige aus dem Leibe führen.

Die im Winter gewohnt sind, von solchen Krankheiten, die aus Menge der Feuchtigkeiten entstehen, geplaget zu werden, müssen im Herbst, nicht aber im Frühling gereinigt, und wiedrum zu eben demselben Gewicht gebracht werden, das sie im Sommer gehabt.

Wann aber die Krankheiten von böser Beschaffenheit der Säfte entspringen, müssen die Leiber im Frühling, nicht aber im Herbste purgieret werden: Dann im Sommer wird die Bösartigkeit solcher Leibesbeschaffenheit mehr gestärket als im Winter.

Die im Anfange des Frühlings ihre warme Kleider gar zu frühzeitig verwechseln, und sie im Herbst zu langsam anziehen, verfallen des Sommers gar leicht in Fieber, des Winters aber in flüssige Krankheiten.

Gar zu kalte, feuchte oder windige Luft verhindert die Ausdünstung: Daher sehen wir, daß diejenige, so zu Hause bleiben, wie das Frauenzimmer zu thun pflegt, weder von Husten, noch von Flüssen oder Entzündung der Lunge geplaget werden. Sie müssen sich aber im Hause so verhalten, daß sie von einem durch das Haus streichenden Winde nicht gefasset werden können,

welches ſonſt ſchädlicher wäre, als wann ſie in die freie Luft kämen.

Die Luft in den Städten iſt nicht ſo gut als die Landluft, weil jene diker und nicht gnugſam von den Winden durchwehet wird: Daher benimmt ſie auch den Appetit zum eſſen. Sie iſt nicht allein diker, ſondern auch feuchter als die Landluft wegen vielfältiger Ausdünſtungen, fürnemlich von kranker Menſchen *Excrementen* ꝛc. und weil die ſo nahe aneinander gebauete Häuſer den freien Durchzug der Winde verhindern.

Ein voller Leib, der nicht verdäuet, dünſtet faſt ſo viel aus, als ein nüchterner Magen, der nichts Verdäuliches in ſich faſſet.

Starke nährende Speiſen, ausgenommen Hammelfleiſch, pflegen in den Stunden zwiſchen der Abend- und Mittagsmahlzeit nicht mehr als 18. Unzen ausdünſten. (Nahrhaffte Speiſen

weit gröber und roher als die Ausdünſtung ſeyn, ſonſt würden ſie mit dem übrigen durch die gewöhnlichen Wege und Schweislöcher ihren Durchgang nehmen.

Ein ſtarker Magen verzehret die Menge der Speiſen durch die unempfindliche Ausdünſtung: Ein ſchwacher Magen thut es durch die Verderbung des Nahrungsſaftes.

Wann man nicht zu Abend iſſet, ungeachtet der Magen ledig und kein paroxyſmus vorhanden, ſo wird das Ausdünſtende zurük gehalten, und die zurük gehaltene Materie ſcharf: wodurch der Leib zu hizigen Krankheiten vorbereitet wird.

Ungekochte Speiſe machet den Leib nicht allein durch ihre Menge, ſondern auch durch ihre böſe Eigenſchaft, ſchwerer, indem ſie die Ausdünſtung hemmet.

Erdſchwämme und Schweinfleiſch e[illegible] iſt ſchädlich: Zum theil weil ſie

selben zuwege: Und durch gedachte Verdikung der Säfte schleppen sie einen Theil derselben mit sich, treten in Form eines Dampffes in die Blase, und gehen mit dem Urin fort.

Die Menge Speisen schadet den müssigen mehr als arbeitsamen Leuten; Dann in der Ruhe werden die Eingeweide durch das Gewicht der Speisen beschweret, und hingegen durch die Arbeit davon befreiet.

Dasjenige Gewicht der Speisen ist am gesündesten, wann man seine Geschäffte nach der Mahlzeit eben so hurtig als bei nüchternem Leibe verrichten kan. Ist ein Zeichen, daß die Speisen voller Säfte und leicht zu verdäuen sind, so daß der Magen von ihnen nicht beschweret wird.

Wann die Natur eines Thieres im Stande wäre, hundert Pfund an Essen und Trinken zu verdäuen, es bekäme aber nur 99. so müste es mit der Zeit davon absterben. Weil alsdann so viel nicht hiebei gefüget als abgenommen würde: Welches lezte mit der Zeit eine gar wichtige Abzehrung des Leibes zuwege bringen müste.

Wer gegen seine Gewohnheit nur einmal im Tage was geniesset, bringt sich selbst allgemählich um die Gesundheit; Er möge gleich wenig oder viel essen. *Sanctorius* schreibet nicht ohne Ursache, daß die, so wieder die Gewohnheit nur einmal im Tage Mahlzeit halten, sich allmählich verderben; Dann wer sich wenigstens 2. mahl im Tage zu essen gewöhnet hat, mus nothwendig in Gefahr krank zu werden, gerathen, wann er seine Lebensart auf solche Art verändert: Weil sowohl die feste als flüssige Theile dazu gewöhnt sind, und durch solche Veränderung die Däuung und Ernährung des Leibes, samt dem Umlauf des Bluts, und die Ausdünstung in ihren Würkungen merklich gestöret werden.

Vom Genus vielerlei Speisen entspringen, dreierlei Böses; Man isset zu viel, die Speise wird wenig verdauet, auch ist die Ausdünstung nur gering.

Die in der Jugend gar zu unmäßig essen und trinken, erweitern ihren Magen zu stark; Daher können sie hernacher nicht ohne grosse Beschwerde einer mässigen Lebensart geniessen. Kommt daher, weil der Magen durch die überflüssige Nahrungstheile zu stark ausgedehnet wird, so daß er hernach niemals wiedrum zum rechtschaffenen Maas einer guten Däuung kommen kan.

Wer sich ohne sonderliche Mühe zur mässigen Lebensart in Essen und Trinken begeben will, der bediene sich nur solcher Speise, die wenig nähren; Alsdann wird der Magen, weil er sich ihrer geschwind entlediget, seine übermässige Erweiterung verlieren und etwas enger werden. Dis ist ein sehr guter Rath, wird aber von den wenigsten angenommen, weil den meisten der angenehme Geschmak lieber ist als die Gesundheit.

Wann einer nach vielem Trinken entweder schwizet, oder viel Urin von sich gibt: Solches zeiget eine grosse Stärke der Natur oder eine wichtige Schwachheit an.

Wasser trinken hemmet die unempfindliche Ausdünstung, vermehret aber die sichtbare.

Nach übermässiger Leibes- oder Gemüthsübung alsobald zu speisen, ist nicht gut; Dann ein müder Leib dünstet nicht gerne aus.

Die meisten Leute dünsten ungefehr vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit kaum ein Pfund aus, hernach um die 9te Stunde 2. Pfund; Aber zwischen der neunten und 16den Stunde kaum ein Pfund.

Wann aber das ungewöhnliche Gewicht, ſo durch das ſpäte Sauffen voriges Tages verurſachet worden, weder von der Kraft der Verdäuung, noch durch die Fäulung am folgenden Tage gehoben wird, alsdann findet folgende Lebensregul ſtatt. Wer voriges Tages zu viel Wein getrunken, und ſich nicht davon wohl befindet, der ſeze am folgenden Tag wiedrum an, ſo wird ihm beſſer werden. Wann der Wein des erſten Tages wegen vieler im Leibe angetroffenen fremden und ſchleimigen Theile eine Aufwallung verurſachet, da wird die ausdünſtende Materie dadurch in ihrem Durchzug gehemmet: Welche aber folgenden Tages ihren ordentlichen Weg findet, wann die *ſpirituoſen* Theile des alsdann wiedrum getrunkenen Weins ſie heraus treibet.

Ein Moſt, der noch weniger maſſen trüb iſt, dünſtet, wann er im Magen gekochet wird, nicht allein aus, ſondern

Nacht geſpeiſet hat, leer geworden
So kommt bei ſchleimigen Tempera
ten das trokne Eſſen, z. Ex. Zwieg
kenen Brods, ſehr zu ſtatten. Der ü
mäſige Schleim vermenget ſich
dann mit der troknen und lukern
ſtanz des Zwiebaks, ſo, daß ſoo
die Ledigkeit des Magens dadu
erſezet, als auch die überflüſige Feu
und Schleimigkeit verbeſſert wird

Wann alte Leute nach dem Exem
des Antiochi 3. mal im Tage ſpeiſen,
es ſicherer vor ihnen, als wann es
2. mal im Tage geſchiehet, ſo wird dieſ
dünſtung dadurch ungemein verhind

Warum as der Antiochus keine Fi
in der Abendmahlzeit? weil ſie die A
dünſtung verhindern: Nach dem Sc
iſt die Ausdünſtung nüzlich. Wann
aber aufgehalten wird, bringet ſie V
luſt der Kräffte zuwege. Fiſche mac
einen ſchleimichten *Chylum*, welcher

In einem kalten Cörper ist der Honig nüzlich, weil er ernähret und ausdünstet; Aber in einem hizigen Leibe schadet er, weil er die Galle vermehret. Ist also darum schädlich, weil er Blähung, Erbrechen und mehr andere verkehrte Bewegungen im Leibe verursachet: Daß aber die Galle dadurch vermehret und gezeuget werde, ist noch nicht ausgemachet.

Nichts schadet der Ausdünstung mehr, als wann man alsdann trinket, wann der Nahrungssaft gemachet wird.

Zwei Dinge sind der Gesundheit sehr schädlich; Nemlich den Leib gar zu viel ruhen lassen, und essen, ehe das vorige verdäuet ist.

Ein Schlaffender dünstet innerhalb 7. Stunden unvermerkt, heilsam und ohne Gewaltsamkeit zweimal so viel aus, als ein Wachender.

Die mit vielem Schwizen begleitete Ausdünstung eines Schlaffenden ist nicht stärker, als eine jede unempfindliche Ausdünstung ohne Schweis. Stark Schwizen ist ein Zeichen schwacher Leibes-*Conſtitution*, verhindert auch die Ausdünstung noch viel mehr, als daß sie dieselbe befördern sollte, weil sich das Ausdünstende mit dem Schweis vermenget.

Unruhiger Schlaf pflegt den dritten Theil der gewöhnlichen Ausdünstung zurük zu halten. Weil durch die Unruhe die Schweislöcher verstopffet werden, welches die Ausdünstung zurük hält; Zu geschweigen, daß bisweilen auch Träume dabei sind, die einen Menschen so sehr abmatten, als wann er wachend sehr stark arbeitet.

Im ruhigen Schlaf ist die Ausdünstung bisweilen gröſſer, als in einer starken Leibesbewegung.

Die, so mit entblöſſeten Hüften und Füssen schlaffen, machen dadurch, daß in einer Nacht ein Pfund ausdünstender Materie zurük bleibet. Und durch die Verkältung wird das Blut träger in seinem Umlauf gemachet, die Schweislöcher werden verstopffet und die Ausdünstungen zurük gehalten.

Gallsüchtigen Leuten, so zu Bette gehen, wann der Magen ganz leer ist, wird der Bauch und das Haupt mit rohen Dünsten angefüllet: An den Schläffen spüren sie ein Klopffen, das Fleisch fällt ihnen vom Leibe, um die Arme und Hände spüret man Spannungen: Bisweilen läſſt sich Herzdrüken, Schwindel und die fallende Sucht spüren, wie dem Diodoro begegnet ist. *Cholerici* haben von Natur ein beweglich Blut, wann diese nun mit ledigem Magen zu Bette gehen, mus das Blut, weil sein Verlust nicht ersezet worden, nothwendig schärffer werden: Das dünneste gehet verlohren, und das übrige wird zäher und zum Umlauf unbequem: Hieraus entstehen die in gegenwärtigem Lehrsaz erzehlete Zufälle.

Von der Veränderung des Bettes entstehet unruhiger Schlaf und wenige Ausdünstung; Dann was man nicht gewohnt, obschon es besser ist, verlezet sowohl den Leib als das Gemüth. Dis lehret uns die Erfahrung: Die Ursache hievon ist, weil man in einem ungewohnten Bette das sonst gewöhnliche Lager verändern mus, indem ein solches Bette nicht so beschaffen ist, wie mans gewohnet: Wodurch der Umlauf des Bluts verändert wird, welches Unruhe, öffters Umwerffen des Leibes im Bette und darauf entstehende verhinderte Ausdünstung zuwege bringt.

Die in einem ungewohnten Bette schlaffen, träumen mehr, als wann sie sich des gewöhnlichen bedienten.

Die da schlaffen und nicht träumen,

dünſten gut aus; Hinwiederum die wohl ausdünſten und nicht träumen, ſchlaffen gut. Die nicht träumen, liegen geruhig und werffen ſich im Bette nicht herum, welches eine ungehinderte Ausdünſtung verſchaffet; Hingegen beweget ein Träumender ſeinen Leib gar oft, iſt auch gemeiniglich mit hizigen Gemüthsbewegungen beſchäftigt, wodurch die Lebensgeiſter nicht weniger in ihrem Einflus geſtöret werde.

Der Schlaf iſt ungefehr vier Stunden nach der Mahlzeit am beſten; Dann alsdann iſt die Natur mit der erſten Däuung weniger beſchäfftigt, ſtellet dasjenige wiederum her, was verlohren iſt, und kommt der Ausdünſtung beſſer zu ſtatten.

Durchs Gehnen und Ausſtreken der Glieder dünſten die Leiber in einer halben Stunde mehr aus, als ſie ſonſt in drei Stunden nur thun würden. Weil

Die Reinigkeit der Ausſprache und Hurtigkeit des Leibes nach dem Schlaff deuten an, daß der Leib in ſelbiger Nacht mehrentheils drei Pfund ausgedünſtet hat.

Im Schlaffe werden die Feuchtigkeiten zuſammen gezogen, die angebohrne Wärme wird mit der einflieſſenden vereiniget, der Durſt wird gehoben, wann die Galle die Oberhand nicht hat, aus dem Blut werden die übrige Feuchtigkeiten gezeiget, und die Leiber werden ſodann leichter.

Durch gar zu ſtarken Schlaff erkälten ſowohl die innere als äuſſere Theile; die Feuchtigkeiten verdiken, werden unbequem zur Ausdünſtung und ſchwerer.

Gallreiche Cörper werden durch gar zu ſtarken Schlaff hefftig beſchädigt, nicht deswegen, weil die Ueberbleibſel der dritten Kochung nicht ausdünſten können, ſondern, weil ſie ſehr beiſſig ſind, und das Haupt ſammt andern Ein-

ibesübung Wachen und Zorn. Das heegetränk iſt in ſolchem Fall das be-
e, weil dadurch das Blut verdün-
et und zum Umlauff bequem gema-
et wird, welches die Ausdünſtung uwege bringet, und alles wiedrum erſtellet: Wie dann auch die Erfah-ung lehret, daß durch dis Getränke ffters das hefftigſte Kopffwehe ge-eſen wird.

Wann der Leib ausgeſtreket wird, iſt er Schlaff ſchädlich, wird er aber zu-ammen gezogen, ſo hilfft er: Weil die ıſammen gefügte Eingeweide eine leich-:, die ausgedehnete hingegen, ſchwere Verdäuung verurſachen. Wann die Glieder zuſammen gezogen ſind, wird er ganze Leib dadurch erwärmet, weil die Wärme alsdann ſo leicht nicht erſtreuet wird.

Fröliche und zornige Leute werden viel weniger durch eine lange Reiſe abgemat-et, als furchtſame und traurige; Dann ne dünſten geſunder aus als dieſe.

Durch die Leibesübungen werden die eiber leichter; Dann alle Theile, für-emlich die Muſculn, werden dadurch om Auswurff gereiniget. Das Aus-ünſtende wird zur Ausdünſtung beför-ert, und die Geiſter werden alsdann erdünnet. Weil die Bewegung des Herzens und der Umlauf des Bluts adurch ſehr angeſtrenget werden, welches einen groſſen Verluſt der fein-en Theile im Blut zuwege bringet.

Wann der Leib nach dem Abendeſſen o. Stunden im Bette ruhet, wird er hr wohl ausdünſten: Wird er aber och länger ruhen, ſo wird alſobald ſo-ohl die merkliche als unvermerkte Aus-ünſtung vermindert werden. Weil nach olcher langwürigen Ausdünſtung eine Materie mehr übrig.

Es gibt zweierlei Ubungen, nemlich es Leibes und des Gemüths; Durch ne werden die Unreinigkeiten des Lei-es entlaſtet. Dieſe aber thut ihre Wür-ung vielmehr unempfindlicher Weiſe, für-nemlich aber am Herzen und Gehirn, wo die Seele ihren Siz hat.

Gar zu groſſe Gemüthsruhe verhin-dert die Ausdünſtung mehr als die Leibes-ruhe.

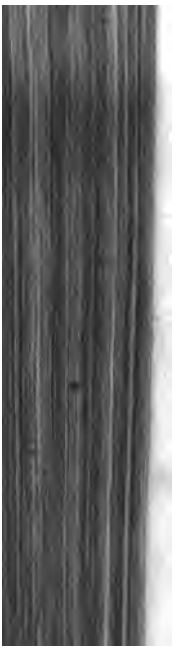
Gemüthsbewegungen, wodurch die Geiſter am meiſten zur Ausdünſtung ge-bracht werden, ſind Zorn, Furcht, Trau-rigkeit ꝛc. Zorn und übermäſige Frö-lichkeit bringen eine hefftige Bewe-gung ins Blut, und treiben alſo die Lebensgeiſter häuffig aus dem Leibe: Aber Furcht und Traurigkeit halten ſie zurük, ſo daß ihr Einflus gehem-met wird.

Hefftige Leibesübung nimmt das Ge-wicht der in die Sinnen fallenden Excre-menten von einem mit Eſſen oder roher Feuchtigkeit angefülleten Cörper weniger als gewöhnlich, hinweg; Und von den unſichtbaren Excrementen faſt nichts. Weil dasjenige, welches am meiſten beweglich im Blute iſt, durch die ſtar-ke Arbeit hinweg getrieben wird, wel-ches verurſachet, daß die rauhe Theile nicht verzehret werden können, und die unſichtbare Ausdünſtung zurük bleibet.

Den Leib an einem Ort, wo der Wind wehet, ſtark bewegen, iſt ſchädlich.

Das Reiten würket nur auf die Aus-dünſtung der über die Lenden gelegenen Theile des Leibes: Aber unter die Arten des Reitens iſt der Zeltergang am geſun-deſten, da hingegen das Traben gar ſchäd-lich iſt. Die über den Lenden befindli-che Theile werden im Reiten mehr ge-ſchüttelt, als diejenige, ſo unter ih-nen gelegen ſind; Was aber die Arten des Reitens anbetrifft, ſo iſt der Trab, weil die Därme dadurch gar zu ſtark geſchüttelt werden, nicht ſo gut als ein leiſer Schritt und der ſo genannte Pas. Weil durch dieſe zwei lezte Gattun-gen die Theile des Leibes nur ganz ge-linde beweget werden.

Das Fahren im Wagen iſt am ſtrengſten unter allen. Dann dadurch wird nicht



ungekochte verlohren gehet. Iſt von den Pohlniſchen und Baurtänzen, bei denen ſtark geſprungen wird, zu verſtehen; Dann ſowohl eine *Menuette* als andere Franzöſiſche Tänze können ohne ſtarkes Springen gar wohl verrichtet werden, und ſind demnach dem Leibe ſehr geſund.

Mäſſiges und ohne Springen geſchehendes Tanzen kommt am nächſten zum Lobe der mäſſigen Bewegung, weil es die gekochte Ausdünſtung mäſſig heraus treibet.

Die ſehr lange, wie junge Leute, gut ausſehen wollen, müſſen ſich hüten, daß ſie nicht ſchwizen, oder von Hize gar zu viel ausdünſten.

Von verhinderter Ausdünſtung werden die Häute der Augen dunkeler; daher wird das Geſicht durch ſehr kleine Oefnungen, dergleichen in kleinen Krebſen befindlich, verrichtet: Die Brillen vereinigen die Vorwürffe in einem Punct, ſo daß man dadurch nur durch einen Ort

ſehen kan.

nn in ſeinen Verrichtungen nicht
nmet wird.

inn die Traurigkeit lange dauret,
t ſie kalt Fleiſch; dann ſie verhin-
daß die dike und kalte Theile der
inſtenden Materie nicht ausdünſten
n.
Schärffe der wegen Traurigkeit ver-
en ausdünſtenden Materien wird
die Frölichkeit gemächlich aus dem
geräumet: dann die geſunde und
he Feuchtigkeiten werden ſodann
öſet, und hernach das Gewicht ſamt
chärffe hinweg geſchaffet.

n und Hoffnung räumen die Furcht
m Wege; Aber Frölichkeit verban-
Traurigkeit: Dann die Gemüths-
ungen laſſen ſich nicht durch Arze-
tel ſondern durch andere Gemüths-
zungen überwinden: weil dasjeni-
s denſelben zuwider ſeyn ſoll, ihre
ſchaft an ſich haben mus.

traurig zu Bette gehen, dünſten
achts wenig aus: und folgendes
bleiben ihre Leiber ſchwerer als ge-
ich.
Melancholei wird auf zweierlei
überwunden; Entweder durch die
usdünſtung, oder eine ſtetige Ge-
ruhe.
nn alſobald nach dem Zorn die Ge-
ruhe folget, oder nach der Ge-
ruhe der Zorn kommt; Alsdann
die Leiber, wann der Menſch eben
Speiſen zu ſich nimmt, als er ge-
iſt, leichter, als wann der Zorn
ie Traurigkeit allein anhielten.
die heftige Gemüthsbewegung
en laſſen, wird durch die folgen-
tgetrieben.
in einer ſich ohne Urſache beſſers
wie ſonſt zu ſeyn, verſpüret, ſol-
tſpringet von der mehr geöfneten
nſtung: daher auch der Leib ſol-
Tages leichter verſpüret wird.

Unvermuthete Freude thut mehr Scha-
den als die, ſo man vorher gewuſt hat;
Dann ſie beweget nicht allein die Ausdün-
ſtung der Unreinigkeiten der dritten Dau-
ung, ſondern auch die Ausdämpffung der
Lebensgeiſter. Weil die Gefäſſe dadurch
auf einmal gar zu ſtark erweitert wer-
den, wodurch die innwendige Ver-
richtungen des Leibes ſo allgemählich
geſchehen müſten, gehemmet werden.

Peterſilien und die übrigen eröfnende
Mittel machen frölich; Aber Hülſenfrüch-
te, fett Fleiſch und andere verdikende
und die Höhlen der Gänge anfüllende
Dinge bringen Traurigkeit zuwege. Die
Peterſilie verdünnet die Säfte, und er-
öfnet die Schweislöcher; Hingegen
ſind die übrige aus diken und groben
Theilen zuſammen geſezet, folglich
verhindern ſie die heilſame Verrichtun-
gen im Leibe.

Denen, die zum Zorn geneigt ſind, ſcha-
det die unmäſſige Übung ſehr; dann ſol-
cher ihre Gänge und Röhren werden ſehr
ſchleimig hohl, und mit Ungeſtümm wie-
derum angefüllet; Darum hält Hipp. das
Reiben der Theile und die Fechtſchule für
ſchädlich. Weil das Verlohrne ſo bald
nicht wiedrum hergeſtellet werdē kan,
und ſich an deſſen Statt andere gröbe-
re Theile wiederum einfinden.

Ohne Gemüthsbewegungen würde
der Leib austruknen und im Müſſiggang
vergehen: Hingegen würde das Gemüth
nicht verlezet werden, unerachtet ſich der
Leib nicht bewegete.

Die eine ſehr groſſe Begierde haben, et-
was durchs Spiel zu gewinnen, müſſen
nicht ſpielen; dann wenn ſie ſchon alle
zeit glüklich im Spiel wären, würden ſie
doch für Freuden nicht geruhig ſchlaffen,
wodurch ſie endlich die Ausdämpffung
der ausdünſtenden gekochten Theile ver-
lieren müſten.

Das Nachſinnen, ſo ohne aller G
müthsbewegung geſchiehet, dauret kau
eine Stunde; Mit einer einzigen Gemüth
bewegung kaum 4. Stunden; Aber wan
ſich Veränderungen der Gemüthsbew
gungen dabei finden laſſen, wie im Wür
felſpiel vorfällt (wobei die Spielende ſi
bald über ihren Gewinn erfreuen, bal
wiederum ihres Verluſtes halber betrüt
ſind) kan es Tag und Nacht fortgeſez
werden.

Die bald traurig, bald frölich, bal
zornig, bald furchtſam ſind, genieſſen e
ner weit geſundern Ausdünſtung als di
jenige, ſo immer einerlei Gemüthsbew
gung haben, obſchon ſelbige gut iſt.

Gedanken von den Sommer
fäden in der Luft.

Wir ſehen jezo täglich viele weiſſe, fei
denähnliche, zuſammengeſchlungene
zarte Fäden in der Luft fliegen. Es i
dieſes eine in allen Frühlingen und Herb
ſten gewöhnliche Erſcheinung. Weil ſi
vor dem Sommer vorhergehet und au
ſelben folget, ſo nennet der gemei

schmolzen und geröstet. Endlich so wäre nicht zu begreifen, wie diese schwachen Fäden auf 20. bis 40. Meilen in der Luft fortziehen könnten, und nicht an Bäumen und Häusern in den ersten Meilen hängen bleiben, oder sonst durch Wind, Regen und viele andere Zufälle, die ihnen auf ihrer langen Reise begegnen müssen, zerrissen und zerstreuet werden solten? Doch ich halte es für unnöthig, diese wunderliche Meinung weitläuftiger zu widerlegen. Ihr ganzer Grund beruhet auf der groben äusserlichen Aehnlichkeit der Zinkblumen mit den Sommerfäden. Wenn man aber alle Säze auf solche Annehmlichkeit gründen will, so kan man auch behaupten, der Himmel wäre ein grosser Durchschlag; weil es, wenn es regnet, gerade so aussiehet, als wenn das Wasser durch einen Durchschlag läuft. Andere, welche die Sache ganz zuverläßig zu wissen vorgeben, aber zu derjenigen unnüzen Classe der Naturkündiger gehören, welche ihren ganzen Vorrath phisicalischer Einsicht aus lauter unrichtigen und unbestimmten Begriffen ausspeculiret, niemals aber die Natur selbst betrachtet, und Versuche und Erfahrungen zum Grunde ihrer Wissenschaft gelegt haben, halten die Sommerfäden für geronnene klebichte Materien in und auf dem Erdboden. Es ist wahr, wenn man aufgelöste Harze und andere klebichte Materien mit der Fingerspize ziehet, so kan man lange Fäden, wie Seide, daraus machen. Aber wo sind denn eigentlich diejenigen klebichten Materien, woraus diese Fäden entstehen? Wie entstehen sie denn? und warum entstehen sie nur im Frühling und Herbste? Alle diese Fragen können die Erfinder dieser Meinung nicht beantworten; denn sie haben keine kleibichte Materie und keine Fäden daraus entstehen sehen: und was sie davon sagen, das sagen sie nur, weil sie es so denken, nicht aber wissen. Diese Meinung wird also, als eine leere Muthmaßung, zu verwerfen seyn, wenn diese Sache auf eine andere Art zu erklären, und auf die Erfahrung gründen kan. Eine etwas vernünftige Meinung, als die beiden vorhergehenden, ist diejenige, nach welcher einige diese Fäden für Spinnennester halten, in welchen die Spinnen, als auf Luftschiffen, nach einem ihnen bequemen Winteraufenthalte, segelten. Man hat zuweilen Spinnen darinnen gefunden; und dieses hat Anlas zu dieser Meinung gegeben. Aber wenn es Spinnennester wären, so müste man sie doch auch ausser der Luft, an Bäumen, Sträuchern, Häusern, Wänden u. d. g. sehen. Man findet aber nirgends dergleichen Spinnennester. Und wohin trügen denn die Nester die Spinnen? Sie ziehen mit dem Winde, und dieser würde sie eben so oft in kältere, als in wärmere Gegenden, führen; des groben Wegs zu geschweigen, welchen sie nehmen müsten, wenn sie in eine merklich wärmere Gegend kommen sollten. Überhaupt haben die Insecten nicht nöthig, wie die Störche, im Winter in wärmere Länder zu ziehen, weil sie klein genug sind, sich in viel tausend überal vorhandene Löcher, Höhlen, Rizen u. d. g. zu verbergen. Die Störche würden es auch so machen, wenn sie so klein wären, wie die Insecten. Ob ich nun gleich die Sommerfäden nicht für Spinnennester halte, so glaube ich doch, ja ich behaupte, daß sie von den Spinnen kommen. Im Herbste, da die Witterung den Feld- und Gartenspinnen zu rauh wird, kriechen sie unruhig hin und her, und spinnen sich einen Gang nach dem andern. Sie befestigen, wie gewöhnlich, ihre Fäden an die Blätter der Bäume und Sträucher. Diese aber fallen ab, und reissen die Fäden mit herunter; daher sie häufig an den Bäumen herunter hängen. Bei uns freundlicher Herbstwitterung kriechen die besagten Spinnen nach ihren Rizen und Höhlen. So bald die Sonne hervor kömt, und sie die Wärme merken, kriechen sie wieder hervor, fangen emsig an zu spinnen; durch das öftere Anfangen und Aufhören aber entstehen sehr viele unordent-

lich gezogene Fäden. Man gehe nur im Herbſt auf dem Felde über die Stoppeln, ſo werden bald die Schuh mit Spinnenfäden, wie mit weiſſer Seide, überzogen ſeyn. Man ſehe die Wände, Zäune, Geländer, Stämme an den Bäumen, und die Aeſte der Bäume und Sträuche ſelbſt an, ſo wird man alles mit Fäden von Spinnen überwebt finden. Dieſe Beobachtung mache ich täglich bei meinem Spaziergange um die Stadt, an den Linden und an den Geländern um dieſelben. Da finde ich öfters viele Spinnenfäden, welche der Wind losgewehet hat, und die ſich vereiniget haben, und vollkommen die Sommerfäden zeigen. Ich finde auch die bekannte Feld- und Gartenſpinne öffters dabei. Die im Herbſte und Frühlinge gewöhnlichen ſtarken Winde wehen natürlicher Weiſe dieſe zuſammengeſchlungene Fäden los, und führen ſie in der Luft fort, und da bekommen die Spinnengewebe den groſſen Namen des Sommers. Wie leicht können

Hier hab ich meine ganze Caſſe
An den zweihunderten fehlt n
einzig Stük.
Der Oheim nahm den Augenbl
Das Geld, und warf es auf di
Lernt, Prinz! fieng drauf der
an,
Die Kunſt, das Geld nuzbar
wenden;
Ein Prinz hat darum viel in
Damit er vielen dienen kan.

Von der Hexerei

Was eigentlich die Hexerei sey, kan man überhaupt so genau nicht beschreiben, nachdem man dis Wort in verschiedenem Verstand gebraucht, und solches bald im ungern, bald in weiterm Sinn genommen, wie man denn auch so viele Nahmen hat, womit man die Hexen beleget, die sich aber zum theil auf die Hauptsache, so darunter anzudeuten, nicht schiket. Von den Hebräischen Wörtern, welche aus dem alten Testament hier appliciret werden, vorjezo nichts zu gedenken; so gebraucht man 1) das Wort lamia, welches einige vor lateinisch, andere vor griechisch ausgeben, wovon Gesnerus und andere sagen, daß es eine irrdische Creatur, der einen gefräßigen Fisch, wie auch ein Gespenst bedeute, und thun hinzu, daß es eine Creatur mit einem Frauen-Gesicht, und mit Pferde- oder Eselsfüssen sey, dergleichen aber weder jezt, noch jemals in der Natur gewesen, sondern nur die Kinder zu erschreken erfunden worden: 2) strix, da die Hexen in vielen Büchern strigas heissen. Eigentlich aber bedeutet strix einen Nachtvogel, welcher denen Ziegen die Milch, und den jungen Kindern das Blut auszusaugen pfleget. Es soll eine Art von Eulen, etwas gröſſer denn eine Mäusel, doch nicht gar zu gros als ein Kuh seyn, s. Grotium de anib. lib. 3. pag. 151. Sie sind am Tage blind, fliegen aber des Nachts mit einem entsezlichen Geschrei umher, sind um Rom, in der Schweiz ꝛc. in der Insel Candia zu finden. Daß man nun den Hexen diesen verblümten Nahmen beileget, soll deswegen geschehen seyn, weil sie des Nachts meistentheils ihre teuflische Künste ausübten, und die jungen Kinder bezauberten, da sie solche anrühreten, oder ihnen Milch aus ihren Brüsten geben, welche gesuchte Gleichheit aber etwas gezwungen ist, indem auf solche Weise alle gottlose Leute, die des Nachts andern Schaden zufügen, und gar keine Hexenmeister oder Hexen sind, genennet zu nennen wären: 3) pflegt man das Wort sortilegus auf die Hexen zu ziehen, welches eigentlich einen solchen bedeutet, der das Glük durchs Loos erkundiget und anzeiget; da man denn wieder nicht sehen kan, was das Werffen, oder der Gebrauch des Looses vor eine Gemeinschaft mit der Hexerei hat. Denn obgleich das Loos, wie es in den besten Sachen zu ergehen pflegt, kan gemisbrauchet werden, so ist es doch nicht an und vor sich böse, und hat auch in dem gemeinen Leben seinen Nuzen, wie denn dessen Gebrauch Prov. 16. v. 33. und Actor. 1. v. 26. gedacht ward: 4) saga, welches eine der gewöhnlichsten Lateinischen Benennung der Hexen ist, und von sagire, d. i. etwas gleich merken, den Braten riechen, kommt, daß folglich saga eigentlich nichts anders bedeutet, als eine weise und verschlagene Frau, damit man denn die Hexen deswegen benennet, weil sie viele künftige Dinge vorher wissen könnten, so aber auch nicht auf die Hauptsache, oder auf das Bündnis mit dem Teuffel gehet: 5) bedienet man sich der Worte veneficus, venefica und veneficum, welche in ihrer eigentlichen Bedeutung und Ursprung aus dem Lateinischen nichts mehr heissen, als ein Giftmischer, Giftmischerin, Giftmischung, und kan seyn, daß man diese Nahmen denen Hexenmeistern, Hexen und Hexereien darum beigeleget, weil man sagt, daß sie heimlich und doch plözlich einem Menschen vergeben können. Doch es kan jemand Gift mischen, solches auch aus Trieb des Satans andern zum Schaden brauchen, ohne durch ein Bündnis mit dem Satan verknüpft zu seyn; 6) werden hieher gezogen die Lateinischen Wörter: fascinum, fascinatio, fascinator, fascinatrix. Fascinatie wird zuweilen vor Neid und Bosheit genommen, und man sagt, daß die Hexen einer Creatur mehr, als der andern, durch ihr bitter und neidisches Gemüth zu schaden trachteten, und dahin wird eine Art der Zauberei mit den Augen, wodurch verursachet werde, daß die Kinder ganz abnehmen und schwinden, wenn sie von bos-

haftigen Leuten flämiſch und verwendet angeſehen würden, gerechnet; bisweilen werde auch dieſe Art der Zauberei von denen geſagt, die rothe und ungeſunde Augen haben, und von welchen man fürgibt, daß ſie damit auch andern ſchaden könnten. So bedeutet auch fascinatio oftmals ſolche Art der Beſchwerung, welche durch Kraft etlicher zauberiſcher Worte wunderſame Dinge ausrichtet. ſ. Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſo genannten Hexereien cap. 2. §. 5. 7) das gewöhnliche Wort, ſo die Teutſchen haben, iſt Hexe, oder wie einige ſchreiben wollen, Häkſe, von deſſen Urſprung allerhand Meinungen zu finden. Einige ſagen, daß dieſes Wort von Heza, einem Nahmen einer gewiſen Königin der Amazonen, ſo die Zauberei wohl verſtanden, abſtamme. Andere glauben, daß Hexe ſo viel als Hecateia, von Hecate, welche Perſes, der Sonnen Sohn gezeuget, und die ſich auf Verfertigung und Zubereitung tödlicher Gif-

zeit aber ſichtbarlichen Geſtalt ſehen läſt, ein Bündnis eingehet, kraft deſſen de Teuffel ſeiner Wolluſt, Geiz, und Hoch muth ein Gnüge thun, und er hingege mit ihm fleiſchliche Unzucht treiben, a einen gewiſſen Ort, mit Hülffe des Sa tans, der die Zauberer durch die Luft da hin führet, erſcheinen, auch daſelbſt nebſt andern ſeinen Conſorten denſelben anbe ten, tanzen und ſchwelgen, ja eben durch deſſen Beiſtand Menſchen, Vieh und Früchte durch Wettermachen, oder auf andere übernatürliche Weiſe beſchädigen, und endlich nach Verflieſſung einer beſtim ten Zeit mit Leib und Seel des Satans ſeyn, und in Ewigkeit bleiben wolle, ſ. Thomaſium de crimine magiæ §. 12. de origine ac progreſſu proceſſus inquiſitorii contra ſagas §. 4. Gottfried Wahrliebs Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 1. §. 11. Es wird auch ſonſt das Wort Hexerei, wie Wort Zauberei, im weitern Sinn genom men, daß man darunter überhaupt das

sentlich, als privatim. Oeffentlich würde dieser Pact in Gegenwart anderer Zauberer und Hexen in einer von dem Satan sonst bestimmten Zeit aufgerichtet; privatim aber, wenn solches allein unter beiden Pacisenten, ohne daß jemand anders zugegen wäre, geschähe. Andere theilen dieses Bündnis in ein ausdrükliches, welches entweder öffentlich oder privatim gestiftet würde, und in ein stillschweigendes, wenn man sich nur durch Angelobung und Versprechung dem Teuffel verbinde. Delrio in disquisitionibus magicis sagt, daß diese Verbindung auf eine dreifache Art geschehen könnte; einmal, wenn der Teuffel in einer leiblichen Gestalt zugegen wäre, und das Pactum mit ihm in Gegenwart der andern Zauberer und Hexen, als Zeugen mit Beobachtung gewisser Solennitäten aufgerichtet würde: hernach vermittelst einer Supplic, welche dergleichen Leute dem Teuffel überreichten, und drittens durch einen abgeordneten Zauberer, wenn sich etwa die Person, welche mit dem Teuffel ein Bündnis machen will, ihn anzusehen, oder mit ihm zu reden, scheuete. Hiebei gibt man für, daß der Satan denjenigen, mit welchem er ein Bündnis schlieſſe, gewisse Mahlzeichen, Beulen und Gewächse an ihren Leibern verursache, welche, wenn man hinein steche, unempfindlich wären, und kein Blut geben, von denen etliche behaupten, daß sie bei allen, nach anderer Meinung aber nur bei denen, bei welchen sich der Teuffel befürchte, daß sie dürften bundbrüchig werden, anzutreffen, davon mit mehrerm Spizel in expugnatione orci p. 232. 277. seqq. nachzusehen. Die Handschrift, welche sie dem Satan ausfertigen müssen, sollen sie sehr oft mit ihrem eigenen Blut unterschreiben, und die Sachen, worüber sie ein Bündnis machen, giengen zum Theil den Teuffel, zum Theil ihre eigene Person an. Auf Seiten des Teuffels müste man sich ihm mit Leib und Seel als eigen verschreiben, daß er nach einer gewissen Zeit die völlige Besizung davon nehme, mithin dem Bund, welchen man mit GOtt in der heiligen Tauffe aufgerichtet, gänzlich absagen; insonderheit aber verbänden sich die Hexen 1) mit ihm fleischliche Unzucht zu treiben, so der Teuffel wohl thun könnte, in Ansehung daß er einen Leib annehmen, oder andern den Saamen entwenden, und sich dessen bei der fleischlichen Vermischung bedienen könnte, welches zwar ein Punct, den auch viele, die sonst die Hexerei sehr vertheidigen, in Zweiffel ziehen, ja gar läugnen, wie bald soll gezeiget werden: 2) an einem gewissen Ort mit Hülffe des Satans, der die Zauberer durch die Luft dahin führe, zu erscheinen, auch daselbst nebst andern seinen Consorten denselben anzubeten, zu tanzen und zu schwelgen. Dieses geschehe nun zuweilen wahrhaftig, daß sie der Teuffel leiblicher Weise wohin führe; zuweilen aber machte er ihnen nur ein Blendwerk für, und bethöre sie, daß sie sich einbildeten, als wären sie untereinander lustig und tanzeten. Ja Johann Bodinus hat fürgegeben, daß bisweilen die Seelen der Hexen von dem Teuffel wohin gebracht würden, und der Leib bliebe zu Hause. Die Zeit dieser Hexen-Zusammenkunft und des Hexentanzes wird mehrentheils auf Walpurgis, welches der erste Mai ist, gesezet, da denn einsame Oerter in einem Wald, oder auf einem Berg, oder unter der Erden darzu erwählet würden, und ist bei uns deswegen der Bloksberg benannt; die Fuhr aber geschähe auf Besemen, auf Ofengabeln, Harken, Böken, und was dergleichen Weiber-Histörgen mehr sind. Auf Seiten der Zauberer aber und Hexen verbinde sich der Satan, erstlich ihren bösen Neigungen des Hochmuths, Geizes und der Wollust ein Genüge zu thun, daß er diejenigen, welche sich mit ihm in ein Bündnis einlieſſen, bald zu groſſen Ehren, bald zu groſſem Reichthum, bald zu allem Vergnügen, in was für Fällen sie es wolten, bringen

würde; hernach lehre der Teuffel die Hexen allerhand Zauberſtükgen, ſowohl was die wahrſagende Zauberei anlange, daß ſie die bevorſtehende Ungewitter wiſſen, auch wenn was verlohren oder geſtohlen worden, denjenigen, der es gefunden oder geſtohlen habe, anzeigen könnten; daher man zu ſagen pflegt: man wolte desfalls zu einer weiſen Frau gehen; als auch, was die practiſche Zauberei betreffe, daß ſie könnten verwandeln, und andere auſſerordentliche und die menſchliche Kräfte überſteigende Dinge zum Schaden der Menſchen und unvernünfftigen Creaturen thun, dergleichen das Wettermachen, die Vergifftungen, die Lähmungen der Glieder, das Augenausſchlagen, und dergleichen wären. Dergleichen Hexenhiſtorien und Exempel in dem malleo maleficarum, Bodini dæmonomania, dem theatro de veneficis, Delrionis diſquiſitionibus magicis, Torreblancä vier Büchern de magia, Remigii dæmonolatria, und annung ſpricht ja: doch ſind auch andere die nein dazu ſagen. Bei den Jüdi war unter andern eine Fabel bekan wie ſich die Geiſter mit den Töchtern Menſchen, Geneſ. 6. v. 2. fleiſchlic Weiſe vermiſchet, und haben auch ſ viele Kirchenlehrer durch die Kin GOttes Geiſter verſtanden; unter heidniſchen Philoſophen waren vorn lich die Phitagoräer und Platonici, n che von den Geiſtern lehreten, daß jed ein ſubtiler Leib zukäme, daß man ihnen könnte bekannt werden, und in Gemeinſchaft kommen, wodurch ſie Ausübung der Zauberei vermittelſt ab hand abergläubiſchen Ceremonien An gaben. Was man aber davon bei Poeten und unter andern beim Ovi findet, wie gewiſſe Menſchen in Vö und andere Arten unvernünftiger Th verwandelt worden, ſolches ſind Ged te, dabei man ſich zu verwundern, das Volk ſich ſolche abgeſchmakte Di hat bereden laſſen, und ſich eine ſo

gung: das dritte von den Beweisgrün-
n daß es keine solche Hexerei gebe: das
erte von der Nichtigkeit des Hexen-
oceſſes: und das fünfte von der allge-
einen Schädlichkeit und zunehmenden
bſtellung des Hexenproceſſes. Der Herr
uctor nimmt darinne Thomaſiſche Lehr-
ze vom Laſter der Zauberei an, hat
ch eine Vertheidigung derſelben wider
n Auctorem der Unterſuchung vom Ko-
ld beigefüget, einiger andern, die
rapius in theologia recens controuer-
part. 2. cap. 3. qu. 9. p. 82. anführet,
geſchweigen. Uebrigens hat Ga-
iel Naudäus apologie pour ſes grands
mmes ſoupçonnés magie 1653. ediret,
lche 1712. 8. wieder gedrukt, auch
e kurz vorher erwehnet, in die teut-
e Sprache überſezet worden. Er ge-
t darinnen viele gelehrte Leute durch,
lche man der Zauberei wegen beſchul-
iet, als den Zoroaſtrem, Orpheum,
thagoram, Democritum, Empedo-
m, Apollonium, Raimundum Lulli-
, Arnoldum de Villa Nova, Petrum
Apono, Paracelſum, Henr. Cornel.
rippam, Noſtradamum, Trithemium,
ertum Magnum und andere, die er
n entſchuldiget und zeiget, daß ſie ohn
Grund in dergleichen Verdacht gera-
n, führe auch dabei die Urſache an,
her ſolche falſche Beſchuldigungen
mmen.

Nachdem wir dieſe hiſtoriſche Nachricht
aus geſezet, ſo wollen wir nun bei-
Partheien Gründe anführen, und
lich überhaupt ſehen, ob eine ſolche
rerei, die auf ein ſein mit dem Satan ge-
loſſenen Bündnis beruhet, ſey? her-
h aber inſonderheit unterſuchen, ob
Hexen ſich mit dem Teuffel fleiſch-
vermiſchen, ihre gewiſſe Hexentänze
kellen, ſich in andere Arten der Crea-
en verwandeln können? In Anſehung
erſten, ſo führen diejenigen, welche
ren, daß es würklich dergleichen
en gebe, theils die heilige Schrift,
ls die Erfahrung als Beweisthümer
an. Denn obſchon einige noch auf eine andere Art ihre Meinung zu befeſtigen geſuchet, und unter andern vermeinet, weil der Satan als eine würkende Urſach der Zauberei vorhanden wäre, ſo könne es auch nicht an Hexereien fehlen, wie Danäus in dialogo de venefic. p. 42. ſchlieſſet, oder die Sache wäre ſo klar, daß ſie keines Beweiſes bedürffe, welches die Gedanken des Thomä Eraſti in dem dialogo de lamiis & ſtrigibus p. 51. n. 138. ſind, oder es bekräfftigten dieſes doch gleichwohl viele Kirchenvätter, als Tertullianus, Auguſtinus, Hieronimus und andere; ſo ſiehet man doch gar leicht, daß dergleichen Gründe gar keinen Stich halten. Aus der Schrift werden unterſchiedene Stellen angeführet, welche die Hexerei beweiſen ſollen, und zwar 1) aus dem Exod. Cap. 7. v. 8. 9. ſeqq. das Exempel der Aegyptiſchen Zauberer, daß, wenn die Zauberer des Pharao durch Kraft und Beiſtand des Teuffels ihre Stäbe in Schlangen, und das Waſſer in Blut haben verwandeln und Fröſche hervorbringen können, warum ſolten nicht auch die Hexen durch die Kraft und Beiſtand des Teuffels ſich ſelbſt und andere Dinge in eine fremde und andere Geſtalt verwandeln, und auch das andere, was man von ihnen ausgibt, thun können? 2) heiſſe es Exodium 22. v. 13. Die Zauberinnen ſolte man nicht leben laſſen, und Levit. 20. v. 27. Wenn ein Mann, oder Weib ein Wahrſager oder Zeichendeuter ſeyn werde, die ſolten des Todes ſterben, man ſolte ſie ſteinigen, ihr Blut ſolte auf ihnen ſeyn: wohin auch die Worte Devter. 18. v. 10. 11. 12. zu ziehen wären; woraus denn zur Gnüge abzunehmen, daß dieſes ein ſehr groſſes Verbrechen müſſe geweſen ſeyn, weil GOtt eine ſo harte Straffe darauf geſezet habe: 3) beziehen ſie ſich zum Theil auf die Hiſtorie von dem Bileam im 4ten Buch Moſe, daraus ſie erſtlich ſchlieſſen, daß er ſich gottloſer und teufliſcher

Weiſſagungen bedienet habe, und mit Worten entweder habe ſegnen oder verfluchen können; hernach machen ſie auch den Schlus daraus, es hätten die Engel durch Bileams Eſelin geredet, dannenhero könne auch der Teuffel durch einen Hund oder Kaze zu einer Hexe reden: 4) zeige die Hiſtorie mit dem Saul und dem Weibe zu Endor 1. Sam. 28. deutlich an, daß dieſes Weib eine Gemeinſchaft mit dem Teufel gehabt, denn Saul habe mit dem Samuel geredet, welcher ihm aber nicht wahrhaftig erſcheinen können, weil ſein Leib zu Rama gelegen, und die Seele ſich in der ewigen Seeligkeit befunden, gleichwohl aber, die Sache als einen groſſen Betrug des Weibes anzuſehen, wolten die hiſtoriſchen Umſtände, die dabei erzehlet würden nicht zugeben; Denn man werde ſich wohl ſo leicht nicht einbilden, wie dis alte Weib Samuels Stimme ſo ähnlich nachgemacht, daß Saul, wenn er gleich noch ſo beſtürzt geweſen, den HErrn Chriſto gewiſſe conditiones anzubieten, wenn er zu ihm geſagt: dis alles will ich dir geben, wo du niederfälleſt und mich anbereſt, Matth. 4. v. 9. 6) beruffen ſich auch einige auf das Exempel des Simonis Magi, welcher Zauberei getrieben, und das Samaritiſche Volk bezaubert habe, in den Act. Cap. 8. v. 9. ingleichen 7) auf die Worte Pauli in der Epiſtel an die Galater Cap. 3. v. 1. o ihr unverſtändigen Galater! wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet? woraus man zu ſchlieſſen pfleget, wenn zu den Zeiten des Apoſtels keine Hexerei wäre bekannt und gebräuchlich geweſen, ſo würde er ſich dieſer Redensart nicht bedienet haben. Was die Erfahrung betrift, da beſondere Exempel der Hexen ſind bemerket worden: ſo iſt ſolche entweder eine eigene, wenn man dergleichen ſelber erlebet, oder eine frembde, wenn uns von andern allerhand Hexenhiſtorien aufgezeichnet und erzehlet werden, folglich gründet

) daß die Auſſage einer Hexe von
em übereinſtimme, was eine an-
chfalls von ſich bekenne oder
iß alſo die Hexen, ſie mögen ex-
werden, wann oder wo ſie wolten,
inerlei Unthaten von ſich erzehl-
)aß ihre Ausſagen öfters mit an-
lugbar geſchehenen Dingen auf
jenaueſte eintreffen, z. Ex. wenn
n bekennet, daß ſie vor einem
hr jemanden eine Kuh, und ei-
)ern etliche Wochen hernach ein
)dtet, und man forſche, ob ſie
: ſo zugetragen? ſo werde man be-
)aß es geſchehen ſey: c) daß ſie
Zahlzeichen, Beulen und Gewäch-
:n Leibern hätten, die, wann man
che, unempfindlich wären, und
von ſich geben: d) daß der Sa-
)exen und Hexenmeiſter mit aller-
ſenten beſchenke, da ſie zwar mei-
: hätten etwas ſehr koſtbares von
:r dergleichen bekommen, wenn
ber eine Weile nachſehen, ſo hät-
ſteine, Blätter, Sand oder gar
uſgehoben, woraus denn zu ſchlieſ-
würklich ein Geiſt bei den Leuten
der ihnen ſolche Dinge gegeben,
Argument ſonderlich Heinrich
in antidot. aduerſ. atheiſm. lib.
ſect. 5. urgiret: e) daß die Zau-
, davon man hie und da Nach-
)et, genugſam anzeigeten, wie
3 Leute geweſen, welche daran
)en gehabt, ja daß würklich eine
:y.

es iſt auch die Gegenparthei,
ſaget, es gebe keine ſolche be-
: Hexerei, zu hören. Erſtlich
ie verſchiedenes wider die ange-
Beweisgründe ein, und da dies
s erſte aus der Schrift genom-
den, ſo meinet ſie, daß daſelbſt
einer deutlichen Stelle, noch
Exempel was von der teufliſchen
und Hexerei zu finden. Denn
inget 1) die Aegyptiſchen Zau-
berer; ſo meinet unter andern Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſogenannten Hexereien cap. 7. §. 37. ſeqq. daß alles, was dieſelben gethan, vernünftig und wahrſcheinlich durch natürliche Magie, oder Practiquen und Behendigkeit, ohne einem andern Beiſtand des Teufels auſſer dem geiſtlichen in ihrem Gemüth wegen ihres böſen Endzweks, Moſi zu widerſtehen, ſey bewerkſtelliget worden, daher ſie auch præſtigiatores, das iſt Gaukler, welche durch Geſchwindigkeit wunderbare und ſeltſame Dinge ausrichten könnten, genennet würden. Er will auch weiſen, wie es zugangen, daß die Schlangen hervor gebracht worden, nemlich der Gaukler ſey gemeiniglich vorher verſehen mit einem Drat, der alſo gebeuget und gewunden wäre, daß man ihn mit dem kleinen Finger in der Hand zuſammen drüken könne, laſſe man ihn aber wieder los, ſo ſpringe er wieder auseinander, und bewege ſich recht artig auf dem Tiſche; es ſey auch ein proportionirter Schlangenkopf daran, und ſey dabei mit einer wohlgemahlten Leinwand überzogen, daß es alſo einer Schlangen vollkommen mit Augen und allen gleich ſehe, dieſes Ding nehme er in die rechte Hand zwiſchen dem kleinen Finger und dem Ballen: in der linken Hand aber nehme er einen kleinen weiſſen Steken, ſo auf dem Tiſche läge, von welchem er dem Volk weis mache, daß er damit alle ſeine Künſte mache. Hierauf erzehle er ihnen eine Hiſtorie, um ſie damit aufzuhalten, und ſpreche, er wolle wie Moſes und Aaron dieſen Steken in eine Schlange verwandeln. Bald darauf fange er an, ſich ſtark umher zu ſehen, und fremde und nichts heiſſende Worte heraus zu ſtoſſen, als ob er einen Geiſt, oder Kobold rieſſe, und practicire dabei alſofort ſeinen Steken entweder in ſeinen Schoos, wenn er ſitzet, oder wenn er ſtehet, in ſeinen Ermel, und laſſe alsdenn die Schlange, ſo er in der Hand hält,

lok,

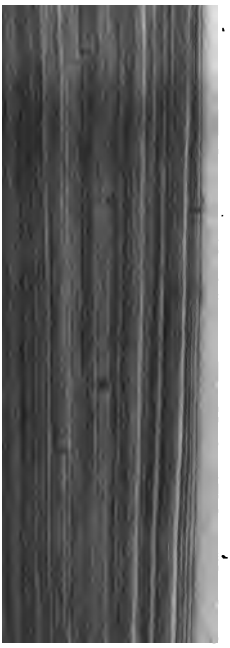
genommen aufnehme, und in seine Lasche practicire. Was die Verwandelung des Wassers und Herfürbringung der Frösche betrifft, so meinet Webster, daß sie es auch gar leicht nachmachen können, und §. 49. erinnert er noch, daß wenn der Teuffel diesen Zauberern beigestanden, so würden sie nicht erstaunet seyn über das Wunderwerk, da aus dem Staube Läuse wurden; denn warum hätte das der Teufel nicht auch thun können, wenn durch seine Kraft die vorigen Thaten geschehen wären? ihre Gaukelkunst würde ihnen nicht gefehlet haben, wenn dieses nicht unversehens und unvermuthet ihnen begegnet wäre, weil sie sich damals nicht darauf geschiket, alle ihre Künste zu machen, sondern nur etliche wenige, worauf sie sich versehen hatten; damit sie aber ihre Ungeschiklichkeit desto besser entschuldigen möchten, so hätten sie aus Exod. 8. v. 19. geschrien: Das ist GOttes Finger! Der Herr Thomasius behauptet auch de crimine magiæ §. 15. 16. daß bei diesen Zauberern nichts teuflisches vorgegangen. Denn daß man erstlich einwenden wolte, wenn

Hexenpatronen von der Eselin des
ams keinen Schlus machen, indem
tt grosse Ursach dieses Wunder zu ver-
ten gehabt, und hiesse auch: der HErr
e der Eselin den Mund aufgethan.
ie Historie mit dem Weibe zu Endor
n sie vor Betrügereien aus, und sa-
, daß diese Wahrsagerin eine Bauch-
erin sey gewesen, und also selber
nen sagen, oder durch einen andern
n lassen, was der abergläubische Kö-
von dem todten Samuel zu hören
meinet, ohne daß er den Betrug mer-
können. Da nun sowohl der Grund-
als die griechische Uebersezung der
enzig Dollmetscher sich gar wohl von
r Bauchrednerin erklären lasse, an-
die ganze Erzehlung zeige, daß Saul
reden hören, aber nichts gesehen,
dern blos der Wahrsagerin geglaubet,
jemand in Samuels Gestalt und
idung herauf steige, hiernächst der
Vers anzeige, daß das Weib inzwi-
n nicht bei Saul in einem Zimmer, son-
n in einem besondern Gemach gewesen,
önne diese Auslegung wohl statt fin-
. Die oben berührte Umstände su-
n sie auch ganz leicht zu beantworten.
nn wende man ein, a) daß das Weib
muels Stimme nicht so accurat nach-
chen können, so sey noch nicht erwie-
, daß solche so accurat eingetroffen,
) wer wisse, ob der erschrokene König,
den Propheten lange nicht mehr ge-
et gehabt, so genau darauf Achtung
eben, oder auch eine vollkommene
eichheit erfordert, und sich nicht viel-
hr eingebildet, er müsse nun einen
ier Meinung nach göttlichern und
chdringendern Thon, der sich durch
nst wohl zuwegen bringen lasse, von
n hören, als er in seinem Leben gewohnt
esen. Zu dem sey es ja nichts über-
türliches, daß ein Mensch andere
rachen so vollkommen nachmache, daß
kaum zu unterscheiden: b) sagt man,
ß die Wahrsagerin den König nicht ge-
nt, und ihm also auch kein Blendwerk
machen können, das sich auf ihn und sei-
nen Zustand geschikt; so wird geant-
wortet, daß solches nur eine Verstellung
von ihr gewesen, und sie gar wohl gewust,
daß es Saul sey, der sie um Rath frage.
Denn einmal sey nicht zu vermuthen, daß
dergleichen listige und fürwizige Leute ei-
nen König, der so oft im Lande herum ge-
reiset, und in Person zu Felde gegangen,
nicht solten gesehen haben, hernach habe
sie es aus Sauls Rede schliessen können,
da er ihr vers. 10. schwur, die Wahrsage-
rei solte ihr nicht zur Missethat gereichen,
welches niemand anders als der König
thun könte. So hätte sie es ja drittens
genung zu erkennen gegeben, als sie n. 12.
sagte: Du bist Saul, ehe noch der Kö-
nig oder der vermeinte Samuel ein Wort
geredet, und viertens wäre Saul, weil er
eines Hauptes länger, als alles Volk war,
einem jeden beim ersten Anblik kenntlich
gewesen: heist es c) daß die Prophezei-
ung richtig eingetroffen, und daher nicht
von dem Weibe herrühren könne, weil ihr
ja die künftige Begebenheiten nothwendig
unbekannt gewesen, so begegnet man die-
sem Einwurf damit, daß man sagt, das
Weib habe allerdings diese Sache wissen
können. Denn daß GOtt dem Saul das
Reich nehmen, und solches David geben
würde; habe ganz Israel gewust, nach-
dem GOtt durch den Samuel es vorlängst
verkündigen und David bereits zum Kö-
nige salben lassen. Daß die Philister das
Heer Israel schlagen würden, habe sie
leicht daher errathen können, weil die
Philister den Israeliten überlegen, diese
unter sich selbst uneinig, der König, der
selbst General war, in der gröſten Angst
und Verzweifflung gewesen, auch GOtt
schon vorher von ihm gewichen, und nun
durch Rathfragung der Wahrsagerin aufs
neue beleidiget. Da dieses seine Richtig-
keit habe, und hiernächst Jonathans
Tapfferkeit sowohl, als Sauls gewöhn-
liche Bravour und gegenwärtige Desperā-
tion bekannt waren, auch endlich vermu-
thet wurde, daß allenfalls David selber
an Hinrichtung der übrigen Söhne Sauls

gelegen ſeyn würde, ſo hätte es das Weib wagen, und dazu ſezen dürffen, daß Saul nebſt ſeinen Söhnen morgen umkommen würde, da denn das Wort Morgen eine unbeſtimmte künftige Zeit bedeute. Endlich ſey eben nicht alles haarklein in der heiligen Schrift aufgezeichnet, was GOtt durch ſeine Propheten jemals vorher verkündigen laſſen, und ſtehe alſo noch dahin, ob nicht auch der Untergang Sauls und aller ſeiner Söhne ſchon vorher aus einer göttlichen Offenbahrung im Lande einiger maſſen bekañt geweſen, ſ. Gottfried Wahrlieb Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien Cap. 2. §. 4. ſeqq. Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſo genannten Hexereien Cap. 8. 5) auf die Worte aus dem Eſaia cap. 28. v. 15. wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Höllen einen Verſtand gemacht, antwortet Thomaſius in diſp. de origene & progreſſu proceſſus inquiſitorii contra ſagas §. 7.

ge Taſchenſpielerſtükchen, Beſchw
gen u. d. g. zu machen vermocht, i
er ſich verwundert, als er die Ze
und Thaten, die da geſchahen, ſah
he Webſter c. l. cap. 2. §. 25. 7) er
eben dieſer Scribent cap. 8. §. 24
oben angeführte Worte aus der E
an die Galater cap. 3. v. 1. von de
türlichen Faſcination, wenn Leute
eine anſtekende Krankheit haben, d
ihre Ausflüſſe anſteken, darauf Pa
ziele, und ſo viel ſagen wolle: wr
euch mit ſeinen giftigen Meinungen
geſteket, daß ihr der Wahrheit nich
horchen könnet? Doch man ſucht
die Erfahrung, welche der bejah
Theil anführet, über einen Hauffe
ſtoſſen. Denn was anlange 1) die Z
niſſe ſelbſt, und zwar erſtlich der H
rienſchreiber, ſo wären ſelbige nicht gl
würdig, weil ſie zum Theil leichtgläu
zum Theil intereſſiret geweſen, und n
man ſich verwundern, daß die Gel
ten ſolche Fabeln nacherzähl

:annt werden möchten, weil es ihnen
nst gar wenig würde eingebracht haben,
Wagstaf von der Hexerei im 3. Ca-
itel. Hiernächst habe man auch man-
)en, welchem ein oder der andere Rich-
r nicht gut gewesen, aus Rachgier aufs
ofern lassen. Den Aussagen der Hexen,
der Inquisiten könnte man deswegen
icht trauen, weil sie erstlich unsinnige
Menschen wären, indem die Sachen,
ie sie bekenneten, von keinen andern
:dlichen und vernünfftigen Leuten gesagt
ürden, daher sie denn nothwendig Lüg-
er seyn müsten, es auch unmögliche
)inge wären; und wer dergleichen aus-
ige, der sey nicht gescheut, hätten auch
:inen guten Endzwek, warum sie solche
Sachen aussageten: vors andere weil
e aus keiner tüchtigen Ursach dazu an-
etrieben würden. Denn viele sagten
ergleichen Sachen aus, blos der Tor-
ur und leiblicher Straffe zu entgehen,
der auch zuweilen gegentheils blos um
on dem gegenwärtigen Elend eines in-
erlichen betrübten und elenden Lebens
)s zukommen. Bisweilen würden sie
uch wohl mit Gewalt, List und Kunst,
n Hoffnung, Pardon und das Leben zu
:halten, genöthiget, solche Dinge aus-
usagen, welche ihnen die Inquisition
:lbst, oder ihre Agenten nach ihrer gott-
)sen Intention unter den Fus gegeben,
m dadurch eine falsche Lehre, Aberglau-
en und Abgötterei in Schwang zu brin-
en. Ja das vornehmste Absehen, wel-
hes der Teufel dabei habe, sey die Ge-
)alt und Ehre seines Reichs zu beför-
ern, und hiedurch die Menschen in Lü-
:en und Irrthümer zu stürzen, und dar-
nnen zu behalten. Drittens könnte
nan den Aussagen der Hexen keinen
Glauben geben, weil sie solche Dinge von
:ich bekenneten, die garstig wären, keine
Wahrscheinlichkeit in sich hielten, nicht
n der Macht des Teuffels stünden, und
)eren Falschheit unzehlich mal entdeket
)orden. Viertens weil die Hexen nach
)em Exempel ihres Vatters, des Sa-
tans, nichts als Lügen vorbringen könn-
ten, s. Webster c. l. cap. 5. §. 9. 18.
Endlich könnte man auch nicht auf die
Aussagen der Zeugen bauen. Denn es
wären entweder solche, die gleichfalls
Hexen, oder Zauberer, oder doch Can-
didaten dieser schönen Profession, die
sich zu dem Ende von dem alten würkli-
chen Meistern und Meisterinnen einneh-
men lassen, seyn sollen, oder andere un-
bescholtene Leute. Die leztern könnten
von einem leiblichen Umgang mit dem
Satan nichts eigentliches sagen, weil
sie nicht dabei seyn, wenn die Hexen ih-
ren Sabbath hielten, und mit dem Sa-
tan einen Bund machten. Also komme
es bei ihnen alles auf ein hören sagen an,
oder sie zeugten von andern Dingen, die
man vor Würkungen eines teufelischen
Bunds aufgebe, von welchen aber alls
hier die Frage nicht sey. Uberdem wäre
ihre Zeugnisse wegen der bekannten Sug-
gestionen, damit sie von den Richtern
gleichsam gestimmet worden, was sie
sagen sollten, verdächtig. Zeugten aber
diejenigen, die man selbst für Hexen und
Zauberer halte, wider andere; so sey es
wider alle Vernunft, ihnen Glauben zu
zustellen. Denn wenn man sie für die
ärgsten Bösewichter halte, die in den
Strikken des Erzlügners, des Teufels,
gefangen liegen; so könne man ja nicht
vermuthen, daß sie die Wahrheit sagen
würden, s. Wahrliebs Vorstellung der
vermeinten Hexereien cap. 2. §. 39.
40. Ausser dem wird auch 2) wider die
oben angeführten Umstände verschiede-
nes eingewendet. Der a) Umstand war
die Gleichheit der Aussagen der Hexen
unter einander, daß was eine sage und
bekenne, das thäte auch die andere, wel-
che Übereinstimmung aber geläugnet wird,
oder wenn man zugebe, daß sie accurat
einerlei aussageten, so geschehe dieses
ganz natürlich, entweder aus einer ver-
dorbenen Phantasie, oder auch aus ei-
ner vorsezlichen Erdichtung, die sich
mehrentheils nach der gemeinen Leier



" gefoltert, gepeiniget, und woran
" ſich vergriffen, oder was ſie bezau
" hälte, befraget worden: ſo zeigt
" ſolche Dinge an, welche ſie wuſte,
" ſie geſchehen wären. Iſt denn da
" was beſonders oder ein Wunder?
c) Umſtand mit den Mahlzeichen h
auch keinen Grund. Denn viele n
den fälſchlich erdichtet, andere b
man ſich fälſchlich ein, ja wenn ſie a
ſolche an ihren Leibern hätten, ſo wä
ſie doch nicht vom Teufel, als der k
Urſach haben könnte, warum er ſie ze
ne, und wenn er dieſes zu thun im St
de wäre, ſo ſehe man nicht, warum
allein an den Zauberern und nicht eben
wohl aus Bosheit andern gottloſen M
ſchen, ja an den frommen ſelber geſ
hen ſolte. Endlich ſey es was ganz
türliches, daß die Leute Warzen u
dergleichen Gewächſe hier und dar
Leibe tragen, die keine Empfindung
ben, und kein Wort von ſich geben. W
man bei dem d) Umſtand wegen d
Präſenten erinnert, wären Theils E
bildungen, Theils durch die Folter au
gepreſte Anklagen. Theils Beſchuldi

nung der unsichtbaren Natur nicht hindern und aufheben, folglich kein Wetter machen, keinen Menschen durch die Luft führen, welches auf eins mit dem ersten hinaus kommt, daß der Teufel keine Wunder thun könne, und zwar, wie sie selbst diese Worte verstehen. Und wie der Teufel vor sich zu solchen Dingen ohnmächtig, also könne man auch nicht sagen, daß ihm GOtt die dazu nöthigen Kräfte verleihe, weil solches Theils mit seiner Gütigkeit, Theils mit seiner Weisheit streiten würde, ja wer dieses glaube, der würde gewis dem Reich der Finsternis eine grössere Macht beilegen, als es sich gezieme, wenn gleich unserm HErrn GOtt die Freiheit, sie im Zaum zu halten, dabei vorbehalten würde. Werde aber vors andere der Teufel betrachtet in Relation auf das Bündnis, so sey zum voraus gewis, daß niemand einen leiblichen Bund mit dem andern schliessen könne, wenn er keinen Cörper habe. Nun so sey ausgemacht 1) daß der Teufel vor sich keinen Leib habe, weil er ein Geist; ein Geist aber nach Christi Ausspruch Luc. cap. 24. v. 39. nicht Fleisch, noch Bein habe: 2) daß er auch keinen Leib annehmen könne, und zwar erstlich keinen todten, indem er hierinnen GOtt, der die Todten auferwecke, nicht in sein Amt greiffen dürffe; die andere Meinung aber nichts als einen pium fraudem, zum Grund gehabt; hernach könne er das Bündnis auch nicht vermittelst eines lebendigen Leibes, oder einer leblosen Creatur schliessen. Man könne sich indessen auf kein Exempel besinnen, da solches gewis geschehen, wenn man zum höchsten die Säue der Gergesener ausnehme, von welchen man aber wegen der besondern Erlaubnis, die der HErr JEsus den bösen Geistern zu dem Ende gegeben, damit seine Wunderthat desto mehr bekannt und verherrlichet werden möchte, auf ihre ordentliche Kraft nicht schliessen könne. Dem sey aber wie ihm wolle, so überstiege es die Macht des Satans, mit ihnen etwas wunderthätiges und mehrers vorzunehmen, als die natürlichen Kräfte auch ohne ihn vermöchten, wenn sie durch andere Ursachen in eine gleiche Bewegung geriethen, als diejenige wäre, zu welcher er sie antreibe, wie denn auch die Gergesenischen Schweine nichts anders gethan, als daß sie sich von der Höhe in die See gestürzet, welches ein jedes Schwein, wenn es auf eine natürliche Art toll gemacht werde, ebenfalls thun könne. Also möchte der Satan in so viele Böke, Schweine und dergleichen fahren, als er immer wolte, so würde er doch dadurch nicht in den Stand kommen, mit den Menschen zu reden, und Bündnisse zu schliessen. Drittens könne er keinen neuen Cörper machen, daß er weder sein unsichtbares Wesen darein verwandeln, noch einen Schöpffer abgeben, und sich eine leibliche Gestalt aus nichts verfertigen könne, darüber auch niemals gestritten worden. Wolte er den Leib aus den in der Natur bereits befindlichen Cörpern zusammen sezen; so würde er entweder etwas recht festes, das sich mit Händen begreiffen liese, oder nur eine subtile Gestalt, die sich dem Auge darstellete, aber von der Solidität nicht wäre, daß man es fühlen könnte, herfürbringen. Das erste liesse schnurstraks gegen Christi oben angeführten Ausspruch, wie auch das andere, so noch über zweier Ursachen wegen nicht angienge. Denn einmal würde eine solche flatterichte Machine, die keine Solidität hätte, auch nothwendig stumm seyn, und keine Rede hervor bringen können; vors andere würden die Zauberfabeln nichts damit gewinnen, weil sie den bösen Geistern keine solche, sondern rechte solide Cörper zulegten. Doch sie nehmen auch noch die Idee und Natur eines Bündnisses zu Hülffe, und meinen, es streite mit derselben das fürgegebene Pactum des Satans mit dem Menschen. Denn auf Seiten der Hexen könnte ja kein Glaube statt haben, daß der

Dingen ſeine Richtigkeit hätte, ſo wären ja keine Zeugen dieſes ſichtbaren Pacts da, und was man nicht mit genugſamen Zeugen beweiſen könne, ſolle man niemals glauben, zu geſchweigen, daß die vermeinten Hexen gemeiniglich ganz arm und elend wären, welche, wenn eine ſolche Hexerei wäre, vom Teufel Reichthum verlangen würden. Auf Seiten des Teufels aber hülffe ihm dergleichen Pact auch nichts, weil er ſich keine freiwillige Treue verſprechen, und daraus kein Recht erlangen könne, auch die Abführung der Menſchen von GOtt ſchon durch andere Sünden geſchehe. Auſſerdem gibt man noch für, wenn die gemeine Meinung von der Hexerei richtig ſeyn ſolte, ſo müſten noch viel gröſſere, und weit erſtaunende Würkungen ſich äuſſern als ſie in der That geſchehen, wie davon mit mehrern Gottfried Wahrlieb in der Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 3. nachzuſehen der alles, was desfalls zur Verneinung der Hexerei dient, zuſammen getragen hat.

Strickbekh in dem 3. Capitel seiner vorgedachten Dissertation, in dem 6. porisma zu zeigen, daß diese Frau nicht wohl unter die Hexen gerechnet werden könne, sondern vielmehr für eine sehr zornige und böse, oder aber eine in dem Krieg wohlerfahrne und herzhafte Frau zu halten, und unter die Amazones zu rechnen sey.

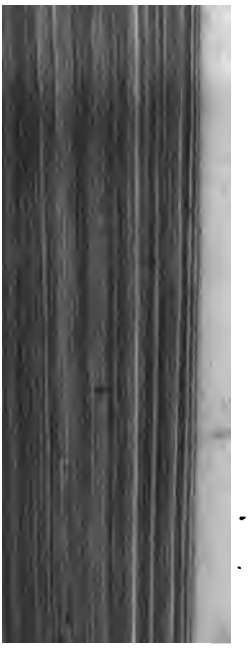
Für eine Hexe wird diese Frau wohl ihr unbillig und ohne Grund gehalten, da sie so wohl in der Aufschrift des Gemähldes, als in der Erzählung des Nicolai Olai mulier fanatica, nicht aber maga, genennet wird. Wann diese Erzehlung anders wahr und nicht in den ältern Zeiten erdichtet ist, so zweifle ich gar nicht, daß es eine gleiche Beschaffenheit damit habe, als mit dem Gespenst, welches dem Römischen General Drusus erschienen, als er über die Elbe sezen wollen.

Der Herr Strickbekh hat seiner Dissertation, an gedachtem Ort, auch nachfolgende Teutsche und Lateinische Verse beigefüget, in welche Heupoldus diese Geschichte verfasset hat, und die wir ebenfalls hieher sezen wollen:

Anno quater centesimo
Quartoque quinquagesimo,
Partum Sacræ post virginis
Audax, furensque fœmina
Perterrefecit Attilam
In transitu celeris Lici,
Ubi vires recolligit,
Ter clamat alto murmure
Fugam capesse, o Attila.
Res ut vides hæc integra
Hominum duorum nititur
Nempe Attilæ, atque fœminæ.
Ut nunc canam, fundamine.
Oenotrium postquam solum
Furens reliquit ultimo,
Ibat domum cum milite,
Præterque spem sic accidit,
Occurrit illi percita
Oestro, caballo fœmina,
Clamore rumpens sidera,
Magno terrere consonans
Dilecte nobis Attila,
Fugam salutem quærito,
Omnes abominabili.
Hoc territi sunt omine,
Velut viatoris lepus
Transversa tentat limine
Sibi viator autumat,
Instare casus pessimos.

Das heist auf Teutsch fast ungefahr
Vierhundert fünfzig und vier Jahr
Nach Christi des HErren Geburt,
Als damalen gezählet wurd.
Ein unsinnig Weib böser Art,
Den Attilam erschreket hat,
Als er wolt über den Lech sezen
Bei Augspurg sich seins Leids entgezen,
Schri sie dreimal greulich allda:
Weich hinter sich, o Attila.
Die ganze Historia wie du sihst,
Auf zwo Person gegründet ist.
Den Attilam, und einem Weib,
Davon ich jezund weiter schreib.
Als aus dem Land Italia.
Das leztmal zog der Attila.
Nach Haus mit seinem ganzen Heer,
Ihm ist damals ohn all's Gefähr,
Begegnet auf einem stolzen Ros,
Ein rasend Weib unsinnig gros,
Die mit gar erschrecklicher Stimm
Dreimal die Wort zuschrie ihm:
O du mein lieber Attila!
Weich hinter sich zurük allda.
Das hielt nun, nach laut der Geschicht,
Für ein bös Zeichen männiglich,
Als wenn noch einem dieser Zeit
Ein Haas läuft über den Wegscheid.
Hält mans für ein Præsagium.
Ja für ein böse Weissagung.

Merkwür-



vorgegangen, einzusehen. Da
aber damals doch noch nicht de
gedachte, diese Sache mit Fle
untersuchen, vielweniger in eine
genen Schrift abzuhandeln,
habe ich auch das Buch wieder
der Acht gelassen, in welchem ich
bige gelesen habe.

Wie ich aber hernach durch a
re Veranlassung auf eine umst
liche und gründliche Untersuch
dieser Sache geführet wurde, so
te ich zwar gerne solches Buch
habt, und diese Geschichte noch
mal und mit der nöthigen Sorg
gelesen, ich konte mich aber n
mehr entsinnen, was es für ein B
gewesen sey? Nachgehends dü
mich zwar, daß es Erasmi Frar
ci höllischer Proteus sey / da
nen ich diese Geschichte gelesen ha
ich konnte aber solches Buch n

be Frau, jezo hier zu ſehen, nimmermehr hätte vermuthet, als von welcher ihm wohl niemand dergleichen Gedanken machen ſollte: will ich euch doch nicht mehr quälen; weil ihr mir die Erſtattung verſprechet. Wann ihr das thut, was ihr verſprecht, und mir alſo meinen Schaden gut macht; ſo geht mich hernach eure Sache weiter nichts an; und begehre euch keine Ungelegenheit zu machen. Ich mus 40. Reichsthaler für mein Pferd haben: und wann ihr mir die Morgen gebt; ſo hab ich ſchon ein Maul, das ſchweigē kan. Sie verſichert ihn folgenden Tags zu vergnügen: er ſolle doch nur aber gleich alſofort den Hafen vom Feuer wegnehmen. Welches er thut.

Nachdem der Morgē angebrochen, kam der Mann zu ihr ins Haus, und begehrte das verſprochene Geld.

Die lies ſich ſein Anbringen höchlich befremden; nahm es auf für eine groſſe Schmach, Ehrenrühriſche Verleumdung, und Beſchimpfung, daß er das Herz genommen, nicht allein zu ihr ins Haus herein zu plazen, ſondern noch dazu eines ſolchen Handels ſie zu zeihen, für dergleichen ſie GOtt in allen Gnaden ſollte behüten. Alles Hausgeſinde ſagte, ſie könnte ihr zeugen, daß ſie keinen Tritt über ihre Hausſchwellen gethan. Daneben lies ſie ſich bedraulich vernehmen, er ſollte von dergleichen Handel ihr nur nicht zweimal ſagen, und ſehen, womit er umgienge; oder man würde ihm durch Gericht und Recht die Augen dermaſſen öffnen, daß ihns gereuen müſte: Sie ſey ein redliches Weib: GOtt ſolle ſie für ſolchen Künſten bewahren; er aber ſich zum Hauſe hinaus trollen, oder ſie werde zur Obrigkeit ſchiken, und ihn zur Straffe ziehen laſſen. Er, dem das nächtliche Bild noch immer gleichſam vor Augen ſtund, wollte ſich damit nicht abweiſen, noch wegſchreken laſſen, ſondern proteſtirte, im Fall ſie ihn nicht bezahlte, ſo müſte er es anderſt ſuchen; wiewohl ihm mit ihrem Blut nicht gedienet wäre; entſtünde Weitläuftigkeit, und eine ihrem Leben ſchändliche Blame daraus, ſo wollte er entſchuldiget ſeyn.

Aber ſie gab nichts darauf; ſondern ſchändete ihn, mit Bedrohung des Gerichts, zum Hauſe hinaus.

Alſo gieng er voller Zorn und Ungedult, graden Wegs, dem Stadtgericht zu: klagte, nebſt Erzehlung des ganzen Verlaufs, die Frau an, als eine Hexe, und Erwürgerin ſeines Pferds.

Die Schöpfen des Landtſtädtleins waren ſolche Leute, welche ſich beſſer auf den Feldbau, als auf einen ſolchen ſchweren Hexenproceſs, verſtunden: Doch gleichwohl in ihrer Einbildung, verſtändig genug, ein peinliches Halsgericht zu halten, über eine Frau, deren verſtorbener Mann ehedeſſen der fürnehmſte unter ihnen geweſen war. Daher ſie ſich auch viel zu klug dünken lieſen, als daß ſie einen wohlgegründeten Rechtsgelehrten hätten zu Rath zi hen ſollen: wie ſonſt noch wohl andere kleine Städte, in dergleichen Fällen, zu thun pflegen, ſondern lieſen, auf dieſes Anbringen des Klägers und deſſen ſchönen Beweis, zur Stunde die Frau: deren Namen ich ſowohl als den Ort, um der Nachkömmlingen willen verſchweige: gefänglich einziehen; auch, weil ſie durchaus nichts geſtehē wollē, aufs Waſſer werfen; in der feſten Einbildung, ſolche Waſſerprobe ſey ein unbetrüglicher Spiegel, darinn man richtig erkennen könne, welche eine oder keine Trude ſey: Wie man denn dafür hält, daß die Unſchuldigen zu Grunde gehen, die Schuldigen aber oben ſchwimmen.

Wo ich mich in dieſem Stük ſonſt noch recht erinnere, ſo iſt ſie das erſte mal auf dem Grund geſunken; das andere mal aber oben geblieben: und das galt dieſen erbaren Schöpfſen ſo viel, als ob

ves gewartig war. Derſelbe macht ſic
eilends auf, mit einem Grundgelehrte
und treflich wol practicirten Juriſte
(welchen ich gleichfalls gekannt, un
nicht allein aus ſeinem Diſcurs, ſon
dern auch aus denen mir damals zun
Durchleſen communicirten ſchriftli
chen Acten des ganzen Verlaufs un
terrichtet bin) und hält bei dem Rat
des Städtleins an, man wolle doch i
der Sache fein ordentlich gehen; würd
alsdann ſeine Schwieger, nach recht
mäſiger Behandlung, und Gerichtliche
Erörterung der Sachen, eine Hexe er
funden, ſo wollte er ſelber den Holzſtos
dazu ſpendiren.

Sie wollten ſich aber nicht weiſen laſ
ſen; beriefen ſich auf ihre Waſſerprobe,
bei welcher ſie wäre zu leicht erfunden, und
oben geblieben.

Der Schachwalter widerlegte ihnen
dieſen falſchen Wahn; ſagte, daß ſol
che Proben weder Chriſtlich, noch in den
Kaiſerl. Rechten paſirlich, noch an ſich
ſelbſt gewiß; ſondern [illegible]

heraus gehen; hat ſie ihm geantwortet: Sie wolle ſich lieber laſſen brennen, und ſterben, weder noch einmal ſo grauſame Pein leiden: welches ihr wiederfahren würde, wann ſie auf ihrer Unſchuld beharrete.

Hierauf reiſet ihr Eidam ſamt ſeinem Advocaten, hin zu dem Oberamtman, der ein fürnehmer hochangeſehener von Adel und Ritter, und bei ſeinem Könige in hohen Gnaden war; beſchwert ſich, gegen demſelben, über das unordentliche Verfahren des Stadtgerichts, und ſupplicirt um ein Inhibitorial, daß das Gericht möge einhalten, bis man vor die Sache recht unterſuche, und nach Ausweiſung ſowol der peinlichen Halsgerichtsordnung, als auch den beſchriebenen Rechtsbelehrungen verſtändiger und berühmter Rechtsgelehrten, behandle.

Der Oberamtmann, ſo den Advocaten, als einen guten und grundgelehrten Juriſten, der ihm ſehr wohl bekannt, hoch und werth achtete, verhies den Fortgang zu hemmen; lies auch würklich an das Stadtgericht einen Befehl ſchriftlich ergehen: welchen der Eidam des Weibs ſelber inſinuirte, und hernach wieder heimzog, an den Ort ſeiner Behauſung, als welcher nur 5. oder 6. Meilen von dannen; der eingebildeten Hofnung, der Proceſs ſollte von nun an anders eingerichtet werden.

Er war aber kaum hinweg, da würkten ſie bei dem Oberamtmann ſo viel aus, durch deſſelben Secretaire, (welcher, wie verlauten wollte, von ihnen beſchenkt worden) daß er ihnen, welche ſich höchlich damit beſchimpft achteten, wann man, beſorgter maſſen, die Sache von ihnen ab, an das Königliche Landgericht ziehen ſollte, die Gerichtliche Verfahrung wieder los gab, jedoch mit ſolchem Vorbehalt, daß ſie nicht ſollten zur Execution ſchreiten, beyor er von der Sache weitern Unterricht eingenommen hätte.

Weil er aber gleich folgenden Tages, eine Reiſe zum Könige thun muſte, und alſo einen fernen Weg ziehen: lieſen ſie dem Weibe, ſo lieber das peinliche Urtheil, als die peinliche Folterung (wie man ſagte) ausſtehen wollen, den Tod ankündigen, auch alſofort das Heil. Abendmal reichen, und gleich des dritten Tages nach des Oberamtmanns Abreiſe, ſie auf den Scheiterhaufen lebendig verbrennen.

Der Eidam gab vor, er hätte gewiſſe Nachricht, daß ſie unter der Ausführung etliche mal proteſtirt, ihre geſchehe Gewalt und Unrecht, ſie ſey unſchuldig; Aber ob ſolches gewis, kan ich nicht verſichern; ſondern nur ſoviel, daß ſelbige ungelehrte und grobe Leute ſolches proteſtiren im geringſten nicht angeſehen haben würden; wann es gleich würklich ſollte geſchehen ſeyn.

Wie der Oberamtmann bei ſeiner Rükreiſe erfährt, daß das Weib ſchon in Aſche verwandelt ſey, erſchrikt er nicht wenig; beſorgend, es dörfte am Königlichen Hofe, ſo fern der Eidam das höhere Gericht ſuchte, ihm einiger Verweis daraus entſtehen. Denn es wolte verlauten, daß er mit etlichen Edelleuten ſich damals eben luſtig gemacht, als das Stadtgericht um Relaxirung des Proceſſes gebetten: weswegen ihn, bei nüchtern Muth gereuet, was er bei berauſchtem, durch des Secretairs Antrieb, verwilliget hätte: welches ich aber gleichfalls nicht verbürge; ſondern allein dieſes, daß er ſehr darob erſchroken, als der Advocat ihm ſolches verwieſen. Doch, weil es einmal geſchehen, und ſeine Reputation dabei intereſſirt war; hat er ſich hernach des Stadtgerichts angenommen, als ſolches von dem Eidam der verbannten angefochten worden.

Dieſer verklagte die Stadt bei der Königlichen Regierung; des gänzlichen Schluſſes, alles das Seinige daran zu

wovei viel vortrefliche Leute, und unte
andern ein Königlicher Tanzler, deſſe
Feder zu der Zeit der berühmteſten un
gelehrteſten einer war, zu Gericht geſeſſe

Nichts deſtoweniger verzogs ſichs m
dem Beſchlus. Denn ob gleich zweim
der Stadt, (oder vielmehr, wie man ve
muthete dem Oberamtmann) zur Gunſ
ein Urtheil ergieng: proteſtirte doch Kl
ger dagegen, und erwies, durch ſeine
erſten, inzwiſchen verſtorbenen, Advo
catens hinterlaſſenen ſehr geſchikten, i
Rechten Grundgelehrten, und überau
beredten Sohn, daß man widerrechtlic
(contra omnia jura) geurtheilet, wide
legte, vor öffentlichem Gericht, gedac
ten Canzler aus ſeinen eigenen gedrukte
Büchern, ganz augenſcheinlich. Und al
derſelbe ſich darüber entfärbend, nicht
anders darauf, als dieſes ſagte: Ey
der Herr iſt noch zu jung, ſolche mein
Schriften anzuziehen! antwortete de
unerſchrokene junge Advocat mit eine
höflichen Reverenz: Ihre Excellenz ver
zeihen mir! Sie waren, als ſie dieſes g
[illegible] und in Druk gegeben, nich

det, daß ihm ſolche genau bekannt geweſen, und er dieſe Nachricht von unterſchiedenen Perſonen, die gründlich davon unterrichtet geweſen, erhalten, und die Namen des Orts und der Perſonen nur, um derſelben Ehre zu ſchonen, verſchwiegen habe, alſo iſt die Wahrheit der Geſchichte auch aus andern Gründen bekannt.

Ob aber wohl Franciſci deutlich anzeiget, daß er die verurtheilte Frau unſchuldig gehalten, ſo iſt doch die Erzählung deſſelben alſo abgefaſſet, wie es ſich geführet hätte, wann die Sache Hiſtoriſch oder Juriſtiſch hätte beſchrieben werden ſollen. Und es wird wider die Geſeze einer richtigen Hiſtoriſchen Erzählung, aber nach der Art aller Erzählungen von dergleichen Zauber- und Teufelsgeſchichte, die Erzehlung des Anklägers dabei zum Grunde geleget, und deren Richtigkeit zum voraus geſezet.

Um nun meine Leſer um ſo mehr in den Stand zu ſezen, von dieſem überaus merkwürdigen Hexenproceſs, der noch in den neuern Zeiten vorgegangen iſt, ein geſundes und gegründetes Urtheil zu fällen, ob ich wohl nicht zweifle, daß als verſtändige Leſer bereits aus der Erzählung ſelbſt, ſo wie ſie lautet, genugſam erkennen werden, was ſie davon zu urtheilen haben, ſo will ich hier den Caſum und die ſpeciem facti alſo vortragen, wie ſie billich hätten nach den Regeln einer Hiſtoriſchen oder Juriſtiſchen Erzählung abgefaſſet werden ſollen:

Zu N. einer Stadt in N. war eine ehrbare und angeſehene Wittwe, deren Mann der erſte unter den obrigkeitlichen Perſonen der Stadt geweſen war, ſie hatte einen guten Namen bei jederman, in Anſehung ihres bürgerlichen und Chriſtenwandels. Zu dieſer kam einmal ein Bürger der Stadt, der von ihren Nachbarn war, und forderte mit Ungeſtümm, ſie ſolte ihm die 40. Thaler geben, die ſie ihm ſchuldig ſey. Die Frau verwunderte ſich hoch über dieſe Forderung, und antwortete dem Mann, ſie ſey ihm nichts ſchuldig. Er erwiderte aber, ſie ſey ja in der lezt vergangenen Nacht zu ihm gekommen, als er, um die Hexe zu erfahren, welche ihm ſein Pferd durch Zauberei getödet, ein Stük Fleiſch auf dem Feuer gehabt, und ſolches mit ††† beſtochen, da ſey ſie gekommen, und habe ihn gebäten, er ſolte doch nur den Haven von dem Feuer thun, ſie wolle ihm den Schaden erſezen, und das Pferd bezahlen, und habe ihm verſprochen, Morgen 40. Thaler dafür zu geben, die wolle er nun haben, oder ſie als eine Hexe anklagen.

Die Frau iſt von allem dieſem nichts geſtändig, und bezeuget mit ihren Hausgenoſſen, daß ſie in der verwichenen Nacht nicht aus ihrem Hauſe kommen, hält den Ankläger für einen Verläumder, und drohet ihm, ſich über ihn, wann er nicht abliefe, bei der Obrigkeit zu beſchweren.

Weil nun dieſer ſeine Abſicht nicht erreichen und die 40. Thaler von der alten Wittwe nicht bekommen kan, ſo gehet er hin zu dem Gerichte, und klaget die Frau als eine Zauberin an, die ihm ſein Pferd tod gehexet habe.

Nun frag ich alle vernünftige und ehrliche Menſchen, und wer nur gedenken kan, ob die bisherige Erzählung einen zureichenden Grund zu einer Anklage, zumalen wider eine ſonſt untadelhafte und ehrbare Perſon, habe geben können, und ob die Richter ſolche Anklage haben annehmen ſollen? Sie haben aber ſolche nicht nur angenommen, ſondern ſie haben ſogleich die gefängliche Haft der unglükſeeligen Frau erkennet, dieſelbe alſo

des folgenden Morgens, ſo oder ſ
Reichsthaler bezahlen, und wann ſ
Beweis einem Richter genug iſt, d
ſchuldigte Perſon zur Bezahlung,
gar zum Tode zu verurtheilen, wer
ſeines Vermögens und ſeines Le
ſicher ſeyn?

Und dieſes iſt nun ein Muſter
Hexenproceſſes, und zwar in den n
Zeiten, und in einem Evangeliſchen
be. Nun bitte ich meine Leſer zu b
ken, wie ſolche Proceſſe in den
Zeiten beſchaffen geweſen ſeyn müſſe

Geſchichte des Hanswurſ

Die Ueberſchrift dieſer Abhandlung
manchen von meinen Leſern und Le
nen kurzweilig vorkommen, und ſie
den allerlei Betrachtungen über di
anſtellen. Allein ich muß ihnen v
melden, daß mir einerlei ſey, ob ſie
ge loben oder tadeln werden, ja ich
dige ihnen zugleich an, daß die g
wärtige Abhandlung nur ein Grun

an den Hof zu kommen; ja er iſt
gar eine der vornehmſten Perſo-
f dem Schauplazze geworden, al-
der von demſelben in unſern eklen
zenſinnigen Zeiten vertrieben wor-
Hier werde ich ein ganzes Heer
rlicher Kunſtrichter mir auf den
aden, wenn ich behaupte, daß
ten Hanswurſt ein groſſes Unrecht
fahren ſey. Allein, Geduld mei-
ren! urteilen ſie nicht vor der Zeit,
de wird man erſt ſehen, wer von
iden recht behält. Zwei Dinge
den Hanswurſt vom Schauplazze
ben. Eines theils ſeine Grobheit,
ze und unanſtändige Reden, an-
ils der Eigenſinn der Kunſtrichter,
die Meinung eingeführet haben,
isten alle Schauſpiele nach den
der Griechen und Römer einge-
ſeyn. Was das erſte betrift, ſo
ihn für unſchuldig erklären, und
huld den elenden Verfaſſer ſolcher
hen Theaterſtükken beimeſſen.
iber den andern anbelanget, ſo
n hierinnen unrecht geurteilet,
ſes mus ich jezzo beweiſen.

jede Nation hat ihren beſondern
ak, die Griechen und Römer un-
den ſie hierinnen für den neuen
. Der tiefſinnige Britte ergözzet
enn auf dem Schauplaz eine Hin-
vorgeſtellet wird, und er hält
uerſpiel tadelswürdig, wenn die-
land in demſelben ausgelaſſen iſt.
nicht Voltäre ſelbſt in dieſer Zaire
m Geſchmakke der Engelländer
t? Der ſchlaue Italiäner vergnü-
an der Liſt und den Betrügereien
pins. Der muntere Franzoſe iſt
n Harlekin eingenommen. Der
te Deutſche ward von jeher durch
weilige Bezeigen des Hanswurſts
hen beweget. Eine jede Nation
en Geſchmak für gut und volkom-
ſie empfindet ein würkliches Ver-
, wenn ſie demſelben frei nachfol-
. Iſt es nicht unbillig, wenn
man von ganzen Völkern verlangen will, ſie ſollen ſich nach den Geſchmakke der alten Völker richten, da ſie doch von der Sache ſelbſt ganz anders denken, als die Griechen und Römer dachten. Man ſagt, es wäre nicht erlaubt, daß eine Perſon unter den Namen des Hanswurſts ſo frei mit vornehmen Perſonen auf dem Schauplaz reden ſolte, und man nennt das unnatürliche. Allein iſt nicht der Schauplaz eine Nachahmung der Natur? Iſt es nicht von jeher in Deutſchland im Gebrauch geweſen, daß hohe Herrſchaften an ihren Höfen ſolche luſtige Perſonen gehalten und beſoldet haben? Wo ſtekt alſo das unnatürliche, wenn man ſagt, der Hanswurſt ſchikke ſich nicht auf den Schauplaze? Gewis, es iſt weit unnatürlicher, wenn man jezzo einen ungeſchliffenen Laquaien auftretten und mit ſeiner Herrſchaft grobe Reden führen läſſet; als wenn man eine Perſon aufführet, die deswegen beſtellet und beſoldet wird, daß ſie eine Geſellſchaft durch ihre wizzige Einfälle beluſtigen ſol, und der man ihrer Bedienung wegen ſchon gewohnt iſt, einen freien Scherz zu gute zu halten.

Ob unter den Dünſten ſich auch Erdſtäubchen befinden.

Niemand wird ſeyn, der nicht ſollte bemerket haben, daß ein unreines Waſſer trüber iſt als ein reines. Weil nun der Staub, wenn er in die Luft getrieben wird, dieſelbe undurchſichtig machet, und ſich wie eine Wolke von der Erde erhebet: ſo wäre kein Zweifel, daß er auch in der Oberluft Scheinwolken verurſachen könnte, wenn er ſo hoch in derſelben hinankäme, und in dieſem Fall gleichſam Wolken von dem aufſteigenden Staube entſtehen würden. Ich will nicht unterſuchen, ob auf dieſe Art etwan von einem hohen Lande oder Berg ſo viel Staub könne in die Oberluft gebracht werden, daß dadurch gleichſam Wolken entſtanden wären; ſondern ich will nur ſoviel ſagen, daß der Staub darum eine

Wolke

tragen mögte: ſo iſt doch nicht zu läu
nen, daß ſowohl die unreinen als rein
Oerter und Gewäſſer ausdünſten und d
durch viel Erden mit den Dünſten in d
Höhe kommt. Wie Salz, Schwefel, S
peter, Harz, Kupfferwaſſer, und d
gleichen Dinge mehr in der Luft und d
Dünſten derſelben befunden werden:
iſt kein Wunder, daß auch allerlei Er
ſtäubchen mit den Dünſten in die Hö
gehen. Am Schüspulfer ſiehet man, d
der Kohlenſtaub guten Theils mit de
Rauch in die Höhe gehet. Wollte jema
unter das reinſte Waſſer von der fein
ſten Erde miſchen, dieſelbe erſt auf ein
ſcharfen Waage abwägen, hernach g
gelinden Feuer das Waſſer alle ausdü
ſten laſſen, und die Erde hernach wied
wägen, würde ſich finden, wie viel dav
mit ausgedünſtet. Und das aufgefang
ne reinſte Regenwaſſer ſezet, wenn
lange geſtanden, unten die grüne Erd
an, wovon die Pflanzen genähret we
den. Andere Gründe jezt nicht zu gede
ken. Wenn aber die Dünſte mit viele
Erdſtäubchen vermiſchet ſind, iſt es n

i Thurnbau zu Babel.

Geſchlecht der drei Söhne des
s Noah breiteten ſich in kurzer
auf eine unglaubliche Art aus,
e ganze Menge lebte unter den
iedenen Häuptern der Stämme
einzigen Geſellſchaft. Die Ein-
des ganzen Erdbodens lebten
einziges Volk. Die Geſchichte
ſelligkeit iſt uns in der H. Schrift
n kurz beſchrieben. Wir ſehen,
unter ihrer Obrigkeit gelebt, und
nrod ſich ein Königreich errichtet
s ſcheinet wahrſcheinlich zu ſeyn,
durch die nüzliche Erfindung der
in Volk ihm auf eine auſſeror-
e Art verbindlich gemacht habe.
e die ſich ausbreitenden Menſchen
den Thiere bekriegen, und die
igen ſicher machen, und ſchaffete
igleich dadurch einen neuen Vor-
n Speiſen. Die kriegeriſche Ue-
r Jagd machte ihn vielleicht et-
uh, und ſezte ihn dadurch in die
ung, bei ſeinem Stamm die pa-
liſche Oberherrſchaft etwas ab-
und moraliſcher zu machen, als
er war; und ſeine zu aller Ar-
Witterung und Gefahr abgerich-
äger dieneten ihm, ſich bei ſeinen
anen und Benachtbarten furcht-
machen.

ſſen wuchſen neben den alten täg-
e Völker heran, und ſie konten
bſehen, daß ihnen in kurzem eine
nung bevorſtund. Sie wollten
en vielleicht, ſo viel möglich, vor-
, oder doch wenigſtens das ſich
t zertheilende menſchliche Ge-
: nicht ganz aus aller geſelligen
dung laſſen. Sie entſchloſſen ſich
, eine Stadt und einen groſſen
zu bauen, welcher ihres Namens
ntnis ſtiften, und wol die Haupt-
er ganzen Welt ſeyn ſollte, damit
ſelben ſich jederman ihrer gemein-
ichen Ahnherren erinnern möchte.

Vielleicht wollten ſich die Stammväter in derſelben ſezen, und eine gemeinſchaftliche Regierung aller Völker von da aus verwalten; es ſollten auch wohl ihre Kinder ſich nach und nach rings herum von derſelben entfernen, und ſo die Welt ganz langſam beſezen. Sie hatten daher im Sinn, einen ſehr hohen Thurn zu erbauen, der in dem weiten und ganz ebenen Lande von allen angränzenden Gegenden aus, ſo weit das menſchliche Auge reichet, geſehen werden könte. Mir deucht, daß dieſes der natürliche Verſtand der Worte Moſis ſey, der uns ſo viel ſagt: Es hatte aber alle Welt nur einerlei Zunge und Sprache: da ſie nun gezogen gegen Morgen, funden ſie ein eben Land, im Lande Sinear, und wohneten daſelbſt; und ſprachen unter einander: Wolauf, laſſet uns Ziegel ſtreichen und brennen; und nahmen Ziegel zum Stein, und Dohn zu Kalk, und ſprachen: Wolauf, laſſet uns eine Stadt und Thurn bauen, des Spize bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; den wir werden vielleicht zerſtreuet in alle Länder. Es würde ihr Name in allen Ländern genennet worden ſeyn, wenn ſie von da aus die Regierung der Welt würden verwaltet haben; und auf ſolche Art würde auch die Zerſtreuung ſehr lange ſeyn hintertrieben worden. Denn, da ſie der gefürchteten Zerſtreuung, und darauf erfolgenden Vergeſſung ihres Namens zuvorkommen wollten, erhellet daraus, weil ſie die Möglichkeit der Zerſtreuung als den Bewegungsgrund dieſes Baues anführen, und weil GOtt dieſen vermutheten Zufall plözlich beförderte.

GOtt billichte dieſes Vorhaben nicht, und die Urſachen ſeiner Misbillichung, und die Weisheit ſeiner Abſichten iſt ſo ſchwer nicht zu errathen. Sie liegen alle in den weiſeſten Mitteln, die Geſelligkeit zu befördern. Da es dem erſten Anſehen nach fremde ſcheinen möchte, daß

milien erſtehet, die einander je fremder werden, je weiter ſie voneinander entfernet ſind. Die allgemeine Verbindlichkeit eines jeden gegen alle, würde der beſondern Verbindlichkeit unter den Nachbarn Eintrag gethan haben, und die Menſchen würden ihre Verwandſchaft ganz aus den Augen geſezet haben, weil ſie die Gränzen derſelben nicht überſehen können. Ich werde dieſes zu beweiſen, einen Einfall des Aufſehers oder Zuſchauers borgen. Je mehr wir uns von andern und den übrigen Menſchen unterſcheiden, je näher ſind wir mit denen vereinigt, die dieſen Unterſcheid nicht beſizen. Die Kinder eines Vaters, und die Zweige eines Anherrns, ſind alſo auf das genaueſte verbunden; darauf folgen die Einwohner eines Orts, die Kinder einer Landſchaft, die Unterthanen einer Obrigkeit, und endlich die Bewohner eines Welttheils. Wenn ein Spanier und ein Teutſcher in Paris zuſammen kommen, ſo gehen ſie einander ſo wenig an, als ein Pommer und Magdeburger in Berlin: laſſet aber den Pom-

dungen, welche zum groſſen Vortheil des menſchlichen Geſchlechts gereichen, ohne deren Beihülfe die Welt ein tauſend und mehr Jahre ſich kümmerlich und mühſelig hätte behelfen müſſen.

Zum vierten, wären die bei einander gebliebenen Geſchlechter zur Erlernung der Wiſſenſchaften und Uebung der Kräfte ihrer Seele viel ſpäter, zu ihrem groſſen Schaden, gelanget. Das ganze menſchliche Geſchlecht hätte aus lauter Gliedern beſtanden, die nicht vor die Hausthür gekommen wären.

Zum fünften, iſt es bekannt, daß, je gröſſer ein Volk iſt, deſto gefährlicher auch der Aufruhr in demſelben ſey. Es fanden deswegen die Weltbezwinger für gut, Nationen zu trennen, und ſie anderswohin zu verſezen, um ſolchen Unruhen vorzukommen. Welch ein allgemeines Blutbad hätte die Menſchen aufgerieben, wenn ſie in einer genauen Verbindung ſämtlich unter einander würden geblieben ſeyn? GOtt theilete ſie alſo väterlich, um der Ungeſelligkeit vorzubeugen. Es iſt nicht möglich, daß nicht der Ehrgeiz, die Widerſpenſtigkeit und die Trennung, Luſt, ſich zu regen, erhalten ſollte, je weiter ſich die Kinder neben einander ausbreiten, und von dem Hauptſiz entferneten. Die Aufrühriſchen muſten Luſt bekommen, und die Unterdrükten Hofnung, daß ſie mit Gewalt ſich in Freiheit ſezen könnten: welchem allem die göttliche Vorſicht zuvor kam, indem er ſie plözlich trennete. Dieſes Band ward klüger von GOtt, als von Menſchen zertheilet, und iſt deſto eher wieder zu knüpfen geweſen.

Zum ſechſten, iſt es moraliſch gewis, daß die überhandnehmende Gottloſigkeit das kleine Häuflein der Gerechten verführet, und alſo alles zu der ſchon zu ſehr augebreiteten Abgötterei verführet haben würde. Wir ſehen aus der Geſchichte vor der Sündfluth, daß die Kinder GOttes durch zu groſſe Geſelligkeit mit den Töchtern der Menſchen, und die aus dieſer zu groſſen Geſelligkeit herrührende Tyrannen auf Erden die Bosheit und Frechheit ſo allgemein machten, daß die Erde verderbet war vor GOttes Augen, und voll Frevels. Dieſem ſonſt unvermeidlichen Uebel zuvor zu kommen, und eine neue Sündfluth zu verhüten, trennete GOtt die Völkerſchaften, und erhielt dadurch einen doppelten Nuzen. Einmal, daß das fromme und rechtgläubige Volk von den andern abgeſondert ward; und denn, daß die böſen Völkerſchaften durch die Trennung verhindert würden, einander noch mehr zu verſchlimmern. Dieſe Abſicht GOttes erhellet deutlich aus dem Befehl, den er nachher ſeinem Volk gegeben, ſich nicht mit andern Völkern zu vereinigen, ſondern immer ein beſonderes auszumachen. Die Geſchichte lehret uns auch, daß die Iſraeliten ſo oft in Abgötterei gerathen ſind, als ſie dieſes Gebot aus den Augen geſezet hatten.

Mir deucht, daß unter dieſen Gründen wenigſtens einige ſeyn werden, die GOtt rechtfertigen, und die Nüzlichkeit der Zerſtreuung der Völker, zum Vortheil der Geſelligkeit, auſſer Streit ſezen können, um uns eine Handlung begreifflich zu machen, die das Gegentheil zu würken geſchienen.

Moſes erzehlet uns, daß alles Volk eine Sprache gehabt: welches nicht anders ſeyn konte, da die Menſchen nur eine Familie waren. GOtt verwirrete ihre Sprache, um ſie zu trennen. Ich bin gewis, daß jeder, der ſich die Mühe geben wird, alle Umſtände mit gehöriger Bedachtſamkeit zu überlegen, leicht einſehen werde, daß dieſe Verwirrung nicht die Worte, ſondern die Gedanken betroffen habe. Es würde GOtt durch wunderthätige Gewalt auf den Verſtand der Menſchen haben arbeiten müſſen, wenn

allgemeinen Regierung, und die abgemeſ
ſene mehrere und mindere Unterwürfigkei
von der allgemeinen Herrſchaft, das ihrig
dazu bei: ſelbſt die verſchiedene Meinun
gen, wie man ein unzählbares, ſich täg
lich mehr ausbreitendes und vermehren
des Volk im Zaum halten müſſe, muſte
Strittigkeiten erregen. Und es war vo
unſern bei dem Thurnbau zu Babel be
ſchäftigten Vättern ſehr klug gehandelt
daß ſie lieber bei dieſen Umſtänden ihr Vor
haben aufgaben, und eine Trennung gu
willig beſchloſſen, zu welcher ſie über lan
oder kurz durch groſſe Unruhen und Blu
ſtürzungen würden gezwungen werden. E
iſt dieſes wohl eine wahrhafte Verwirrun
der Sprache, wenn jeder wider de
andern iſt, und Recht haben will. Wen
nun GOtt die Klügſten gebrauchet, d
nothwendige Trennung zu beſchleunigen
und die übrigen durch eigene Uneinigke
ſich ſo ſchon trenneten: ſo muſte auch d
vorhabende Bau von ſelbſten unterble
ben. Auf dieſe Art zerſtreute ſich die G
ſellſchaft, und die Geſelligkeit erhielt ein
herrlichen Vortheil.

oder untersuchet, ist er der Meinung, daß es nichts ohnmögliches seye, wie auch anderwärts eine dieser; wo nicht gar gleiche doch vielleicht in etwas gleich kommende Erde zu finden, dabei aber noch das Mannœvre, oder wie eine solche Erden anzuwenden, ohnbewust seyn werde; anerwogen so viel das Erste betrift, ohnweit einem gewissen Closter im Land sich eine gewise Erden findet, die zu Waschung der Tücher und Zeuge, seinem Bedunken nach, recht wohltaugentlich seyn mag, und davon man auf Veranlassen einer gewisen höhern Instanz, einige wenige Anmerkung diesen Sammlungen, mit folgendem inseriren lassen wollen. Es dienet also zu wissen, daß sich bemeldte Erden auf einem Berg im Laubholz befinde, und fast ganz weis; aber dergestalten beschaffen seye, daß sie theils fett; und ohne Beimischung eines andern Mineralis oder Cörpers, theils mit einem sogenannten zarten Silbersand, und zwar, wie man sonsten bei dem medicinischen Gebrauch retet, in starker und geringer Dosi, nach der verlangenden Wahl misciret oder durchschossen ist. Von dieser Erden glaubet demnach der Verfasser dieses, daß sie zu dem geringsten Gebrauch nach, schon erwehnter massen, in einer sogenannten Füllerden, allerdings taugen werde, massen er gefunden oder vielmehr die Probe machen lassen, daß sie zu wollen und leinenen Gezeug, wie Saiffen, gebrauchte, den Schmuz völlig heraus gezogen, anderwärts (wie nächstens ein mehreres davon gemeldet werden solle,) würklich zu Walk- und Waschung der Loden und Zeuge, ausser Lands unter der Hand abgeholt und gebraucht werde. Was aber das andere, nemlich das Mannœuvre damit betrift, ist er der Meinung, daß unsere Handwerksleute das Geheimnus eben noch nicht völlig besizen oder sich auch die Mühe geben wollen, selbige, wie in Engelland geschiehet, recht zu behaupten, folglich die Tücher und Zeuge, behörig damit zu purificiren, gestalten am Tag, nebens aber auch das übelste bei anderen wollenen Zeugen ist, daß sie so schlecht von dem Schmuz gereiniget seyn, meistens blatticht und schmuzig ausfallen, und so mithin auch eines theils von denen Schaben oder Motten, leichtlich wieder durchlöchert, andern theils aber sodann die Farben in ihrer rechten Stärke und Schönheit nicht angebracht werden können. Gewis ein Fehler, der dem Commercio in diesem Stük noch einen zimlichen Stos giebet, welcher aber durch Fleis, Mühe und Geschiklichkeit, noch wohl gehoben werden könnte. Man glaubet, es habe die Natur oben angeführte Erden mit dem Silbersande und zwar secundum plus vel minus, nicht so bedächtlich durchzogen, wann solche nicht nach Beschaffenheit der Zeuge oder des Schmuzes darinnen, in dessen Wasch und Walkung adhibirt werden könnte oder solte. Allein man hat noch niemalen gesehen oder gehöret, daß die Handwerksleute disfalls eine sonderliche Wahl angestellt und nach denen Gruben gegangen, sie allemal behörig zu sortiren, und sofort jedes Theil abgesondert beiführen zu lassen; Daher ein Hauptfehler sogleich in prima Concoctione gleichsam entstehen mus. Doch will man dieser Erden vorläufig nicht allzusehr das Wort reden. Man hat allein deswegen etwas davon dis Orts einverleiben lassen wollen, damit, wo jemand aus eigener Erfahrung oder sonsten von der Englischen Füllerde mehrere Nachricht hätte, selbiger es diesen Sammlungen in der Fortsezung, mit wenigem beliebig einverleiben lassen möchte, um befindenden Dingen nach, zum Nuzen des Publici, eine Comparaison zwischen dieser und jener anstellen, und sofort weitere Communication davon thun zu können, massen von dieser Erden zugleich vermuthet wird, sie möchte neben anderm Gebrauch zu Verfertigung des feinen Porcellains (wie ehedem auch zu Dresden gefunden, und sogleich ein Regale daraus gemacht worden,) tauglich seyn.

wahr, daß viel Schwefel, ſonde
in warmen Sommertagen, in der
ſchwebt. Aber dieſer Schwefel iſt ſo
daß er niemals als ein ſichtbarer S
erſcheinet. Der Geruch und Geſch
dieſer Materie hat auch nicht das ge
ſte Kennzeichen des Schwefels.
mus alſo etwas anders ſeyn. Aber
iſt ſie denn? Man ſiehet zuweilen im F
linge groſſe gelbe Staubwolken in
Luft ziehen, welche der gemeine M
den Heerauch nennet. Dieſer iſt ni
anders, als der Staub aus den Tan
Fichten und Kieferblüthen. Dieſes
wie viele andere Blüthen und Blu
voll von ſolchem Staube. Bei de
ringſten Bewegung des Windes f
man ihn häufig herausſtieben. W
ſehr leicht iſt, ſo führet ihn der
weiter in die Höh und oft weit von
Wäldern weg, aus welchen er ko
Habe ich doch heuer im Sommer
nem ſtarken Wirbelwinde vor dem T
auf dem Weg nach ſieben Tiſchē dieſ
dem Staube im Fahrwege, der doch
ſehr grob iſt, geſehen. Der Wind
hete ihn erſt lange über der Erde in e

Ich erinnerte mich, daß die Klagen über böſes Geſinde die allergewöhnlichſten Unterredungen ſind; und ich dachte bei mir ſelbſt, daß, wenn ich eine Unterredung der Bedienten anhören ſollte, ich ohnfehlbar Klagen über böſe Herrſchaften hören würde. Noch den Tag hatte ich das Vergnügen, zu hören, daß ich mich in meiner Muthmaſſung nicht betrogen. Als ich die Geſellſchaft verlies, und nach Hauſe gieng, ſahe ich 2. Mädigens ſtehen, die ſehr eifrig miteinander ſprachen. Gleich nahm ich einen ſehr langſamen Schritt, und da bekam ich Zeit genug, die Worte zu hören: Die Frau iſt gar zu ſchlim; es iſt kein Auskommen mit ihr; man kan ihr nichts recht machen. Ich konnte aufs richtigſte muthmaſſen, daß dieſe beide Perſonen genug zu klagen haben würden.

Als ich auf meine Stube kam, ſo hatten die Gedanken vom böſen Geſinde mein Gemüth dergeſtalt eingenommen, daß ich mich gleich entſchlos, dieſes Blat in diesen Sammlungen auszuarbeiten. Ich will zwar das Geſinde durchaus nicht ganz vertheidigen, und ich gebe zu, daß die Herrſchaften ſehr oft Urſache haben, ſich über die Bedienten höchlich zu beſchweren. Allein, überhaupt davon zu reden, ſo ſind die Klagen über böſes Geſinde eben ſo gegründet, als die Klagen über böſe Zeiten. Die meiſten Herrſchaften beklagen ſich mit Unrecht über ihr Geſinde, und ſie ſind ſelbſt ſchuld an ihrem böſen Geſinde, weil ſie ſich ſo ungeſellig gegen daſſelbe verhalten. Ich will eine Betrachtung über dieſe Sache anſtellen, und ſonderlich einige ungeſellige Fehler der Herrſchaften anmerken, weswegen es unmöglich Geſinde haben können, worüber ſie keine Klage zu führen Urſache finden ſolten.

Überhaupt habe ich vielfältig bemerkt, daß die alten Herrſchaften mehr über böſes Geſinde klagen, als die jüngern, und ich habe ofte die Worte gehört: Als ich noch jung war, da hatte ich gut Geſinde, nun ich alt bin, bedürfte ich dergleichen noch eher, es wird mir aber nicht mehr ſo gut. Wenn eine Frauensperſon noch jung iſt, ſo iſt ſie freundlich, gefällig, und überſiehet ſehr leicht Kleinigkeiten. Das Alter macht natürlicher Weiſe murriſch, unfreundlich, ſtrenge und eigenſinnig. Alte Leute wollen alles nach ihrem Kopfe haben, und zwar ſo, wie es vor einem halben Jahrhundert geweſen iſt. Da nun die Bedienten mehrentheils viel jünger ſind, als daß ſie Zeiten gemäs ſeyn ſolten, die ſchon vor ihrer Geburt vergangen ſind: ſo iſt es ſehr ſchwer, daß alte Leute Bediente haben könten, mit denen ſie durchaus vergnügt ſeyn ſolten. Alte Leute klagen ja über alles Gegenwärtige, und es wäre ein Wunder, wenn das Geſinde davon ausgenommen werden ſolte. In der Jugend iſt es uns nicht verdrieslich, weitläuftige, genaue, und öftere Befehle zu ertheilen, und dadurch ſezen wir die Bedienten in Stand, völlig zu wiſſen, was wir haben wollen. Alten Leuten wird es verdrieslich, den Mund aufzuthun. Sollen ſie einen Befehl zum andernmal wiederholen, ſo ſchelten ſie gewis zugleich; und iſt es alſo kein wunder, wenn ſie ſich über das Geſinde beklagen? Allein, wo liegt die Schuld? mehrentheils und vornemlich in dem Alter der Herrſchaft. Wenn ich alſo alte Leute über böſes Geſinde klagen höre, ſo bin ich ſehr geneigt die Parthei des leztern zu nehmen. Die Ehehalten ſind gewöhnlicher Weiſe fremde Leute. Können ſie alſo wohl verbunden werden, die Schwachheiten ihrer alten Herrſchaften geduldig zu vertragen? Mich wundert es alſo nicht wann ein Bedienter bei einem alten Herrn ſchlimmer wird, als er ſeyn würde, wenn ſein Herr nicht um ſeines Alters willen ſo vielen ungeſelligen Schwachheiten unterworfen wäre.

Viele Herrſchafften glauben, daß das Geſind weit zu viel unter ſie ernidrigt ſey, als daß ſie nöthig hätten, die geſellige Tugend gegen daſſelbe auszuüben. Theils Herren ſind gegen ihe

von denen Leuten, die über den M
guter Freunde klagen? Ohne Z
ſind ſie ſelbſt nicht freundſchaftlic
geſellig genug. Gleichwie ein guter F
gute Freunde macht, ſo machen auc
Herrſchaften gutes Geſinde. Die K
über böſes Geſinde ſind demnach ſ
Vorwürfe, welche ſich die Herrſc
in der That ſelbſt machen, ob ſie
Recht über Recht zu haben ſich einb

Es geſchiehet vielmals, daß,
man die Klagen der Herren über d
Dienten unterſucht, man findet, d
unmögliche Dinge verlangen. D
giebt ſeinem Diener nur ſeine Befehl
und er verlanget, daß er auch da
ſoll, was er nur gedacht hat. Hei
ſes nicht eben ſo viel, als verlangen
Diener ſolle ein Herzenskündiger
Wird ein Bedienter verſchikt, ſo
eher wieder zurük kommen, als es m
licher Weiſe möglich iſt. Der unve
tige Herr beklagt ſich über die Langſ
ſeines Dieners. Oft weis eine Fra
nicht mehr, wie vielerlei ſie ihrer
befohlen hat: und ſie lernt entſetli

el Munterkeit, als des Morgens; und
ist abermals klar, daß ich tausend
älle anführen könnte, da die Herrschaf-
n so unvernünftig sind, und deswe-
n auf ihre Bedienten schelten, weil sie
i gar zu schweren Diensten nicht so gut
ch verhalten, als bei leichtern.

Es ist eine ungesellige Unmenschlich-
it vieler Herrschaften, daß sie mit den
enschlichen Schwachheiten ihrer Be-
ienten gar keine Gedult haben. Was
n manches Gesinde dafür, daß es
icht mehr Verstand bekommen hat? Aus
as vor Ursachen geht man mit einem
ledienten barbarisch um, weil er ein-
iltig ist, ein kurz Gedächtnis hat, und
ergleichen? Ich mache einen billigen
nterschied unter Fehlern, die ein Be-
ienter verhüten kan, und unter denen,
ie er nicht verhüten kan um des Mangels
iner Kräfte willen. Diese lezten mus
ine Herrschaft mit blossem Mitleiden be-
:achten. Wenn ich einen solchen Be-
ienten hätte, so würde ich ihm nach der
ngeführten Gewohnheit den Dienst auf-
agen, aber mit aller Freundlichkeit. So
nge aber als ich ihn den Regeln der
Gerechtigkeit nach behalten müste,
ürde ich ihn als eine Gelegenheit
nsehen, meine Gedult, meine Sanft-
uth, mein Mitleiden und meine Will-
ährigkeit zu üben, die Schwachheiten
eines Nebenmenschens gehörig zu ertra-
en. Alsdenn würde ich ihn in Friede
iehen lassen, und mich sehr hüten, spöt-
ische und bittere Klagen über einen Men-
chen zu führen, der nicht besser seyn kan,
ls ihn die Natur gemacht hat. Wenn
nan überhaupt bedenkt, wie unglüklich
as Schiksaal der Bedienten überhaupt
st, und was für ein unendlich kleiner
heil der menschlichen Glükseeligkeit der
ohn ist, den das Gesinde bekommt, so
ird man nicht verlangen, daß es ganz
Engelrein und ohne Fehler seyn solle. Ich
will einen Gedanken nur ganz kurz an-
führen, der mich allezeit geneigt macht,
mit meinen Bedienten recht gesellig um-
zugehen. Wenn ich einen Bedienten hal-
te, so kostet er mir, alles in allem ge-
rechnet, jährlich ohngefehr 60. Thaler;
auf einige Thaler mehr oder weniger komt
es hier nicht an. Dieses ist also der Vor-
theil, den ich meinem Bedienten verschaf-
fe. Nun rechne ich zusammen, was er
mir jährlich vor Vortheile verschaft. Täg-
lich mus er wer weis wie viele Gänge
thun. Hätte ich ihn nicht, so müste ich
mir meine Schuhe selbst puzen; ich mü-
ste mir mein Essen kochen; ich müste mir
über die Strasse alles selbst holen. Und
wenn ich nur überhaupt rechne, so macht
mich mein Bedienter viel vollkommener,
als ich ihn mache. Ich bin ihm also
mehr schuldig, als er mir schuldig ist.
Rechne ich nun noch dazu, daß es meh-
rentheils blos von dem Glüke herrührt,
daß ich nicht sein Bedienter bin; so macht
mich diese Betrachtung vollkommen will-
fährig, mit allen seinen Schwachheiten
Gedult zu tragen, und mich gegen ihn
bei nahe als einen liebreichen Vatter zu
verhalten.

Ich habe vielmals angemerkt, daß
manche Herrschaften noch so leidlich gut
sind, so lange das Gesinde gesund ist. Al-
lein, so bald es krank wird, verhalten
sie sich auf eine ganz unmenschliche Art
gegen dasselbe. Das arme kranke Ge-
sinde wird entweder, wenn ein kranker
Hund, in einen Winkel geworffen, und
es mus es für eine grosse Güte halten,
wenn man alle vier und zwanzig Stun-
den einmal nachsieht, ob es nicht schon
umgekommen ist; oder es wird wol gar
gleich seiner Dienste entlassen, und seinem
unglüklichen Schiksaal überlassen. Es
mus sich zu seinen armen Eltern und An-
verwanden begeben, und seine eigene
Noth und die Noth seiner Anverwand-
ten auf eine unverschuldete Art vermeh-
ren. Dieses Verhalten sehe ich als bar-
barisch an. Wenn ein Bedienter in mei-
nem Dienste krank wird, so sehe ich die-
ses als ein Unglük an, welches ich zu

[illegible] die Bedienten verurſachen, ihnen an il
rem Lohne abzieht. Es kan allerding
ofte gebilliget werden, wenn man dieſe
thut in Abſicht auf einen ſolchen Schade
den das Geſinde, aus einer offenbar
muthwilligen Bosheit, der Herrſcha
verurſacht. Allein, es iſt ohnfehlbar d
allerſchändlichſte Geiz, und eine veral
ſcheuungswürdige Ungerechtigkeit un
Niederträchtigkeit, wenn der arme B
diente alle Gefäſſe bezahlen mus, die
zerbricht. Ich müſte in der That me
nen Leſern unbegreiflich wenig Einſic
in die natürliche Billigkeit und grosmi
thige Freigebigkeit zutrauen, wenn i
ihnen zeigen wolte, daß dieſes Betr
gen geizig, filzig, niederträchtig, unbi
lig, und ofte höchſt ungerecht ſey.

Von Träumen, und deren Be
deutung in Anſehung des Temp
raments, der Geſundheit
und Krankheiten.

Es iſt von Träumen bereits vieles g
ſchrieben, und es hat inſonderheit d

wachenden Leibe; wie solches auf Seiten der Seele die freiwilligen Handlungen und Gemüthsaffekten; auf Seiten des Cörpers aber die mit den Vorstellungen der Seele übereinkommende Veränderungen des Cörpers deutlich gnug zu erkennen geben. Daß aber dergleichen auch im Schlaffe geschehe, beweise ich also. Wenn der Mensche schläft: so bemerkt man, daß sich das Geblüte langsam und ruhig durchs Gehirne, und durch dessen gelinde aufgespannte Gefässe beweget; daher auch alle diejenigen Dinge den Schlaf zuwege bringen, welche zu einem langsamen Umlaufe desselben, und zu einer schwachen Spannung der Gefässe im Gehirne beitragen. Geschieht aber dieses: so erfolgt auch eine langsame Absonderung, und ein sparsamer Einflus der zarten Nervenfeuchtigkeit in die Gliedmassen der Sinnen: daher zugleich die ihnen bei wachenden Leibe eigene Spannung nachläst, und sie sich wie man zu sagen pflegt, schliessen, oder ihr Gebrauch einige Zeitlang aufhört. Da sich nun die Seele nach dem Zustande des Cörpers; besonders aber in ihren Empfindungen nach den Gliedmassen der Sinnen richtet; so ist nicht zu verwundern, daß sie sich hernach durch keine merkliche Handlungen mehr äussert, wenn ihr dieselben keine neue Materie zum Denken von aussen mehr vorstellen: weshalb man auch zu sagen pflegt, daß die Seele im Schlafe von ihren Handlungen ruhe.

Hieraus folget nun, daß je stärker, oder schwächer der jezt besagte Umlauf des Geblüts, und der Einflus des Nervensafts in die sinnlichen Gliedmassen ist; desto leiser, oder tiefer auch der Schlaf seyn müsse, und desto mehr oder weniger auch die Kräfte der Seele, die mit jezt erwehnten Veränderungen im Cörper harmoniren, sich äussern können. Woferne aber die Bewegung des Bluts durch das Gehirn nicht sattsam ruhig, und dessen zarte Fäserlein und Gefäsgen nicht sanfte gnug gespannet seyn: so kan weder der Schlaf sich recht natürlich einfinden; noch auch die Spannung der sinnlichen Gliedmassen gehörig nachlassen. Folglich kan eine auch nur geringe Berührung derselben eine Empfindung in der Seele erweken; und weil sie im Schlafe mit keinen ihr von aussen gegenwärtigen Dingen zu thun hat: so fällt sie, vermöge des Gesezes der Einbildungskraft, auf abwesende, welche ehemals etwas mit der Empfindung gemein gehabt haben, und verbindet solche auf verschiedene Art; woraus denn allerhand Träume entstehen.

Es ist also ein Traum in Ansehung des Cörpers ein solcher Zustand, da im Schlaffe die nicht sanfte gnug gespannten Hirngefässe, und die nicht sattsam geschlossnen Gliedmassen der Sinne der Seele Gelegenheit zu Empfindungen geben, die hernach die vorbeschriebene Einbildungen erregen. Und hieraus sieht man, warum die Träume von einer etwas unruhigen Circulation des Bluts durch den Kopf zeigen, und warum der Schlaf nicht recht sanfte und erquikend ist, wenn man träumet: weil wenn man Schlafen soll, eine ruhige Bewegung des Bluts durchs Gehirn, ein langsamer Einflus des Nervensafts in die sinnlichen Gliedmassen, und eine gelinde Spannung derselben erfordert wird; welches alles aber bei dem Träumen nicht ist.

Doch ich gehe näher zu meinem Zwek, und betrachte: ob, und wie die Träume sich nach den Temperamenten, und andern Verfassungen des Cörpers richten, und also von dem Zustande des Cörpers zeigen können. Ich verstehe aber unter dem Temperamente im medicinischen Verstande ein gewisses Verhältnis der festen und flüssigen Theile des Cörpers gegen einander, aus welchem eine gewisse Art der Geblütsbewegung entstehet, mit der hernach gewisse Empfindungen und Neigungen in der Seele über-

gefäſſe, und der Lauf des Bluts dur
dieſelben, bei dem einen Träumende
nicht ſo iſt, wie bei dem andern: ſo ſin
auch die Vorſtellungen unterſchieden
und alſo mus die Seele bei einem viel a
dere Ideen im Schlafe hervor bringen
als bei dem andern, und folglich mü
ſen auch verſchiedene Träume erwachſe
wie dieſes in dem folgenden durch Exem
pel gezeiget wird.

Jedermann ſieht aber, indem ich b
haupte, daß man von den Träume
aufs Temperament ſchlüſſen könne, da
ich den Menſchen, bei dem dieſes gelte
ſoll, als geſund anſehe, und von ſeine
natürlichen Zuſtande rede. Denn ſon
kan ein Sanguineus, der das flüſſigſ
Blut hat, allerdings in den Stand g
ſezet werden, daß er dikes Blut beköm
und alſo ſolche Träume erfähret, d
nur den melancholiſchen Leuten eige
ſind; wiewohl er alsdenn eigentlich kei
Sanguineus mehr zu nennen iſt.

Dieſes jezt Angeführte findet man auc
in der Erfahrung würklich gegründe
Denn da bei tiefſinnigen, oder melan

m Zuſtande des Gehirns richtet, auch erdem die Gemüthsbeſchaffenheit ſelbſt, ſey nun traurig, oder aufgeräumt, n dem Temperamente, oder der beſondern Leibesmiſchung des Menſchen kommt. Ja man ſieht es auch unter dern daher nicht undeutlich, wenn in erweget, daß der Cörper ſelbſt zum äumen öfters Gelegenheit gibt; indem nicht ſelten geſchieht, daß Leute die ngrig oder durſtig ſeyn, von Eſſen d Trinken Träumen, oder daß es denen, die die Blaſe voller Urin haben, Traume vorkömmt, als wenn ſie das mliche Gemach beſuchten, und darer wohl gar das Bette beſeuchten: hin auch das ſogenannte Alpdrüken, d die bei vielen mit angenehmen Träun verknüpften Saamenergieſſungen, ollutiones nocturnæ) gehören; weil n wahrnimmt, daß in jenem eine were Circulation des Bluts durch die nge; in dieſen aber ein Ueberflus des amens zum Traume Anlas gibt. Es uch die Urſache davon leicht zu begrei. Denn wenn in einem Theile des rpers eine Veränderung geſchieht, d dieſelbe bis zum Gehirn gebracht d: ſo empfindet es die Seele; und da ſe im Schlafe keine deutliche Vorſtelgen formiren, noch die Urſachen ſolr Veränderungen im Cörper einſehen : ſo verfällt ſie auf diejenigen Bil, welche ſich zu dieſer Empfindung ken. Und was wollen wir endlich u ſagen, wenn uns einige Schriftler verſichern, daß die Aegiptier geſe ſchlafmachende Dinge, und die rken das opium in der Abſicht gebraun, daß ihnen angenehme Dinge im ume vorkommen ſollen; gleichwie hrfoot von denen Phariſäern erzehlet, ſie öfters zu faſten gewohnet geweſen, damit ſie angenehme Träume haben ten. Muß man denn alſo nicht einehen, daß der Cörper ſelbſt, und deſſen beſondere Verfaſſung zu gewiſſen Arder Träume beitragen könne?

Damit man aber die Träume, die etwa von denen des Tages über beim Waſchen vorgefallenen Dingen entſtehen, deſto beſſer von denenjenigen möge unterſcheiden lernen, die von dem Temperamente beſtimmet werden; ſo kommt es hauptſächlich darauf an, daß man nicht blos von einem einigen, ſondern von oft wiederhohlten Träumen den Schluß aufs Temperament macht, und den Träumenden Acht geben läßt, ob ſich ſein Traum von den ihm am Tage vorgekommenen Sachen anfange oder nicht. Ja da auch die Veränderung der Diät unſern natürlichen Zuſtand, und den Umlauf des Geblüts verändern kan: ſo würde man daher wohl thun, wenn man die Träume nur alsdenn aufs Temperament zöge, wenn keine Unordnung in der Diät begangen worden.

Hiernächſt aber ſehe ich auch kürzlich, was die Träume von bevorſtehenden Krankheiten, und deren Ablauf zu erkennen geben. Jedermann wird mir einräumen, daß, wenn der Cörper zu Krankheiten geneigt iſt, alsdenn eine Abweichung der natürlichen Lebensbewegungen von ihren ordentlichen Regeln geſchehen müſſe; oder, daß alsdenn eine Veränderung der Geblütsbewegung vorgehe, welche nothwendig auch im Haupte ſich ereignet. Geſchieht nun dieſes: ſo wird davon der Schlaf entweder auſſerordentlich tief, wie bei Schlafſüchtigen, oder aber leiſe und unruhig, da denn im lezten Falle gar leicht Träume hervor gebracht werden. Erfolgen aber dieſe: ſo ſind ſie nothwendig anders, als bei geſunden Tagen, und richten ſich wie ſonſt, alſo auch jezo nach dem Cörper, der in einer ganz andern Verfaſſung ſtehet. Und dieſerwegen mus man auch vielfältig daraus urtheilen können, in welchem Zuſtande ſich der Cörper gegenwärtig befinde, und ob ihm etwa eine Krankheit bevorſtehe, oder wie ſolche, wenn ſie ſchon zugegen, beſchaffen ſey. Nur mus

tern: Die, ſo ein Fieber, ſonderl
aber ein hiziges bekommen wollen, od
vielmehr ſchon haben, pflegen geme
niglich von ſolchen Dingen zu träumen
die von einer beſondern Lebhaftigkeit z
gen, dergleichen ich oben den Choler
ſchen zugeeignet habe. Wenn nun e
dem Temperament nach melancholiſch
Menſch ſolche lebhafte Bilder im Traun
auſſerordentlich bekömmt, die in ſein
natürlichen Verfaſſung eben nicht g
gründet ſeyn: ſo kan man davon fügli
auf eine ſtärkere Wallung des Blut
oder auch wohl gar, wenn die übrig
Umſtände es zulaſſen, auf ein bevorſ
hendes Fieber ſchlüſſen: es wäre denn
daß beſagte Veränderungen von ande
Urſachen, als von hizigen Getränke, a
zuſtarker Bewegung, und ſo weiter h
gekommen wären. Choleriſche Perſon
hingegen träumen zwar bei anwandel
der, oder ſchon gegenwärtiger Hize ebe
falls von dergleichen Dingen. Da ab
ihre Vorſtellungen davon jezo unw
ſtärker und heftiger ſind, als ſie vorde
bei geſunden Zuſtande waren: ſo lä
ſich daraus nicht minder ihre Krankh

hat bereits Hippocrates angemerket; daher er in ſeinem Buche de inſomniis ſpricht: fluviorum tranſitus, hoſtes armati, monſtra difformia, morbum, aut in melancholicis furorem præſagiunt. Das iſt: wenn man im Traume vorbei rauſchende Waſſer höret, bewaffnete Feinde und allerlei gräſliche oder ungeheure Dinge ſieht; ſo bedeutet es Krankheiten, bei melancholiſchen Perſonen aber die Raſerei.

In Krankheiten ſelbſt aber pflegen diejenigen Träume auf eine Beſſerung zu deuten, die das Gegentheil von dem in ſich faſſen, was einem vorher nach Anlas der Krankheit geträumet hat. Alſo kan es zum Exempel von einer Beſſerung zeigen, wenn ein Kranker, ſtatt der ſonſt im Traume gehabten heftigen Vorſtellungen, wieder anfängt von gelaſſenen Dingen zu träumen, und wenn ihm die vorher ſchwarzen und fürchterlichen Bilder, nun vielmehr in weiſſer und angenehmer Kleidung erſcheinen: Doch müſſen ſich, wie billig, die andern Umſtände auch dazu räumen. Denn eines Theils hat man gewiſſere Kennzeichen der Beſſerung, die man nothwendig mit zu Rathe ziehen mus; andern Theils aber würde man ſich in ſeinem Urtheil ſehr betrügen, wenn man die übrigen Nebenumſtände vorbei laſſen wollte: indem es gar leicht geſchehen könnte, daß man etwa bei einem zur Ewigkeit bereiteten, und in der That gefährlichen Patienten, die ihm vom Prediger beigebrachten, und im Traume wieder erneuerten Vorſtellungen vom ſeeligen Zuſtande des ewigen Lebens, und der lieblichen Aufnahme der Engel, vor einen auf die Geneſung deutenden Traum hielte.

Sonſt gibt Hippocrates unter andern folgendes Merkmal der Beſſerung an: ἢν δὲ καὶ οἶκος ἢ οἰκία κινεῖσθαι δοκέῃ, ὑγιείην· καὶ γὰρ τοῦτο ἰσχὺν τῷ νοσέοντι ἐπιφέρει. aut domus ſi moveri videatur, ſano eidem imbecillitatem, ægro vero ſanitatem, ſtatusque præſentis immutationem portendit. Er ſpricht: wenn man träumet, daß ſich der Fusboden, oder das Haus beweget: ſo bedeutet es einem Geſunden Krankheit, einem Kranken aber Geſundheit; oder kurz zu ſagen, eine Veränderung des gegenwärtigen Zuſtandes. Nun zweifle ich zwar nicht, daß dieſer Ausſpruch wahr ſey. Doch hat er wohl mehr Erfahrung von nöthen, und läst ſich einiger maſſen erklären, in ſo ferne nemlich das Wanken eine Vorſtellung iſt, die aus einer abwechſelnden, oder ſich verändernden Geblütsbewegung bei inſtehender Krankheit oder Beſſerung gar wohl hergeleitet werden kan.

Und ſo hätte ich denn kürzlich erwieſen, daß man die Träume allerdings mit als Kennzeichen annehmen könne, wenn man von der Menſchen Temperament, Geſundheit oder Krankheiten urtheilen will; und wenn man mir ſchon einwenden wollte, daß ſie nur unter die ungewiſſen Merkmale gehörten, aus denen man wenig nehmen könnte: ſo wird doch mein Beweis dadurch keinesweges aufgehoben. Denn 1) habe ich bereits hin und wieder erinnert, daß man ſich alleine darauf nicht verlaſſen dürfe, ſondern andere Zeichen mit zu Hülfe nehmen müſſe, 2) ſo gibt es ja auſſer den Träumen in der That ſehr viele Anzeigen von dem Zuſtande des Menſchen, die eben ſo ungewis ſeyn, wenn man ſie alleine betrachtet. Da man ſie nun dem ohnerachtet gelten läst, und auch vielmals daraus, wenn ſie gegen andere gehalten werden, einen richtigen Schluſs formiren kan: ſo ſehe ich nicht ab, warum dieſes nicht auch bei den Träumen ſtatt finden ſolle. Freilich aber läugne ich nicht, daß man um mehrerer Gewisheit willen mehr Erfahrung davon anſtellen müſſe; weil man aber dieſelbe noch zur Zeit nicht hat: ſo habe ich auch dieſe Lehre in ihren völligen Zuſammenhange

ner Gift bekommen, ihm dadurch c
beſten geholfen wird, und hat ſie üb
dem groſſen Nuzen in vielen Krankh
ten. Nun iſt zwar alle Milch als Ki
Schaaf- und Ziegenmilch gut; doch
die Eſelsmilch die kräftigſte. In l
Lungen und Schwindſucht, in lang
men und auszehrenden Fiebern, in la
würigen Huſten, in Abnehmen von Sch
bok, in Milz- und Mutterbeſchwehr
gen, in krampfhaften Zufällen, in
ſchwüren der Eingeweide, und in
dern Krankheiten, wo die Theile von
nem ſcharfen Salze zernaget, iſt die Eſ
milch, zu rechter Zeit, in gnugſam
Menge und mit gehöriger Verhaltu
verordnet, was herrliches. Es hat a
bekannter maſſen alle Milch ein dre
ches Weſen, 1) den flüſſigen Theil, o
die Molken, 2) das fette öhligte
ſen, welches oben auf ſtehenden Ra
zu ſehen, und woraus man die Bu
macht, 3) das grobe irrdiſche und ſch
migte Weſen, woraus der Käſe bere
wird. Von dieſen dreifachen W
nun rühret alle Kraft her: denn iſt
Milch ſehr dünne und wäſſrig, diene

en Othen hohlen, schleichenden Fiebern, n Brustleiter, in Chiragra, Podagra nd Hüftweh, (man kan auch statt Es elsmilch, wo sie nicht zu haben, eini e Tage nach einander Ziegenmilch trin en, vorher aber gelinde laxirende Din e als Manna von den laxirenden Ro ensirup, nebst absorbir-Pulvern neh nen, dabei aber mus alle andere Speis nd Trank auf die Seite gesezt werden) Kolie, Milzsucht und Mutterbeschwe rung, Raserei und Melancholie, bösen Seuche und andern reisenden Bewegun gen; in scorbutischen Zufällen, als Dörr sucht, reissenden und krampfhaften Schmerzen in den Gliedern, Zernagun gen und Verschwürungen der äussern Theile; in allerhand schlimmen Geschwür ren, und in Aussaz. Alten Leuten gibt sie die beste Nahrung, ja sie macht mun ter und schön. Man mus sich aber nach ei ner gesunden säugenden Eselin umsehen, die noch nicht sehr alt, sondern in ihren besten Jahren, weder zu fett, noch zu mager und in Mai Monat geworfen hat; diese mus nicht zu Hause gefüttert wer den, sondern in Grünen herum lauffen und aus einem Flus saufen, weil dessen Wasser besser als Brunnenwasser; auch mus sie gleich den Pferden täglich ge striegelt werden. Auch mus man der Eselin solches Futter, welches sich zu je der Krankheit am besten schikt, zu geben suchen. Die Cur kan zwar allezeit ge schehen, doch im Frühling und Som mer am besten; das Milchfas mus in währenden Melken in heissem Wasser ste hen, und von daraus so gleich in eine Flasche mit einem langen Halse gegos sen, diese fest verstopfet, daß das ätheri sche Wesen nicht mit der Wärme verflie ge, und hernach nach und nach laulicht ausgetrunken werden: die Zeit zu Trin ken ist Vormittags am besten, auch mus man erst 4. bis 5. Stunden hernach essen; es kan auch wohl Nachmittags ohngefähr 4. Stunden nach der Mahlzeit, wenn die Verdauung geschehen, halb so viel als Morgens getrunken werden. Die Menge des Trinkens kommt auf die Um stände an, doch ist nicht leicht über 3. Pf. Apothekergewicht, so ein gemein Maas macht, zu nehmen. Wie lange man an halten soll, mus man aus der Krank heitart und Hartnäkigkeit beurtheilen. Man kan, wenn es sich nicht gleich ge ben will und sich Hofnung zeigt, 2. bis 3. Monat auch wohl länger trinken. Doch mus man, ehe die Cur angefangen wird, auf den Magen sehen, ob er die Milch vertragen, bezwingen und wieder fort schaffen kan, daher der Unrath vorher durch laxiren, oder durch 1/2. Gran von tartaro emetico, so mit dem Laxirtrank von Maña vermischt worden, fortgeschaft werden mus. Ferner mus dahin gesehen werden, daß die Milch im Magen nicht gerinne, daher sind währender Cur mit der Milch einige irrdische und alkalische Dinge, welche die Säure niederschla gen, zu geben, nachgehends aber eine Magen- und Carminativessenz oder Sal olatile oleosum darauf zu sezen. Wenn die Cur 6/8. Tage gewähret, mus dar zwischen mit Manna einmal laxiret wer den. Anfänglich mus man 3/4. Unzen trinken, und hernach immer höher stei gen. Bei der Cur mus man sich in Es sen und Trinken in Acht nehmen und dahin sehen, daß alles was man genies set dünne sey. Daher unverdauliche Speisen, Fleisch, das zu viel Nahrung gibt, was Blähungen verursacht, Som merfrüchte und saure Sachen zu meiden: auch mus man sich alles Weins und Bieres enthalten, doch kan zu weilen ein mässiger Trunk Ungarischen oder sonst guten alten Weins nicht schaden. Ingleis chen mus man kein gesäuert sondern weis Brod essen. Hergegen ist diese Cur nicht dienlich denen, die rohes Wesen im Ma gen haben, das Kopfschmerzen verur sacht, wo hizige Fieber, und die Ein geweide im Unterleibe mit diken Geblüth angefüllet. Es mus auch bei den Milch trinken der Magen weder zu kalt noch

lung der Raupen in Schmet-terlinge.

Der Seidenwurm, ein koſtbarer fect, ſo einen groſſen Theil von den Re thümern Italiens ausmachet, iſt allernüzlichſte unter den Raupen, vor den andern eine Stelle in die Blättern, und die Aufmerkſamkeit Leſers verdienet. Wir werden malen hievon ausführlich zu hand Gelegenheit nehmen, zuvor aber ren Lebenslauf kürzlich beſchreiben: Verwandelung iſt hier, was Wun bar heist: Aus den Eiern der Schm terlinge, oder Pavillions, oder wie ſolche an andern Orten nennet, Sommervögel, welche öfters 60. und mehr ſezen, kommen, vermit eines gewiſſen Grades der Wärme, chende Inſecten von einer walzen-för gen Geſtalt heraus; Ihr Cörper iſt neun Ringen zuſammengeſezt, und haben unten 14. Füſſe. Oben auf Rüken ſcheint eine Arterie durch die H ſo ſich von Zeit zu Zeit aufſchelt, und Stelle des Herzens vertritt. Auf je Seite haben ſie neun Oefnungen, di

Triebe versehen: die Menschen insbesondere aber haben ausser demselben noch die Vernunft. Diese macht sie zu dem Genusse einer höhern Glükseeligkeit fähig; ob sie gleich, durch verkehrte Anwendung derselben, nicht selten sich unglükseeliger machen, als die Thiere sind, welche blos nach ihrem natürlichem Triebe leben. Indessen auf den Seidenwurm wieder zu kommen, so ist von dieser Art, wie versprochen, kürzlich dieses noch anzuführen, daß ihre Speise, wie Vielen bekannt seyn wird, aus Maulbeerblättern bestehet, welches das einzige Laub ist, das ihnen anstehet, dadurch aber auch diese Art Insecten kostbar werden, weilen in der That die Kosten hierzu beträchtlich sind. Ihr Hunger, und die Theurung der Blätter, steigen öfters so hoch, daß der Hauswirth diese Gäste zum Fenster hinauswerffen, und der gehofften Erbschaft, ihrer Seide, entsagen mus. Desto wichtiger ist es, das kurze Leben dieser Rauben zu verkürzen, und sie zur Arbeit und zum Entspinnen anzutreiben, weil sie nicht eher, als in ihrem lezten Augenblike nüzlich sind. Das Mittel, diesen Raupen das Leben zu verkürzen, ist, es ihnen angenehm zu machen; das ganze Geheimnis kommt darauf an, daß man sie warm hält. Man weis, daß man durch dieses Mittel viele Monate, ja ein Jahr ersparen kan, wie im Gegentheil die Kälte, nach Herrn Reamurs Bemerkungen, ihnen das Leben verlängert. Will man also, daß jede Raupe ihr Gespenste mache, so mus man sie vor grosse Kälte und vor grosser Wärme hüten. Darinnen bestehet das ganze Geheimnis, viel Seide in weniger Zeit und mit geringen Kosten zu erhalten. Ein Landmann, der von seiner Arbeit erhizt ist, vermag weder bekleidet, noch blos den Grad der Wärme und Kälte, wie er an sich selbst ist, und wie er für so zarte und ruhig liegende Insecten gehört, zu beurtheilen. Man hat daher zu sichern und richtigern Erfahrungen und einem genauern Maasse kommen müssen. Dieses ist das Thermometer, und man mus sich verwundern, daß so spate daran ist gedacht worden. Durch diese Beihülfe hat man befunden, daß es nöthig ist, die Raupen von der Zeit an, da sie ausgekrochen sind, bis zu ihrem Einspinnen bei nahe in einerlei Grad der Wärme zu erhalten. Die Raupen, so in dieser Wärme auskriechen, werden sehr schwarz seyn, nur sieben Tage von einer Häutung bis zur andern zubringen, und keine von vorerwehnten Krankheiten empfinden. Also wird der Vortheil von ihren Gespinsten so gros seyn, als möglich ist, und mehr als noch einmal so gros, als bei der gewöhnlichen Abwartung seyn. Ordentlich beträgt die Nuzung der Seidenwürmer zu Alais, wenn sie am grösten ist, höchstens 45. Pf. Seide auf eine Unze Saamen. Einige kommen bis auf 50. Pfund, aber die meisten erreichen nicht 40. Pfund. Jemand bei uns, der im ersten Jahre drei Unzen Saamen nach der gemeinen Art abgewartet, und nicht mehr als 135. Pfund Gespinste erhalten hatte, bekam nach dem Gebrauch des Thermometers 310. Pfund so 103. Pfund auf die Unze beträgt. Das zweite Jahr gaben ihm sechs Unzen 500. Pfund die sonst nur würden 270. gebracht haben. Das 3te Jahr brachten 5. Unzen 415. Pfund statt der sonst zu verhoffenden 225. Pf. u. s. w. Wenn man endlich alle diese Summen zusammen rechnet, und die Einkünfte bei der gemeinen Abwartung aufs höchste, nemlich 50. Pf. auf jede Unze sezt, so findet man, daß die neue Art doppelt so viel einträget. Und dabei haben wir noch voraus gesezt, daß auch ohne das Thermometer alles glüklich von statten geht, da doch viele Krankheiten ganze Zimmer voll Raupen aufräumen, welches wir in die vorige Rechnung nicht mit gezogen haben, und noch über dieses bei kalter Jahreszeit, so unnüze als beträchtliche Kosten auf das Maulbeerlaub gehen, die oft den Vortheil verzehren. Wenn man also alles so

freien Kunſte lieben, immer noch v
werffen, daß ihr Fleis ſich nur für
Neugier, und nie für den Nuzen beſch
tiget?

So etwas Wunderbares und nü
ches nun dieſes iſt, eben ſo wundert
kan die Verwandelung der Rauben
Schmetterlinge genannt werden: u
noch wunderbarer iſt die Art, auf w
che ſie ſich zu ihren Verwandelungen v
bereiten. Es werden aber die Schm
terlinge oder Pavillions nicht ſogle
unmittelbar aus Rauben, ſondern zw
ſchen dem Raupen- und Schmett
lingsſtande iſt noch ein mittlerer Stan
Nachdeme ſie nemlich eine Raupe, a
Raupe, drei- bis viermal gehäutet he
ſo wirft ſie auch endlich die Haut, welc
ihr die Raubengeſtalt gibt, ab, und v
wandelt ſich in ein Ding, welches nic
weniger, als das Anſehen eines lebend
gen Geſchöpfes hat. Es iſt eine hart
artig-geſtaltete Hülſe, die ſie umgib
welche man eine Pupe nennet; weil vi
derſelben die Geſtalt eines Windelkind
haben. In dieſem Zuſtande bleiben

men mit nichts natürlichem vergleichen, als mit der Verwandelung der Raupen in Schmetterlinge, oder auch der Maden in Käfer, Fliegen, Wespen u. d. g. Der Tod ist den Frommen kein Tod, sondern nur ein Schlaf, eine Ruhe, nach den Beschwerlichkeiten der Welt, ein Augenblik, in welchem sie nur deswegen ohne Bewegung, ohne Empfindung und ohne Leben sind, damit sie hierauf desto herrlicher wieder erscheinen, in ein neues Leben und in eine neue Welt eingehen, und einer weit höhern Glükseeligkeit geniessen mögen. Was ist eine Raupe? Ein kriechender, blinder, verachteter Wurm, welchen, was ihn sieht, verfolgt, und mit seinem Glük und Leben nach Gefallen umgehet, so, daß eine Raupe unendlichen widrigen Zufällen ausgesezet ist, so lange sie mit furchtsamen Kriechen ihr kaum empfindbares Leben erhalten muß. Hat der Mensch in der Welt ein besseres Schiksaal? Eine Raupe bereitet sich mit der gröstẽ Sorgfalt und Emsigkeit zu dem Stande ihrer Ohnmacht, und erwartet mit Freuden das Ziel, das ihr GOtt und die Natur gesezet haben. Thut nicht ein Frommer desgleichen? Dieser Stand ihrer Ohnmacht währet nicht ewig, sondern versezt sie in den Zustand einer weit grössern Vollkommenheit. Sie erscheinet nunmehr als eines der schönsten Thiere; da sie vorher nur als auf und an der Erde schwach und langsam herum gekrochen; so ist sie nunmehr mit Flügeln versehen, vermittelst welcher sie sich hoch in die Luft schwingen und in einer Minute viel weiter kommen kan, als sie sonst in ganzen Tagen nicht würde gelanget seyn; da sie vorher blind gewesen, so ist sie nunmehro als ein Papilion mit hellen Augen versehen, und hat, anbei durch Hülffe derselben, viel tausend angenehme Empfindungen, von welchen sie zuvor nicht einer einzigen einmal fähig gewesen. Da sie sie endlich in ihrem Raupenstande sich mit der groben Kost der Blätter von den Pflanzen, welche noch keine recht zubereitete und edle Nahrung in sich enthalten; sondern nur zu andern Absichten, zur Erhaltung der Pflanzen und Hervorbringung der Blumen und Früchte vorhanden sind, gesättiget, so bedarf sie izo keiner Nahrung zu ihrem Wachsthume, sondern geniesset nur des vollkommensten Safts der Pflanzen, des süssen Nectars der Blumen, aus welchen die Bienen das Honig verfertigen, in geringer Menge zu ihrem Vergnügen, und befindet sich überhaupt in ihrem neuen Leben in so glükseeligen Umständen, daß sie in ihrem Raupenstande nicht einmal fähig war, sich dieselbe vorzustellen. In allem diesem erblike ich das vollkommenste Bild eines verstorbenen und auferstandenen Frommen. Der Fromme stirbt, damit er bald wieder leben möge; sein schwacher, irdischen Körper erscheinet in der Auferstehung in einem ganz andern Ansehen, prächtig, vollkommen und verkläret. Als ein sterblicher Mensch vor seinem Tode, war er mit Leib und Geist an die Erde gebunden; er konnte sich nicht zu dem unendlichen Heere der himmlischen Körper erheben, von deren kleinsten Theile er kaum einen Schatten gewahr wurde; sein Geist war mit lauter blos sinnlichen Gegenständen und mit Leidenschaften, als mit einer dichten Wolke, umgeben, welche kaum jemals denselben sich zu dem Throne der Wahrheit einen Schritt erheben lies: izo aber, nach seiner Auferstehung, schwingt sich sein Leib durch Millionen Welten, und übersiehet auf einmal mit seinen gestärkten und erhabenen Bliken die ganze Natur, von welcher er vorher kaum den Namen wuste, sein Geist aber erhebt sich noch weiter, und dringet bis an die unermeslichen Höhe einer göttlichen Erkänntnis. Vor seinem Tode war er in Erforschung der Wahrheit blind; nun aber dringet die Schärfe seiner Blike in den hellsten Glanz der Wahrheit. Sein Cörper ist verklärt, geistig, und von ganz anderer Natur

als vorher; daher empfindet er keine Begierde, durch grobe und schwere Speisen und Getränke, seinen Hunger und Durst zu stillen; die Kost grober und irrdischer Cörper, ist keine Kost für seinen himmlisch zubereiteten Leib; ihn vergnügen izo ganz andere Empfindungen, und er speiset sich mit unaussprechlichem Vergnügen, an einer unendlichen Reihe erhabner Vorstellungen der göttlichen Vollkommenheiten; eine Kost, welche sein irrdischer Körper weder geniessen noch begehren konnte. Mich dünkt, diese angestellte Vergleichung kan zu einem Exempel dienen, zu was für erbaulichen Gedanken die Betrachtung der Natur Gelegenheit geben kan. Man kan aus derselben noch mit dem grossen Haller, welcher Naturlehre und Moral, als ein Muster so wohl eines würdigen Dichters als Naturkündigers, auf das reizendeste und lehreichste verbindet, die wichtige Lehre ziehen;

schlossenes, enges, oder geraum
spinnst, und liegen mitten inne;
braunhaarichte Grasraupe, di
köpfigte, schädliche Garten- und
raupe, und andere. Manche
ein so dichtes Gespinnst, wie das
als z. E. die Ringelraupen. Vie
chen ein doppeltes Gespinnst, n
auswendig ein weitläuftiges, u
wendig ein enges, als ebenfalls
gelraupen. Manche durchwirk
belleben ihre Gewebe so künstli
Gras, Holz, Rinde oder auch m
eigenen Haaren, daß sie ihren
dadurch sowohl eine besondere
heit, als auch Festigkeit, vers
als z. E. die meergrüne, gelbst
einsame Raupe auf den Obstbäu
grosse Bärenraupe, u. a. m.
schiklichkeit, mit welcher sie diese
spinnste verfertigen, ist überha
sich zu bewundern, in einigen ab
ne ganz besondere Kunst verborg

ist anhängen, nicht nöthig; weil sie ihrer Verwandlung lange nicht so viel it brauchen, als die Raupen der Nachtgel. Ueberdieses so erfordert es die atur der Tagevögelraupen, daß sie in ier Luft und an der Sonne hängen üssen, wenn ihre Verwandlung glükh von statten gehen soll; da hingegen Nachtvögelraupen zu eben diesem dzweke der Entfernung von Sonne d Wärme unumgänglich nöthig haben.

Ein Theil der Nachtvögelraupen gräbt , wie ich schon gesagt habe, anstatt einzuspinnen, in die Erde ein. Die uptabsicht ist ebenfalls die Beschüzg vor Wetter, Vögeln und Ungezies; die besondere Endursache dabei ist er ohne Zweifel diese: daß sie noch hr, als jene, vor Luft und Sonne wahret seyn müssen. Das Vermözu spinnen ist denen Raupen nicht geen, und sie brauchen es auch nicht. e haben aber doch einer andern Versgung nöthig; und diese lehret ihnen natürlicher Trieb, sich zur Zeit ihrer rwandlung in die Erde zu graben.

Wenn nun der Papilion in der Hülse e Vollkommenheit erreichet hat, und e durch Aufspringen ihm die Thüre seinem Sarge öfnet, so ist noch das ab verschlossen. Bei denen, welche ein weitläuftiges, einfaches Gesinst haben, ist keine Schwierigkeit, ch die weiten Oefnungen den Ausg zu finden. Diejenigen Papilione r, die ein enges, dichtes Gespinnst en, lassen einen Tropffen eines Safts sich, wodurch das Gespinnst weich , und sehr leicht nachgibt.

Bei den Papilionen, wie überhaupt den Insecten, ist ein merkwürdiger stand bei ihrem Eierlegen, das Wunarste. Die wenigsten Raupen fresvon allen Bäumen und Kräutern ohUnterscheid. Viele Arten von Raupen fressen nur ein einziges Kraut, und viele nur etliche. Da nun die Jungen der Insecten ohne alle unmittelbare Vorsorge ihrer Eltern für ihr Leben sind; so ist es nöthig, daß die Raupen, sobald sie aus den Eiern hervorkommen, gleich die ihnen eigene Nahrung um sich haben, und gleichsam einen gedekten Tisch finden. Würde aber wohl dieses so seyn, wenn die Papilionen ihre Eier ohne Unterscheid überall hinlegten? Wovon würden Raupen, die nichts als Nesseln oder Gras fressen, ihren Hunger stillen, und ihr Leben erhalten, wenn ihr Papilion die Eier, woraus sie hervorgekrochen sind, auf eine Linde, oder Eiche gelegt hätte? Und wie würden diejenigen mit ihrem Schiksaal zufrieden seyn, welche sich unten auf den Erdboden verbannet sehen, da sie doch ihr Futter nirgends, als auf Fichten oder Buchen finden können? Ehe sie so entlegene Oerter ihrer Nahrung erreichten, würden sie, als kaum sichtbare kleine Würmchen, auf allen Schritten ihren Untergang finden. Der gütige Urheber der Natur hat auch für diese Würmchen gesorgt, und dem Untergang auch des kleinsten Theils der Natur, durch die weiseſten Anstalten vorgebauet. Er hat den Schmetterlinge befohlen, ihre Eier dahin zu legen, wo die daraus kommenden Jungen sogleich ihre Nahrung finden. Der Pfauenauge, Tagpapilion, und andere Arten von dieser Gattung, legen ihre Eier an die grossen Nesseln, gerade, als ob sie wüsten, daß ihre künftigen Jungen nichts anders, als Nesseln, fressen würden. Aus gleichen Ursachen klebt der grosse Nachtpapilion mit den blauen Pfauenaugen auf den Unterflügeln seine Eier an die Blätter auf den Gipfel der Linden, und der Schneeweisse, schwarzgesprenzte Nachtpapilion, mit dem citrongelben Rüken, legt seine Eier an das Gras unten auf der Erde.

Wer hat nun die Schmetterlinge ei-

ne

ne ſolche unentbehrliche Vorſorge für ihre Jungen gelehret? Woher wiſſen ſie, was die Nahrung ihrer künftigen Jungen ſeyn wird, da die ihrige davon ſo ſehr unterſchieden iſt? Die Menſchen haben, bei aller ihrer Vernunft, Urſache, ſich dieſes Verfahren der Inſecten, zum Beiſpiele der Vorſorge für ihre jungen Kinder, dienen zu laſſen. Sie werden ihren Zwek, die Erhaltung der Kinder, viel ſicherer erreichen, wenn ſie ſo wie jene, der Natur folgen; wenn ſie die zarten Körper der neugebohrnen Kinder mit dem ſpeiſen, was die Natur für ſie beſtimmet und darreichet; und nicht mit ſolcher Koſt füllen, bei welcher ſie mit jedem Schlunge das ärgſte Gift zu ſich nehmen müſſen. Auch in der Wahl ihrer eigenen Koſt, können erwachſene Menſchen von den Raupen lernen. Es iſt gewis, daß verſchiedenen Menſchen verſchiedene Koſt nur zuträglich iſt. Wie wenige aber treffen auch nur die geringſte Mahl in derſelben? Können und ſollen

haushältig die Natur in Austheil
rer Gaben da iſt, wo ſie nicht an
det werden: ſo möchte man ſich
he wundern, daß ſie denjenigen g
lichen und weichlichen Frauenzi
Glieder und Vermögen, ſich au
Zimmern zu begeben, gegeben ha
che ſelbige entweder niemals ver
weil ihnen das Eſſen, das Trink
die Mannsperſonen die Mühe er
oder wenn ſie ſie verlaſſen, ſolche
ohne ihrer dazu beſtimmten Glied
ſich zu bedienen? Ob nun gleich
dachten ungefügelten weiblichen S
terlinge nicht von ihrem Baume
Strauche, wo ſie einmal ſind, n
gen können: ſo haben ſie doch w
ſehr kleine Spuren von Flügeln;
man ihnen dahero in der That ei
nicht abſprechen kan. Auſſer ihre
vermögen zu fliegen ſind ſie auch
ſchwerleibig und ſchwach auf den F
und können die Zeit ihres Leben
kaum von einem Ort zum ander

en. So viel hunderterlei Schmetterlinge den Sommer über 8. Tag und Nacht untereinander auch herumschwärmen, so verirret sich doch niemals ein Männchen zu einem Weibchen, welches nicht von seiner Art ist. Es vermischt sich nicht nur kein Tagpapilion, mit einem Nachtpapilion, sondern auch die so sehr verschiedenen und mannigfaltigen Arten dieser beiden Hauptarten vermischen sich niemals mit einander: und so wenig von einer Art zuweilen in einer grossen Gegend anzutreffen sind, so, daß man oft kaum einen oder zween einen Sommer über sieht, so finden sie selbst sich doch gar bald zusammen, und fliegen bei hundert und abermal hundert andern Schmetterlingen vorbei, ehe sie das Ihrige antreffen.

Doch bald werden meine Leser glauben, es gibt nichts, als Schmetterlinge, unter den Insecten, weil ich mich so lange dabei aufgehalten habe. Aber nicht nur die Schmetterlinge, sondern alle Arten von Insecten, zeigen uns eine Menge wunderbarer Wirkungen ihres natürlichen Triebes. Ich will etwas von den Wespen gedenken. Ein Theil derselben hat seine Nester in leimenen Wänden, wo sie so regelmässige Löcher hinein zu graben wissen, daß ein Mensch sonderbarer Werkzeuge dazu benöthiget seyn würde. Eine Art derselben befestigt an diese Löcher noch sehr künstlich von Leim zusammengeklebte runde hohle, krumme Vorsäle, damit ihre Wohnung desto besser vor andern Insecten verwahret und verborgen sey. Von einigen Arten sind die künstlichen, dem Russe der Bienen ähnlichen Nester, welche man inwendig an den Dächern der Heuböden und Scheuren findet, jedermann bekant. Eine gewisse schwarze und gelbe Wespe aber, welche, wegen ihres sakähnlichen Bauches, die Sakwespe benennet worden, beobachtet bei der Fortpflanzung ihres Geschlechts ganz besondere Regeln. Sie gräbt mit ihren dazu geschikten vördersten Füssen eine Höhle in die Erde, wie ein Hund, welcher nach einem Hamster gräbt. Sie beobachtet dabei alles dasjenige, was ein Mensch beobachtet, wenn er mit dazu gehörigen Werkzeugen eine Grube gräbt. Hierauf sucht sie eine Raupe von einer gewissen Art, beist sie in den Hals, daß sie halb, doch nicht ganz tod da liegt, und zwar sich regen, aber nicht davon laufen kan, auch noch etliche Tage lebt. Wenn die Wespe diese Raupe in das Loch gelegt hat, legt sie ein Ei auf die Raupe, geht alsdenn sogleich wieder heraus, und verbaut das Loch auswendig mit Spänchen oder Stükchen Erde. Wozu dienen alle diese Umstände? Kan die Wespe nicht ihr Ei auch an einen freien Ort legen, und es von der Sonne ausbrüten lassen, wie viele andere Insecten thun? Dieses wäre ihrer Natur zuwider. Die Ausbrütung ihrer Eier braucht keiner grossen Wärme, und diese würde sie im Freien vertroknen. Dawider dient nun das Loch. Die Raupe aber ist die Speise der Made, welche gar bald darauf aus dem Ei herauskriecht, und hernach zur Wespe wird. Diese Made kriecht allezeit da heraus, wo das Ei an der Raupe anliegt, und in die Raupe hinein, deren Saft, Eingeweide, und, wenn es nöthig ist, Haut, sie nach und nach verzehret. Die Wespe beiset die Raupe halb tod, damit sie ihr nicht davon laufen konnte: sie machte es aber so höflich, daß sie noch einige Tage leben konnte; und dieses deswegen, damit die Made bis zu ihrer Verwandlung frische Nahrung haben möge.

Bei den Feldgrillen, welche man im Sommer häufig in den Saaten schwirren höret, ist viel merkwürdiges zu betrachten; ich will aber nur etwas von ihrem Schwirren gedenken: Sie verrichten dieses, wie die Heuschreken, mit ihren Flügeln. Diese sind ihre Zunge, und das Schwirren derselben ist ihre Sprache.

Mit dieſer ſchelten ſie auf ihre Feinde, mit dieſer ſchmeicheln ſie ihren Schönen. Ihr Schwirren klingt anders, wenn ſie zornig, und anders, wenn ſie verliebt ſind. Mann und Weib leben, wie bei den Spinnen, in einer beſtändigen Feindſchaft, in einer Trennung von Tiſch und Bette, und ſie kommen nur zuſammen, wenn ſie den Grund zu ihrer Nachkommenſchaft legen wollen. Wenn dem Männchen die Luſt hierzu ankömmt, ſo fängt es an, in ſeiner verliebten Sprache zu reden. Das Weibchen, welches nicht ſo ehrbar und ſchamhaftig iſt, als wie die Weibchen der Baumläuſe, welche ſich von ihrer Pflanze nie entfernen, ſondern die Viſiten von den geflügelten Männchen annehmen, höret dieſes in ſeiner Wohnung, es eilet herzu, und überläſt ſich der ſtolzen Zärtlichkeit ſeines unbeſtändigen Liebhabers; und ſo bald die Würkung derſelben vorbei iſt, mus es ſeinen Abſchied nehmen, wenn es nicht mit Zittern die Warnung ſeines geweſenen Gattens an-

auf die Runzeln ihrer jungen
flieſſen. Dieſe erheben alsdenn ihr
zeln von hinten hervor nach ein
und machen durch ihre Bewegun
das Honig von einer Runzel zur
hervor, und ihnen von ſich ſelbſt
Maul flieſſet.

Wie nicht nur eine jede Pflan
eigenes Inſect überhaupt, ſonde
insbeſondere ihre eigne Laus, ſ
auch jedes vierfüſſige Thier, er
ſo hat auch faſt eine jede Art von ei
wiſſen Inſecten geſchlechte, deſſen
chen über 5000. Jahre für einen u
ten Cörper, für eine Excreſcenz,
ten, und nur ſeit etwan 50. Jahre
ein Thier erkannt worden. We
Inſectenweibchen viel Aehnlichk
den verſchiedenen Arten von Gal
haben, ſo hat man dieſes Inſe
ſchlecht überhaupt Gallinſecten
net. Wenn das Weibchen noch n
Hälfte ſeiner Gröſſe gelanget iſt,

cten könnte ich noch unzählige Exem-
:l ihres natürlichen Triebes erzehlen,
enn nicht zu diesem Vorhaben ein gan-
s Buch erfordert würde. Durch die
ıgeführten hoffe ich schon meine Absicht
i meinen Lesern erreichet zu haben. Ich
ill nunmehr einige Betrachtungen über
e phisikalischen Ursachen dieser wunder-
ıren Eigenschaft der Insecten anstellen.
Wenn man die jezt angeführten wunder-
ıren Handlungen der Insecten mit an-
:het, oder erzehlen höret, so geräth
an, wenn man nicht gar eine Schlaf-
ůze ist, natürlicher Weise auf die Frage,
ie es möglich ist, daß diese Thiere, die
ine Vernunft haben, so zwekmässig
ındeln, und die Menschen darinne weit
›ertreffen können? Man antwortet:
ıas macht ihr natürlicher Trieb.

Das Wesentliche des natürlichen Trie-
s der Menschen und der Thiere ist ei-
rlei. Da also die nächste Absicht des
ıtürlichen Triebes bei den Menschen
r Vergnügen ist: warum sollte sie eben
ıffelbige nicht auch bei den Thieren seyn?
ch will wieder bei den Raupen und
›chmetterlinge anfangen. Die Rau-
n fressen gemeiniglich nur von einigen
räutern, oder auch von einem einzi-
n. Ohne Zweifel sind alle andere
:äuter ein Gift für sie. Dieses wissen
: Raupen nicht, und dennoch vermei-
n sie selbige. Es werden also vielleicht
r sie unangenehme Dünste aus allen
esen Kräutern ausduften, welches sie
ständig von dem Genusse derselben ab-
lten wird. Ein Theil der Nachtvö-
lraupen macht ein Gespinst um sich,
:nn die Zeit ihrer Verwandelung her-
: kömmt. Ich stelle mir folgende wir-
ıde Ursache in ihnen davon vor: Wenn
ıe solche Raupe zu ihrer völligen Grös-
gelanget ist, und die Zeit ihrer Ver-
ındlung heran kömmt, so hat sich in
m dazu bestimmten Eingeweide so viel
›richter Saft, woraus sie ihre Faden
innet, gesammlet, daß sie die Menge
desselben drükt und ihr Schmerzen ver-
ursachet. Wenn nun bei dieser Menge
des Safts etwas davon unter dem Mau-
le aus der dazu vorhandenen Oefnung
heraus dringt, so empfindet die Raupe
einige Linderung ihrer Schmerzen, und
fährt fort, diesen Saft in Gestalt eines
Fadens heraus zu drüken und heraus
zu ziehen. Da nun zu der Zeit beständig
Faden unter ihrem Maule heraus gehen,
so mus ihr unwissend um sich herum ein
Gespinst von diesen Fäden entstehen. Bei
manchen Raupen kan es seyn, daß der
Schmerz nach und nach, und durch Zwi-
schenräume kömmt, und stuffenweise zu-
nimmt. Da wird es denn geschehen,
daß sich die Raupe bei dem ersten Paro-
xismus nur etwas krümmen, und eigent-
lich nur mit ganzem Leibe nach allen
Seiten wenden wird; woraus ein weit-
läuftiges und geraumes Gespinst entste-
hen mus. Kömmt hierauf ein stärkerer
Paroxismus, so wird sie sich ängstlicher
und häufiger krümmen, und sich nicht so
weit ausstreken, und also ein dichteres
und engeres Gespinst machen, und nun
in 2. Hüllen eingeschlossen seyn. Kömmt
noch ein Paroxismus, so wird das drit-
te und lezte Gespinst daraus entstehen.
Daß das Spinnen der Raupen wohl
nichts anders ist, als ein durch Schmer-
zen verursachtes Krümmen, welches ent-
weder durch vermehrten Schmerz, oder,
weil es die Raupen immer eifriger fort-
sezen, je mehr sie merken, daß es ihre
Schmerzen lindert, immer stärker wird,
dieses kan man unmittelbar aus der
Wahrnehmung ihrer krümmenden Be-
wegungen schliessen, welche immer stär-
ker werden, je näher sie zur Verwand-
lung kommen. Wenn die Raupe ihr Ge-
spinst fertig hat, in welchem sie sich ver-
wandeln soll, und ihr klebichter Saft al-
le ist, so fängt sie doch von neuem an, sich
sehr heftig zu krümmen und zu schütteln;
wodurch eben die Abwerfung ihrer Rau-
penhaut, welche durch das vorhergehen-
de krümmen bereits loker gemacht wor-

vorkömmt, zerbeiſſen; wobei ſie denn die abgebiſſenen Stükchen Rinde, Holz u. d. g. mit in das Gewebe einſpinnen. Daß die langhaarichten Raupen ihre Haare mit in das Gewebe einſpinnen, dieſes kan nicht anders kommen, weil ſich dieſelben hinein verwirren, und, da ſie bei alsdenn ſchlapper Haut loker werden, und von ſich ſelbſt beinahe ausfallen, darinnen hängen bleiben müſſen.

Die Tagvögelraupen hängen ſich mit dem Hintertheile an das gemachte kleine Gewebe an; ohne Zweifel, weil ſie an dieſem klebichten Weſen und Geſpinſte von ſich ſelbſt darinnen hängen bleiben müſſen. Wenn nun ihre Haut immer lokerer wird, und ſie den Gebrauch ihrer Füſſe nicht mehr haben, ſo gehen ſie von der Fläche, worauf ſie ſizen, ab, und die Raupen hängen nur alſo noch am Nachſchieber. Sie biegen alsdenn den Kopf einwärts in die Höhe; vielleicht, weil die ſich zuſammenziehende Haut ihn in die Höhe zieht, oder ſie in dieſer Stellung Linderung ihrer Verwandlungsſchmerzen verſpüren. Diejenigen Tagvögelraupen, welche quer um den Leib herum einen Faden ziehen, thun dieſes, nach dem, was ich angenommen habe, darum, weil ſie ſolche Schmerzen empfinden, zu deren Linderung ſie

anders, als wie di
wenn ſie heftige Zah
Bei dieſer ſchmerzhaf
gen ſie an, vor Ung
die Erde zu ſteken,
zu kriechen. Wenn
len Erde, (denn wo
iſt ſie allemal feucht,
einige Linderung ihrer
ihrer Schmerzen mer
fort, ſich tiefer und
zu graben. Wenn ſi
erachten, ſich tiefer zu
auf, und vergnügen
mit ihrem Leibe, ſo
kühle Erde berühren
wobei ſie denn Beweg
und nach den Seite
nothwendig eine Hö
ſo hat ſich die Rau
künftigen Zuſtand un
enthalt zubereitet, in
genwärtiges Vergnüg
ſchäfftiget geweſen iſt.

Die Inſecten überh
ders die Schmetterlin
Haut eine ſehr ſtarke
ſie alle Bewegungen
Ausdünſtungen auf
pfinden und unterſche
Raupe merkt es, we

hn der bloſſe Wind anwes
s aber, wenn er eine durch
hſtellenden Feind verurſach
in der Luft merket. Dieſe
e andere Erfahrungen ha
gſt beſtätiget, was ich jezo
Unter den vielen Ausdün
die Schmettterlinge empfin
ihrſcheinlicher Weiſe einige,
n leiden können. Und dies
zen alſo, aus welchen die
nſten, werden ſie ſich gern
nd ſich an ſie ſezen, wenn
t aus den Blumen ſaugen
ollen.

irren der Feldgrillen macht
) an einander reibende Be
r Flügel. Die Feldgrille
oder zornig ſeyn, ſo empfin
ſtige Bewegung in ſich. Dies
k ſeyn, daß die Flügelmuſ
in Bewegung gerathen, und
der Flügel verurſachen. Eis
wegung aber wird die Lie
: andere der Zorn hervor
lches auch bei uns Menſchen
g lehret. Daraus aber wird
hiedene Sprache des Zorns
e bei dieſem Inſecte entſte

tliche Wohnung der Werle
Erde. Jeden Schritt alſo,
mus ſie ſich vorher bähnen.
die ſie ſich bähnet, blei
inge. Einige von denſelben
eicht in einen Zirkel herum
durch das viele Herumge
e Erde, welche der runde
t, einige Feſtigkeit erlangen,
beſondern Erdenkloſſe wer
denſelben wollen ſie zwar
ang graben, können aber,
Feſtigkeit, nicht durchdrin
ſich alſo nach allen Seiten
herum, woraus die runde
et, in welche ſie ihre Eier
Gröſſe der Honigzellen bei

den Hummeln ſcheinet, wie die Gröſſe der Spinnengewebe von der Gröſſe der Hummeln herzurühren. Sie thun ſo viel Honig in dieſelben, als darinne Raum hat. Daß aber die jungen Hummeln, als Maden, gerade ſo viel bis zu ihrer Verwandelung gebrauchen, dieſes ſcheinet von der Einrichtung des Schöpfers unmittelbar herzurühren. Andere Arten von Hummeln thun ihr Honig auf die Jungen; vielleicht, weil ſie ſich bei dem Affecte, welchen ſie gegen dieſelben haben, vergeſſen, und ihn nicht an ſich halten, ſo, wie die Bienen, wenn man ſie an den Flügeln hält, vor Zorn den Honig von ſich laſſen. Die Hummelmaden wälzen ihn alsdenn durch die ihnen natürliche Bewegung zum Maule. Die Motten bauen ihre Häuſer ohne Zweifel, indem ſie ein Vergnügen daran finden, die Materien, woraus ſie beſtehen, zu zerbeiſſen, und ſich darinne herum zu wälzen. Die Männchen der Gallinſecten treibt ohne Zweifel eben die Urſache, welche ich bei den Schmetterlingen angegeben habe, an, ihre eigene, und nicht andere Weibchen aufzuſuchen.

Wir wollen es nun hier beſchlieſſen, und weiſen den Leſer auf den 1ſten Theile, pag. 236. wo wir nicht allein das Merkwürdige von den Heuſchreken- und Raubenfraß, ſondern auch diejenige Mittel angezeigt haben, wie die Inſecten, ſonderheitlich die Schmetterlinge und Rauben, als ein denen Gärten und Feldfrüchten ſehr ſchädliches Ungeziefer, wodurch öfters bei Menſchen und Vieh allerhand Seuchen entſtehen, einigers maſſen zu vertilgen ſeynd?

Der Gärtner und der Schmetterling.

Ach gönne mir das Glük, mein Leben frei zu enden;
So hat ein Schmetterling in ſeines Jägers Händen.

Wollt ich der Raupe That dem Schm
terling vergeben,
So wird ſie hundertfach* in deinen Ju
gen leben.
Auch bei der Beſs'rung Schein verlan
des Böſen Tod,
Der Frevel, den er that, und mehr no
den er droht.

* Vielleicht iſt es nicht unnüze / zu erinner
daß man dieſes keinesweges für eine poetiſ
Vergröſſerung / ſondern gegentheils für ein
Ausdruk der eher noch zu wenig ſagt / z
zunehmen hat. Herr Lionet erzehlet eine e
zige Erfahrung von einem Schmetterling
der ohngefehr 350. Eier geleget / aus den
allen junge Raupen gekrochen.

Von Geſundheitsreiſen.

Davon haben die Alten ſchon viel g
wuſt, daß, wenn ſie etwa krank geweſe
ſich an andere Oerter begeben: ja
ſtellten auch dergleichen zur Präſervati
an. Es haben aber die Reiſen zuförde
erſtlich dadurch ihren Nuzen, daß d
Gemüthe durch die vielfältig vorfallen
Veränderungen von ſeinen täglich

l. 2) Mus man auf die Leibes-
itution sehen: Wer also hager und
ezehrt, öftere Kopfschmerzen und
türliche Hize hat, mus gemässigt
te und warme Luft nicht aber hizige
n; hingegen wer fett und blutreich,
die bei Jahren und schwache Ner-
haben, die zu Schlagflüssen und
ung geneigt, die Heisrigkeit, Hus
nd rauhe Hälse haben, und an der
: nicht recht verwahret, müssen kal-
d zumal den Nordwinden freigeles
Oerter meiden. 3) Mus man auf
ewohnheit und vorige Lebensart se-
darum zärtliche Personen, und die
hwammicht weich Fleisch haben,
ner zärtlichen Lebensart in Anse-
der Diät erzogen, nicht in solche
nden, wo dike, schwere und unrei-
t auch harte Speisen und Geträn-
öhnlich, kommen. Wer aber sich
e härtere Lebensart gewöhnt, mus
chten nur daß er genugsame Feuch-
von dünnen Getränke in den Leib
, und sich fleissig bewege. San-
che und sehr cholerische Leute, die
in einem hizigen Lande leben, müs-
cht in ein noch hizigers, wo zumahl
Weine gebräuchlich, gehen. 4)
ine lange Reise antreten will und
itig ist, mus Ader lassen und den
urch gelinde Mittel einigemal rei-
, besonders wo man diese Stüke
ewohnt. 5) Mus man in Anse-
er Witterung und Jahrszeit behut-
erfahren. Die gröste Kälte und
ugt zu reisen nicht; Wer bei war-
agen reiset, mus sich für die ein-
ide Kälte bewahren, ingleichen
man sich, wenn plözlich Regen
Wind nach vorhergehender Hize
et, nach Möglichkeit der freien
itziehen. 5) Mus man sich recht
hmen um auszuruhen. An dem
da man stille liegt, soll man son-
zum Schlafe Zeit genug nehmen;
ibe an übriger Pflege nichts er-
ln lassen. Jedoch wenn man wei-
ter reisen will, ist der Leib nicht mit vie-
len Essen und Trinken zu füllen. 7) Mus
man auf der Reise, weil verschiedentlich Essen und Trinken zu gebrauchen, Acht auf sich selber haben, wie es mit Appetit, Verdauung und Stuhlgang beschaffen. Es ist gut seinen eigenen Wein, eine gute balsamische Magenessenz oder gut Sal volatile oleosum, auch gegen die Verhärtung des Leibes Arzeneien bei sich haben. Weil man auch nicht allemal ungesunde Oerter vermeiden kan, so mus man sich doch daselbst so wenig als möglich aufhalten und am allerwenigsten daselbst schlafen, müste man aber doch in solcher Gegend Quartier nehmen, so hüte man sich kein solches Zimmer zu beziehen, worauf die Luft aus der ungesunden Gegend gerade zuziehet. Ja müste man gar auf dem Felde zur Nacht bleiben, ist nöthig die ganze Zeit ein zimlich stark brennend Feuer zu halten. Da man auch nicht allemal lange Reisen thun kan, so ist doch rathsam sich zuweilen aus der Stadt auf das Land zu begeben: welches insonderheit Leuten, die ihrer Verrichtungen wegen immer zu Hause steken müssen, und Studierenden, dienlich.

Der Geizhals.

Einen groben Geizigen nennet man einen Geizhals. Vermuthlich kommt dieses Wort von dem gierigen Federvieh, welches alles mit heisser Begierde hinunter schluket, und nicht zu ersättigen scheinet, wenn es auch gleich den Kropf schon angefüllet hat. Ein Geizhals mus nothwendig reich seyn, sonst schikt sich diese Benennung nicht für ihn.

Die Begierde zu haben, und das jenige, was man hat, zu vermehren, ist ein allgemeiner menschlicher Affect, der an und für sich selbst sowohl gut als böß seyn kan. Alle Menschen, nur die liederlichen Verschwender ausgenommen, suchen

ſuchen etwas vor ſich zu bringen. Wann nun dieſes auf eine anſtändige Weiſe, und durch erlaubte Mittel geſchiehet, ſo iſt dieſe Neigung etwas gutes.

Ein Geiziger liebt das Geld, um reich zu ſeyn, und ein vernünftiger um es zu genieſſen. Ohne dieſen Genus hat das Geld keinen Werth. Es iſt demnach die gröſte Thorheit, viele Güter zuſammen bringen, und ſie nur armſeelig für andere zu verwahren. Dieſes iſt eigentlich Geiz. Die Heil. Schrift nennet ihn die Wurzel alles Uebels, weil daraus die gröſte Laſter und Unordnungen entſpringen.

Es iſt keine Sünde, zu welcher ein Geiziger nicht könnte gebracht werden: und es iſt ſchier kein Verderben in der Welt, welches er nicht anſtiftet.

Die gröſten Geizhälſe ſind, in einem gewiſſen Sinn, theils groſſen Herren. Ihre Begierde immer noch mehr zu haben,

man thut ihnen zuviel. Ihr Geiz
ge nicht ſo gefährlich, als der G
Groſſen und Gewaltigen. Er
mehr an und für ſich ſelbſt noch
gemeine Weſen nüzlich und vorth
Denn ohne Geiz wäre keine Hant
die Handlung aber iſt die Ausſp
aller zum Leben und zur Annehm
gehörigen Güter. Sie iſt die Fr
der Völker, und das Band des
gen Lebens. Die Kaufleute ſuch
die Reichthümer auf eine erlaub
Wiſſen ſie nicht allezeit den Gebr
von, ſo iſt dieſes ein Fehler, den
andern Menſchen gemein haben.

Der Bauer iſt dasjenige un
Menſchen, was der Eſel unter d
ren iſt. Er mus alle Laſten tra
mus die Schäze der Natur an
das Haus ſchleppen, ſich ſelbſt a
rauhem Futter begnügen. Ma
alſo unter dem armen Landvolk
nigſten Geiz: bringt es durch ſeine

bei den Gerichten eingeführet; dieſe bringen ihnen genug ein: die Leute, die viel Proceſs haben, ſind ohnedem ſchon halb, wo nicht ganz verdorben. Warum ſolten alſo die Rechtsgelehrten von einem Gut, das im Streit liegt, nicht ſo viel Nuzen ziehen, als die Aerzte von einem Kranken, den ſie ſeiner Sünden halber unter ihre Züchtigung bekommen.

Wie machen es inzwiſchen die Künſtler und Gelehrten? O fürwahr, die Wiſſenſchafften haben ſchlechte Einkünfte. Der Geiz findet hier allzuwenig Nahrung. Wann ſie nicht eine wenig Handlung und Schacherei treiben, ſo bringen dieſe ehrliche Leute nichts vor ſich. Sie ſchreiben Bücher und machen Zuſchriften an die Groſſen, die nichts von ihrem Latein verſtehen: ſie erſinnen Lobgedichte, und erheben ſie in die Zahl der Götter. Hier gibt es Helden und Heilige genug; dem ungeachtet bleiben dieſe höfliche und ſinnreiche Gelehrte arm. Der Geiz darf ſich bei ihnen vor der Nothdurft nicht regen.

Doch es iſt noch eine Art des Geizes, der den Gelehrten gemein iſt; Dieſes iſt der Ehrgeiz. Eine Begierde, die eben ſo unerſättlich iſt, als der Geldgeiz. Ja es iſt faſt ein Geiz, wie der andere, nur mit dem Unterſcheid, daß der eine mit Wind und Einbildung ſich nähret, der andere aber etwas würkliches zu ſeinem Gegenſtand ſich erwählet. Im übrigē aber koſten ſie gleiche Mühe und gleiche Sorgen, beides um ſie zu erhalten, als ſie zu vergnügen.

Wann ein Poet ein Gedichte durch die Stirne ſchwizet, ſo iſt die beſte Vergeltung ſeiner Arbeit, die ſüſſe Vorſtellung, daß man es bewundern werde. Wann er nun das Glük hat, eine ſtarke Einbildungskraft zu beſizen, ſo iſt er im Stand ſelbſt ſeinen Geiz zu vergnügen, und durch ſolche ſchmeichelhafte Vorſtellungen ſich unendlich zu bereichern. Allein wie derjenige, der viele Güter beſizet, in ſteter Gefahr lebet, beſtohlen zu werden, ſo mus auch der ehrgeizige Gelehrte gewärtig ſeyn, daß andre ſein Vergnügen ſtören, wann ſie durch ihre Tadelſucht ihm diejenige Ehre rauben, die er ſich bei ſeinem Werk verſprochen hat. Er thut alſo beſſer, wann er mit ſeinem Ehrgeiz auch ein wenig Geldgeiz verknüpfet, damit er allenfalls nicht in Gefahr kommen möchte, Hungers und Kummers zu ſterben.

Solte ich einen rechten Geizhals abmahlen, ſo wüſte ich niemand zu einer ſolchen Abſchilderung beſſer vorzuſtellen, als den Limax. Er arbeitet Tag und Nacht, und ſiehet aus, wie die Leute, von denen man ſagt, daß ſie aus den Gräbern kämen: Blas, mager, ausgezehrt und leicht wie ein Windhund. Er hat eine gezwungene Freundlichkeit, und einen ſchalkhaften Blik, um die Leute zu hintergehen. Seine Augen haben weder Feuer, noch ſonſt eine lebhafte Miſchung: ſie ſind finſter und erdig. Eine ſpize Naſe nebſt kleinen eingezogenen Lefzen mit einem rothbärtigen Kien: Sehet da ſein Ebenbild.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine luscus-
Rem magnam præſtas, Zoile, ſine bonus eſt
ſagt Martialis.

Limax iſt ein fleiſiger Kirchengänger, ſtill, eingezogen, ehrbar, mäſig, keuſch, was ſag ich? Nein; entweder mus die Schrift ſich geirret haben, daß ſie den Geiz für die Wurzel alles Uebels angibt, oder man thut den Limax unrecht, das man ihn geizig ſchilt. Doch, ziehet ihm die Larve weg, ſo wird die Schrift recht haben. Es iſt der gröſte Heuchler; er erlaubt ſich alle Sünden, wañ ſie ihm nichts koſten, und wann er Geld ſiehet, ſo ſind ihm ſeine Götter feil. Nöthiget ihn auf ein Gaſtmal, ſo wird er ſich auf drei Tage ausfüttern. Loket ihn mit einem Geſchenke, ſo wird er alles, ja ſelbſt ſein Vaterland verrathen. Stöſſet ihm ein Armer auf, ſo erſchrikt er. Ach! ſeufzet der

Chriſtliche Mann, iſt dann keine Policei in dieſer Stadt, daß einem die Bettelleute ſo anlauffen.

Er klaget immer über die böſe und Nahrungsloſe Zeiten. Er ſchilt auf die Obrigkeiten, daß ſie die Misbräuche nicht abſchaffen, und keine beſſere Anſtalten machen, um wohlfeiler zu leben; und gleichwohl iſt ſein Aufwand ſo gering, daß, wo lauter ſolche Leute in einer Stadt wären, man alle Wirthshäuſer und Handwerksleute abſchaffen müſte. Er trinkt Waſſer, und iſſet keine Speiſe, als wann ſie verachtet iſt. Er ſpottet den neuen Mond, und hält ſich allein für einen vernünftigen Mann, weil er das Herz hat, das Alterthum in ſeinen Kleidern zu ehren.

Im Handeln preſſet er den Leuten die Seele aus dem Leibe: er kauffet nichts, als was man ihm unterm Preis läſſet, und darüber der Verkäuffer ſich vielmals des

Limax iſt ledigen Standes: er f
ſich vor einer Frau ärger, als v
Satan. Wer wolte es ihm verd
der Pracht und die Eitelkeiten der
bilder ſind dem ehrlichen Mañ ein
Wie ſolte er ſein ſo ſauer erworben
auf reiche Stoffe, auf Spizen u
Jubelen verſchwenden? Limax iſt
richt nicht. Das GOtt erbarm,
er, wer ſolte ſich noch mit Weib un
beläſtigen, da man Mühe hat,
ſchlechten Zeiten, als ein ehrlicher
durch die Welt zu kommen. Lim
recht, die Zeiten ſind ſchlecht, d
Geizhälſe reiſen alles zu ſich: m
Mühe ein ehrlicher Mann zu ſeyn.
mand wird ſolches ſchwerer, a
Limax.

Hofmanns kurzgefaſte D
tic vor alte Leute.

Das Alter wird gemeiniglich

pigkeit und andere Lüſte geſchwächet.
ıher die Gegentheiligen am meiſten
:h den Krankheiten unterworffen.
:nn demnach ſolche Leute, weil über-
ıpt im Alter ſich ein groſſer Abgang
· Kräfte befindet und alle Theile des
bes ſo dann leiden, indem dieſer
hwachheit wahre Urſach in den feſten
eilen des Leibes zu ſuchen, ſich in acht
)men wollen, ſo müſſen ſie folgendes
:rken: Zuförderſt müſſen ſie ſonder-
) ſich für Sünde hüten, damit das
:wiſſen ſie nicht verunruhige und
:rcht einjage, ſo gleich alles, was das
:müth niederſchlägt, und gar ſehr be-
nmert macht, meiden, ſich für un-
ıſſigen Zorn gar ſehr hüten, die Be-
s meiden, ſich für Kälte in acht neh-
n, daher den Leib und ſonderlich die
ıſſe vor Kälte wohl bewahren, und kei-
kalte Luft, fürnemlich nach dem Schla-
und Wechslung des leinen Zeuges, an
) laſſen, ſich nicht in Nordluft oder
:gen und ſtürmiſchen Wetter wagen,
ch ſonderlich Winterszeit aus der Wär-
: gleich in die Kälte oder aus der Käl
in die Wärme gehen, in freien luftis
n und geſunden Wohnungen ſich auf-
lten, nicht zu viel oder zu geſchwinde
en, diejenigen Speiſen meiden, ſo
bricht und ſehr feſte oder grobe Nah-
ng geben, die langſam und ſchlimm
verdauen, ſchwer durch die Gedärme
hen, und Blehungen verurſachen. Wo-
ı fürnemlich gehören Eier, geſalzen,
: und hart Fleiſch, und gedörte Fi-
:e, Bohnen, Hirſen, Linſen, Erbſen,
erhand Art Kuchen, die aus Milch,
er, Butter und Waizenmehl gemacht,
es fette, ingleichen alle rohe, harte
d aus vielen Fäſſergen beſtehende Es-
ıren, als Rüben, allerhand Kohl,
öhren, Knoblauch, Zwiebeln, Ret-
) und aus allerhand Kräutern berei-
e Salate. Ferner bringt alten Leuten
hts mehr Nachtheil als ſaure Sachen,
: beſonders ſaure unreiffe Früchte,
ılat, ſaure, zumal Rheinweine und
e Biere, allerlei Milch (auſſer Eſels- und Geismilch) und was daraus bereitet, demnach zuförderſt Käſe; wie auch ſüſſe eingemachte Sachen, welche um ſo ſchädlicher, wenn man zu gleicher Zeit etwas ſauers genieſſet. Wegen des Getränkes iſt noch zu bemerken, daß ſie alles, ſo den Kopf einnimmt, es ſey Wein oder Bier, meiden müſſen. Ferner müſſen ſie den Leib ſuchen offen zu halten, deswegen iſt ſich für alles, was dieſes hindert, als auſſer den ſauren Sachen, Quitten und was daraus bereitet wird, herbe rothe Weine ſonderlich Pontac und Claret Wein, gar zu alte zumal weizne Biere, zu hüten. Endlich müſſen ſich noch alte Leute für gar zu vieler Faulheit in acht nehmen. Hergegen iſt ihnen ſonderlich dienlich 1) ein frölich und freies Gemüthe 2) temperirte und reine Luft, zumal die freie Landluft und geräumige Gemächer, die einen freien Zugang von der Luft die Morgen- und Winterſonne haben, 3) die Wärme der Sonnen bevorab in Winter und Herbſt. 4) Die Veränderung der Luft beſonders im Mai und September 5) Bewegung und Leibes Ubung, nur daß der Leib nicht dadurch abgemattet werde, deswegen ein mäſſiges Spazziergehen oder Fahren 3. oder 4. Stunden vor oder nach der Mahlzeit in warmer Luft das beſte 6) das laute Leſen, 7) das Tragen in Sänften, welches zumal Schwachen ſehr zuträglich; Und damit der Oberleib bewegt werde, ſind gut muſicaliſche Inſtrumente oder ſolche Spiele, wo Arm und Hände dabei bewegt werden. Wer aber keine Gelegenheit hat den Leib zu bewegen, mus ſich den ganzen Leib, Kopf, Füſſe und Rüken reiben laſſen, welches am beſten geſchicht täglich nach geſchehener Verdauung und verrichteten Stuhlgang des Morgens im Bette oder des Abends vor Bette gehen, ſonderlich die äuſſerſten Theile und darunter die Füſſe mit einem rauhen Tuche von oben herunter ſo lange bis die Haut roth wird. Auch iſt, wo das Alter nur nicht gar zu kraftlos, das Baden dabei am untern Theile in einen hohen und hel-

den betreffend, wofern ſi
zu ſehr zu Jahren, ſo ſollen
leicht die gewöhnliche Nahrun
ob ſie gleich was harte und g
wird aber der Magen ſchwäc
man ſolche, die einen guten u
rirten Saft haben, leicht zu
ſind, ſich in Magen nicht leic
ten, noch denſelben beſchweren
driesliche Empfindung erweken
len. Daher iſt gut Brühe vo
nen, Hünern und andern n
Fleiſche, ingleichen der dike
zerſtosnen Fluskrebſen ohne W
ein wenig Wein, einigen Citron
und Muſcatenblumen in einen
ſenen Gefäſſe, ſo man in ſiedent
ſer ſezet, zubereitet: wie auch
von groben Kleienbrode mit
Wein, nebſt Zuker und Zimmt gen
gleichen der jenige Saft, d
gebratenen Fleiſche tröpffelt.
auch die Speiſen, ſo den Leib of
ten, und die ſauren Säfte im
und duodeno brechen, als Bir
Aepfel, Spaniſche Pflaumen un
genbuzen, die mit kleinen Roſine

den. Man kan auch zu dieſer Mixtur Citronöl Zuker hinzu thun. Aderlaſſen anlangend iſt ſelbiges, ſo lange der Magen ſtark und der Appetit gut, zumal wer eine gute Tafel hat, viel Wein trinket, und das Blut durch die güldne Ader nicht mehr flieſt, nicht ſchädlich, hergegen aber nichts nüze, wo der Leib ſehr entkräftet und der Appetit nichts mehr taugt. So dann müſſen ſie beſorgen, daß der Leib gehörig offen ſey, und ſchiken ſich daher auch ſalzige ſüſſe und fette Speiſen, die laxiren, auſſer dem aber iſt Manna ſehr dienlich. Man kan ſie zu 1. bis 2. Unzen mit Eſelsmilch geben. Auch wird oft bei Alten Leuten der Stuhlgang durch abſorbirendes oder fixes Bezoar Pulver befördert. Bei Leuten aber, die phlegmatiſch und ſchwer zu bewegen ſind, nach Beſchaffenheit gelinde Pillen als die Becheriſchen und die darnach gemacht worden, gut. Will aber der Unrath nicht fort, mus man ihn durch erweichende und öhlichte Cliſtire fortſchaffen; Gehet aber der Leib zu ſtark, mus man keine Adſtringentia nehmen; ſicherer iſts ſolche Nahrung nehmen, die etwas troknet, alle ſaure ſalzige und ſcharffe Sachen gemeidet. Zur Stärkung der ſchlapp gewordenen Säfte iſt nichts beſſer als Zimmt und was daraus bereitet: auch iſt der Hofmanniſche Lebens Balſam 10. und mehr Tropffen mit 2. Tropffen Zimmtöl eingenommen, auch damit den Magen beſtrichen, ſehr gut. Endlich auch der Arzneien, die den Alten dienlich, zu gedenken, ſo mus man mit den Magenwaſſern behutſam verfahren, denn ſie erhizen oft gebraucht das Geblüt, zumal wer vollblütig.

In grünendem Alter, und wo man ſich zum Weine gewöhnt, mus man ſie gar laſſen.

Wenn man aber hinfällige Kräfte ſtärken will, iſt Ambra, Zimmet und Agtſtein das beſte. Zur naſſen Herzſtärkung iſt beſonders dienlich 2. Unzen auserleſene Mirrhen, eine halbe Unze Safran, Citron und Pomeranzenſchalen jedes 2. Unzen, anderhalb Unzen des beſten Zimmets, hierauf gieſſe man ein halb Pfund des beſten Maienblumengeiſtes und 3. Maas Ungariſchen Wein, und diſtillire es in Kolben; den liquorem, der darüber gegangen und überaus lieblich riecht und ſchmekt, verſüſſe mit etwas Roſen, Julep, gieſſe auch ein Quintlein Ambraeſſenz hinzu. Man kan zuweilen 1. oder ein paar Löffel voll davon nehmen, und ihn entweder allein brauchen oder ein Nürnberger Pfefferkuchen hinein tunken. Auch ſtärket den Magen ſehr der Hofmänniſche Lebensbalſam und Magenselexir. Mit erſtern kan man einen Oelzuker machen, ihn auch in Thee thun, äuſſerlich davon riechen oder den Wirbel, Naken und andere Theile damit beſtreichen, da er denn im Kopfſchmerzen, Schwindel und dergleichen ſehr gut iſt.

Von der Structur des Menſchen.

Das Weſen, nach welchem man ein lebendiger Menſch heiſſet, beſtehet nach Anweiſung der Heil. Schrift, aus Leib und Seele. Dieſe beide Stük, wenn ſie in ihrer Vereinigung miteinander ſtehen, machen einen Menſchen aus. Denn gleichwie der Leib an ſich ſelbſt, ohne die Seele, nichts iſt, als eine elende hinfällige Materie, welche zur Verrichtung ſolcher Werke, die von einem Menſchen können und müſſen verrichtet werden, durchaus untüchtig iſt; alſo kan auch die Seele, als ein Geiſt, ohne Zuthun eines Cörpers, in dieſer ſichtbaren Welt nichts ſehen, fühlen, hören, erkennen, gedenken, oder ausrichten. Hätte der Leib keine zum Würken geſchikte Glieder und Organa, ſo könnte die Seele weder die motus vitales, noch animales, verwalten: wäre kein Gehirn im Haupt des Menſchen, wie

in derſelben zur Ewigkeit [illegible]
werden, und der elende Leib hat von
Einwohnung der Seele dieſen Vorth
daß er, vermittelſt ihrer Bewegung,
der Fäulnis und Verweſung bewa
wird.

Das aber der Menſch einen höchſt
weslichen Leib an ſich trage, wird einen
den gleich ins Gemüth einleuchten, w
man nur die Gedanken auf dasjenige,
raus er zuſammen geſezet iſt, rich
Die Heil. Schrift nennet es Erde,
begreifft mit dieſem Worte kürzlich
dasjenige, woraus ſowohl die veſ
als flüſſige Theile derſelben beſtehen,
dem ſie dem Menſchen dis zu Gem
führet, und ſpricht: Du biſt Erde
ſolt zur Erden werden.

Mit dieſem Ausſpruch könnten
nun zu frieden ſeyn, wo nicht die Ei
ſität die Naturkündiger und Chym
getrieben hätte, die Eigenſchafft und
tur dieſer verweslichen Erde etwa
nauer zu erkundigen, da ſie denn be
den haben, daß der Leib nichts and
als die innige Vermengung einer er

ch das nicht so sehr anfechten,
n der äusserlichen Structur des
was durch äusserliche Gewalt ist
worden, als sie die Hemmung
igen Vermischung des Geblüts
chten lässet, weilen sie versichert
aus jenem, ihrem Leben, keine
Gefahr, als aus diesem, zuzu
pfleget.

m so hat sie, wie bereits oben
det worden, die Structur des
völlig in ihrer Gewalt, und bil
äserchen, die Haut, die Adern
chen ꝛc. nach ihrem Belieben, da
egentheil mit den Säften nicht
s also verfahren kan, sondern
nus geschehen lassen, daß die
uft, Hize, Kälte und Feuchtig
was daran verderben; bis sie sich
ach dem Tode gar völlig über
per Meister machen, und ihn der
ng aufopffern.

eringe Schleim, welcher zur er
aterie in der Zeugung gedienet
re gewis an sich selbst nicht ca
wesen, so einen wohlgebildeten
vorzubringen, und alles an Zahl,
und Maas an demselben zu ord
demselben nicht gleich in dem
genblik der Empfängnis ein ver
Wesen wäre zugegeben worden,
als ein kluger Baumeister das
erk der Bildung in Mutterleibe
, und seine zukünftige Officin
ch seinem Willen, vermög der
tt ihm dazu verliehenen Kraft,
tet und aptiret hätte.

o haben berühmte und fleissige
ci durch besondere Vergrösse
ser observiret, daß das Gehirn,
s daraus entstehenden Mark im
, als der Hauptsiz der Empfin
ist der Seele, im Mutterleibe
st gebildet werde, nachgehends
das Herz, als das punctum sa
inen Ursprung bekomme: Zu ei
ssen Anzeigung, daß die Seele
gleich von Anfang bei ihrem Leibe gegenwärtig und arbeitsam sich bezeige, und in dem Bau desselben bis zu Ende fortfahre.

Denn woher kämen sonst die sogenannten Muttermähler an den Menschen? Man sagt, dieser und der trägt ein Erdbeer, oder Kirsche, u. d. g. an seinem Leibe, weil seine Mutter, da sie ihn unter ihrem Herzen trug, nach Erdbeeren oder Kirschen, ꝛc. lüstern gewesen: Der und der ist neidisch oder verstohlen, weil seine Mutter so gewesen: Der und der hat ein Feuer- oder Mausmahl, weil seine Mutter Zeit ihres schwangers-seyn über eine Feuersbrunst oder Maus erschroken. Was ist lüstern seyn? Was ist erschreken? Sind es nicht Bewegungen, und Leidenschaften der Seele bei der Mutter, welche ihre Einbildungskraft die Bilder der Erdbeeren, Kirschen, Feuer, Mäusen, so fest eindrüket, daß sie auch der Seele ihrer Frucht communiciret, und von derselben dem zarten Leibe der Frucht, in Meinung, als ob solche mit zum Wesen des Menschen gehören, angehenget werden.

Damit ich aber den Leser nicht weiter von der Bildung und Structur abführe, so will ich nur von der Erzeigung selbst den Anfang machen, und die Abhandlung hievon Auszugsweise aus der Vorrede des Doct. Weisbachs gründlichen Curen, nehmen, weilen vielleicht vielen Lesern dadurch ein gesunder Begrif von ihrem Wesen, und vielen ein Vergnügen gemacht wird. Es lautet aber also:

Nachdem du von deinen Eltern bist gezeuget worden, hast du dich, du seyst auch wer du wollest, du tragest Seiden und Krone, oder habest nur einen groben Kittel an, über 9. Monat lang zwischen Koth und Urin aufhalten müssen. Es umgaben dich um und um verschiedene Häute, in welchen du in lauter Wasser lagest, und doch nicht ertrinken musteſt, sondern erst recht anfiengest zu leben, ob du gleich noch nicht Odem [illegible]

leteſt, und immer gröſſer und vollkommener wurdeſt, ob du gleich mit deinem Munde noch nicht aſſeſt.

Dann es ware deine Nahrung dazumal nichts anderſts, als eine ſubtiele Lympha, oder wäſſerige Feuchtigkeit, welche von deiner Nabelſchnur von deiner Mutter dir zugeſchiket, und, nachdeme du das Beſte davon erhalten, als Blut wieder zurük geführet wurde. Und ob du gleich dazumal deine Lunge noch nicht brauchteſt, ſo gieng die Circulation des Geblüts nichts deſtoweniger, doch wohl von ſtatten, maſſen das Blut durch ein gewiſſes dazumal noch offenes Loch, und einen beſondern Canal aus dem Herzen, gleich in die Aortam, oder groſſe Schlagader getrieben wurde, daß alſo die Lunge nur etwas weniges davon empfangen. Kanſt du dannenhero leicht erachten, was die Gewohnheit etlicher einfältiger Weiblein vor einen Grund ha-

eine unzeitige Geburt hätteſt auf d
kommen ſollen.

Endlich musteſt du dich doch
ſchied bequemen, und einen We
dieſe ſichtbare Welt zu gelangen
welcher dir auch gleich geöffnet
ſo bald du dich gewand mit der
gegen die Oefnung geneiget, un
die Haut, in welcher du eingewikel
zerſprenget, daß das Waſſer h
ſprungen, und deiner Mutter
vorſtehende Arbeit angedeutet h

Gewis, eine gefährliche We
bei welcher ſchon viel Kinder ih
eingebüſſet, und in ihrer Mutter
Grab gefunden haben, indem
Nabelſchnur, unter dem Wende
ihren Hals geſchlungen, und ſie
Blut erſtiket gehabt.

Als die Hebamme dich aufgen

Nachdem du dieſe elende Welt mit hränen und Weinen begrüſſet hatteſt, rachteſt du deine meiſte Zeit mit Schlaf n zu.

Ob du aber gleich dazumal ſo unvers ögend wareſt, und deine Speiſe und ahrung nicht ſuchen konteſt, ſo hatte och der getreue Schöpfer auch hierinnen or dich geſorget, und dir in den Brüs en deiner Mutter eine Speiſe zubereitet, ie ſchon etwas gröber war, als der ſubs ele Nahrungsſafft, womit du vorher n verborgenen ernähret wurdeſt, bis u je mehr und mehr aufwuchſeſt, und uch andere Speiſen zu dir nehmen konſt.

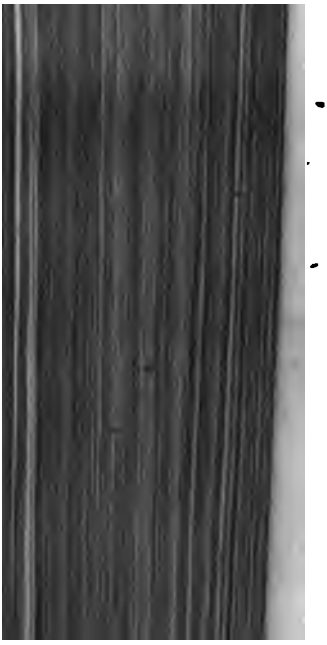
Hierzu hatte dir nun die gütige Natur ine Sehnſucht eingepflanzet, welche an gemeiniglich Hunger oder Appetit ennet, damit du des Eſſens und Trins ens nicht vergeſſen, ſondern ihr zum nterhalt und Wachsthum deines Cörers, was nöthig iſt, zu ſeiner Zeit darichen möchteſt. Wie es ſich denn gar fft zuträgt, daß Leute überm ſtudiren, ielen, lieben, ꝛc. der Eſſenszeit vergeſn, ob gleich andere, welche ſtark zu rbeiten, und folglich auch ſtark zu eſſen ewohnt geweſen, doch noch allezeit vom unger heftig angefochten werden, ob e ſich gleich der ſtarken Arbeit entzogen aben.

Sonderlich iſt dis wohl zu merken, daß ie Natur, in Förderung der Speiſe, ar ordentlich verfähret, und gemeinigich juſt zu derſelben Zeit, da der Menſch en Tag zuvor Speiſe zu ſich genommen, n wiederum welche zu nehmen reizet. Dabei du denn ja in deiner verfloſſenen ebenszeit wohl hätteſt wahrnehmen könen, daß du alsdenn am geſundeſten geeſen, wenn du dieſer Ordnung gefolet, und im Gegentheil dich übel befunen, wenn du im eſſen und trinken unorentlich geweſen, und zwiſchen der ornairen Zeit dich damit überhäuffet.

Gleichwie du aber harte Speiſen nicht würdeſt hinunter bringen können, wo dir von der Natur nicht Zähne in den Mund wären geſezet worden, um ſelbige damit zu zerſchneiden und zu zermalmen, alſo würde dir der Biſſen ſo troken als Sägeſpäne im Munde bleiben, und noch weniger können hinabgeſchlukket, und in Nahrung verwandelt werden, wo nicht an beiden Kinnbaken gleichſam ein Brunnen geöffnet, und die Speiſe unterm Käuen mit Speichel aus demſelben angefeuchtet würde, damit ſie deſto ſubtieler könne gemahlen, und dem Leibe deſto beſſer zu Nuze gemacht werden. Daher es denn bisweilen wohl zu geſchehen pflegt, daß heis-hungerigen Leuten der Mund voll Waſſer läufft, wenn ſie entweder ein wohlbereitetes Eſſen ſehen, oder nur einen appetitlichen Geruch davon in die Naſe bekommen; als wolte dieſer Saft gleichſam zum Voraus ſeine Dienſte darbieten.

Doch iſt dis der Nuzen nicht allein, den du von dem Speichel haſt, ſondern es mus derſelbe auch, nachdem er die Speiſen in den Magen durch den Schlund hinab geleitet, zur Digeſtion und Verdauung dienen, als welche bei geſunden Leuten meiſtentheils in 3. Stunden verrichtet wird. Denn, nachdem die Mahlzeit eingenommen iſt, ſchlieſſet ſich der Magen, und drüket ſich gleichſam feſt zuſammen, bis die Speiſen vermittelſt der fermentation, in einen Brei verwandelt worden, und pflegt man gemeiniglich nach dem Eſſen entweder ſchläferig, oder doch zum Nachſinnen und Meditiren untüchtig zu ſeyn, weil die Natur zu derſelben Zeit ihre Kräfte einwärts gekehret hat, oder, wann man ſich zum Studiren alsdann zwinget, ſo gehet unſtreitig der Verdauungskraft und folglich auch dem Wachsthum und der Geſundheit ein merkliches ab.

Daß dieſes aber nicht nur ein ſo leerer und nichts in receſſu habender Gedanke ſey, ſondern daß die Natur gern zu beiden Geſchäften ihre ordentliche Zeit ha-



So sind aber die Periodi
thums in der siebenden Zah
Nach welcher der Mensch in
sieben Jahren ein Knabe, i
ein Jüngling und ein Ma
wird, bis nach Verflieſſung
sieben Jahre, die Kräfte de
nehmen, und das Alter sich

Hier sollte ich nun billich v
Regien der Diät Meldung th
da ich unter dem Capitul D
curiosen Dollmetscher das nö
abgehandelt, so verweise ich
dahin, und melde hievon nu
fes, daß der weise Hauslehre
die beste Lebensregel gegeben
er spricht: Mein Kind, prüf
nem Leibe gesund ist; und
nur die gesunde Vernunft, u
nige, was du bereits an dir erfa
zu rathe ziehest, so kanst du di
bensreguln machen.

Je einfältiger nun Speis u
ist, je mehr wird der Mensch,
Gesundheit, dadurch erhalten

vorstellest, wie der Apotheker eine Mandelmilch zubereiten pfleget. Denn erstlich werden die Mandeln zerquetscht, und mit sattsamer Feuchtigkeit versehen, bis sich die Milch zeiget: Eben so gehest du auch mit den Speisen in deinem Munde zu Werke, die Zähne müssen dieselbe zermalmen, hierauf werden sie mit Speichel vermengt, und dem Magen zur Verdauung anvertrauet; wenn die geschehen, so wird im intestino duodeno eine Milch daraus. Gleichwie nun der Apotheker den zerquetschten Mandelbrei nachgehends in ein filtrum schüttet, daß die Milch durch Fliespapier durchgeseiget, und von den Hilsen abgeschnitten wird; eben also gehets mit den verdaueten Speisen in deinem Leibe auch zu: Denn nachdem die Natur in den kleinen Magen ihre Arbeit damit verrichtet hat, treibet sie dieselbe vermittelst des motus peristaltici in die folgende Gedärme, welche gleichsam die Stelle eines filtri vertretten, den chylum oder Milchsaft von den unnüzen Hülsen Schlaken, oder excrementis scheiden, und jenen den Geblüte zuschiken, diese aber zum Leibe durch den Mastdarm hinaus schaffen.

Die Gedärme, und sonderlich die sogenannte dünne oder kleine, sind, wie du gehöret hast, das filtrum, wodurch der chylus von den nichtswürdigen Hülsen abgeschieden wird. Zu dem End hat die Natur diese Gedärme an der Seite, wo sie in der Mitte um das sogenannte Gekrös oder mesenterium angehefftet sind, mit subtilen Röhrichen versehen, welche eben deswegen salva lactea, oder Milchadern genannt werden, weil sie die Milch aus den verdaueten Speisen an sich nehmen, und ins Gekrös hineinführen, von wannen dieselbe aufwärts in die sogenannte Cisterne, welche nicht anders als eine Blatter oberhalb den Nieren am Rükgrad lieget, geleitet und gesammlet, nachgehends aber durch den ductum thoracicum, oder die Milchbrustader, immer am Rükgrad hinauf getrieben, und endlich durch ein Mundloch in die Schlüsselzoder Achselader gebracht und dem Geblüte einverleibet wird.

Dasjenige, so bei der Nutrition am meisten zu bewundern, ist dieses, daß aus dem Nahrungssaft ein jedes Theilchen an seinen gehörigen Ort, wo es zur Erhaltung und zum Wachsthum des Leibes nöthig ist, hingeführet und angeleget, was aber überflüsig ist, in Fett verwandelt, und auf künftigen Nothfall aufbehalten wird.

Aus der Achselader wird der chylus zusamt dem Geblüt in den aufsteigenden Ast der grossen Hohlader, und in derselben dem Herzen zugeführet, von wannen er hernach mit dem Blut in dem Leibe herumgeschiket, und vollends in Blut verwandelt wird. Die Alten hielten zwar die Leber vor diejenige Officin, in welcher Blut gemachet würde: Denn weil sie von der Circulation des Geblüts noch nichts wusten, sondern glaubten, daßselbe stehe in den Adern des Menschen, wie Wasser in einem Teich, stille, so meineten sie, es würde demselben in der Leber so die rothe Farbe angestrichen: Allein, nachdem Harvæus die Circulation des Geblüts erfunden, hat der berühmte Dähnische Anatomicus Bartholinus der Leber dis Handwerk geleget, und dieser so lang gerühmten Blutmacherin in einem besondern Buch ein Grabmahl gebauet. Daher wir denn soviel schliessen, daß der Milchsaft oder chylus, unter dem langen Umgang und Umlauf mit dem übrigen Geblüt auch endlich roth werde: Gleichwie, wenn kurz nach dem Essen einem Menschen zur Ader gelassen wird, man diesen chylum von dem andern Geblüt noch unterscheiden kan.

Es bestehet aber die Massa des Geblüts eigentlich aus dreierlei Feuchtigkeiten, nemlich erstlich aus Blut an sich selbst, 2. aus der Lympha, und 3. aus Serum.

ſalzigtes, ſchleimigtes und öhlichte
ſer in demſelben mit herum fähre
von der Natur nach und nach,
der durch die unvermerkte Ausdü
oder durch den Schweis, oder du
Urin, oder als Roz und Schlein
ſchieden und ausgeführet wird.

Denn da der Menſch täglich iſſ
das Geblüt dadurch in ſeinem Le
mehret, ſo würde er, ſonderlich,
Wachsthum deſſelben vollendet i
ter der Laſt ſeines eigenen Gebli
bald erſtiken und verderben müſſe
der Schöpfer nicht ſeinen Cörper
wiſſen Colatoriis oder Seiggefäſſ
ſehen hätte, durch welche die unl
bare wäſſerige Feuchtigkeit könn
der übrigen Maſſa des Geblüts ab
den und ausgeführet werden. De
Blutflüſſe zu geſchweigen, da die
wahrhaftes und annoch gutes Blu
einer gewiſſen Urſach und zu ihr
leuchterung, auswirft, als von n
unten weitläufftiger wird zu handel

Vor dieſesmal nur von den unter
lichen Wegen, durch welche die

nen Schuppe bedeket, und gleichsam, als mit einem Schilde versehen, welchen sie, nach Gelegenheit und Erforderung der Umstände, fester zuziehen, und dadurch ihren Leib in Sicherheit stellen kan. Daher man dann siehet, daß bei einer rauhen Luft die Haut zusammengezogen, und mit lauter kleinen Hügeln, so man eine Gänsehaut nennet, bestreuet wird.

Die Ausdünstung, so durch die Lunge geschicht, ist nicht von geringer Wichtigkeit, und führet ein merkliches von den überflüssig-wässerichten Feuchtigkeiten durch den Athem aus, als welches man im Winter aus dem feuchten Dampf, so ebst dem Athem zum Munde heraus fähret, gar leicht erkennen kan, woraus einige auch Anlas bekommen haben, den Athem und die Worte zu wägen. Denn es bestehet die Lung aus nichts, als aus unter Bläsgen und Adern; wenn nun durch die geschöpfte Luft die Bläsgen aufgetrieben und ausgespannet werden, so nimmt die in denselben befindliche Luft, die durch die Adern dringende Feuchtigkeit an sich, und führet dieselbe mit dem Athem heraus. Der andern unvermerkten Ausdünstungen, welche auch inwendig im Leibe, als in der Höhle der Brust und des Unterleibs geschehen, als in welchen alles feucht ist, vor dismal zu geschweigen.

Gleichwie nun durch die unvermerkte Ausdünstung und den Schweis das subtilste von dem Sero oder der unnüzen Feuchtigkeit ausgeführet wird, das rükändige salzigte, öhlichte und schleimichte Wesen aber dem Leibe nicht weniger beschwerlich fallen würde, so hat der weise Schöpfer auch zur Ausführung dieses Raths gewisse Colatoria und Seigegefässe verordnet.

Dem Salz- und schleimigten Wasser sind die Nieren angewiesen worden, in welchen es in Form des Urins von dem Geblüt abgeschieden, sodann der Blase zugeschikt, und aus derselben, wenn der Mensch will, abgelassen wird. Ist der Leib recht gesund, so hat der Urin eine helle citronengelbe Farbe, und pfleget nur erst nach etlichen Tagen sich zu brechen und zu sezen; da im Gegentheil, nachdem der Leib mit unterschiedlichen Malignitäten beschweret ist, auch der Urin eine andere Farbe und Consistenz bekommt, und bald bleich, bald feurig, bald trübe ꝛc. aussiehet, zu einem klaren Anzeig, daß die pori der Nieren, nach Beschaffenheit der Materie, welche hindurch soll, enger und weiter können gemacht werden. Damit aber die Blase von der salzigten Schärfe des Urins nicht angegriffen und angefressen werde, so hat die Natur dieselbe inwendig mit einem zähen Schleim überzogen, und dardurch vor dieser Gefahr verwahret.

Aus dem öhlichten und dem Geblüt überlästigen Sero wird Galle: die Pfortader sammlet nemlich fast aus allen Adern des Unterleibs das Blut, und führet dasselbe durch unzehlig viele kleine Aeste in die Leber. Indem es nun durch diesen dichten Schwamm durchgepresset wird, scheidet sich die Galle davon, und wird in die Gallblase, welche unten an der Leber über dem Magen lieget, gesammlet, aus derselben aber, wenn der Magen voller Speis ist, und diese Blase gegen die Leber trüket, oder wenn die Leber durch Zorn oder Gram, ꝛc. zusammen gezogen wird, in das intestinum duodenum geschüttet, und nachgehends durch den excrementis alvinis mit ausgeführet. Daher auch diese excrementa ihre gelbe Farbe bekommen; massen man wahrgenommen hat, daß dieselbe in Krankheiten, da die Gallblase verstopfft ist, und der Galle der Ausflus verweigert wird, ganz weis wie bei Hunden ausgeworffen werden, hergegen aber, wenn zuviel Galle dazu kommt, ganz grün, oder hochgelb wie Safran fortzugehen pflegen.

Schleims aus dem Geblüt anjezo
beifügen. Selbigem ſind eigentl
Gedärme zum Ausflus gewidme
her dieſelbe auch mit vielen Drüſ
umher beſezet ſind, damit dieſe
oder Schleim ſeinen Ausgang d
gewinnen könne. Zwar wird d
auch bisweilen durch die Lung un
ausgeführet, allein es findet ſich
eine Incommodität mit dabei,
ſothane Ausführung gemeiniglic
Huſten und Schnuppen vergeſell
iſt, welche Unkommlichkeiten auc
beſſer als durch eine Purganz, da
Noz der rechte Weg gezeiget wird
nen gehoben werden.

Wir wollen uns demnach üb
Weisheit des Schöpfers verwu
als welche dieſen unnüzen und beſ
lichen Schleim doch noch deiner
zum Beſten zu gebrauchen weis.
gleichwie die Blaſe inwendig mit S
überzogen iſt, und dadurch wid
Schärfe des Urins verwahret wir
ſo mus auch der unreine Schleim d
därme inwendig überkleiden und ſc
ferich machen, damit ſie von der

ſondern in die linke Herzkammer zurük verfüget, und von dannen durch die groſſe Pulsader in den ganzen Leib ausgetheilet wird.

So offt als nun von neuem Blut in dieſe groſſe Pulsader aus dem Herzen eingeſprüzet wird, ſo offt ſchlaget der Puls in allen Arterien oder Pulsadern, und treibet das in denſelben ſtehende Geblüt fort durch die fleiſchichte Theile des Leibes hindurch, bis es von dannen in die Blutadern, oder venas eintritt, und in demſelben dem Herzen wiederum zugeführet wird.

Bei welchem Umlauf des Geblüts ſonderlich zwei Stük gar ſehr zu bewundern, und erſtlich, daß das Blut in den Pulsadern immer fortlauffet, und nicht wieder zurük dem Herzen zueilet; zum andern, daß es in dem Fleiſch nicht ſtehen bleibet, ſondern gleich ſeinen Weg in die Blutadern wieder findet. Jenes verhindern die Fallthürlein, oder valvulæ, womit die Pulsader am Herzen verſehen iſt, als welche gleich, ſo bald der Puls geſchehen iſt, zufallen, und das herausgeſprüzte Geblüt nicht wieder durchlaſſen. Zu dieſem aber hilft die Spannung der Zäſerchen des Fleiſches, ſonſt motus tonicus genannt, welche gleichſam dem eingeſprüzten Blut widerſtehet, und es wieder in die enge Mundlöcher der Blutadern, welche gleichſam mit Fallthürlein hie und da verſehen ſind, einpreſſet. Denn wenn dieſe herbe Ausſpannung der Zäſerchen nicht wäre, ſo würde das Geblüt zwar durch Gewalt des Pulſes immer zugeflöſſet, aber nicht wieder können zurük geführet werden, ſondern es würde ins Fleiſch als in einen Schwamm hinein geſprüzt werden, und keinen Widerſtand finden, folglich die Glieder nur auftreiben, und unformlich machen.

Bontekoe hat in ſeinem Buch von dem Leben und der Geſundheit des Menſchen determiniren wollen, wie vielmal das Geblüt in einer Stunde in dem Leibe des Menſchen umlaufe, und ſpricht, es habe der Menſch 25. Pfund Blut im Leibe, ſo oft als der Puls ſchlage, würde wenigſtens zwei Unzen Bluts aus dem Herzen herausgeſprüzet, der Puls aber ſchlage alle Stunden zweitauſendmal, folglich müſſe das Blut in jeglicher Stunde wenigſtens dreizehenmal herum laufen, welches von einem Melancolico zu verſtehen, da er im Gegentheil bei einem Cholerico in einer Minutte in die 80. mal, folglich in einer Stunde über fünfthalbtauſendmal ſchlägt.

Dis habe ich darum anführen wollen, damit du eſheſt, was vor ein groſſer Unterſcheid unter den Menſchen nach ihren Complexionen ſich befinde, wie man ſie dannenhero weder in der Medicin, noch in der wahren Moral, alle über einen Kamm ſcheeren, ſondern dieſen Unterſcheid wohl beobachten müſſe, wenn man die Geſundheit ihres Leibes ſowohl als ihrer Seele befördern wolle.

Es hat die Sitten- und Naturlehre, oder die Moral und Phyſic, ſonderlich in der Materie der Temperamenten ſo eine genaue Verwandſchaft miteinander, daß keiner ein guter Moraliſt ſey, und die Menſchen zur wahren Tugend, oder Chriſtlich zu reden, zur Gottſeeligkeit recht anführen kan, welcher nicht die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur recht inne hat, und hinwiederum keiner die Natur der Menſchen recht erkennen kan, wer nicht auf ihre Laſter oder Tugenden und Leidenſchaften, ſeine Augen richtet: wirſt du mir es alſo nicht vorllebel halten, wenn ich hier auch ein wenig moraliſire.

Greif nur in deinen linken Buſem, oder an deinen Puls, ſo wirſt du, wann du geſund biſt, und kein Fieber, oder ſonſt eine Krankheit am Hals haſt, ſpüren, daß dein Herz, oder dein Puls entweder ſtark und ſchnell, oder ſchnell und gelinde, oder endlich ſtark und

langſa-

ſchen, denn wir reden jezt n
ner Krankheit, richtet ſich a
zweierlei Sachen, erſtlich, n
ken oder dünnen Conſiſten
blüts, und zum andern, n
ſtigkeit der fleiſchichten Th
deren poros oder ſubtile Gäng
ſoll und mus hindurchgepreſſ
Nun merke, was ich ſage:

Iſt das Fleiſch eines Men
und feſte, ſo ſind die Gänge
deſſelben enge, und koſtet es
und Gewalt, das Geblüt hi
treiben, folglich mus der Puls
iſt aber das Fleiſch weich und ſch
ſo ſind auch die Pori weiter,
der Puls nicht ſo gar groſſe V
gebrauchen, das Geblüt hindur
gen.

Nun haben zwar Perſonen v
riſchen und melancholiſchen
menten beiderſeits ein derbes un
Fleiſch, daher ſie alle beide g
ausſehen, folglich ſind die ſubt
ge in ihrem Fleiſch gar enge

aber im Geldgeiz, und ein ſanguineus in der Wolluſt ſteke, da denn das phlegmatiſche Temperament leer ausgehet.

Biſt du eines ſanguiniſchen Temperaments, da das Geblüt aufs allerbeſte temperirt und flüſig, und anbei der Leib nach ſeiner Tinctur mit weiten poris und Gängen verſehen iſt, daß das Geblüt leicht hindurch dringen kan, und nicht eben vermittelſt eines heftigen Pulſes darf hindurch getrieben werden, ſo haſt du freilich vor andern dis Glük, daß du allezeit ein gleichgültiges, ruhiges und freudiges Gemüth haben, und in der elenden Welt am leichteſten hindurch kommen kanſt. Du haſt eine natürliche Freundlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue, Mildigkeit u. d. g. an dir. Denn gleichwie deiner Seele in ihrem Leibe, wenns wohl ſtehet, und du geſund biſt, alles leicht und wohl von ſtatten gehet, und ſie wegen der Circulation des Geblüts nicht eben anſtändiglich beſorget ſeyn darf, alſo iſt ſie auch in äuſſerlichen Fällen munter, friſch und freudig, und machet ihr alles leicht.

Aber ſo nimmſt du alles, und folglich auch das Chriſtenthum auf die leichte Achſel, biſt ein Hans ohne Sorge, und lebſt ſo auf ein gerade wohl hin. Du möchteſt gerne ohne Mühe und Arbeit, ohne Verläugnung dein ſelbſt, ohne Eindringen durch die enge Pforte in den Himmel kommen; die Wollüſte dieſes Lebens ſind dir zu ſüs, die möchteſt du auch gern mitnehmen, und doch hernach ſeelig werden: Begegnet dir Creuz und Widerwärtigkeit, ſo wilt du gleich aus der Haut fahren, denn dein commoder alter Adam iſt dergleichen rauhe Tractamente nicht gewohnt, dahero weiſt du nicht, wozu du greiffen ſolſt, du zitterſt und zageſt, und willt gar verzweifeln. Eben wie es auch in der Oeconomie deines Leibes zu gehen pfleget. Denn du haſt von Natur den allergeſundeſten Leib, das allerſchönſte Geblüt. Weil nun die Circulation ſehr leicht und wohl von der Hand gehet, ſo wird dein Gemüth ſicher, und lenket ſich zu allerhand Wollüſten, zum überflüſigen und guten Eſſen und Trinken, bis du dir allerhand Ungemach und Krankheiten über den Hals zieheſt. Da ſiehet man denn ſein Wunder, wie in deinem Leibe gleich alles über und über gehet, wie ſehr du gleich von einem geringen Unfall kanſt mitgenommen werden. Die Urſach iſt, weil dein empfindliches Gemüth ſich nicht dagegen zu faſſen, und weder Rath noch Hülffe weis, ſondern zaghaft iſt, ſich beunruhiget, und folglich nicht die rechte Bewegungen und Waffen zur Beſtürm- und Austreibung der Krankheiten erwählet und ergreiffet.

Hat dich die Natur mit einem choleriſchen Temperament begabet, und eine ſolche Relation in deinem Leibe zwiſchen dem Geblüt und den Poris der fleiſchichten Theile gemachet, daß die Pori, oder Gänge, durch welche das Geblüt hindurch mus, zwar enge ſind, hingegen das Blut mit einer zimlichen Flüs- und Feuchtigkeit verſehen iſt, ſo koſtet es der Seele, oder der Natur freilich mehr Mühe, dieſen Lebensſaft durch dis dichte Fleiſch hindurch zu preſſen, allein, ſie verläst ſich auf ihr dünnes Geblüt, wie auch auf den ſtarken Puls, womit ſie daſſelbe gar bald zwingen, und herum bringen kan, und meinet, es ſey ihr nichts unmöglich. Daher darf ſich im Leibe nur der geringſte Unfall äuſſern, ſo iſt ſie mit einer ſtärkern und ſchnellern Bewegung des Geblüts gleich dahinter her, und ſuchet die Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, ja, wann ſie einen harten Gaſt vor ſich findet, der nicht ſo leicht pariren und weichen will, ſo ſezt ſie ihren Kopf wieder dagegen auf, und meinet, ſie ſey gleichwohl Herr im Leibe, und nimmt im Zorn die allerverwegenſte Bewegungen in gröſter Raſerei vor, als welche die Convulſiones und Gichter, wie auch die Raſerei, wozu Leute von dieſer Complexion in ihren Krankheiten und bizigen

Fiebern gar leicht geneigt ſind, ſattſam bezeugen.

Dieſes Verfahren bildet ſich nun die Seele auch im äuſſerlichen Leben alſo vor, daher iſt ein Cholericus immer activ und munter, und kan niemals müſig ſeyn, ſondern nimmt alle Arbeit gern über ſich, weil er weis, daß ihm alles wohl von ſtatten gehet, ja er machet ihm einen Ruhm und eine Freude daraus, und bildet ihm auch rechtſchaffen was damit ein. Die Hindernüſſe, ſo ihm dabei aufſtoſſen, verachtet und verlachet er, und kan nichts weniger als dieſelbe leiden, ſondern iſt kühn dabei, und wenn mans ihm zu bund machet, ſo lauft die Galle über, daß er zu verwegenen Sachen greift.

Doch vielleicht haſt du, der du dieſes liſeſt, ein melancholiſches Temperament, ein dichtes Fleiſch mit engen Poris, und dabei auch ein dikes Geblüt, welches

gen, Convulſionen, Raſere
ſet, aber dadurch gleich al
mal verdirbt.

Wie kan es aber bei ſogeſta
anders ſeyn, als daß du di
ſenheit deiner Natur dir au
muſt abmerken laſſen? Der
deinem Leibe zugehet, ſo m
auch in deinem Leben und
es nicht wahr? du biſt mistr
fältig, bedachtſam, vermu
das ärgſte, biſt meiſtens he
und traurig, aber auch a
und kanſt es deinem Feind
ken; hierneben weil du weiſ
mand ohne Arbeit etwas ha
fleiſig, und wohl gar geizig
ſprichſt, man weis nicht wa
oder morgen noch brauchet.

Das wäre alſo ein kurzer
Temperamente und Compl

jeden Temperament Arzeneien zu verordnen weis, der ist glüklich; denn er bietet der Natur, und die Natur beut ihm die Hand, und hilft ihr mit leichter Mühe wieder auf, indem er weis, wie er ihr helffen, und ob er die Bewegungen, so sie im Cörper nicht ohne Ursach angestellet hat, befördern, oder mindern und hemmen solle. Ja, welcher Mensch sein Temperament kennet, der wird leicht ermessen können, wie er sich zu Erhaltung seiner Gesundheit in der Diät, im Essen und trinken, im schlaffen und wachen, ja auch in den Gemüthsbewegungen und Passionen zu verhalten, und zu mäsigen habe.

Weil ich hier auf die Gemüthsbewegungen oder Affecten komme, so mus ich doch von derselben Art und Beschaffenheit etwas melden, und kürzlich zeigen, wie die Oeconomie des Leibes dadurch entweder verbessert oder verkehret werde. Denn da du jezt gehöret hast, daß sich die Seele mit den innern Bewegungen des Geblüts nach der Structur des Leibes richte, so kanst du dir leicht einbilden, daß der Leib, weil er mit der Seele so genau vereiniget ist, auch von den Affecten etwas empfinden, und einigen Vortheil oder Schaden davon haben werde.

Es sind aber die Affecten oder Gemüthsbewegungen nichts anders, als übereilete und unzeitige Vernunftschlüsse der Seele, welche sie über Dinge machet, so den äusserlichen Sinnen vorkommen, ohne vorher alle Umstände derselben zu prüfen, und sattsam zu erwegen, ob dieselbe auch so gut oder böse, so schädlich oder heilsam sey, als sie beim ersten Augenblik, oder bei der ersten Empfindung scheinen.

Wenn nun die Seele keine Gemeinschaft mit dem Leib hätte, so möchte sie solche Schlüsse lang und breit machen, ob dem Leibe ein Schade oder Nuz daraus zuwachsen würde; allein so mus sie erstlich zum Raisonniren die Organa des Leibs gebrauchen, hernach kan sie das erkannte Gute nicht erlangen, oder das vermeinte Böse nicht abwenden, wo sie nicht gleichfalls den Leib zu Hülffe nimmt, und vermittelst der Bewegung in demselben thut, was sie in der Eil vor gut befindet. Doch thut die Seele in allen diesen Fällen, als ein verständiges Wesen, nichts ohne Ursach, oder zum wenigsten meinet sie doch Ursach dazu zu haben.

Ich will nur etliche äusserliche und schleunige Bewegungen des Leibes, welche so plözlich geschehen, daß unmöglich ein langes Raisonnement kan vorher gegangen seyn, und doch einen gewissen Zwek vor sich haben, warum sie von der Natur vorgenommen werden, zum Exempel anführen: Woher kommts, wenn du im Winter beim heissen Offen stehest, und, indem du mit einem guten Freund redest, ohngefehr mit der Hand ans heisse Eisen kommst, daß du deine Hand so plözlich zurük ziehest? ohne Zweifel daher, weil deine Seele erkennet, daß das brennende Eisen deine Hand beschädigen, und das Geblüt verlezen werde, deswegen sie denn es vors rathsamste hält, die Hand zurük zu ziehen, und sie von der Gefahr zu entfernen. Nun merke hieraus die genaue Vereinigung deines Leibes und deiner verständigen Seele, als welche gewis recht genau seyn mus, weil dis Zurükziehen der Hand, und das Empfinden des Brennens einerlei ist, und so plözlich und augenbliklich geschicht, daß du nicht Zeit hast, lange dich zu besinnen und darüber zu raisonniren, ob das Eisen auch würklich brenne, und wenn es brennet, ob es auch deiner Hand eben so einen grossen Schaden zufügen könne. Oder, wenn du auf der Gassen gehest, und ohngefehr auf einen schlüpferichten Stein trittst, und gleitest, pflegest du nicht alsofort entweder mit dem Leibe dich so zu bewegen, damit du allezeit im centro gravitatis bleibest, und nicht fallest, oder, wenns zum Falliment kommt, den Arm vorzuschlagen, damit nicht der Kopf schaden leide? Dis geschicht alles ohne

Also ist der Zorn ein plözlicher A
welcher die Menschen recht übereilet,
sie Zeit bekommen, sich zu besinnen,
sich eines bessern zu belehren. D
Leute, welche dazu geneigt sind, z
gen pflegen, sie würden davon recht
nommen; und wenn sie sich bisw
nur so viel begreiffen können, daß s
ein Vater Unser lang an sich hielte
sey es gleich vorüber, und sähen s
Sache alsdenn ganz anders an, a
dieselbe vorher im Affect angesehen
ten.

Ich sage noch einmal, wenn der
mit der Seele nicht in so einer engen V
nigung stünde, so möchte sich diese so
ge erzürnen, oder von einem an
Affect reiten lassen, es würde jenen n
angehen, noch ein Unheil daraus ern
sen; allein so erreget die Seele den
des Zorns, des Schrekens, der Fu
der Traurigkeit, der Liebe und des
ses, als welche beide leztere das Fu
ment aller Affecten sind, nirgends and
als in ihrem Leibe, und raset dam

e Dinge, vermittelst der darzu
ten Instrumente, der Seele coms
t werden, damit dieselbe, son:
Erhaltung ihres Leibes, ihre
darnach nehmen können. Ist
einem jeden Stuk erstlich das
ordnete Organum, oder Instru:
d hernach die dadurch sich äusse
npfindungskraft der Seele zu
n.

ge, die Sinne sind ein Gefühl,
dadurch keineswegs die schon so
räuchliche Namen des sehens,
fühlens, des riechens und schme:
mustern, sondern nur soviel da:
gen, daß alle diese fünf Sinne
ders seyen, als ein Gefühl, da
re Objecta die Sensoria berüh:
fficiren.

Gesicht, oder die Kraft zu sehen,
em Schöpffer das Auge zur Offi:
nmen; gleichwie nun dasselbe
t künstlich gebauet ist, also ist
der Mühe werth, daß wir es
ientlicher ansehen.

aber das Auge einer cameræ ob:
füglichsten zu vergleichen; denn
sich in einer finstern Cammmer,
kleines expreste dazu gemach:
alles præsentiret, was drauß:
halb dem Hause vorgehet: also
ch die Bilder von allen Dingen
luge vorkommen, durch den
in die innere Höle des Auges.
aber in einer camera obscura
verkehrt vorstellet, wenn nur
ches Glas eingesezet ist; also
mit den Augen eben so gehen,
auf den Kopf stehen, wo diese
ammer nicht mit dreierlei Säf:
che alle zwischen unterschiedli:
ielen Häuten liegen, gleichsam
o viel Gläsern versehen ware,
die Objecta gerade in ihrer rech:
ir præsentiren müsten.
es würde die Seele von allen

den Bildern, die sich im Auge præsentiren, eben so wenig empfinden, als eine camera obscura davon inne wird, wenn nicht aus dem Gehirn in ein jedes eine Gesichtsnerve herunter liesse, und die empfangene Bilder der Seelen communicirte, daß dieselbe ihre Reflexiones darüber machen könnte.

Zum Gehör ist das Ohr gewidmet, welches in den äusserlichen Umfang den Schall fasset, damit derselbe könne concentriret und der Seele desto leichter vorgetragen werden. Denn, wenn der sogenannte Flügel etwa unglüklicher Weise vom Ohr weggehauen ist, so hat die Person gleich ein schwächeres Gehör. Dieser in dem äussern Ohr gefaste Schall, gehet folgends durch den Gang des Gehörs, welcher als eine Schneke gebauet ist, hinauf, bis an das sogenannte Trommelhäutlein, rühret dasselbe und die in der Trommel enthaltene kleine Beinlein, bis er durch die Schneke, vermittelst der Gehörsnerven, der Seele zur reiffern Uberlegung überbracht wird.

Den Sinn des Gefühls äussert sich am ganzen Leibe, durch die Ausspannung der subtilen Nerven, welche sich aus dem Gehirn allenthalben ausbreiten, und das Fundament sind von aller Empfindung, die sich aber am meisten an den äussersten Ballen der Finger erweiset.

Die beide übrige Sinnen, nemlich das Riechen und Schmeken, stehet in einer genauen Connexion miteinander, weil sie am nechsten beisammen wohnen, daher denn Personen, die keinen Geruch haben, auch gemeiniglich des Geschmaks pflegen beraubet zu seyn, ja in Oberteutschland werden diese Sinne alle beede unter einem Namen, nemlich, den Schmeken begriffen.

Doch sind die Sensoria derselben unterschiedlich. Den die Officin des Geruchs ist die Nase, welche inwendig [illegible]

durch ausgeführet wird, ſo berc
ſich muthwilliger Weiſe des G

Zum Geſchmak aber iſt die
ſchaffen, und zu dem Ende auch
viel kleinen druſichten und rund
chen verſehen, in welche ſich ob
fel die Nerven endigen, und die
dung des Geſchmaks der Seele
und wird auch deswegen die Z
mer mit Speichel nas gehalten
der Geſchmak erhalten, und nic
ſchädliches in den Leib hinein
werde.

Mit dieſen von dem Schöpfer
lich geordneten Sinnen, kan
Menſch zur Conſervation ſeines
und Bewahrung ſeines Herzens u
nes, wohl zu frieden ſeyn, und
Thiere, welche nach dem bekannt
telvers: Nos aper auditu, &c. d
ſchen in der Schärfe der Sinnen ü
ſen ſollen, wenn er höret das Gra
ſen, wenn er auch die allerkleinſte
nenſtäublein mit ſeinen Augen bel
könnte: oder, wenn er mit ſeinem
len Geruch, als ein Spürhund v

Ableben, ein ſehr bequemes Mittel ſeyn würde, wenn man die Menſchen von der fürchterlichen Idee der Todesangſt einigermaſſen abziehen, und ihnen begreiflich machen könte, daß der Tod in der That nicht ſo bitter, ſchwer und ſchmerzlich, als die Krankheit ſelbſt ſey, und daß man ſich viel eher vor dieſer, als vor der lezten Todesſtunde zu ſcheuen Urſach habe. Denn wie ein geſchikter Prediger denenjenigen die Furcht vor dem Tode durch gute Vorſtellungen benehmen kan, die etwa denſelben wegen ihres elenden Zuſtandes, worein ſie nach dieſem Leben verſezt zu werden glauben, äuſerſt verabſcheuen; ſo kan es auch füglich der Medicus thun, wenn er denen, die hingegen den Tod wegen ſeiner vermeinten Bitterkeit, und wegen der Angſt, die er verurſachet, ſehr fürchten und fliehen, vernünftig das Gegentheil zeiget: welches ich auch gegenwärtig ins Werk richten will.

Die Angſt nennet man eine groſſe Beunruhigung der Seele über dasjenige, was uns vollkommener machen kan. Es iſt alſo auch die Todesangſt ohne Zweifel nichts anders, als eine in der Seele entſtandene Unruhe über den elenden Zuſtand ihres ſterbenden Cörpers. Man wird daher unterſuchen müſſen, wie weit ſolche Beunruhigung bei einem ſterbenden Menſchen ſtatt finde, oder nicht: welches hoffentlich nicht beſſer wird geſchehen können, als wenn man erweget, wie wir zu Empfindungen gelangen, und wie ſich die Seele alles deſſen, was in unſern Cörper vorgehet, bewuſt iſt?

Wir bemerken aber aus der Erfahrung, daß die Seele von denen im Cörper vorgehenden Veränderungen eine gleichmäſſige Vorſtellung erhält, wenn ſich die Empfindungswerkzeige, (organa memoria) die ihr in dieſen Stüke zu Inſtrumenten dienen müſſen, in ordentlichen und gehörigen Zuſtande befinden; oder wenn die Nerven von einer ſubtilen flüſigen Materie, die im Gehirne vom Blute abgeſondert wird, belebt werden, und vermöge derſelben eine ſolche Spannung haben, daß ſie die ihnen eingetrukte Bewegung bis zum Gehirne, wo alle Nerven zuſammen laufen, fortführen können. Wenn aber im Gegentheil dieſe ſinnlichen Gliedmaſſen entweder geſchwächet, verlezet, oder gar verlohren werden, und gewiſſe Nerven gebunden, oder gar getrennet ſind: ſo wird auch die Seele von denen Veränderungen, die im Cörper geſchehen, nur undeutliche, oder gar keine Vorſtellungen bekommen: gleichwie man wahrnimt, daß ſie keine Empfindung vom Schalle hat, wenn das Ohr verdorben iſt, noch von dem Lichte, wenn das Auge verlezet worden, noch von dem Gefühle, wenn die Lähmung und Schlagflüſſe der Einflus des Nervenſaffts in die Nerven gehindert wird; noch vielweniger aber richtig gedenken kan, wenn das Gehirne ſelbſt leidet: weil ſie ſich nemlich in allen ihren Handlungen nach dem Zuſtande ihres Cörpers, mit dem ſie verbunden iſt, genau richte.

Doch ich ſehe nunmehro, wie ſich alles dieſes in den lezten Todeszügen, oder bei einem Sterbenden verhält. Man befindet aber, daß bei ihm der Umlauf des Geblüts, nebſt der Abſonderung der ſubtilen Nervenfeuchtigkeit immer mehr und mehr abnimt, und daß die Empfindungswerkzeuge oder die Nerven gar ſehr geſchwächet, und endlich gar verdorben werden. Da nun bei ſolchem Zuſtande dem Gehirne keine rechte Bewegung mehr von denen im Cörper vorgehenden Veränderungen mitgetheilet wird: ſo muß auch nothwendig die Seele nur undeutliche Empfindungen davon erhalten, oder ſie iſt alldann im Zuſtand dunkeler Vorſtellungen, und kan folglich weder eine lebendige Erkenntnis von dem Elende ihres ſterbenden Cörpers, noch eine groſſe Beunruhigung darüber, oder eine ſolche Angſt haben, wie man ſich gemeiniglich davon einbildet. Und ob man wohl gar füglich zugeben kan, daß die Seele alles

denn.

ten der äuſſerlichen Glieder, [illegible]
auf der Bruſt und dergleichen erlitten
ben; gleichwohl aber unvermuthet
der zu ſich ſelber gekommen ſind. S
dieſe werden von ihrem vorigen Zuſt
ſelten was anderes angeben können,
daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, wie ihne
weſen, und daß ſie die, den umſteh
fürchterlich geſchienene Zufälle nich
pfunden haben. Und was ſoll ma
den Kindern ſagen, die bekannter n
überhaupt noch keine deutliche Er
dungen und Begriffe haben. Sollt
wohl unrecht thun, wenn man von
ebenfalls glaubte, daß ihre Empfi
gen im Tode recht ungemein ſchwac
ihre Beängſtigungen darüber gar nic
derlich ſeyn müſten? Wer weis aber
daß der meiſte Theil der Menſchen
ter Kindheit dem Tode aufgeopfert

Doch, damit dieſer jezt geführt
weis nicht zu weit hergeholet ſe
möge: ſo will ich ihn auch nunmeh
einigen Exempeln der Sterbenden
tern und bekräftigen, welche alle
hinlänglich zu erkennen geben, d

eils auch andere Theile des Cörrderben. Ich will also die vorn Krankheiten, in denen diese an n Ursachen des Todes vorkomürzlich durchgehen, und sehen, ıd unter welchen Umständen, oder ıdungen der Sterbenden, der euget werde.

3 diejenigen Krankheiten betrift, die erste Ursache des Todes, nem e innerliche Entzündung und kal and nach sich ziehen: so stellen sich rst die hizigen Fieber dar; sie mön entweder vor sich alleine bestehen, n einem schlimmen Ausschlag des s, der Blattern, Masern, Flekten begleitet werden. Denn wenn die ten daran sterben: so befindet man, s Blut im Magen, Gedärmen ıdern Eingeweiden in den Nebender Blutgefässe, die natürlicher kein Blut bei sich führen, stille ste nd weil es nicht wieder in Creisbracht werden kan, endlich in Fäuläth, die hernach alle übrige Lebensvornemlich aber die reinste Nerıchtigkeit, in gleiches Verderben se nd alle davon herrührende Bewen des Herzens und der Pulsadern, uithin also auch den Umlauf des nach und nach aufhebet, so, daß) die Patienten in aller Gelassen und zwar gemeiniglich in einer tödOhnmacht ihren Geist aufgeben. zewis es ist zu verwundern, wie rannahenden Tode aus denen zuvor ıdigen und rasenden Leuten, geduld verständige Menschen werden, ie stärkste Hize sich unvermerkt ver, und die zuvor widernatürliche stärke und Unruhe sich auf einmal e grosse Mattigkeit und Stille verelt, bis endlich der Tod selbst mit merkten Schritten herbei nahet. Und sich auch schon zulezt Gliederzuken, len, schweres Athemziehen und deren schwere Zufälle mehr einfinden: men doch die Sterbenden eben keine sonderliche Empfindung davon haben; weil ihre Nerven schon allzusehr geschwächet, und zu Erregung derselben nicht mehr geschikt sind.

Betrachtet man hingegen die vorhergehenden schlimmen Zufälle, die sie während der Krankheit ausstehen müssen: so wird man sie schwerlich ohne alle Wehmut ansehen können. Denn eine recht brennende, und fast unerträgliche Hize sezet die Fieberpatienten in die allergröste Unruhe, ihr Durst ist unerlöschlich, der Schlaf unruhig, abmattend, und geringe, das Athemholen schwer, schmerzhaft oder geschwinde, das Herze ist von dem allzusehr ausgedehnten Blute beängstiget, der Cörper kan in keiner Lage seine Ruhe finden, die Schmerzen sind entweder ungemein heftig, oder alle Glieder von der gröſten Mattigkeit eingenommen, und gleichsam fühllos, der Kopf ist voller ungereimten Phantasien und Rasereien; und was noch mehr vor bedaurenswürdige Umstände zugegen sind. Ist aber dieses alles richtig; wie es denn ein jeder, der mit dergleichen Patienten umzugehen Gelegenheit hat, allerdings gestehen mus: so wird man hoffentlich schon sattsam überzeuget seyn, daß der Tod in diesen Krankheiten bei weitem nicht so schmerzhaft und empfindlich, als die Krankheit selbst sey.

Gleiche Art und Beschaffenheit des Todes, als schon ist gezeiget worden, findet man bei denenjenigen, die an den heftigsten Schmerzen des Magens und der Gedärme, als an Colic, Magenskrampf, Stein, zurükgetretten Podagra, oder an den Nagen der Würme ihren Geist von sich geben. Denn wie sehr wimseln, ächzen und schreien nicht solche elende Kranke nach einiger Linderung und Hülffe? bis sie hernach, wenn es auf die lezte gehet, ganz stille und ruhig werden, da nemlich von der allzustarken krampfhaften Zusammenziehung der nervösen Theile das unordentlich bewegte Geblüte hier

häufung, Ergieſſung oder Austretung
des Geblüts und der wäſſerigen Feuch
tigkeiten im Gehirne an. Weil nun da
durch nothwendig derjenige Theil de
Gehirns, wo alle Nerven zuſamme
lauffen, gepreſſet, und der Einflus de
ſubtilen Feuchtigkeit in die übrigen Ner
ven des Leibes verhindert wird: ſo müſ
ſen nicht nur die davon entſtehende Be
wegungen des Hertzens und der Puls
adern nach und nach aufhören, ſonder
auch die Empfindung von der Krankhei
und dem Tode ſehr geringe ſeyn; wei
nemlich die Werkzeuge mangelhaft ſind
wodurch die Seele zu Empfindungen ge
langet.

Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß
die Patienten, ſonderlich in Schlagflüſſen
und böſen Weſen, ſolche Zufälle erfah
ren, von denen man gewis glauben ſol
te, daß ſie ihnen höchſt empfindlich ſeyn
müſten. Denn man bedenke nur, wie ih
nen die Adern am Halſe auflauffen, wie
das Geſichte eine braunrothe Farbe be
kommt, und die Muskeln deſſelben hes
lich verzogen werden, wie ihre Augen ſtarr
gläſern und halbgebrochen ausſehen, oder
häufige Thränen vergieſſen, wie das Her

Die an der Schwindſucht, Engbrüſtigkeit, Waſſerſucht, hectiſchen Auszehrung, am Blutſpeien, Herzklopfen, Krebsſchaden, u. ſ. w. zu Grabe gehen, die haben gemeiniglich die beiden lezten Urſachen des Todes an ſich. Denn entweder iſt eine Verſtopfung, Verhärtung und Geſchwüre eines gewiſſen edlen Theils bei ihnen zu finden; oder es hat ſich ein unförmliches Fleiſchgewächſe, welches man polypus nennet, in dem Herzen und anliegenden groſſen Blutgefäſſen angeſezet, welches den Tod zuwege bringet. Wenn ſich nun der erſte Fall ereignet, daß eine Verſtopfung gewiſſer Eingeweide vorhanden iſt: ſo iſt ja das Blut bereits hin und wieder in ſeiner Circulation gehemmet, und kan alſo leichte in gewiſſen Theilen vollends in Stillſtand gerathen, und daſelbſt, wo es geſchiehet, den kalten Brand verurſachen, da denn eben die Art des Todes erfolget, welche ſchon beſchrieben worden. Iſt aber ein unheilbar Geſchwür entweder innerlich in der Lunge, Gebährmutter und dem Gekröſe ꝛc. oder äuſſerlich an dieſen oder jenen Theile zugegen: ſo fängt ja die Fäulnis und Verweſung des Cörpers bereits im Leben an, oder es wird doch von der dem Blute beigemiſchten eitrigten Materie ein hectiſch Fieber erreget, und endlich bei völliger Entkräftung das Leben unvermerkt mit einer Ohnmacht beſchloſſen. Wenn aber im andern Falle ein unförmliches Fleiſchgewächſe, das die Blutgefäſſe verſtopffet, und den Umlauf des Geblüts aufhebet, die Urſache des Todes abgiebt: ſo pflegt derſelbe eben nicht anders, als auf dieſe Art, das iſt, ganz ſanfte zu erfolgen: daher ja Exempel genug vorhanden ſind, daß ſolche Patienten wider alles Vermuthen, und ohne einmal zu zucken, plözlich dahin ſterben, oder im Schlafe tod geblieben ſind.

Erweget man hingegen die bei der vorhergehenden Krankheit ſich ereignenden Umſtände: ſo ſind ſie gewis ſo beſchaffen, daß ſie einen allerdings zum Mitleiden bewegen. Denn was kan wohl ängſtlicher erdacht werden, als wenn ein Engbrüſtiger durch tiefes Athemholen begierig nach der Luft ſchnappt, öfters ein verſtelltes und braunrothes Angeſicht bekommt, auf keiner Stelle vor Bangigkeit zu bleiben weis, aus Furcht der Erſtikung ſich nicht niederlegen kan, und mit der heftigſten Erſchütterung der Bruſt huſtet, fürchterlich keuchet und röchelt? Wenn ferner ein Waſſerſüchtiger theils eben ſolche Zufälle ausſtehen mus, theils insbeſondere eine innerliche verzehrende Hize und unſäglichen Durſt fühlet; gleichwohl aber das zu Löſchung deſſelben eingeſchüttete Getränke nicht wieder von ſich geben kan, ſondern ſchweres Harnen und Herzensangſt davon bekommt? Oder, wenn die, ſo am Blutſpeien und an der Schwindſucht darnieder liegen, heftiges Stechen und Kochen auf der Bruſt, entſezlichen Huſten und üblen Auswurf, gewaltiges Herzklopfen und Beängſtigung, Ekel vor Speiſen, abzehrende Hize und groſſen Durſt, nebſt abmattenden Schweiſſen und Durchfällen bekommen? Und was kan endlich wohl beſchwerlicher ſeyn, als wenn diejenigen, die an offenen Krebs, oder an andern ſchlimmen Geſchwüren krank liegen, nicht nur alle bei der Hectik ſonſt gewöhnliche Zufälle und viele Schmerzen ausſtehen müſſen; ſondern auch groſſen Entkräftung, Angſt, Unruhe und Mangel des Schlafs haben, und, was das meiſte iſt, wegen des ſehr garſtigen und faſt unerträglichen Geſtanks, ſowohl ihnen ſelbſt, als den Umſtehenden zur gröſten Laſt werden, auch dieſerhalb eine baldige Erlöſung von allen Uebel vielfältig wünſchen?

Und dieſes jezt angeführte, wird hoffentlich meinen angenommenen Saz zur Genüge beſtärken, daß nemlich die Krankheit in der That ängſtlicher und ſchmerzhafter, als der Tod ſelbſt ſey. Fügt ſichs aber, daß ſich keine ſonderlich beſchwärliche Zufälle bei einer Krankheit einfinden: ſo wird man doch auch ſchwerlich

ten hat, nachsehen, und dasjenige a
noch daraus herholen, was er etwa f
nem Endzweke gemäs erachtet.

Nun mögte man vielleicht meinen, d
es unrecht gethan wäre, wenn ein A
die Todesfurcht benehmen, und dadur
den Tod erleichtern wollte, da doch vi
mehr seine Schuldigkeit erforderte, de
selben ganz und gar abzuwenden. Allein
da dieses in keines Menschen Gewalt st
het, und die Nothwendigkeit zu sterb
schon mit uns gebohren wird: so sieh
man daraus, daß man noch sonst a
etwas in der Arzneiwissenschafft sein A
sehen richten, und dasselbe bestmöglich
ins Werk zu sezen suchen müsse. Und di
ses ist nichts anderes, als daß man si
bemühen mus, sowohl die Krankheite
überhaupt, als insonderheit diejenigen
die den Tod verursachen können, so vi
möglich abwenden, oder sie doch, wen
sie schon zugegen sind, und nicht geh
ben werden können, zu lindern und e
träglicher zu machen. Das erste, nem
lich die Abwendung derselben, beruhet in
sonderheit auf einer guten Diät; das an
dere aber, ich meine ihre Linderung, ka
man durch diese sowohl, als durch dien

ısfliegen, und heket das Weiblein vor
ıs Fenſter, welchem denn das Männ-
in bald zufliegen, und ſich wieder fan-
n wird. Man continuirt 4. 5. oder 6.
ag, und läſt es, wann es ſich anfängt,
och ohne es in die Hand zu nehmen,
ımit es nicht ſcheu wird) immer wieder
egen; endlich aber nach erſtgemelder
eit, läſt man das Weiblein auch hinaus
ıd alsdann das Thürlein offen ſtehen,
aß ſie beſtändig aus dem Vogelhaus,
ıch wenn man will, aus den Zimmer
ıs-u. einfliegen, bis man ſie in dem Herbſt
ıf ofterwehnte Art wieder fänget: Je-
ch mus man trachten, die Junge, die
. drauſſen auf den Bäumen brüten,
e zu bekommen, weil dieſelben ſich ſonſt
rſtreichen und verlohren werden.

der will man ihn mit ander Vögeln ver-
lſchen, ſo kan man allerlei Baſtarden
n ihm bekommen.

Er brütet den Sommer über dreimal,
ıd legt 2. 3. auch zuweilen 4. bis 5. Eier.
Man ſagt daß ſie aus der Inſul Ca-
ırien ſind zu uns gebracht worden,
ınn in dieſen Landen ſind ſie nicht an-
treffen, und die man auf vor angezeig-
Weiſe aus läſt, verliehren ſich im Herbſt,
ınn der Vogelſtrich iſt, daß man ſie
ht mehr ſiehet, wofern man ſie nicht
ld nach der Brutzeit im Auguſt, wie-
r einfängt, weil es kein Vogel iſt, der
dem Lande bleibet.

In Italien iſt ein Vogel, den man
zlich zu ihnen zehlen kan, weil er eine
türliche Art von Canarienvögeln iſt.
erſelbe wird auf teutſch Hirngrill ge-
ınt, und iſt weder an Farbe noch an
ıs andern von denen Canarienvögeln
terſchieden, auſſer daß er nicht ſo hell
d ſchön finget, auch ein wenig kleiner

Obgleich die Farbe und Geſtalt des
narienvogels ſchon ſo bekannt, und
ero zu beſchreiben unnöthig iſt, ſo
d doch bis dieſe Stunde viele von ſei-
nen edelſten Eigenſchaften noch verbor-
gen, und iſt viel mehrere Ergözlichkeit mit
ihm zu haben, als man bishero gewohnt
war. Sein Freſſen zerknirſcht er, und
nimmt allerhand Körner zur Speiſe an,
will aber, wann er recht friſch bleiben ſoll,
beſtändig etwas grünes haben, welches
im Winter nur weiſes Kraut ſeyn kan.
Von ſeinem Aufenthalt iſt nichts zu erzeh-
len, weil er in unſern Landen nicht iſt,
jedoch obſervirt man an denen vorbemel-
den Hirngrillen in Italien, daß ſie auf
die höchſte Gipfel der Bäume und Häu-
ſer anfallen. Aus gleicher Urſach kan ich
auch von den Strich nichts melden. Die
Brut aber thut er, wo man ihn fliegen
läſſet, in diken Bäumen ziemlich hoch.
Daß es ein Vogel ſey der Haufenweis
fliege, kan jeder Verſtändiger leicht ab-
merken. Daher er auch überaus begie-
rig loket, und auf die Lok zueilet. Keine
Färbung iſt an ihm zu ſpühren. Seine
Singzeit dauret, ſo lang er nicht mau-
ſet, das ganze Jahr. Zu baden pflegt
er ſich im Waſſer, ſelten im Sand, und
äzet ſeine Jungen aus dem Kropf. Was
ſeine Speiſe ſeye, iſt im vorigen Theil
dieſer Sammlungen pag. 321. gemeldet
worden; doch können dieſe, ſo ihre Vögel
gerne lang behalten, hierbei erinnert
ſeyn, daß ſie ihnen nicht viel Haberkern,
oder gar keinen, hingegen lieber toden
unter den Hanf miſchen. Auch iſt zu erin-
nern, daß das weiſe Kraut, ſo ſie im Win-
ter bekommen, durch das beſtändige Na-
gen deſſen ſie ſich angewöhnen, ob es
ihnen gleich gar geſund iſt, ſie leichtlich
dahin bringet, daß ſie im Frühling, wann
ſie Eier legen, ihre eigene Eier freſ-
ſen lernen, welches zu vermeiden, man
ſolche an das Kraut gewöhnte Vögel
nicht ehe zuſammen thun mus, bis man
ihnen ſatt Hünerſalben und anderes Grü-
nes geben kan. Man kan auch zur Vor-
ſorge, wann man ſie im Frühling ein-
läſſet, kleine Schneeweiſe wie die Eier
geformte Kieſelſteinlein ihnen vorlegen,
welche ſie dann anfänglich für Kraut an-
ſehen, und hineinbeiſſen, ſich aber be-

bis er zu dem Weibchen gewohnet hat
da alsdenn freilich nicht zu vermeiden
daß er nicht auch Hanf bekomme. W
man in Ausfliegen anfänglich seine
Vögel nicht wagen, so nehme man
Jungen einen Tag hernach, wenn
abgeflogen sind, und lasse sie kühnlic
einen Garten fliegen, hänge aber sol
einen oder beide Alten, jeden in ei
besondern Kefig oder Vogelhaus, i
ten in einen Baum hinein, deke d
Bretter darüber, daß es nicht dar
regnen kan, und gebe solchen alten
geln, nebst ihren gewöhnlichen Futt
Ameiseneier und Hünersalben, (daher
Vogelhaus ziemlich gros seyn mus,
wird man bald sehen, wie die Alter
Jungen zu sich ruffen, und aus dem
gelhaus äzen. Also lasse man Junge
Alte 3. Tage lang Tag und Nacht di
sen, hernach aber stelle man die A
unter das Fester, wo man haben w
daß die Jungen künftig aus- und ein
gen sollen, seze darneben einen Mei
schlag, jedoch also gerichtet, daß er n
zufallen könne, in denselben streue r
Dotter, (dann die jungen Vögel ha
keines Hanfs nöthig, und würden
dem Hanf von denen jungen Spei

unbarmherziger Weiſe in ein ganz hölzernen Bauer ein, da hin und wieder nur einige Löcher inne ſeyn, dadurch er kaum Luft ſchöpfen kan. Weil nun dieſes arme kleine Thier mit genauer Noth Licht und faſt gar keine Luft haben kan, die doch dem Leibe faſt eben ſo viel Kräften als das Futter ſelber giebet, grämet es ſich, und nimmt ſo ſehr ab, daß er offt in wenig Tagen ſtirbet. Vierzehen Tag hernach, da der Vogel angefangen, allein zu freſſen, oder vielmehr, wenn man merket, daß er anfängt zu zwizern, wobei man ſiehet, daß es ein Hahn, und daß er nicht krank ſey, mus man ihn alſobald von denen andern abſondern, und die erſten 8. Tag in einen Bauer, mit ganz klarer Leinwand überzogen, ſezen; man hänget ihn in eine Kammer, da er keinen andern Vogel gar nicht hören kan, und denn ſpielet man ihn auf einer kleinen Flöte, die nicht gar zu hohen Thon hat, was vor: Denn ſonſt leidet der Vogel Schaden.

Wenn die vierzehen Tage vorbei, nimmt man das klare Leinentuch wieder weg, und beziehet an deſſen Stelle den Bauer mit einen grünen oder rothen zimlich dichten Tuche, oder Serge, und läſſet ihn ſtets al-, bis er vollkommen begriffen, was man ihm vorgeſpielet hat. Einigen Canarienvögeln kan man viel her was beibringen, als andern; denn einige laſſen ſich ſchon innerhalb zwei Monaten, andere aber kaum in einen halben Jahr hören.

Wenn man ihnen zu freſſen und zu ſauffen geben will, welches zum wenigſten auf zween Tage genug ſeyn mus, ſoll es des Abends beim Lichte geſchehen, und nicht bei Tage, damit er nicht ſchüchtern werde, und geſchwinde lernen möge, was man ihm vorpfeiffet. Was die Arien anbelanget, mus man ihn nur ein ſchön Präludium und eine wohlgeſezte Arie fürgeben, denn wenn man ihn mehr lernen wollte, confundiret er ſich. Einige bilden ſich ein, je öffter ſie ihm alle Tage vorpfeiffen, je eher er lernet, aber ſolche Leute machen ſowohl ihnen ſelbſt, als ihren Canarienvögeln groſſen Verdrus. Es iſt alſo genug, wenn man ſeinen Canarienvögeln den Tag fünf oder ſechs Lectiones giebet, wo er ſonſt nur ein wenig gelerſam iſt. Man kan allenfalls dazu nehmen ein kurz Präludium aus dem C. und einen Marſch aus eben dem Thon, weil ſich dieſer für die Vögel, wie man weis, am beſten ſchiket. Wenn nun ein Canarienvogel dieſe beide kleinen Stüke recht weis, kan man wohl zufrieden ſeyn, und darf ſich mit mehreren nicht bemühen. Will man aber hierinnen ſeinen Zwek erreichen, ſo müſſen keine bundfärbige oder gelbliche Vögel dazu genommen werden; denn die können nicht viel vertragen, ſingen auch nicht ſo helle, als die grauen. Ein grauer Canarienvogel von guter Art, oder auch mit einem weiſen Schwanz, wird viel eher begreiffen und lernen, was man ihm vorpfeifet, als alle andere Sorten.

Ende.

andere Vögel, als eine junge
tigall im Februario, und in Mart
junger Finke. Der Handgrif wir
in allen dem ein Liebhaber leichtlich
geben, und iſt dieſe Erinnerung
flüſig. Die Art und Weiſe, wie di
narienvögel zu tractiren, zu ziegeln
in allerhand Arten Krankheiten zu h
ſind, iſt bereits in dem 1ſten Theil d
Buchs, pag. 320. wie ſchon geſagt,
einer kurzen Nachricht überhaupt vo
Canarienvögeln, zur Genüge angeſ
worden. Es ſolle aber jedennoch in
künftigen Jahr herauskommenden
Theil nicht allein eine ausführliche
liche Beſchreibung mit noch nicht bek
ten Anmerkungen und Arcana ſamt
nigen Kupferſtichen von denen neuin
tirten und wohlfeilen Vogelhäuſern
anderm erſcheinen, ſondern man n

Register
über die erste beide Theile dieser Sammlungen.

Nota: I. bedeutet den 1sten und II. den 2ten Theil, welches noch über dis zum Unterscheid, und Facilitirung des Aufsuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im 2ten Theil anzutreffen ist, gedrukt worden.

A.

Aberglauben, I. 295
Aberglauben von Weidenrosen. II. 87
Abgeschiedene Seelen, worinnen ihre Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit bestehe? II. 8
Ableiten; siehe Wasser ableiten.
Abschaffung alter Dinge. II. 39
Adamsfeigen, darinn die Figur eines Crucifix zu finden. II. 58
Addresse, s. Französische überschriften.
Akerbau, vom unnüzen. II. 93
Alter Leute vorgeschriebene heilsame Diätic. II. 314
Alter in Ansehung der Ausdünstung. II. 241
Alte Personen, medicinische Abhandlung zu Erfahrung ihrer Gesundheit und langem Leben. I. 265
Alraunwurzel, was sie seye? die damit verknüpfte Betrügerei, und Entdekung; samt deren Abbildung. I. 295
Ameisenkrieg, umständliche Erzählung, mit dem Abris ihres Lagers, Champ de Bataille I. 341
Ampeln, von deren Nuzen, und wie solche einzurichten? mit Kupffern. II. 15
Anasarca, eine Wassersucht, besondere Arten zu curiren. I. 11
Anlegung der Teiche, siehe Teiche.
Angst, und dessen Bemerkung bei dem Tode. II. 335
Appetit, der so unsinnige. II. 122
Apfel, daran die erste Mutter ihr und uns den Tod an den Hals genascht. II. 58
Armuth, ob diese oder der Reichthum mehr zum Laster verführe? II. 67
Arbeit; zu dieser sollen auch die Juden angehalten werden. II. 144 Und Arbeit, den Müssiggang betreffend. II. 164 Curiose Anmerkungen. II. ibid. 169. Medicinische Abhandlung hievon, ibid. pag. 170
Armuth, deren Ursachen, II. 17
Art und Beschaffenheit des Todes. II. 337
Aspecten, siehe Calendermachen.
Atheisten, eine poetische Erzehlung. II. 43
Aufsteigung der Dünste, eine merkwürdige Betrachtung. I. 38
Ausdünstung betreffend, wunderbare Entdekungen. I. 113
Auge, dessen Beschreibung. II. 333
Ausdünstung, neue Entdekungen; und wie die Gesundheit dadurch zu erhalten? II. 237
Aufschneiden und Windmachen, II. 185
Auspuzen der Bäume. II. 95
Aufbringung neuer Dinge. II. 39

B.

Babel, siehe Thurnbau.
Bauen auf dem Lande, Erinnerung. II. 104. Und ob es besser sey, im Taglohn arbeiten zu lassen, oder die Arbeit zu verdingen? I. 202
Baumsezzen. II. 95. it. solche auszupuzen; Solche zu düngen, ibid 96 und 98
Baze, oder Paze, woher das Wort komme? II. 95
Baurnstande, zufällige Gedanken hievon. I. 240
Bauer, so dasjenige ist, was der Esel unter den Thieren ist. II. 312

dieſe Gewohnheit ſeye. II.
Beſprechen, ſiehe Feſtmachen.
Beſtellzeit beim Akerbau. II.
Berge, deren Erzeigung. II.
Birkenholz, deſſen Erziehung, G
brauch und Nuzen. II.
Blis, iſt nach der heutigen Meinung
ne ſchwefliche und ſalpetriſche A
dunſtung aus der Erde. Beweis. I. p.
Bleichſucht beim Frauenzimmer, wo
es komme? I.
Blaſio, von dem Heiligen, II.
Kupffern
Blaue Farbe, ſiehe Farbe.
Blaſe des Menſchen. II.
Böſe Herrſchafften, wegen dem G
finde. I.
Brachfelder durch Brennen nüzlich
machen. I.
Brand im Getraide, Urſache. I.
Brandweinswürkungen im menſchliche
Cörper. I. 178. Deſſen Nuzen un
Schaden, Unterſcheid. 188. wann
und zu welchen Speiſen er getrunke
werden ſolle? 190. Läſſet keine leben
dige Thiere in unſern Magen auskom
men. I.

E.

Ebbe und Fluth, neue Entdekung. II. 175
Ehestand des Adams und Eva, neue Erzehlung hievon. I. 5
Ehrsucht, die falsche, eine Satire. II. 175
Eier ohne Hüner auszubrüten.
Einbildungskraft einer Henne. I. 19
Eigensinn. I. 307
Eis; siehe Frost.
Einwohner, deren zerschiedene Arten auch in den Planeten seynd. II. 26
Elscur, in verschiedenen Krankheiten. I. 330
Elchelmost. II. 100
Elchbäume, Nuzen, und deren Verbesserung. II. 190
Electrische Versuche bei Pflanzen, Thiere und Menschen. I. 10
Electricität, wie die Vollblütigkeit dadurch zu heben, und viele Krankheiten zu curiren seynd? I. 6. Nuzen desselben. I. 211. Item: durch dieses die Lähmung zu curiren. II. 73
Elephant, ein Gedicht über die Kleinen, welche es immer den Grossen nachmachen wollen. I. 22
Empfindliche Leute, Abschilderung. I. 209
Entzündung der Menschen; wie es geschiehet? I. 50
Erde, wie solche sich vom festen Lande verlieren kan? II. 117
Erde, ist der Ursprung der Kälte. I. 98 Welche merkwürdige Veränderung solche unterworfen. II. 108
Erdbeben. II. 118
Erdreich durch Brennen zu verbessern. I. 73
Ertrunkene wieder zu sich zu bringen. I. 7
Erdboden, wie er sich vergrössere, inwendig aber hohl werde? und wie ein gänzlicher Zusammenfall des Erdbodens zu befürchten seye? I. 152
Erzeigung der Steine, im menschlichen Cörper. II. 154
Erdschwämme, deren Genus schädlich. II. 210 & 246
Erkältung in der Ausdünstung. II. 240
Erdstäubchen, ob solche unter den Dünsten sich befinden. II. 279
Essen, warum man nach dem Essen gröser ist? I. 246
Eselsmich, und deren Cur. II. 296
Excellenz, wer der erste gewest, der mit diesem Titel gepranget hat? I. 64

F.

Fahren; wie schädlich solches ist. II. 251
Farbe, die blaue; ob solche einen Einflus in die Gesundheit des Leibes hat? II. 52
Falsches Geld; siehe Geld.
Feldbau, D. Blakwels Verbesserung. I. 71 nüzliche Erinnerungen. I. 251
Feldleben, verschiedene Vorzüge. I. 240
Feuer oder Wasser, welches nüzlicher seye? I. 286
Festmachen und Besprechen. II. 41
Feldern, von nassen, und die den Fluthen unterworffen seynd. II. 91
Festes Land; wie es zu Wasser werden kan. II. 109
Festin, das närrische. II. 123
Feuerheerde; siehe Kunstheerde. Freigebigkeit, Abschilderung. II. 181
Feldspinnen, deren Abbildung. II. 226
Feldgrillen, merkwürdige Betrachtungen. II. 305. von ihren Schwirren. ibid. 308
Fische, wann sie auch nicht lebendig, ein ganzes Jahr frisch zu erhalten. I. 27
Fischteich zu machen. I. 77
Fisteln, ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen. II. 60
Filtrum. II. 323
Fischerei der Zahmen. II. 103
Fleis, ein Gedicht. II. 85
Flekfieber, wie solche mit Eis zu curiren? I. 338
Flüsse, zumal kalte; wie solche auf eine neue Methode zu curiren? I. 339
Flachsbau. II. 98
Flüsse, wie solche entstehen? II. 114
Früchte lange Jahr zu erhalten. I. 25 u. 114
Frauenzimmer, was solche vor unerhörte Krankheiten auszustehen haben? I. 65. Und in was solche sich öfters unwer-

G.

Galant'homme, was es seye? I. 1
Galgenmännle, siehe Alraun.
Gartenspiñe, u. dessen Abbildung. II. 2
Gallinsecten, deren Weibchen üb
500c. Jahren für einen unbelebt
Cörper gehalten worden. II. 3
Gärtnerei und Feldbau, nüzliche Erin
rungen. I. 2
Gärtner, und der Schmetterlin
ein Gedicht. II. 3
Geld, was vor Unheil durch schlecht
in einer Republic entstehen kan? I. 8
Gesundheit, worinen solche bestehe? I. 26
Geister oder Gespenster, mit einigen G
spensterhistorien. I. 17
Geldmännle, siehe Alraun.
Gewitter, und Calendermachen. I. 3c
Gebrechlichkeit der Menschen, merk
würdiger Casus. II. 1
Gewächsen, welche eine Menschen
und Thierähnliche Gestalt oder Bil
dung an sich haben. II. 57
Geiz, in Vergleichung eines Armen
und Reichen. II. 7
Geschmak mit Anmerkungen. II. 334
Gebetsformul, deren Nothwendig
keit. II. 172
Gesundheit: wie solche im

Heerde, ſiehe Kunſtheerde.
Hundsbiſs; ſiehe tollen Hundsbis.
Hectic; ſiehe Schwindſucht.
Hexe, die an dem Barfüſſer Thurn abgemahlt, und Abbildung. II. 270
Hexerei, was ſolche ſeye? nach der heil. Schrift. II. 257. deren Bindnis ꝛc.
Hexenproceſſe, merkwürdiges Exempel. II. 259
Hize im Sommer, wie man ſich der Diät nach verhalten ſolle? II. 196
Hochmuth, in einem Gedicht einer Spinnet. I. 63. Und der Hochmuth eines Reichen. II. 69. Hochmuth, eine philoſophiſche Abhandlung. II. 1
Hochzeitgebräuche der Moſcowitter. I. 115
Hoheit, die wahre, was ſie ſeye? I. 242
Hopfen, wie ſolcher vor dem Mielthau zu bewahren? I. 318
Holz erſpahren durch Oefen. I. 125. Und ärer Theil pag. 10. und pag. 134. überhaupt. II. 101. bei dem Brauen, ibid. 102. bei der Fütterung, ibid. 102
Hochſtämmig; ſiehe Obsbäume.
Hof; ob man auch da fromm leben könne? II. 124
Hoflebens Abſchilderung. II. 125
Holzmangel, und wie demſelben abzuhelfen. II. 132
Honig, wem er geſund. II. 249
Hörnertragen, Urſprung. I. 23
Hüte, wie ſie heutiges Tags ſo verkehrt getragen werden? I. 3
Hummel, beſondere Merkwürdigkeit, in Ernährung ihrer Jungen. II. 306
Hungerscur. I. 305

J.

Jährliche Bemühungen am Neuen Jahrstag wird als eine wunderbare Verwirrung und Krankheit angeſehen. I. 3. philoſophiſche Gedanken hievon. ibid. 17
Innungen und Handwerksgebräuche, ſo abzuſchaffen, wie in Holland, Frankreich ꝛc. I. 206
Inſecten, Seidenwürmer, und von der Verwandelung der Rauben. II. 298
Joppe, die allerälteſte Stadt, und deſſen Merkwürdigkeiten. II. 131
Irrthumsvergleichung mit dem Laſter. I. 256
Juden, ob man ſolche mit gutem Gewiſſen aus einem Lande vertreiben könne? I. 102. Und ob ſolche nicht auch zu Erlernung ehrlicher Handwerker anzuhalten? II. 148
Jungfern, was ſolche öfters vor unglaublichen Zufällen wegen ihrer Zeit ausgeſezt ſeynd. I. 65. Ob denen Hebammen zu glauben, wann ſie ſagen, dieſe wäre keine Jungfer. II. 19
Jubeljahr, Beſchreibung. II. 157
Jüdin, beſonderer Caſus einer Krankheit. I. 65

K.

Kalk, mit Kalk düngen. II. 92
Kartenſpiel, beſondere Gedanken. II. 150
Kaufleute, ihren Geiz. II. 313
Kanarien, ſiehe Canarienvögel.
Kälte Urſprung, Würkung unausſprechlicher Nuzen. I. 94
Kellerſpinne, und deren Abbildung. II. 225
Kirchen, ſind gefährlich, wegen Begrabung der Todten. II. 21
Kinder, wie ſolchen durch die Schnürbrüſte ſo mancherlei Schaden zuwachſen kan? I. 316
Kleider, ſchwere, ſind ſehr ſchädlich. II. 239
Kleiderſucht der Frauen, ein Gedicht. I. 316
Kopf abhauen, und wieder auf dem Rumpf ſezen. I. 393
Krankheiten, von der Electricität zu curiren. I. 6. Eine noch unerhörte Krankheit eines Weibsbildes. I. 65. Zerſchiedene Krankheiten mit Eis zu curiren. I. 336
Kranke Frau. I. 317
Kräuſeln; ſiehe Haarkräuſerln.
Krieg; ſiehe Soldaten.
Krankheit, merkwürdige Veränderungen. II. 215. Krankheiten, durch

~.

Campen, ſiehe Ampeln.
Land; ſiehe feſtes Land.
Landhaus wirthſchafftliche Geſchäff
ſiehe Vortheile.
Laſter einer jeden Nation. I. 109. Ob
erweislich? insbeſondere die Verg
chung des Irrthums mit dem Laſ
I. 257. Und ob die Armuth oder
Reichthum mehr zum Laſter v
führe? II.
Lähmung, durch das Electriſiren
curiren. II.
Länderſüchtige Geizige. II.
Leben, worinnen ſolches beſtehe? I
wie ſolches lange zu erhalten? I.
Lebensordnung, wie ein Mann in ſein
Alter das Leben ohne groſſe Beſch
rungen vollends beſchlieſſen köne? I.
Lebensart im Eſſen und Trinken, v
dem Schaden. II.
Leber, deſſen Amt, II.
Leibesarbeit, II.
Lindenbäume zu pflanzen. I.
Luſtſpiele, Commödien, ein Recept, I.
Lufft, die Dike, Kühle, Feuch
Kälte, Windige, wie ſolche nu
oder ſchaden. II.
Lunge im Menſchen und deren V

ren als Bäumen und Früchten zu finden? I. 107

O.

Obs, lange Jahr zu erhalten. I. 25
Obsbäume, von Hochstämmigen in Gärten. II. 95. Von Pflanzung derselben. 97
Oberfläche der Erde; was solche vor merkwürdigen Veränderungen unterworffen? II. 108
Oel, warum es nicht gefrieret? I. 65
Oefen, wie das Holz zu Einheizung der Stuben zu spahren seye? Allerlei Vorschläge. I. 125. und II. p. 11. und 101
Ohr, und dessen Gebrauch. II. 333
Ortographie, siehe Rechtschreibung. II. 31

P.

Papst, welcher die Uhren erfunden? II. 204
Papilion siehe Schmetterlinge.
Pazen; siehe Bazen.
Peruquen, eine Satyre darüber. I. 3
Pest, in Ansehung der Ausdünstung. II. 249
Petersilien macht frölich. II. 253
Pflanzen, Gedanken hievon, zumal von deren Staube während der Blüthe. I. 217
Pflanzung der Obsbäume. I. 97. Item der wilden Bäume, und wie dadurch in kurzer Zeit Waldungen anzulegen? II. 188
Plauderer, ihr natürlicher Abris. I. 132
Planeten, neue Entdeckungen. II. 23
Politicus, worinnen der Entzweck eines rechtschaffenen bestehe? II. 121
Poeten, ihr Portrait. I. 207
Prognosticiren, siehe Calendermachen.
Professionen: ob solche denen Juden auch zu lernen? II. 140
Pulsschlag. II. 327

Q.

Quittenbäume fruchtbar zu machen. I. 76
Quellen in den Feldern zu nutzen. I. 72

R.

Ranunkeln, eine ganze Beschreibung, mit physicalischen Anmerkungen. I. 248
Rauchtabakscur. I. 23
Raubenfras, Beschreibung, und deren Vertilgung. I. 236
Rauben, von deren Verwandlung in Schmetterlinge. II. 298
Raserei, durch Eis zu curiren. I. 331
Religionen der Europäer. I. 3. Die üble Folgen, welche aus dem Verfall der Religion entstehen. II. 42
Rechtschreibung, die Teutsche. II. 31
Reichthum oder Armuth, welche beide mehr zum Laster verführen? II. 67
Regierungsform nach einer neuen Fürstl. Machtkunst. II. 85
Reinigung der Wiesen. II. 95
Reinigung; siehe Monatliche.
Regen, dessen verschiedene Ursachen. II. 127
Reiten, medicinische Anmerkung. II. 251
Reutertod, wie solcher zu verstehen? II. 338
Rhetorie, der alten Teutschen. I. 307
Ringe zu tragen, dessen Ursprung und Gewohnheit. II. 3
Rindvieh, und die Eintheilung des Futters. II. 99
Richtern und Beamten, und Annehmung der Geschenke. II. 312
Römische Jubelsahren, Beschreibung. II. 157
Rothmantels Beurlaubung aus der Welt mit ihren thörigten Eitelkeiten. I. 58
Rüben zum Aufwachsen zu befördern. I. 143

S.

Saamenflüssen; wie solche auf eine neue Art zu curiren? I. 339
Satyren, über Thorheiten. I. 1
Sanguinisches Temperament. II. 329
Säen, von dik- und dünnen. II. 93
Schwälger in Europa, Satyre. I. 4
Schwimmen, der Menschen und Thiere, Untersuchung. I. 38
Schlechtes Geld, siehe Geld.

erläuterte Merkwürdigkeit. II.
Schäferei, Verpachtung. II. 96. B
trügerei damit.
Schmetterlinge; ſiehe Raupen.
Schaafen, von deren Fütterung
Springzeit ꝛc. II.
Scheinheilige Frau. II. 2
Schwindſucht, deſſen Cur. II. 2
Schweinefleiſch. II. 2
Schlaf, mediciniſche Anmerkunge
II. 2
Schwefelregen, Erläuterung. II. 2
Schiavo, wie dieſes Compliment zu a
ten. I.
Seekrebs, Merkwürdigkeit. I. 2
Seefiſch, als ein Wunder der Heuſch
ken, Abbildung. I. 2
Seele, beim Sterben. II. 3
Seelen der Abgeſchiedenen, ſiehe Abg
ſchiedene.
Seelen- und Leibesarbeit, unmäſi
II. 17
Seidenwürmer, und von Verän
rung der Raupen. II. 25
Serum beim Menſchen. II. 22
Soldaten, warum ſolchen das Heir
then zu geſtatten ſeye? I. 20
Sonnen, deren ſeynd viele. II. 2
Sommervogel, ſiehe Raupen.

Thee und Caffee, was davon zu halten? II. 212
Thurnbau zu Babel. II. 281
Thonichtes Erdreich zu verbeſſern. I. 74
Thrax, ſiehe Atheiſten.
Timii Tractat von Ausdünſten. II. 237
Titelſucht. I. 244
Tod, der Gräfin Zangarini, ſo wunderbar als merkwürdig. I. 47
Todesbetrachtung, in der Muſic der Königin Eliſabeth von Engelland. I. 85
Todesbetrachtung, philoſophiſch. I. 156
Torferde zum Brennen, deren Entdekung, Nuzen und Beſchreibung. Merkwürdige Aufſuchung hievon im Wietembergiſchen. I. 168
Tod der Fliege, ein Gedicht. I. 269
Todten begraben; ſiehe Begrabung.
Tollen Hundsbis, Mittel. II. 115
Todesbetrachtungen, in Anſehung der Rauben, und deren erſtaunungswürdigen Verwandlung. II. 301
Tod, mediciniſcher Beweis, daß derſelbe ſo bitter und ſchmerzhaft nicht ſeye, als man ſich gemeiniglich einbildet. II. 334
Trauer- und Luſtſpiele, Satyre. I. 71
Trinken, *vid.* durſtige Brüder.
Trunkenheit, deren Urſache und Grad, und wie es damit zugehe? beſondere ganz neue Entdekungen hievon. I. 185
Trokene Sommer, deſſen Urſachen. II. 105
Tranſpiration, ſiehe Ausdünſtung.
Trude, ſiehe Hexe.
Träume, und deren Bedeutung in Anſehung des Temperaments, der Geſundheit und Krankheiten. II. 290
Traurigkeit, beſondere Anmerkungen. II. 332
Turnips oder weiſe Rüben nüzlich zu pflanzen. I. 143

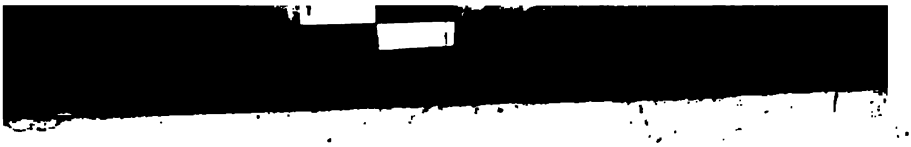
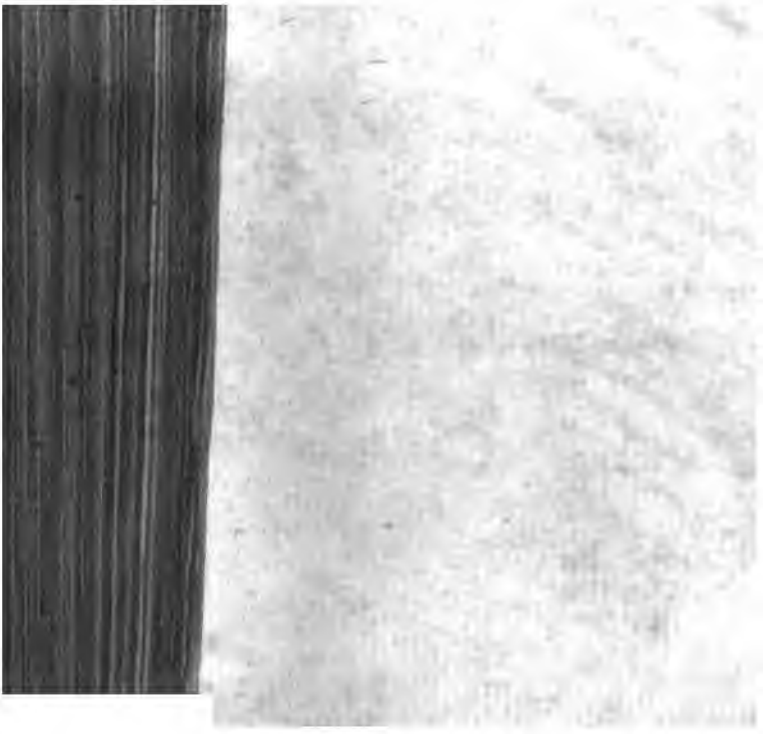
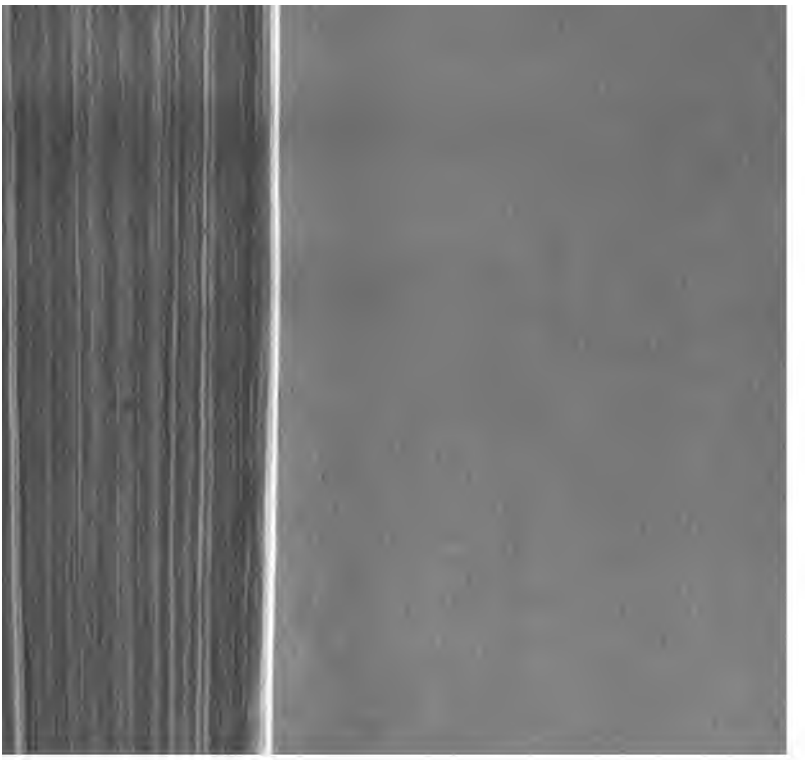
U.

Überſchrifften, oder Franzöſiſche Briefaddreſſen, und deren ungeräumte Mode. II. 22
Überſchwimmungen, was ſie nach ſich ziehen? II. 112
Uhren, deren Erfindung. II. 104
Unfruchtbaren Feldern durchs Brennen zu Hülfe zu kommen. I. 75
Unſinnigen Leuten; ſiehe Raſerei.
Unterſcheidungszeichen im Deutſchen, deren richtigen Gebrauch. II. 36
Unterakern des Miſts. II. 94
Unempfindliche Ausdünſtung; ſiehe Ausdünſtung.
Urſprung der Kälte aus dem Plutarch. I. 90

V.

Vampieren. I. 311
Vatter, der ſterbende, ein Gedicht. I. 263
Vätterlicher Unterricht an ſeinen Sohn. I. 140
Verfälſchung des Weins. I. 20
Verbrennung, innerlich bei Menſchen, nüzliche Anmerkungen. I. 54
Verbeſſerung des Feldbaues betreffend. I. 71
Vergleichung des Irrthums mit dem Laſter. I. 256
Verfall der Religion, ſiehe Religion.
Vergnügen, aus Mercure & Minerve. II. 81
Verpfachtung der Schäfereien. II. 96
Veränderung, ſiehe Oberfläche.
Verkältung im Schlafe, iſt ſchädlich. II. 239
Viehes Fütterung. II. 93
Vortheile in allerhand Land- Hauswirthſchaftlichen Geſchäften. II. 88

W.

Wald und Waldanbau. II. 100
Waldungen, und deren Schwierigkeiten bei Hauswirthſchaftlicher Nuzung. I. 193. Deren anzulegen. II. 188
Waſſer ableiten, iſt ſchädlich. II. 106
Und wie Waſſer zu feſtes Land werden kan, ibid. pag. 108
Waſſerſucht, deren Art zu curiren. I. 11

zen. l. 76. Item auf Wieſen pflanzen. ll.
Weiſe Kunſt, Magie, und allerh Nachrichten von dem ſogenannten berer Peladine. l.
Weiderоſen, und den dabei entſte den Aberglauben. ll.
Welt, ob ſolche jezo ſchlimmer al den vorigen Zeiten ſeye? ll.
Weſpen, wie ſie ſich vermehren.? ll.
Witterung auf den Planeten. ll.
Winters Nuzen, erleuterte Merkw digkeit. ll.
Wirthſchafftliche Vortheile. ll.